
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01308502 2

Sämtliche Werke
des Freiherrn Joseph von Eichendorff.

3. Band: Ahnung und Gegenwart.

Sämtliche Werke
des
Freiherrn
Joseph von Eichendorff.

Historisch-kritische Ausgabe.

In Verbindung
mit
Philipp August Becker
herausgegeben
von
Wilhelm Kosch und August Sauer.

3. Band:
Ahnung und Gegenwart.

Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.

Ahnung und Gegenwart.

Ein Roman

von

Freiherrn

Joseph von Eichendorff.

Herausgegeben von

Wilhelm Kosch und Marie Speyer.

Regensburg.

Druck und Verlag von J. Habbel.

Vorwort.

Der Roman „Ahnung und Gegenwart“ enthält soviel Erlebtes, daß er, wenn auch vielleicht in zu weit gehendem Maße, seit Hermann von Eichendorff fast als biographische Quelle benutzt worden ist. Mit der Herausgabe dieses Romanes kann also wohl am passendsten der Übergang von den biographischen Schriften zu den poetischen Werken gemacht werden. Ebensowenig wie bei den bereits erschienenen Bänden kann es hier die Absicht sein, durch eine umfassende, erschöpfende Einleitung der Biographie vorgreifen zu wollen. Das Vorwort will nur durch rein sachliche Zusammenstellung die äußere Entstehungsgeschichte des Werkes geben.

An Handschriften besitzen wir außer dem Bruchstück eines Entwurfs nichts, und es besteht auch kaum eine Hoffnung auf glückliche Funde, da jahrelange mühevolle Nachforschungen zu keinem Ergebnis führten. So müssen wir uns denn die Entstehungsgeschichte des Romans aus gelegentlichen Äußerungen Eichendorffs und seiner Freunde unter sorgfältiger Erwägung aller inneren Gründe zu vergegenwärtigen suchen. Die bisherige Forschung, vielfach nur auf Mutmaßungen angewiesen, ist zu Ergebnissen gelangt, die zeitlich weit auseinanderliegen und daher wenig Glaubwürdigkeit beanspruchen können.

Hermann von Eichendorff (S. W. I S. 45) verlegt die Anfänge allgemein in den Lubowitzer Aufenthalt nach der Rückkehr von Heidelberg im Spätsommer 1808, ohne klar zu bestimmen, ob er die Zeit vor oder nach der Berliner Reise

meint. Ihm schließt sich Höber an. — Krüger setzt das erste Buch vor oder in das Jahr 1809, das zweite und dritte Buch in die Zeit nach 1809, wahrscheinlich erst in das Jahr 1811. Er hält es (S. 80 ff.) sogar für möglich, daß einzelne Teile des ersten Buches bereits während des Lubowitzer Aufenthaltes 1806/07 gestaltet worden seien. Einer so frühen Datierung hat bereits Walzel widersprochen, indem er einerseits hervorhob, daß Erlebnis und Niederschrift durchaus nicht gleichzeitig angesetzt werden müssen, anderseits die Hinfälligkeit der von Krüger angeführten Lieder als Stütze für die Datierung aufdeckte. Im Gegenteil, gerade das von Krüger S. 81 für 1806/07 in Anspruch genommene Lied „Schlafe, Liebchen" (vgl. Anm. zu S. 93, Z. 34) bietet einen Beweisgrund mehr für eine viel spätere Datierung. — Weichberger (S. 42) läßt die Jugendgeschichte Rudolfs und die Friedrichs „vom Spätsommer 1808 bis zum Herbst 1809" in Lubowitz entstehen. Ein Hauptgrund für diese Feststellung, der große Einfluß des „Florentin" auf die Jugendgeschichte Rudolfs kann noch viel besser für eine spätere Datierung in Anspruch genommen werden; es ist wahrscheinlicher, daß Eichendorff den „Florentin" erst in Wien las, wo er mit Dorothea Schlegel in enge persönliche Beziehung trat, als daß er ihn schon 1808 in Lubowitz kannte; das Tagebuch erwähnt das Buch nicht. Weichberger datiert dann sogar die einzelnen Kapitel, im Anschluß an die im Roman geschilderten Jahreszeiten: Kap. I—X in Lubowitz März bis Oktober 1810, XI und XII in Wien Januar bis März 1811, dann Pause, hervorgerufen durch den österreichischen Staatsbankerott vom 15. März 1811, XIII. Kapitel Herbst, XIV. Winter 1811 in Wien, XV. (beginnend mit „einem Feiertag im März") und XVI. Frühling, XVII. Herbst 1812; mit der Datierung des dritten Buches gerät Weichberger „etwas ins Gedränge" und setzt die Entstehung in den „Herbst und Winter 1812, nach der Beendigung des zweiten". Dieser Chronologie widerspricht jedoch das Tagebuch, das gerade in der angenommenen „Pause", dem Sommer 1811, die lebhafteste Förderung des Romans verzeichnet. — Reinhard (S. 51) nimmt an, „daß

der ganze Roman in der Form, wie er uns vorliegt, in Wien entstanden und ein älteres, nicht erhaltenes Romanfragment darin aufgegangen sei". — Wegener (S. 13 ff.) verlegt die ersten Anfänge wieder in den Spätsommer 1808, läßt den Roman in Berlin „regen Fortgang" nehmen. Freilich meint er gleich darauf: „Wie der Roman in Berlin nun gedieh, das entzieht sich völlig unserer Kenntnis. . . . Eichendorff wird ihn wohl mehr indirekt als direkt gefördert haben. . . . Eine regelrechte Fortsetzung fand der Roman erst in der Heimat." In Wien läßt er darauf den weitaus größten Teil der Dichtung entstehen. Eingehender beschäftigt Wegener sich mit dem Abschluß des Romans, für den er August oder September 1812 annimmt.

Gegenüber den Hypothesen gilt es, zunächst das Tatsächliche festzuhalten. Die erste urkundliche Nachricht gibt eine Briefstelle Loebens vom 27. Dezember 1810, die Brüder Eichendorff sind damals schon in Wien. Es heißt da: „Eure Romane . . . zu lesen bin ich sehr ungeduldig." Auch diese Stelle muß noch nicht auf „Ahnung und Gegenwart" bezogen werden, sie kann es aber doch aus guten Gründen. Eichendorff selbst berichtet im Tagebuch zum erstenmal über den Roman am 26. Juni 1811, sofort bei der ersten Monatsübersicht, die nach der Lücke erhalten ist, von da ab regelmäßig Monat für Monat bis zum 16. Januar 1812, und wenn wir die Ausdrücke „dichten" und „Poesie" auf den Roman deuten, bis zum 29. Februar 1812.

Aus dem Mangel einer Mitteilung über das Werk in früheren Tagebuchaufzeichnungen dürfen wir gewiß nicht schließen, es sei erst im Juni 1811 in Wien begonnen worden. Das Tagebuch weist vom 24. Juli 1810 bis zum Juni 1811, ebenso wie vom 3. April 1808 bis zum 7. Oktober 1809 eine große Lücke auf. Die Anfänge des Romans können in die Zeit von der Rückkehr aus Berlin (3. März 1810) bis zum Juni 1811 fallen. Aus verschiedenen später darzulegenden Gründen erscheint es jedoch wahrscheinlich, daß sie eher in die Wiener Zeit vom Oktober 1810 ab, mit der auch jene Briefnotiz Loebens übereinstimmt, zu setzen sind, als in die vorausgehenden Lubowitzer Monate. Ganz

unannehmbar ist eine noch frühere Datierung: 1808 oder gar 1806. Die erste Notiz vom 26. Juni 1811 „diesen Monat fleißig am Roman“ kennzeichnet sich nicht als Anzeige einer begonnenen, sondern als Mitteilung über eine fortgesetzte Arbeit. Eichendorff erwähnt in seinen täglichen Aufzeichnungen die eigenen Arbeiten, vor allem die Lyrik, allerdings kaum. Da er aber verhältnismäßig so eifrig über den Fortgang des Romans vom Juni 1811 bis Februar 1812, soweit das Tagebuch reicht, berichtet, so darf man annehmen, daß, wenn der Beginn vor der Lücke, also vor Juli 1810, läge, sich irgendwie ein Anhaltspunkt dafür finden würde. Jedenfalls ist der Roman im Februar 1812 noch nicht vollendet, sonst würde Eichendorff den Abschluß melden.

Schwieriger ist ein Datierungsversuch aus inneren Gründen. Die Behauptung, Rudolfs Jugendgeschichte bilde den ältesten Bestandteil des Werkes, erweist sich nicht als stichhaltig. Weichbergers Wahrscheinlichkeitsbeweis mit „Corregios Bogenschütz“ (vgl. Anm. zu S. 302, Z. 10) steht auf schwachen Füßen. Der Dichter hat jenes Kunstwerk ebenso leicht erst 1810 in Wien sehen können. Ferner ergeben auch die Anklänge an den „Florentin“ (vgl. Anm. S. 240, Z. 7) nichts Gewisses für eine frühe Entstehung der Jugendgeschichte Rudolfs, finden sie sich doch nicht minder stark auch sonst im dritten Buch. Unverkennbar zeigt sich der Einfluß von Goethes Faust auf jene Partie nicht bloß in der Auffassung des Charakters, sondern auch in Einzelheiten. Zwar lesen wir auch im Tagebuch unterm 17. April 1807 eine Anspielung auf Faust, doch handelt es sich dabei wohl nur um das Volksbuch. Die wörtlichen Faustzitate betreffen zwar nur Stellen, die bereits im Fragment von 1790 enthalten waren. Es ist aber doch anzunehmen, daß Eichendorff unter dem Eindruck der Ausgabe von 1808 stand. Vor allem aber ist der Einfluß des Faust nichts Eigentümliches für die Lebensgeschichte Rudolfs, er findet sich ebensowohl im ersten, zweiten und wiederum gerade auch sonst im dritten Buch.

Auch eine frühere Datierung der Jugendgeschichte

Friedrichs im ersten Buch erscheint durch nichts begründet. Sie ist zunächst vor der Heidelberger Zeit undenkbar. Der Einfluß des Wunderhorns — nicht bloß in dem eingelegten Lied — die begeisterte Schilderung der Volksbücher, die heftigen Ausfälle gegen die Aufklärung, all dies deutet nicht bloß auf die Romantik Tiecks hin, sondern noch viel mehr auf die der Heidelberger. Ausschlaggebend ist schließlich die Erzählung des Märchens vom Machandel Bohm, das erst im Juli 1808 in der Einsiedlerzeitung erschienen ist. Daß die Schilderung der Heimat so warm und lebendig anmutet, besagt nichts für eine Niederschrift in Lubowitz, ebensowenig wie, besonders im ersten Buch, der Nachweis von Selbsterlebnissen, die sich bis ins Jahr 1806 zurückverfolgen lassen. Die betreffenden Stellen können gleichwohl viel später entstanden sein (vgl. Anm. zu S. 25, Z. 16). Gerade die Erinnerungsstimmung ist ja nicht bloß für die Lyrik, sondern für das ganze Schaffen Eichendorffs überhaupt charakteristisch. Wenn es z. B. in der Jugendgeschichte Friedrichs (S. 47, Z. 14 f.) heißt: „Diese ganze, stille Zeit liegt weit hinter all dem Schwalle der seitdem durchlebten Tage, wie ein uraltes, wehmütig süßes Lied, und wenn mich oft nur ein einzelner Ton davon wieder berührt, faßt mich ein unbeschreibliches Heimweh“, so spricht die Stelle eher für eine Niederschrift fern von der Heimat als in Lubowitz selbst (vgl. auch S. 78, Z. 22; S. 104, Z. 6; S. 117, Z. 20). Das Tagebuch endlich zeigt ausdrücklich, daß Eichendorff im Rückblick gedichtet hat. Unter dem Datum des 3. Septembers 1811 (S. XI. 287, Z. 11 ff.) heißt es: „Zum Dessert: Loebens Briefe und mein Tagebuch von Lubowitz . . . bis 1 Poesie . . . später Jurispr: dann Poesie“. Unter „Poesie“ ist hier, wie sich aus S. 293, Z. 15 und 17 ergibt, der Roman gemeint.

Auf die Entstehungszeit des am meisten in Frage kommenden ersten Buches werfen ferner besonders folgende Stellen Licht: die scharfe Satire auf Lafontaine (S. 67, Z. 16 ff), den Eichendorff in Heidelberg noch bewundert; der Vergleich mit dem Deutschen durch Frankreich (S. 56, Z. 11), der wohl erst nach der Pariser Reise 1808 wahr=

scheinlich ist, ebenso wie der Ausdruck „gedruckt in diesem Jahr“ (S. 113, Z. 19) kaum vor Heidelberg; dem ersten Kapitel liegt die Donaureise der Brüder im Jahre 1808 zugrunde; hat Weichberger (vgl. Anm. S. 4, Z. 23) mit seinem Hinweis auf Brentanos Rheinmärchen recht, und nimmt man deren Einfluß oder den von Fouqués Undine auf Fabers Wassermärchen (S. 40, Z. 18 ff.) an, so ergeben sich als termini a quo für das erste und fünfte Kapitel März 1810 und 1811; geht das Lied S. 44, Z. 12 nicht auf das Wunderhorn, sondern auf den Simplizissimus selbst zurück, so ist dort der Januar 1810 frühestes Datum; die Parallelen aus dem Tagebuch zeigen, daß die Stelle S. 72, Z. 19 ff. nicht vor dem Juni und Juli 1810 geschrieben ist, wahrscheinlich die S. 84, Z. 2 f. nicht vor dem 18. Juli 1810; den Aufenthalt der Brüder im Garten (S. 78, Z. 3) schildert das Tagebuch entsprechend unter dem 12. Mai 1810; der Ausdruck S. 114, Z. 21 „diesen Winter recht lustig“ paßt auf den ersten Wiener Winter 1810/11; der Zusammenhang der Stelle S. 107, Z. 33 ff. mit Loebens Brief vom 27. Dezember 1810 macht eine unwillkürliche Reminiszenz bei bald darauf folgender Niederschrift wahrscheinlich; auch die Stellen S. 6, Z. 34, S. 28, Z. 18, S. 96, Z. 26 weisen in die Wiener Zeit; das Lied „Schlafe, Liebchen“ S. 93, Z. 34 ist jedenfalls erst nach dem September 1811 gedichtet, es kann freilich erst später in den Roman eingefügt worden sein; die Anspielung auf Loeben im vierten Kapitel S. 35, Z. 35 ff. ist kaum denkbar vor Wien, die Schäferpoesie Loebens wurde im Schlegelschen Kreise nach dem Tagebuch besonders im Februar 1812 verspottet, diese Stelle könnte schließlich auch später eingefügt sein; wenn wir aber auch die Stelle über den „Prinzen in Sizilien“ nach Anm. S. 92, Z. 11 aufgeben würden, so ist ein späteres Einfügen der Anklänge aus Arnims „Dolores“ (vgl. besonders die Leitergeschichte S. 60, Z. 22 und die Schnurrbärte der Heiligenbilder S. 40, Z. 38) schwer glaublich, zu welchem Zweck wären sie erfolgt? Ebenso wie das einzige erhaltene handschriftliche Fragment die „Gräfin Dolores“ erwähnt, so berichtet auch das erste Zeugnis über den Roman, Loebens Brief vom 27. Dezember

1810, von dem großen Eindruck, den Arnims Dichtung auf die Brüder gemacht, sie erscheint von Anfang an eng mit „Ahnung und Gegenwart“ verknüpft. So zeigen sich bereits im ersten Buch eine ganze Reihe von Stellen, die eine Datierung vor 1810 nicht wahrscheinlich machen.

Die Entstehung der beiden folgenden Bücher deckt sich wohl in der Hauptsache mit der im Tagebuch angegebenen Zeit. Beachtenswert erscheinen nachstehende Einzelheiten: ist die ästhetische Teegesellschaft im zehnten Kapitel in das Haus der Sander nach Berlin zu versetzen, so muß man die Niederschrift frühestens für den Sommer 1810 annehmen; die Schilderung der Wirkung von Arnims „Dolores“ im zwölften Kapitel und die Anklänge S. 129, Z. 7 ff. und S. 286, Z. 14 sind erst einige Zeit nach Erscheinen des Buches Frühjahr 1810 möglich; das dritte Buch hat den beendigten Tiroler Aufstand von 1809 zur Voraussetzung; das Lied „Hoch über den stillen Höhen“ S. 258, Z. 6 stammt nach dem Entwurf aus der Wiener Zeit, dasselbe gilt nach den Anmerkungen für die Stellen S. 138, Z. 35, S. 180, Z. 22; die Schilderung S. 176, Z. 3 ist wahrscheinlich zu Beginn des Winters 1811 geschrieben; die Romanze „Von der deutschen Jungfrau“ S. 327, Z. 29 hat der Dichter sicherlich erst längere Zeit nach dem Dezember 1811 eingefügt; nach diesem Datum sind auch die Stellen S. 196, Z. 19 ff. und S. 200, Z. 21 ff. erst entstanden mit ihren Anlehnungen an Arnims „Wintergarten“, den Eichendorff im Dezember 1811 gelesen hat; können die Hinweise auf Arnims „Isabella von Ägypten“ S. 334, Z. 26 und auf Tiecks „Phantasus“ S. 225, Z. 12 und S. 324, Z. 25 Glaubwürdigkeit beanspruchen, so ergeben sich als letzte nachweisbare Daten 1812 und zwar mit dem „Phantasus“ Michaelis 1812.

Zusammenfassend wäre also über die Entstehungsgeschichte zu sagen: die Niederschrift wurde offenbar im Spätherbst 1810 in Wien begonnen, quellenmäßig nachweisbar ist die Arbeit vom Juni 1811 bis Ende Februar 1812, vollendet wurde sie wahrscheinlich nach Michaelis 1812. Die Angabe Eichendorffs in dem Briefe an Fouqué

vom 1. Oktober 1814: „Ich hatte denselben vollendet, ehe noch die Franzosen in Moskau waren“ (14. September 1812) ist wohl als allgemeine Zeitbestimmung für den Herbst 1812 anzusehen; Fouqué macht daraus im Vorwort sogar „ehe noch die Franzosen im letzten Kriege Rußland betraten“. Übrigens wurde der Roman, wie sich aus dem Briefwechsel ergibt, bis zum Drucke in Einzelheiten noch vielfach umgearbeitet.

Eingehender als über die Entstehung sind wir über die Veröffentlichungsgeschichte des Romans unterrichtet. Sie läßt sich an Hand der Zusammenstellungen im Anhang (S. 339 ff.) ziemlich genau verfolgen. In Wien hatte Eichendorff den Roman bereits Friedrich und Dorothea Schlegel mitgeteilt; Dorothea (XII S. 8 ff., XIII S. 67 ff., XII S. 10 f.) hatte die Handschrift verbessert, und nach Hermann von Eichendorff (S. W. I. 53) dem Roman den Titel gegeben. Im Winter 1812/13 suchte Eichendorff (XII S. 8 f.) einen Verleger, den er, zum Teil wegen der zeitgenössischen Anspielungen, nicht finden konnte. Es muß (XIII S. 57) eine Zeitlang die Absicht gewesen sein, daß Friedrich Schlegel oder Adam Müller den Roman herausgeben sollten; Anfang Juni 1814 (XIII S. 23) aber war Eichendorff bereits zum Entschluß gekommen, Fouqué als Herausgeber zu wählen. Am 1. Oktober 1814 (XII S. 8) schreibt er an Fouqué in diesem Sinne. Die Handschrift hatte er zuerst an Loeben gesandt, der sie (Pissin 291) mit einem Begleitschreiben Fouqué zuschickte. Am 26. November 1814 schreibt Fouqué an Eichendorff (XIII S. 66 f.), daß er sich um einen Verleger bemühen werde, aber nicht gern als Herausgeber erscheine, Eichendorff darum selbst ein Vorwort schreiben möge; zugleich wünscht er einige Änderungen im Text, besonders zum Schluß, die Eichendorff (Brief vom 25. Dezember 1814 XII S. 10 ff.) zum Teil vornimmt, ebenso wie er dem Vorschlag Fouqués entspricht, kein Pseudonym zu wählen. Eichendorff wollte zuerst statt eines Vorworts nur die Stanzen „An die Freunde“ als Zueignung geben (XIII S. 67), dann schrieb er ein Vorwort (XII S. 10 f.), das Fouqué benutzte zu der Vorrede, die er doch schließlich

verfaßte; sie ist vom 6. Januar 1815 datiert; der Abdruck erscheint im Lesartenbande. Die Drucklegung des Werkes bei Schrag in Nürnberg erfolgte während Eichendorff im Felde war, er bekam den Roman erst bei der Rückkehr nach Deutschland zu Gesicht (XII S. 15). Eichendorff erhielt 1 Friedrichsdor für den Druckbogen Honorar (XII S. 14), im ganzen also für die dreißig Bogen 30 Friedrichsdor (XII S. 17). Der Roman hatte damals wenig äußern Erfolg, die zeitgenössischen Besprechungen sind, soweit sie erreichbar waren, im Anhang gesammelt. Es scheint, daß später Schrag sich mit der Absicht einer Neuauflage trug (XIII S. 302), der Wiederabdruck erfolgte aber erst bei Simion in Berlin in der Gesamtausgabe von 1841.

Aus der Veröffentlichungsgeschichte sind die Schwierigkeiten ersichtlich, denen die Herausgeber bei der Textgestaltung gegenüberstanden. Die Handschrift war nicht mehr aufzufinden, weder im Nachlasse Eichendorffs, noch in dem Fouqués, noch in Nürnberg. Wie die Schragschen Erben freundlichst mitteilen, sind zwar die Handschriften und Korrespondenzen sonst fast vollständig aufbewahrt, aber für die Kriegsjahre, die hier in Betracht kommen, fehlen sie.

Inwieweit ist nun der Druck von 1815 maßgebend? Die Handschrift Eichendorffs ist von Dorothea Schlegel vielfach, wohl auch von Fouqué verbessert, von Fouqué in Eichendorffs Abwesenheit in Druck gegeben worden, der Dichter sah bestimmt keine Korrektur. Diese Ausgabe kann also für Texteinzelheiten wenig in Betracht kommen. Es bliebe die Gesamtausgabe von 1841 als Ausgabe letzter Hand. Da macht aber die Bestimmung V des Vertrages mit Simion vom 15. April 1840 (XIII S. 302) stutzig. Darnach hätte der Verfasser nur die Korrektur der „sub § I, 2a bis c genannten neuen Schriften“ zu übernehmen gehabt, „Ahnung und Gegenwart“ fällt nicht darunter. Ein genauer Vergleich der beiden Ausgaben jedoch ergibt, daß in W. Änderungen vorkommen, die nicht ohne weiteres einem Druckereikorrektor zuzumuten sind. Es ist vielmehr, obschon auch hier nichts aufgefunden werden konnte, doch unbedingt anzunehmen, daß Eichendorff eine verbesserte

Druckvorlage einreichte, wenn er dann auch keine Korrekturen mehr las.

Der vorliegende Neudruck geht, um so mehr da die Ausgabe von 1841 für andere Schriften maßgebend ist, auch für „Ahnung und Gegenwart“ auf diese zurück, abgesehen von ganz wenigen Ausgleichungen nach A., die durch die Druckgeschichte berechtigt sind; es sei hervorgehoben, daß aus kritischen Gründen der Ausgabe von 1841 auch mehr als einmal in solchen Fällen gefolgt wurde, wo der Text von 1815 an sich ansprechender gewesen wäre. Die Interpunktion hält sich genau an die Vorlage von 1841, die Schreibung ist modernisiert, insoweit das Lautbild nicht verändert wurde. Über alle Einzelheiten unterrichtet der Lesartenband.

Zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlen sich die Herausgeber den Herren: Major Karl Freiherrn von Eichendorff in Wiesbaden, Dr. Hugo Häusle an der Universitätsbibliothek in Czernowitz, Professor Dr. Martin D'Huart an der Landesbibliothek in Luxemburg, Privatdozent Dr. Walter Ziesemer an der Universität Königsberg, ferner den Schragschen Erben in Nürnberg und der Kgl. Bibliothek in Berlin.

Czernowitz und Luxemburg, Neujahr 1913.

Die Herausgeber.

Ahnung und Gegenwart.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Sonne war eben prächtig aufgegangen, da fuhr ein Schiff zwischen den grünen Bergen und Wäldern auf der Donau herunter. Auf dem Schiffe befand sich ein lustiges Häufchen Studenten. Sie begleiteten einige Tagereisen weit den jungen Grafen Friedrich, welcher soeben die Universität verlassen hatte, um sich auf Reisen zu begeben. Einige von ihnen hatten sich auf dem Verdecke auf ihre ausgebreiteten Mäntel hingestreckt und würfelten. Andere hatten alle Augenblicke neue Burgen zu salutieren, neue Echos zu versuchen, und waren daher ohne Unterlaß beschäftigt, ihre Gewehre zu laden und abzufeuern. Wieder andere übten ihren Witz an allen, die das Unglück hatten am Ufer vorüberzugehen, und diese aus der Luft gegriffene Unterhaltung endigte dann gewöhnlich mit lustigen Schimpfreden, welche wechselseitig so lange fortgesetzt wurden, bis beide Parteien einander längst nicht mehr verstanden. Mitten unter ihnen stand Graf Friedrich in stiller, beschaulicher Freude. Er war größer als die andern, und zeichnete sich durch ein einfaches, freies, fast altritterliches Ansehen aus. Er selbst sprach wenig, sondern ergötzte sich vielmehr still in sich an den Ausgelassenheiten der lustigen Gesellen; ein gemeiner Menschensinn hätte ihn leicht für einfältig gehalten. Von beiden Seiten sangen die Vögel aus dem Walde, der Widerhall von dem Rufen und Schießen irrte weit in den Bergen umher, ein frischer Wind strich über das Wasser, und so fuhren die Studenten in ihren bunten, phantastischen Trachten wie das Schiff der Argonauten. Und

so fahre denn, frische Jugend! Glaube es nicht, daß es einmal anders wird auf Erden. Unsere freudigen Gedanken werden niemals alt und die Jugend ist ewig.

Wer von Regensburg her auf der Donau hinabgefahren ist, der kennt die herrliche Stelle, welche der Wirbel genannt wird. Hohe Bergschluften umgeben den wunderbaren Ort. In der Mitte des Stromes steht ein seltsam geformter Fels, von dem ein hohes Kreuz trost- und friedenreich in den Sturz und Streit der empörten Wogen hinabschaut. Kein Mensch ist hier zu sehen, kein Vogel singt, nur der Wald von den Bergen und der furchtbare Kreis, der alles Leben in seinen unergründlichen Schlund hinabzieht, rauschen hier seit Jahrhunderten gleichförmig fort. Der Mund des Wirbels öffnet sich von Zeit zu Zeit dunkelblickend, wie das Auge des Todes. Der Mensch fühlt sich auf einmal verlassen in der Gewalt des feindseligen, unbekannten Elements, und das Kreuz auf dem Felsen tritt hier in seiner heiligsten und größten Bedeutung hervor. Alle wurden bei diesem Anblicke still und atmeten tief über dem Wellenrauschen. Hier bog plötzlich ein anderes fremdes Schiff, das sie lange in weiter Entfernung verfolgt hatte, hinter ihnen um die Felsenecke. Eine hohe, junge, weibliche Gestalt stand ganz vorn auf dem Verdecke und sah unverwandt in den Wirbel hinab. Die Studenten waren von der plötzlichen Erscheinung in dieser dunkelgrünen Öde überrascht und brachen einmütig in ein freudiges Hurra aus, daß es weit an den Bergen hinunterschallte. Da sah das Mädchen auf einmal auf, und ihre Augen begegneten Friedrichs Blicken. Er fuhr innerlichst zusammen. Denn es war, als deckten ihre Blicke plötzlich eine neue Welt von blühender Wunderpracht, uralten Erinnerungen und niegekannten Wünschen in seinem Herzen auf. Er stand lange in ihrem Anblick versunken, und bemerkte kaum, wie indes der Strom nun wieder ruhiger geworden war und zu beiden Seiten schöne Schlösser, Dörfer und Wiesen vorüberflogen, aus denen der Wind das Geläute weidender Herden herüberwehte.

Sie fuhren soeben an einer kleinen Stadt vorüber. Hart am Ufer war eine Promenade mit Alleen. Herren

und Damen gingen im Sonntagsputze spazieren, führten einander, lachten, grüßten und verbeugten sich hin und wieder, und eine lustige Musik schallte aus dem bunten, fröhlichen Schwalle. Das Schiff, worauf die schöne Unbekannte stand, folgte unsern Reisenden immerfort in einiger Entfernung nach. Der Strom war hier so breit und spiegelglatt wie ein See. Da ergriff einer von den Studenten seine Gitarre, und sang der Schönen auf dem andern Schiffe drüben lustig zu:

Die Jäger ziehn in grünen Wald
Und Reiter blitzend übers Feld,
Studenten durch die ganze Welt,
So weit der blaue Himmel wallt.

Der Frühling ist der Freudensaal,
Viel tausend Vöglein spielen auf,
Da schallts im Wald bergab, bergauf:
Grüß' dich, mein Schatz, viel tausendmal!

Sie bemerkten wohl, daß die Schöne allezeit zu ihnen herübersah, und alle Herzen und Augen waren wie frische junge Segel nach ihr gerichtet. Das Schiff näherte sich ihnen hier ganz dicht. Wahrhaftig, ein schönes Mädchen! riefen einige, und der Student sang weiter:

Viel rüst'ge Bursche ritterlich,
Die fahren hier in Stromes Mitt',
Wie wilde sie auch stellen sich,
Trau' mir, mein Kind, und fürcht' dich nit!

Querüber übers Wasser glatt
Laß werben deine Äugelein,
Und der dir wohlgefallen hat,
Der soll dein lieber Buhle sein.

Hier näherten sich wieder die Schiffe einander. Die Schöne saß vorn, wagte es aber in dieser Nähe nicht, aufzublicken. Sie hatte das Gesicht auf die andere Seite gewendet, und zeichnete mit ihrem Finger auf dem Boden. Der Wind wehte die Töne zu ihr herüber, und sie verstand wohl alles, als der Student wieder weiter sang:

Durch Nacht und Nebel schleich' ich sacht',
Kein Lichtlein brennt, kalt weht der Wind,

Riegl' auf, riegl' auf bei stiller Nacht,
Weil wir so jung beisammen sind!

Ade nun, Kind, und nicht geweint!
Schon gehen Stimmen da und dort,
Hoch übern Wald Aurora scheint,
Und die Studenten reisen fort.

So war es endlich Abend geworden, und die Schiffer lenkten ans Ufer. Alles stieg aus, und begab sich in ein Wirtshaus, das auf einer Anhöhe an der Donau stand. Diesen Ort hatten die Studenten zum Ziele ihrer Begleitung bestimmt. Hier wollten sie morgen früh den Grafen verlassen und wieder zurückreisen. Sie nahmen sogleich Beschlag von einem geräumigen Zimmer, dessen Fenster auf die Donau hinausgingen. Friedrich folgte ihnen erst etwas später von den Schiffen nach. Als er die Stiege hinauf ging, öffnete sich seitwärts eine Türe und die unbekannte Schöne, die auch hier eingekehrt war, trat eben aus dem erleuchteten Zimmer. Beide schienen übereinander erschrocken. Friedrich grüßte sie, sie schlug die Augen nieder und kehrte schnell wieder in das Zimmer zurück.

Unterdes hatten sich die lustigen Gesellen in ihrer Stube schon ausgebreitet. Da lagen Jacken, Hüte, Federbüsche, Tabakspfeifen und blanke Schwerter in der buntesten Verwirrung umher, und die Aufwärterin trat mit heimlicher Furcht unter die wilden Gäste, die halbentkleidet auf Betten, Tischen und Stühlen, wie Soldaten nach einer blutigen Schlacht, gelagert waren. Es wurde bald Wein angeschafft, man setzte sich in die Runde, sang und trank des Grafen Gesundheit. Friedrich war heute dabei sonderbar zumute. Er war seit mehreren Jahren diese Lebensweise gewohnt, und das Herz war ihm jedesmal aufgegangen, wie diese freie Jugend ihm so keck und mutig ins Gesicht sah. Nun, da er von dem allem auf immer Abschied nehmen sollte, war ihm wie einem, der von einem lustigen Maskenballe auf die Gasse hinaustritt, wo sich alles nüchtern fortbewegt wie vorher. Er schlich sich unbemerkt aus dem Zimmer und trat hinaus auf den Balkon, der von dem Mittelgange des Hauses über die Donau hinausging. Der Gesang der

Studenten, zuweilen von dem Geklirre der Hieber unterbrochen, schallte aus den Fenstern, die einen langen Schein in das Tal hinauswarfen. Die Nacht war sehr finster. Als er sich über das Geländer hinauslehnte, glaubte er neben sich atmen zu hören. Er langte nach der Seite hin und ergriff eine kleine zarte Hand. Er zog den weichen Arm näher an sich, da funkelten ihn zwei Augen durch die Nacht an. Er erkannte an der hohen Gestalt sogleich das schöne Mädchen von dem andern Schiffe. Er stand so dicht vor ihr, daß ihn ihr Atem berührte. Sie litt es gern, daß er sie noch näher an sich zog, und ihre Lippen kamen zusammen. Wie heißen Sie? fragte Friedrich endlich. Rosa, sagte sie leise und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. In diesem Augenblicke ging die Stubentür auf, ein verworrener Schwall von Licht, Tabaksdampf und verschiedenen tosenden Stimmen quoll heraus, und das Mädchen war verschwunden, ohne daß Friedrich sie halten konnte.

Erst lange Zeit nachher ging er wieder in sein Zimmer zurück. Aber da war indes alles still geworden. Das Licht war bis an den Leuchter ausgebrannt und warf, manchmal noch auffladernd, einen flüchtigen Schein über das Zimmer und die Studenten, die zwischen Trümmern von Tabakspfeifen, wie Tote, umherlagen und schliefen. Friedrich machte daher die Tür leise zu und begab sich wieder auf den Balkon hinaus, wo er die Nacht zuzubringen beschloß. Entzückt in allen seinen Sinnen, schaute er da in die stille Gegend hinaus. Fliegt nur, ihr Wolken, rief er aus, rauscht nur und rührt euch recht, ihr Wälder! Und wenn alles auf Erden schläft, ich bin so wach, daß ich tanzen möchte! Er warf sich auf die steinerne Bank hin, wo das Mädchen gesessen hatte, lehnte die Stirn ans Geländer und sang still in sich verschiedene alte Lieder, und jedes gefiel ihm heut besser und rührte ihn neu. Das Rauschen des Stromes und die ziehenden Wolken schifften in seine fröhlichen Gedanken hinein; im Hause waren längst alle Lichter verlöscht. Die Wellen plätscherten immerfort so einförmig unten an den Steinen, und so schlummerte er endlich träumend ein.

Zweites Kapitel.

Als die ersten Strahlen der Sonne in die Fenster schienen, erhob sich ein Student nach dem andern von seinem harten Lager, riß das Fenster auf und dehnte sich in den frischen Morgen hinaus. Auch Friedrich befand sich wieder unter ihnen; denn eine Nachtigall, welche die ganze Nacht unermüdlich vor dem Hause sang, hatte ihn draußen geweckt und die kühle, der Morgenröte vorausfliegende Luft in die wärmere Stube getrieben. Singen, Lachen und muntere Reden erfüllten nun bald wieder das Zimmer. Friedrich überdachte seine Begebenheit in der Nacht. Es war ihm, als erwachte er aus einem Rausche, als wäre die schöne Rosa, ihr Kuß und alles nur Traum gewesen.

Der Wirt trat mit der Rechnung herein. Wer ist das Frauenzimmer, fragte Friedrich, die gestern abends mit uns angekommen ist? — Ich kenne sie nicht, aber eine vornehme Dame muß sie sein, denn ein Wagen mit vier Pferden und Bedienten hat sie noch lange vor Tagesanbruch von hier abgeholt. — Friedrich blickte bei diesen Worten durchs offene Fenster auf den Strom und die Berge drüben, welche heute nacht stille Zeugen seiner Glückseligkeit gewesen waren. Jetzt sah da draußen alles anders aus und eine unbeschreibliche Bangigkeit flog durch sein Herz.

Die Pferde, welche die Studenten hierher bestellt hatten, um darauf wieder zurückzureiten, harrten ihrer schon seit gestern unten. Auch Friedrich hatte sich ein schönes, munteres Pferd gekauft, auf dem er nun ganz allein seine Reise fortsetzen wollte. Die Reisebündel wurden daher nun schnell

zusammengeschnürt, die langen Sporen umgeschnallt und alles schwang sich auf die rüstigen Klepper. Die Studenten beschlossen, den Grafen noch eine kleine Strecke landeinwärts zu geleiten, und so ritt denn der ganze bunte Trupp in den heitern Morgen hinein. An einem Kreuzwege hielten sie endlich still und nahmen Abschied. Lebe wohl, sagte einer von den Studenten zu Friedrich, du kommst nun in fremde Länder, unter fremde Menschen, und wir sehen einander vielleicht nie mehr wieder. Vergiß uns nicht! Und wenn du einmal auf deinen Schlössern hausest, werde nicht wie alle andere, werde niemals ein trauriger, vornehmer, schmunzelnder, bequemer Philister! Denn, bei meiner Seele, du warst doch der beste und bravste Kerl unter uns allen. Reise mit Gott! Hier schüttelte jeder dem Grafen vom Pferde noch einmal die Hand und sie und Friedrich sprengten dann in entgegengesetzten Richtungen voneinander. Als er so eine Weile fortgeritten war, sah er sie noch einmal, wie sie eben, schon fern, mit ihren bunten Federbüschen über einen Bergrücken fortzogen. Sie sangen ein bekanntes Studentenlied, dessen Schlußchor:

Ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn!

der Wind zu ihm herüberbrachte. Ade, ihr rüstigen Gesellen, rief er gerührt; ade, du schöne freie Zeit! Der herrliche Morgen stand flammend vor ihm. Er gab seinem Pferde die Sporen, um den Tönen zu entkommen und ritt, daß der frische Wind an seinem Hute pfiff.

Wer Studenten auf ihren Wanderungen sah, wie sie frühmorgens aus dem dunkeln Tore ausziehen und den Hut schwenken in der frischen Luft, wie sie wohlgemut und ohne Sorgen über die grüne Erde reisen, und die unbegrenzten Augen an blauem Himmel, Wald und Fels sich noch erquicken, der mag gern unsern Grafen auf seinem Zuge durch das Gebirge begleiten. Er ritt jetzt langsam weiter. Bauern ackerten, Hirten trieben ihre Herden vorüber. Die Frühlingssonne schien warm über die dampfende Erde, Bäume, Gras und Blumen äugelten dazwischen mit blitzenden Tropfen, unzählige Lerchen schwirrten durch die laue Luft. Ihm war recht innerlichst fröhlich zumute. Tausend Erinnerungen, Entwürfe und Hoffnungen zogen wie ein

Schattenspiel durch seine bewegte Brust. Das Bild der schönen Rosa stand wieder ganz lebendig in ihm auf, mit aller Farbenpracht des Morgens gemalt und geschmückt. Der Sonnenschein, der laue Wind und Lerchensang verwirrte sich in das Bild, und so entstand in seinem glücklichen Herzen folgendes Liedchen, das er immerfort laut vor sich hersang:

Grüß' euch aus Herzensgrund:
Zwei Augen hell und rein,
Zwei Röslein auf dem Mund,
Kleid blank aus Sonnenschein!

Nachtigall klagt und weint,
Wollüstig rauscht der Hain,
Alles die Liebste meint:
Wo weilt sie so allein?

Weil's draußen finster war,
Sah ich viel hellern Schein,
Jetzt ist es licht und klar,
Ich muß im Dunkeln sein.

Sonne nicht steigen mag,
Sieht so verschlafen drein,
Wünschet den ganzen Tag,
Daß wieder Nacht möcht' sein.

Liebe geht durch die Luft,
Holt fern die Liebste ein;
Fort über Berg und Kluft!
Und sie wird doch noch mein!

Das Liedchen gefiel ihm so wohl, daß er seine Schreibtafel herauszog, um es aufzuschreiben. Da er aber anfing, die flüchtigen Worte bedächtig aufzuzeichnen und nicht mehr sang, mußte er über sich selber lachen und löschte alles wieder aus.

Der Mittag war unterdes durch die kühlen Waldschluften fast unvermerkt vorübergezogen. Da erblickte

Friedrich mit Vergnügen einen hohen, bepflanzten Berg, der ihm als ein berühmter Belustigungsort dieser Gegend anempfohlen worden war. Farbige Lusthäuser blickten von dem schattigen Gipfel ins Tal herab. Rings um den Berg herum wand sich ein Pfad hinauf, auf dem man viele Frauenzimmer mit ihren bunten Tüchern in der Grüne wallfahrten sah. Der Anblick war sehr freundlich und einladend. Friedrich lenkte daher sein Pferd um, und ritt mit dem fröhlichen Zuge hinan, sich erfreuend, wie bei jedem Schritte der Kreis der Aussicht ringsum sich erweiterte. Noch angenehmer wurde er überrascht, als er endlich den Gipfel erreichte. Da war ein weiter, schöner und kühler Rasenplatz. An kleinen Tischchen saßen im Freien verschiedene Gesellschaften umher und speisten in lustigem Gespräch. Kinder spielten auf dem Rasen, ein alter Mann spielte die Harfe und sang. Friedrich ließ sich sein Mittagsmahl ganz allein in einem Sommerhäuschen bereiten, das am Abhange des Berges stand. Er machte alle Fenster weit auf, so daß die Luft überall durchstrich, und er von allen Seiten die Landschaft und den blauen Himmel sah. Kühler Wein und hellgeschliffene Gläser blinkten von dem Tische. Er trank seinen fernen Freunden und seiner Rosa in Gedanken zu. Dann stellte er sich ans Fenster. Man sah von dort weit in das Gebirge. Ein Strom ging in der Tiefe, an welchem eine hellglänzende Landstraße hinablief. Die heißen Sonnenstrahlen schillerten über dem Tale, die ganze Gegend lag unten in schwüler Ruhe. Draußen vor der offenen Tür spielte und sang der Harfenist immerfort. Friedrich sah den Wolken nach, die nach jenen Gegenden hinaussegelten, die er selber auch bald begrüßen sollte. O Leben und Reisen, wie bist du schön! rief er freudig, zog dann seinen Diamant vom Finger und zeichnete den Namen Rosa in die Fensterscheibe. Bald darauf wurde er unten mehrere Reuter gewahr, die auf der Landstraße schnell dem Gebirge zu vorüberflogen. Er verwandte keinen Blick davon. Ein Mädchen, hoch und schlank, ritt den andern voraus und sah flüchtig mit den frischen Augen den Berg hinan, gerade auf den Fleck, wo Friedrich stand. Der Berg war hoch, die Entfernung und Schnelligkeit

groß; doch glaubte sie Friedrich mit einem Blicke zu erkennen, es war Rosa. Wie ein plötzlicher Morgenblick blitzte ihm dieser Gedanke fröhlich über die ganze Erde. Er bezahlte eiligst seine Zeche, schwang sich auf sein Pferd, und stolperte so schnell als möglich den sich ewig windenden Bergpfad hinab; seine Blicke und Gedanken flogen wie Adler von der Höhe voraus. Als er sich endlich bis auf die Straße hinausgearbeitet hatte und freier Atem schöpfte, war die Reuterin schon nicht mehr zu sehen. Er setzte die Sporen tapfer ein und sprengte weiter fort. Ein Weg ging links von der Straße ab in den Wald hinein. Er erkannte an der frischen Spur der Rosseshufe, daß ihn die Reuter eingeschlagen hatten. Er folgte ihm daher auch. Als er aber eine große Strecke so fortgeritten war, teilten sich auf einmal wieder drei Wege nach verschiedenen Richtungen und keine Spur war weiter auf dem härteren Boden zu bemerken. Fluchend und lachend zugleich vor Ungeduld, blieb er nun hier eine Weile stillstehen, wählte dann gelassener den Pfad, der ihm der anmutigste dünkte, und zog langsam weiter.

Der Wald wurde indes immer dunkler und dichter, der Pfad enger und wilder. Er kam endlich an einen dunkelgrünen, kühlen Platz, der rings von Felsen und hohen Bäumen umgeben war. Der einsame Ort gefiel ihm so wohl, daß er vom Pferde stieg, um hier etwas auszuruhen. Er streichelte ihm den gebogenen Hals, zäumte es ab und ließ es frei weiden. Er selbst legte sich auf den Rücken und sah dem Wolkenzuge zu. Die Sonne neigte sich schon und funkelte schräge durch die dunkeln Wipfel, die sich leise rauschend hin und her bewegten. Unzählige Waldvögel zwitscherten in lustiger Verwirrung durcheinander. Er war so müde, er konnte sich nicht halten, die Augen sanken ihm zu. Mitten im Schlummer kam es ihm manchmal vor, als höre er Hörner aus der Ferne. Er hörte den Klang oft ganz deutlich und näher, aber er konnte sich nicht besinnen und schlummerte immer wieder von neuem ein.

Als er endlich erwachte, erschrak er nicht wenig, da es schon finstere Nacht und alles um ihn her still und öde war. Er sprang erstaunt auf. Da hörte er über sich auf dem

Felsen zwei Männerstimmen, die ganz in der Nähe schienen. Er rief sie an, aber niemand gab Antwort und alles war auf einmal wieder still. Nun nahm er sein Pferd beim Zügel und setzte so seine Reise auf gut Glück weiter fort. Mit Mühe arbeitete er sich durch die Rabennacht des Waldes hindurch und kam endlich auf einen weiten und freien Bergrücken, der nur mit kleinem Gesträuch bewachsen war. Der Mond schien sehr hell, und der plötzliche Anblick des freien, grenzenlosen Himmels erfreute und stärkte recht sein Herz. Die Ebene mußte sehr hoch liegen, denn er sah rings=umher eine dunkle Runde von Bergen unter sich ruhen. Von der einen Seite kam der einförmige Schlag von Eisen=hämmern aus der Ferne herüber. Er nahm daher seine Richtung dorthin. Sein und seines Pferdes Schatten, wie er so fortschritt, strichen wie dunkle Riesen über die Heide vor ihm het und das Pferd fuhr oft schnaubend und sträu=bend zusammen. So, sagte Friedrich, dessen Herz recht weit und vergnügt war, so muß vor vielen hundert Jahren den Rittern zumute gewesen sein, wenn sie bei stiller, nächt=licher Weile über diese Berge zogen und auf Ruhm und große Taten sannen. So voll adeliger Gedanken und Ge=sinnungen mag mancher auf diese Wälder und Berge hin=untergesehen haben, die noch immer dastehen, wie damals. Was mühn wir uns doch ab in unseren besten Jahren, ler=nen, polieren und feilen, um uns zu rechten Leuten zu machen, als fürchteten oder schämten wir uns vor uns selbst, und wollten uns daher hinter Geschicklichkeiten ver=bergen und zerstreuen, anstatt daß es darauf ankäme, sich innerlichst nur recht zusammenzunehmen zu hohen Ent=schließungen und einem tugendhaften Wandel. Denn wahrhaftig, ein ruhiges, tapferes, tüchtiges und ritterliches Leben ist jetzt jedem Manne, wie damals, vonnöten. Jedes Weltkind sollte wenigstens jeden Monat eine Nacht im Freien einsam durchwachen, um einmal seine eitlen Mühen und Künste abzustreifen und sich im Glauben zu stärken und zu erbauen. Wie bin ich so fröhlich und erquickt! Gebe mir Gott nur die Gnade, daß dieser Arm einmal was Rechtes in der Welt vollbringe!

Unter solchen Gedanken schritt er immer fort. Der

Fußsteig hatte sich indes immer mehr gesenkt, und er erblickte endlich ein Licht, das aus dem Tale heraufschimmerte. Er eilte darauf los und kam an eine elende, einsame Waldschenke. Er sah durch das kleine Fenster in die Stube hinein. Da saß ein Haufen zerlumpter Kerls mit bärtigen Spitzbubengesichtern um einen Tisch und trank. In allen Winkeln standen Gewehre angelehnt. An dem hellen Kaminfeuer, das einen gräßlichen Schein über den Menschenklumpen warf, saß ein altes Weib gebückt, und zerrte, wie es schien, blutige Därme an den Flammen auseinander. Ein Grausen überfiel den Grafen bei dem scheußlichen Anblick, er setzte sich rasch auf sein Pferd und sprengte querfeldein.

Das Rauschen und Klappern einer Waldmühle bestimmte seine Richtung. Ein ungeheurer Hund empfing ihn dort an dem Hofe der Mühle. Friedrich und sein Pferd waren zu ermattet, um noch weiter zu reisen. Er pochte daher an die Haustüre. Eine rauhe Stimme antwortete von innen, bald darauf ging die Türe auf, und ein langer, hagerer Mann trat heraus. Er sah Friedrich, der ihn um Herberge bat, von oben bis unten an, nahm dann sein Pferd und führte es stillschweigend nach dem Stalle. Friedrich ging nun in die Stube hinein. Ein Frauenzimmer stand drinnen und pickte Feuer. Er bemerkte bei den Blitzen der Funken ein junges und schönes Mädchengesicht. Als sie das Licht angezündet hatte, betrachtete sie den Grafen mit einem freudigen Erstaunen, das ihr fast den Atem zu verhalten schien. Darauf ergriff sie das Licht und führte ihn, ohne ein Wort zu sagen, die Stiege hinauf in ein geräumiges Zimmer mit mehreren Betten. Sie war barfuß und Friedrich bemerkte, als sie vor ihm herging, daß sie nur im Hemde war und den Busen fast ganz bloß hatte. Er ärgerte sich über die Frechheit bei solcher zarten Jugend. Als sie oben in der Stube waren, blieb das Mädchen stehen und sah den Grafen furchtsam an. Er hielt sie für ein verliebtes Ding. Geh, sagte er gutmütig, geh schlafen, liebes Kind. Sie sah sich nach der Türe um, dann wieder nach Friedrich. Ach, Gott! sagte sie endlich, legte die Hand aufs Herz und ging zaudernd fort. Friedrich kam ihr Benehmen

sehr sonderbar vor, denn es war ihm nicht entgangen, daß sie beim Hinausgehen an allen Gliedern zitterte.

Mitternacht war schon vorbei. Friedrich war überwacht und von den verschiedenen Begegnissen viel zu sehr aufgeregt, um schlafen zu können. Er setzte sich ans offene Fenster. Das Wasser rauschte unten über ein Wehr. Der Mond blickte seltsam und unheimlich aus dunkeln Wolken, die schnell über den Himmel flogen. Er sang:

Er reitet nachts auf einem braunen Roß,
Er reitet vorüber an manchem Schloß:
Schlaf droben, mein Kind, bis der Tag erscheint,
Die finstre Nacht ist des Menschen Feind!

Er reitet vorüber an einem Teich,
Da stehet ein schönes Mädchen bleich
Und singt, ihr Hemdlein flattert im Wind,
Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!

Er reitet vorüber an einem Fluß,
Da ruft ihm der Wassermann seinen Gruß,
Taucht wieder unter dann mit Gesaus,
Und stille wird's über dem kühlen Haus.

Wann Tag und Nacht in verworrenem Streit,
Schon Hähne krähen in Dörfern weit,
Da schauert sein Roß und wühlet hinab,
Scharret ihm schnaubend sein eigenes Grab.

Er mochte ungefähr so eine Stunde gesessen haben, als der große Hund unten im Hofe ein paarmal anschlug. Bald darauf kam es ihm vor, als hörte er draußen mehrere Stimmen. Er horchte hinaus, aber alles war wieder still. Eine Unruhe bemächtigte sich seiner, er stand vom Fenster auf, untersuchte seine geladenen Taschenpistolen und legte seinen Reisesäbel auf den Tisch. In diesem Augenblicke ging auch die Tür auf, und mehrere wilde Männer traten herein. Sie blieben erschrocken stehen, da sie den Grafen wach fanden. Er erkannte sogleich die fürchterlichen Gesichter aus der Waldschenke und seinen Hauswirt, den langen Müller

mitten unter ihnen. Dieser faßte sich zuerst und drückte unversehens eine Pistol nach ihm ab. Die Kugel prellte neben seinem Kopfe an die Mauer. Falsch gezielt, heimtückischer Hund, schrie der Graf außer sich vor Zorn und schoß den Kerl durchs Hirn. Darauf ergriff er seinen Säbel, stürzte sich in den Haufen hinein und warf die Räuber, rechts und links mit in die Augen gedrücktem Hute um sich herumhauend, die Stiege hinunter. Mitten in dem Gemetzel glaubte er das schöne Müllermädchen wiederzusehen. Sie hatte selber ein Schwert in der Hand, mit dem sie sich hochherzig, den Grafen verteidigend, zwischen die Verräter warf. Unten an der Stiege endlich, da alles, was noch laufen konnte, Reißaus genommen hatte, sank er von vielen Wunden und Blutverluste ermattet, ohne Bewußtsein nieder.



Drittes Kapitel.

Als Friedrich wieder das erstemal die Augen aufschlug und mit gesunden Sinnen in der Welt umherschauen konnte, erblickte er sich in einem unbekannten, schönen und reichen Zimmer. Die Morgensonne schien auf die seidenen Vorhänge seines Bettes; sein Kopf war verbunden. Zu den Füßen des Bettes knieete ein schöner Knabe, der den Kopf auf beide Arme an das Bett gelehnt hatte, und schlief.

Friedrich wußte sich in diese Verwandlungen nicht zu finden. Er sann nach, was mit ihm vorgegangen war. Aber nur die fürchterliche Nacht in der Waldmühle mit ihren Mordgesichtern stand lebhaft vor ihm, alles übrige schien wie ein schwerer Traum. Verschiedene fremde Gestalten aus dieser letzten Zeit waren ihm wohl dunkel erinnerlich, aber er konnte keine unterscheiden. Nur eine einzige ungewisse Vorstellung blieb ihm lieblich getreu. Es war ihm nämlich immer vorgekommen, als hätte sich ein wunderschönes Engelsbild über ihn geneigt, so daß ihn die langen, reichen Locken rings umgaben, und die Worte, die es sprach, flogen wie Musik über ihn weg.

Da er sich nun recht leicht und neugestärkt spürte, stieg er aus dem Bette und trat ans Fenster. Er sah da, daß er sich in einem großen Schlosse befand. Unten lag ein schöner Garten; alles war noch still, nur Vögel flatterten auf den einsamen, kühlen Gängen, der Morgen war überaus heiter.

Der Knabe an dem Bette war indes auch aufgewacht. Gott sei Dank! rief er aus Herzensgrunde, als er die Augen aufschlug und den Grafen aufgestanden und munter

erblickte. Friedrich glaubte sein Gesicht zu kennen, doch konnte er sich durchaus nicht besinnen, wo er es gesehen hätte. Wo bin ich? fragte er endlich erstaunt. Gott sei Dank! wiederholte der Knabe nur, und sah ihn mit seinen großen, fröhlichen Augen noch immer unverwandt an, als könnte er sich gar nicht in die Freude finden, ihn wirklich wieder hergestellt zu sehen. Friedrich drang nun in ihn, ihm den Zusammenhang dieser ganzen seltsamen Begebenheit zu entwirren. Der Knabe besann sich einen Augenblick und erzählte dann: Gestern früh, da ich eben in den Wald ging, sah ich dich blutig und ohne Leben am Wege liegen. Das Blut floß über den Kopf, ich verband die Wunde mit meinem Tuche, so gut ich konnte. Aber das Blut drang durch und floß immerfort, und ich versuchte alles vergebens, um es zu stillen. Ich lief und rief nun in meiner Angst rings im Walde umher und betete und weinte dann wieder dazwischen, da ich mir gar nicht mehr zu helfen wußte. Da kam auf einmal ein Wagen die Straße gefahren. Eine Dame erblickte uns aus demselben und ließ sogleich stillhalten. Die Bedienten verbanden die Wunde sehr geschickt. Die Dame schien sehr verwundert und erschrocken über den Umstand. Darauf nahm sie uns beide mit in den Wagen und führte uns hierher auf ihr Schloß. Die Gräfin hat beinahe die ganze Nacht hindurch hier am Bette gewacht. — Friedrich dachte an das Engelsbild, das sich wie im Traume über sein Gesicht geneigt hatte, und war noch verwirrter, als vorher. — Aber wer bist denn du? fragte er darauf den Knaben wieder. Ich habe keine Eltern mehr, antwortete dieser, und schlug verwirrt die Augen nieder, ich ging eben über Land, um Dienste zu suchen. Friedrich faßte den Furchtsamen bei beiden Händen: Willst du bei mir bleiben? Ewig, mein Herr! sagte der Knabe mit auffallender Heftigkeit.

Friedrich kleidete sich nun völlig an und verließ seine Stube, um sich hier umzusehen und über sein Verhältnis in diesem Schlosse auf irgend eine Art Gewißheit zu erlangen. Er erstaunte über das Altfränkische der Bauart und der Einrichtung. Die Gänge waren gewölbt, die Fenster in der dicken, dunklen Mauer alle oben in einen

Bogen zugespitzt und mit kleinen runden Scheiben versehen. Wunderschöne Bilder von Glas füllten oben die Fensterbogen, die von der Morgensonne in den buntesten Farben brannten. Alles im ganzen Hause war still. Er sah zum Fenster hinaus. Das alte Schloß stand von dieser Seite an dem Abhange eines hohen Berges, der, sowie das Tal, unten mit Schwarzwald bedeckt war, aus welchem die Klänge einsamer Holzhauer heraufschallten. Gleich am Fenster, über der schwindlichten Tiefe war ein Ritter, der sein Schwert in den gefalteten Händen hielt, in Riesengröße, wie der steinerne Roland, in die Mauer gehauen. Friedrich glaubte jeden Augenblick, das Burgfräulein, den hohen Spitzenkragen um das schöne Gesicht, werde in einem der Gänge heraufkommen. In der sonderbarsten Laune ging er nun die Stiege hinab und über eine Zugbrücke in den Garten hinaus.

Hier standen auf einem weiten Platze die sonderbarsten, fremden Blumenarten in phantastischem Schmucke. Künstliche Brunnen sprangen, im Morgenscheine funkelnd, kühle hin und wieder. Dazwischen sah man Pfauen in der Grüne weiden und stolz ihre tausendfarbigen Räder schlagen. Im Hintergrunde saß ein Storch auf einem Beine und sah melancholisch in die weite Gegend hinaus. Als sich Friedrich an dem Anblicke, den der frische Morgen prächtig machte, so ergötzte, erblickte er in einiger Entfernung vor sich einen Mann, der hinter einem Spaliere an einem Tischchen saß, das voll Papiere lag. Er schrieb, blickte manchmal in die Gegend hinaus, und schrieb dann wieder emsig fort. Friedrich wollte ausweichen, um ihn nicht zu stören, aber es war nur der einzige Weg und der Unbekannte hatte ihn auch schon erblickt. Er ging daher auf ihn zu und grüßte ihn. Der Schreiber mochte eine lange Unterredung befürchten. Ich kenne Sie wahrhaftig nicht, sagte er halb ärgerlich, halb lachend, aber wenn Sie selbst Alexander der Große wären, so müßt' ich Sie für jetzt nur bitten, mir aus der Sonne zu gehen. Friedrich verwunderte sich höchlichst über diesen unhöflichen Diogenes und ließ den wunderlichen Gesellen sitzen, der sogleich wieder zu schreiben anfing.

Er kam nun an den Ausgang des Gartens, an den ein lustiges Wäldchen von Laubholz stieß. An dem Saume des Waldes stand ein Jägerhaus, das ringsum mit Hirschgeweihen ausgeziert war. Auf einer kleinen Wiese, welche vor dem Hause mitten zwischen dem Walde lag, saß ein schönes, kaum fünfzehnjähriges Mädchen auf einem, wie es schien, soeben erlegtem Rehe, streichelte das Tierchen und sang:

Wär' ich ein muntres Hirschlein schlank,
Wollt' ich im grünen Walde gehn,
Spazieren gehn bei Hörnerklang,
Nach meinem Liebsten mich umsehn.

Ein junger Jäger, der seitwärts an einem Baume gelehnt stand und ihren Gesang mit dem Waldhorne begleitete, antwortete ihr sogleich nach derselben Melodie:

Nach meiner Liebsten mich umsehn
Tu ich wohl, zieh' ich früh von hier,
Doch sie mag niemals zu mir gehn
Im dunkelgrünen Waldrevier.

Sie sang weiter:

Im dunkelgrünen Waldrevier,
Da blitzt der Liebste rosenrot,
Gefällt so sehr dem armen Tier,
Das Hirschlein wünscht, es läge tot.

Der Jäger antwortete wieder:

Und wär das schöne Hirschlein tot,
So möcht' ich länger jagen nicht;
Scheint übern Wald der Morgen rot:
Hüt' schönes Hirschlein, hüte dich!

Sie:

Hüt' schönes Hirschlein, hüte dich!
Spricht's Hirschlein selbst in seinem Sinn,
Wie soll ich, soll ich hüten mich,
Wenn ich so sehr verliebet bin?

Er:

Weil ich so sehr verliebet bin,
Wollt' ich das Hirschlein, schön und wild,
Aufsuchen tief im Walde drin
Und streicheln, bis es stille hielt.

Sie:

Ja, streicheln, bis es stille hielt,
Falsch locken so in Stall und Haus!
Zum Wald springt's Hirschlein frei und wild
Und lacht verliebte Narren aus.

Hierbei sprang sie von ihrem Rehe auf, denn Pferde, Hunde, Jäger und Waldhornsklänge stürzten auf einmal mit einem verworrenen Getöse aus dem Walde heraus und verbreiteten sich bunt über die Wiese. Ein sehr schöner, junger Mann in Jägerkleidung und das Halstuch in einer unordentlichen Schleife herabhängend, schwang sich vom Pferde und eine Menge großer Hunde sprangen von allen Seiten freundlich an ihm herauf. Friedrich erstaunte beim ersten Blick über die große Ähnlichkeit, die derselbe mit einem älteren Bruder hatte, den er seit seiner Kindheit nicht mehr gesehen, nur daß der Unbekannte hier frischer und freudiger anzusehen war. Dieser kam sogleich auf ihn zu. Es freut mich, sagte er, Sie so munter wiederzufinden. Meine Schwester hat Sie unterwegs in einem schlimmen Zustande getroffen und gestern abends zu mir auf mein Schloß gebracht. Sie ist heute noch vor Tagesanbruch wieder fort. Lassen Sie es sich bei uns gefallen, Sie werden lustige Leute finden. Während ihm nun Friedrich eben noch für seine Güte dankte, brachte auf einmal der Wind aus dem Garten oben mehrere Blätter Papier, die hoch über ihre Köpfe weg nach einem nahe gelegenen Wasser zuflatterten. Hinterdrein hörte man von oben eine Stimme: halt, halt, halt auf! rufen, und der Mensch, den Friedrich im Garten schreibend angetroffen hatte, kam eilends nachgelaufen. Leontin, so hieß der junge Graf, dem dieses Schloß gehörte, legte schnell seine Büchse an und schoß das unbändige Papier aus der Luft herab. Das ist doch dumm, sagte der Nachsetzende, der unterdes atemlos angelangt war, da er

die Blätter, auf welche Verse geschrieben waren, von den Schroten ganz durchlöchert erblickte. Das schöne Mädchen, das vorher auf der Wiese gesungen hatte, stand hinter ihm und kicherte. Er drehte sich geschwind herum und wollte sie küssen, aber sie entsprang in das Jägerhaus und guckte lachend hinter der halbgeöffneten Türe hervor. Das ist der Dichter Faber, sagte Leontin, dem Grafen den Nachsetzenden vorstellend. Friedrich erschrak recht über den Namen. Er hatte viel von Faber gelesen; manches hatte ihm gar nicht gefallen, vieles andere aber ihn wieder so ergriffen, daß er oft nicht begreifen konnte, wie derselbe Mensch so etwas Schönes erfinden könne. Und nun, da der wunderbare Mensch leibhaftig vor ihm stand, betrachtete er ihn mit allen Sinnen, als wollte er alle die Gedichte von ihm, die ihm am besten gefallen, in seinem Gesichte ablesen. Aber da war keine Spur davon zu finden.

Friedrich hatte sich ihn ganz anders vorgestellt, und hätte viel darum gegeben, wenn es Leontin gewesen wäre, bei dessen lebendigem, erquicklichem Wesen ihm das Herz aufging. Herr Faber erzählte nun lachend, wie ihn Friedrich in seiner Werkstatt überrascht habe. Da sind Sie schön angekommen, sagte Leontin zu Friedrich, denn da sitzt Herr Faber wie die Löwin über ihren Jungen, und schlägt grimmig um sich. — So sollte jeder Dichter dichten, meinte Friedrich, am frühen Morgen, unter freiem Himmel, in einer schönen Gegend. Da ist die Seele rüstig, und so wie dann die Bäume rauschen, die Vögel singen und der Jäger vor Lust in sein Horn stößt, so muß der Dichter dichten. — Sie sind ein Naturalist in der Poesie, entgegnete Faber mit einer etwas zweideutigen Miene. — Ich wünschte, fiel ihm Leontin ins Wort, Sie ritten lieber alle Morgen mit mir auf die Jagd, lieber Faber. Der Morgen glüht Sie wie eine reizende Geliebte an, und Sie klecksen ihr mit Dinte in das schöne Gesicht. Faber lachte, zog eine kleine Flöte hervor und fing an, darauf zu blasen. Friedrich fand ihn in diesem Augenblicke sehr liebenswürdig.

Leontin trug dem Grafen an, mit ihm zu seiner Schwester hinüberzureiten, wenn er sich schon stark genug dazu

fühle. Friedrich willigte mit Freuden ein, und bald darauf saßen beide zu Pferde. Die Gegend war sehr heiter. Sie ritten eben über einen weiten, grünen Anger. Friedrich fühlte sich bei dem schönen Morgen recht in allen Sinnen genesen, und freute sich über den anmutigen Leontin, wie das Pferd unter ihm mit gebogenem Halse über die Ebene hintanzte. Meine Schwester, sagte Leontin unterweges und sah den Grafen mit verstecktem Lachen immerfort an, meine Schwester ist viel älter als ich, und, ich muß es nur im voraus sagen, recht häßlich. So! sagte Friedrich langsam und gedehnt, denn er hatte heimlich andere Erwartungen und Hoffnungen gehegt. Er schwieg darauf still; Leontin lachte und pfiff ein lustiges Liedchen. Endlich sah man ein schönes, neues Schloß sich aus einem großen Park luftig erheben. Es war das Schloß von Leontins Schwester.

Sie stiegen unten am Eingange des Parkes ab und gingen zu Fuße hinauf. Der Garten war ganz im neuesten Geschmacke angelegt. Kleine, sich schlängelnde Gänge, dichte Gebüsche von ausländischen Sträuchern, dazwischen leichte Brücken von weißem Birkenholze luftig geschwungen, waren recht artig anzuschauen. Zwischen mehreren schlanken Säulen traten sie in das Schloß. Es war ein großes gemaltes Zimmer mit hellglänzendem Fußboden; ein kristallener Lustre hing an der Decke und Ottomanen von reichen Stoffen standen an den Wänden umher. Durch die hohe Glastür übersah man den Garten. Niemand, da es noch früh, war in der ganzen Reihe von prachtvollen Gemächern, die sich an dieses anschlossen, zu sehen. Die Morgensonne, die durch die Glastür schien, erfüllte das schöne Zimmer mit einem geheimnisvollen Helldunkel und beleuchtete eben eine Gitarre, die in der Mitte auf einem Tischchen lag. Leontin nahm dieselbe und begab sich damit wieder hinaus. Friedrich blieb in der Tür stehen, während Leontin sich draußen unter die Fenster stellte, in die Saiten griff und sang:

Frühmorgens durch die Winde kühl
Zwei Ritter hergeritten sind,
Im Garten klingt ihr Saitenspiel,
Wach' auf, wach' auf, mein schönes Kind!

Ringsum viel Schlösser schimmernd stehn,
So silbern geht der Ströme Lauf,
Hoch, weit rings Lerchenlieder wehn,
Schließ Fenster, Herz und Äuglein auf!

Friedrich war gar nicht begierig, die alte Schöne kennen zu lernen, und blieb ruhig in der Tür stehen. Da hörte er oben ein Fenster sich öffnen. Guten Morgen, lieber Bruder! sagte eine liebliche Stimme. Leontin sang:

So wie du bist, verschlafen heiß,
Laß allen Putz und Zier zu Haus,
Tritt nur herfür im Hemdlein weiß,
Siehst so gar schön verliebet aus.

Wenn du so garstig singst, sagte oben die liebliche Stimme, so leg' ich mich gleich wieder schlafen. Friedrich erblickte einen schneeweißen, vollen Arm im Fenster und Leontin sang wieder:

Ich hab' einen Fremden wohl bei mir,
Der lauert unten auf der Wacht,
Der bittet schön dich um Quartier,
Verschlafnes Kind, nimm dich in acht!

Friedrich trat nun aus seinem Hinterhalte hervor und sah mit Erstaunen — seine Rosa im Fenster. Sie war in einem leichten Nachtkleide und dehnte sich mit aufgehobenen Armen in den frischen Morgen hinaus. Als sie so unverhofft Friedrich erblickte, ließ sie mit einem Schrei die Arme sinken, schlug das Fenster zu und war verschwunden.

Leontin ging nun fort, um ein neues Pferd der Schwester im Hofe herumzutummeln und Friedrich blieb allein im Garten zurück.

Bald darauf kam die Gräfin Rosa in einem weißen Morgenkleide herab. Sie hieß den Grafen mit einer Scham willkommen, die ihr unwiderstehlich schön stand. Lange, dunkle Locken fielen zu beiden Seiten bis auf die Schultern und den blendendweißen Busen hinab. Die schönste Reihe von Zähnen sah man manchmal zwischen den vollen, roten Lippen hervorschimmern. Sie atmete noch warm von der Nacht; es war die prächtigste Schönheit, die Friedrich

jemals gesehen hatte. Sie gingen nebeneinander in den Garten hinein. Der Morgen blitzte herrlich über die ganze Gegend, aus allen Zweigen jubelten unzählige Vögel. Sie setzten sich in einer dichten Laube auf eine Rasenbank. Friedrich dankte ihr für ihr hülfreiches Mitleid und sprach dann von seiner schönen Donaureise. Die Gräfin saß, während er davon erzählte, beschämt und still, hatte die langen Augenwimpern niedergeschlagen, und wagte kaum zu atmen. Als er endlich auch seiner Wunde erwähnte, schlug sie auf einmal die großen, schönen Augen auf, um die Wunde zu betrachten. Ihre Augen, Locken und Busen kamen ihm dabei so nahe, daß sich ihre Lippen fast berührten. Er küßte sie auf den roten Mund und sie gab ihm den Kuß wieder. Da nahm er sie in beide Arme und küßte sie unzähligemal und alle Freuden der Welt verwirrten sich in diesen einen Augenblick, der niemals zum zweiten Male wiederkehrt. Rosa machte sich endlich los, sprang auf und lief nach dem Schlosse zu. Leontin kam ihr eben von der andern Seite entgegen, sie rannte in der Verwirrung gerade in seine ausgebreiteten Arme hinein. Er gab ihr schnell einen Kuß und kam zu Friedrich, um mit ihm wieder nach Hause zu reiten.

Als Friedrich wieder draußen im Freien zu Pferde saß, besann er sich erst recht auf sein ganzes Glück. Mit unbeschreiblichem Entzücken betrachtete er Himmel und Erde, die im reichsten Morgenschmucke vor ihm lagen. Sie ist mein! rief er immerfort still in sich, sie ist mein! Leontin wiederholte lachend die Beschreibung von der Häßlichkeit seiner Schwester, die er vorhin beim Herritt dem Grafen gemacht hatte, jagte dann weit voraus, setzte mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Kühnheit über Zäune und Gräben und trieb allerlei Schwänke.

Als sie bei Leontins Schlosse ankamen, hörten sie schon von ferne ein unbegreifliches, verworrenes Getös. Ein Waldhorn raste in den unbändigsten, falschesten Tönen, dazwischen hörte man eine Stimme, die unaufhörlich fortschimpfte. Da hat gewiß wieder Faber was angestellt, sagte Leontin. Und es fand sich wirklich so. Herr Faber hatte sich nämlich in ihrer Abwesenheit niedergesetzt, um

ein Waldhornecho zu dichten. Zum Unglück fiel es zu gleicher Zeit einem von Leontins Jägern ein, nicht weit davon wirklich auf dem Waldhorne zu blasen. Faber störte die nahe Musik, er rief daher ungeduldig dem Jäger zu, still zu sein. Dieser aber, der sich, wie fast alle Leute Leontins, über Herrn Faber von jeher ärgerte, weil er immer mit der Feder hinterm Ohre so erbärmlich aussah, gehorchte nicht. Da sprang Faber auf und überhäufte ihn mit Schimpfreden. Der Jäger, um ihn zu übertäuben, schüttelte nun statt aller Antwort einen ganzen Schwall von verworrenen und falschen Tönen aus seinem Horne, während Faber, im Gesichte überrot vor Zorn, vor ihm stand und gestikulierte. Als der Jäger jetzt seinen Herrn erblickte, endigte er seinen Spaß und ging fort. Faber aber hatte indes, so boshaft er auch aussah, schon längst der Zorn verlassen, denn es waren ihm mitten in der Wut eine Menge witziger Schimpfwörter und komischer Grobheiten in den Sinn gekommen, und er schimpfte tapfer fort, ohne mehr an den Jäger zu denken, und brach endlich in ein lautes Gelächter aus, in das Leontin und Friedrich von Herzen mit einstimmten.

Am Abend saßen Leontin, Friedrich und Faber zusammen an einem Feldtische auf der Wiese am Jägerhause und aßen und tranken. Das Abendrot schaute glühend durch die Wipfel des Tannenwaldes, welcher die Wiese ringsumher einschloß. Der Wein erweiterte ihre Herzen und sie waren alle drei wie alte Bekannte miteinander. Das ist wohl ein rechtes Dichterleben, Herr Faber, sagte Friedrich vergnügt. — Immer doch, hub Faber ziemlich pathetisch an, höre ich das Leben und Dichten verwechseln. — Aber, aber, bester Herr Faber, fiel ihm Leontin schnell ins Wort, dem jeder ernsthafte Diskurs über Poesie die Kehle zusammenschnürte, weil er selber nie ein Urteil hatte. Er pflegte daher immer mit Witzen, Radottements, dazwischenzufahren und fuhr auch jetzt, geschwind unterbrechend fort: Ihr verwechselt mit Euren Wortwechseleien alles so, daß man am Ende seiner selbst nicht sicher bleibt. Glaubte ich doch einmal in allem Ernste, ich sei die Weltseele und wußte vor lauter Welt nicht, ob ich eine Seele hatte, oder umge-

kehrt. Das Leben aber, mein bester Herr Faber, mit seinen bunten Bildern, verhält sich zum Dichter, wie ein unübersehbar weitläufiges Hieroglyphenbuch von einer unbekannten, lange untergegangenen Ursprache zum Leser. Da sitzen von Ewigkeit zu Ewigkeit die redlichsten, gutmütigsten Weltnarren, die Dichter, und lesen und lesen. Aber die alten, wunderbaren Worte der Zeichen sind unbekannt und der Wind weht die Blätter des großen Buches so schnell und verworren durcheinander, daß einem die Augen übergehn. — Friedrich sah Leontin groß an, es war etwas in seinen Worten, das ihn ernsthaft machte. Faber aber, dem Leontin zu schnell gesprochen zu haben schien, spann gelassen seinen vorigen Diskurs wieder an: Ihr haltet das Dichten für eine gar so leichte Sache, weil es flüchtig aus der Feder fließt, aber keiner bedenkt, wie das Kind, vielleicht vor vielen Jahren schon in Lust empfangen, dann im Mutterleibe mit Freuden und Schmerzen ernährt und gebildet wird, ehe es aus seinem stillen Hause das fröhliche Licht des Tages begrüßt. — Das ist ein langweiliges Kind, unterbrach ihn Leontin munter, wäre ich so eine schwangere Frau, als Sie da sagen, da lacht' ich mich gewiß, wie Philine, vor dem Spiegel über mich selber zu Tode, eh' ich mit dem ersten Verse niederkäme. — Hier erblickte er ein Paket Papiere, das aus Fabers Rocktasche hervorragte; eines davon war „An die Deutschen“ überschrieben. Er bat ihn, es ihnen vorzulesen. Faber zog es heraus und las es. Das Gedicht enthielt die Herausforderung eines bis zum Tode verwundeten Ritters an alle Feinde der deutschen Ehre. Leontin sowohl als Friedrich erstaunten über die Gediegenheit und männliche Tiefe der Romanze und fühlten sich wahrhaft erbaut. Wer sollte es glauben, sagte Leontin, daß Herr Faber diese Romanze zu eben der Zeit verfertiget hat, als er Reißaus nahm, um nicht mit gegen die Franzosen zu Felde ziehn zu dürfen. Faber nahm darauf ein anderes Blatt zur Hand und las ihnen ein Gedicht vor, in welchem er sich selber mit höchst komischer Laune in diesem seinem feigherzigen Widerspruche darstellte, worin aber mitten durch die lustigen Scherze ein tiefer Ernst, wie mit großen, frommen

Augen, ruhend und ergreifend hindurchschaute. Friedrich ging jedes Wort dieses Gedichtes schneidend durchs Herz. Jetzt wurde es ihm auf einmal klar, warum ihm so viele Stellungen und Einrichtungen in Fabers Schriften durchaus fremd blieben und mißfielen. —

Dem einen ist zu tun, zu schreiben mir gegeben, sagte Faber, als er ausgelesen hatte. Poetisch sein und Poet sein, fuhr er fort, das sind zwei verschiedene Dinge, man mag dagegen sagen, was man will. Bei dem letzteren ist, wie selbst unser großer Meister Goethe eingesteht, immer etwas Taschenspielerei, Seiltänzerei usw. mit im Spiele. — Das ist nicht so, sagte Friedrich ernst und sicher, und wäre es so, so möchte ich niemals dichten. Wie wollt Ihr, daß die Menschen Eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn Ihr Euch selber nicht glaubt, was Ihr schreibt und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel, und es hilft Euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Das heißt recht dem Teufel der Gemeinheit, der immer in der Menge wach und auf der Lauer ist, den Dolch selbst in die Hand geben gegen die göttliche Poesie. Wo soll die rechte, schlichte Sitte, das treue Tun, das schöne Lieben, die deutsche Ehre und alle die alte herrliche Schönheit sich hinflüchten, wenn es ihre angebornen Ritter, die Dichter, nicht wahrhaft ehrlich, aufrichtig und ritterlich mit ihr meinen? Bis in den Tod verhaßt sind mir besonders jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwinseln wollen, und, wie ein Strohfeuer, weder die Schlechten verbrennen, noch die Guten erleuchten und erwärmen. Denn wie wenigen möchte doch das Herz zerspringen, wenn alles so dumm geht, und habe ich nicht den Mut, besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennend, mit aufgehobenen Armen in die Todesflammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn so wie sie den ewigen Geist Gottes auf Erden

durch Taten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen verkünden und verherrlichen. Die Menge, nur auf weltliche Dinge erpicht, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenscheine und langt rührend nach dem ewigen Lichte, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demut und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, und das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt, die, wie Memnons Bild, voll stummer Bedeutung, nur dann durch und durch erklingt, wenn sie die Aurora eines dichterischen Gemütes mit ihren verwandten Strahlen berührt. — Leontin fiel hier dem Grafen freudig um den Hals. — Schön, besonders zuletzt sehr schön gesagt, sagte Faber, und drückte ihm herzlich die Hand. Sie meinen es doch alle beide nicht so, wie ich, fühlte und dachte Friedrich betrübt.

Es war unterdes schon dunkel geworden und der Abendstern funkelte vom heitern Himmel über den Wald herüber. Da wurde ihr Gespräch auf eine lustige Art unterbrochen. Die kleine Marie nämlich, die am Morgen mit dem Jäger auf der Wiese gesungen, hatte sich als Jägerbursche angezogen. Die Jäger jagten sie auf der Wiese herum, sie ließ sich aber nicht erhaschen, weil sie, wie sie sagte, nach Tabaksrauch röchen. Wie ein gescheuchtes Reh kam sie endlich an dem Tische vorüber. Leontin fing sie auf und setzte sie vor sich auf seinen Schoß. Er strich ihr die Haare aus den muntern Augen und gab ihr aus seinem Glase zu trinken. Sie trank viel und wurde bald ungewöhnlich beredt, daß sich alle über ihre liebenswürdige Lebhaftigkeit freuten. Leontin fing an, von ihrer Schlafkammer zu sprechen und andere leichtfertige Reden vorzubringen, und als er sie endlich auch küßte, umklammerte sie mit beiden Armen seinen Hals. Friedrich schmerzte das ganze lose Spiel, so sehr es auch Faber gefiel, und er sprach laut vom Verführen. Marie hüpfte von Leontins Schoße, wünschte allen mit verschmitzten Augen eine gute Nacht und sprang fort ins Jägerhaus. Leontin reichte Friedrich lächelnd die Hand und alle drei schieden voneinander, um

sich zur Ruhe zu begeben. Faber sagte im Weggehen: seine Seele sei heut so wach, daß er noch tief in die Nacht hinein an einem angefangenen, großen Gedichte fortarbeiten wolle.

Als Friedrich in sein Schlafzimmer kam, stellte er sich noch eine Weile ans offene Fenster. Von der andern Seite des Schlosses schimmerte aus Fabers Zimmer ein einsames Licht in die stille Gegend hinaus. Fabers Fleiß rührte den Grafen, und er kam ihm in diesem Augenblicke als ein höheres Wesen vor. Es ist wohl groß, sagte er, so mit göttlichen Gedanken über dem weiten, stillen Kreise der Erde zu schweben. Wache, sinne und bilde nur fleißig fort, fröhliche Seele, wenn alle die andern Menschen schlafen! Gott ist mit dir in deiner Einsamkeit und er weiß es allein, was ein Dichter treulich will, wenn auch kein Mensch sich um dich bekümmert. Der Mond stand eben über dem altertümlichen Turme des Schlosses, unten lag der schwarze Waldgrund in stummer Ruhe. Die Fenster gingen nach der Gegend hinaus, wo die Gräfin Rosa hinter dem Walde wohnte. Friedrich hatte Leontins Gitarre mit hinaufgenommen. Er nahm sie in den Arm und sang:

Die Welt ruht still im Hafen,
Mein Liebchen, gute Nacht!
Wann Wald und Berge schlafen,
Treu' Liebe einsam wacht.

Ich bin so wach und lustig,
Die Seele ist so licht,
Und eh' ich liebt', da wußt' ich
Von solcher Freude nicht.

Ich fühl' mich so befreiet
Von eitlem Trieb und Streit,
Nichts mehr das Herz zerstreuet
In seiner Fröhlichkeit.

Mir ist, als müßt' ich singen
So recht aus tiefer Lust

Von wunderbaren Dingen,
Was niemand sonst bewußt.

O könnt' ich alles sagen!
O wär' ich recht geschickt!
So muß ich still ertragen,
Was mich so hoch beglückt.



Viertes Kapitel.

Friedrich gab Leontins Bitten, noch länger auf seinem Schlosse zu verweilen, gern nach. Leontin hatte nach seiner raschen, fröhlichen Art bald eine wahre Freundschaft zu ihm gefaßt, und sie verabredeten miteinander, einen Streifzug durch das nahe Gebirge zu machen, das manches Sehenswerte enthielt. Die Ausführung dieses Planes blieb indes von Tage zu Tage verschoben. Bald war das Wetter zu neblicht, bald waren die Pferde nicht zu entbehren oder sonst etwas Notwendiges zu verrichten, und sie mußten sich am Ende selber eingestehen, daß es ihnen beiden eigentlich schwer fiel, sich, auch nur auf wenige Tage, von ihrer hiesigen Nachbarschaft zu trennen. Leontin hatte hier seine eigenen Geheimnisse. Er ritt oft ganz abgelegene Wege in den Wald hinein, wo er nicht selten halbe Tage lang ausblieb. Niemand wußte, was er dort vorhabe, und er selber sprach nie davon. Friedrich dagegen besuchte Rosa fast täglich. Drüben in ihrem schönen Garten hatte die Liebe ihr tausendfarbiges Zelt aufgeschlagen, ihre wunderreichen Fernen ausgespannt, ihre Regenbogen und goldenen Brücken durch die blaue Luft geschwungen, und rings die Berge und Wälder wie einen Zauberkreis um ihr morgenrotes Reich gezogen. Er war unaussprechlich glücklich. Leontin begleitete ihn sehr selten, weil ihm, wie er immer zu sagen pflegte, seine Schwester wie ein gemalter Frühling vorkäme. Friedrich glaubte von jeher bemerkt zu haben, daß Leontin bei aller seiner Lebhaftigkeit doch eigentlich kalt sei und dachte dabei: was hilft dir der schönste gemalte

oder natürliche Frühling! Aus dir selber muß doch die Sonne das Bild bescheinen, um es zu beleben.

Zu Hause, auf Leontins Schlosse, wurde Friedrichs poetischer Rausch durch nichts gestört; denn was hier Faber Herrliches ersann und fleißig aufschrieb, suchte Leontin auf seine freie, wunderliche Weise ins Leben einzuführen. Seine Leute mochten alle fortleben, wie es ihnen ihr frischer, guter Sinn eingab; das Waldhorn irrte fast Tag und Nacht in dem Walde hin und her, dazwischen spukte die eben erwachende Sinnlichkeit der kleinen Marie wie ein reizender Kobold, und so machte dieser seltsame, bunte Haushalt diesen ganzen Aufenthalt zu einer wahren Feenburg. Mitten in dem schönen Feste blieb nur ein einziges Wesen einsam und anteillos. Das war Erwin, der schöne Knabe, der mit Friedrich auf das Schloß gekommen war. Er war allen unbegreiflich. Sein einziges Ziel und Augenmerk schien es, seinen Herrn, den Grafen Friedrich, zu bedienen, welches er bis zur geringsten Kleinigkeit aufmerksam, emsig und gewissenhaft tat. Sonst mischte er sich in keine Geschäfte oder Lust der andern, erschien zerstreut, immer fremd, verschlossen und fast hart, so lieblich weich auch seine helle Stimme klang. Nur manchmal, bei Veranlassungen, die oft allen gleichgültig waren, sprach er auf einmal viel und bewegt, und jedem fiel dann sein schönes, seelenvolles Gesicht auf. Unter seine Seltsamkeiten gehörte auch, daß er niemals zu bewegen war, eine Nacht in der Stube zuzubringen. Wenn alles im Schlosse schlief und draußen die Sterne am Himmel prangten, ging er vielmehr mit der Gitarre aus, setzte sich gewöhnlich auf die alte Schloßmauer über dem Waldgrunde und übte sich dort heimlich auf dem Instrumente. Wie oft, wenn Friedrich manchmal in der Nacht erwachte, brachte der Wind einzelne Töne seines Gesanges über den stillen Hof zu ihm herüber, oder er fand ihn frühmorgens auf der Mauer über der Gitarre eingeschlafen. Leontin nannte den Knaben eine wunderbare Laute aus alter Zeit, die jetzt niemand mehr zu spielen verstehe.

Eines Abends, da Leontin wieder auf einem seiner geheimnisvollen Ausflüge ungewöhnlich lange ausblieb,

saßen Friedrich und Faber, der sich nach geschehener Tagesarbeit einen fröhlichen Feierabend nicht nehmen ließ, auf der Wiese um den runden Tisch. Der Mond stand schon über dem dunkeln Turme des Schlosses. Da hörten sie plötzlich ein Geräusch durch das Dickicht brechen und Leontin stürzte auf seinem Pferde, wie ein gejagtes Wild, aus dem Walde hervor. Totenbleich, atemlos, und hin und wieder von den Ästen blutig gerissen, kam er sogleich zu ihnen an den Tisch und trank hastig mehrere Gläser Wein nacheinander aus. Friedrich erschütterte die schöne, wüste Gestalt. Leontin lachte laut auf, da er bemerkte, daß ihn alle so verwundert ansahen. Faber drang neugierig in ihn, ihnen zu erzählen, was ihm begegnet sei. Er erzählte aber nichts, sondern sagte statt aller Antwort: Ich reise fort ins Gebirge, wollt Ihr mit? — Faber sagte überrascht und unentschlossen, daß ihm jetzt jede Störung unwillkommen sei, da er soeben an dem angefangenen großen Gedichte arbeite, schlug aber endlich ein. Friedrich schwieg still. Leontin, der ihm wohl ansah, was er meine, entband ihn seines alten Versprechens, ihn zu begleiten; er mußte ihm aber dagegen geloben, ihn auf seinem Schlosse zu erwarten. Sie blieben nun noch einige Zeit beieinander. Aber Leontin blieb nachdenklich und still. Seine beiden Gäste begaben sich daher bald zur Ruhe, ohne zu wissen, was sie von seiner Veränderung und raschem Entschlusse denken sollten. Noch im Weggehen hörten sie ihn singen:

Hinaus, o Mensch, weit in die Welt,
Bangt dir das Herz in krankem Mut!
Nichts ist so trüb in Nacht gestellt,
Der Morgen leicht macht's wieder gut.

Am Morgen frühzeitig blickte Friedrich aus seinem Fenster. Da sah er Leontin schon unten auf der Waldstraße auf das Schloß seiner Schwester zureiten. Er eilte schnell hinab und ritt ihm nach.

Als er auf Rosas Schlosse ankam, fand er Leontin im Garten in einem lauten Wortwechsel mit seiner Schwester. Leontin war nämlich hergekommen, um Abschied von ihr zu nehmen. Rosa hatte aber kaum von seinem Vorhaben ge-

hört, als sie sogleich mit aller Heftigkeit den Gedanken ergriff mitzureisen. Das laß ich wohl bleiben, sagte Leontin, da schnüre ich noch heut mein Bündel und reit' Euch ganz allein davon. Ich will eben als ein Verzweifelter weit in die Welt hinaus, will mich, wie Don Quixote, im Gebirge auf den Kopf stellen und einmal recht verrückt sein, und da fällt's Euch gerade ein, hinter mir drein zu zotteln, als reisten wir nach Karlsbad oder Pyrmont, um mich jedesmal fein natürlich wieder auf die Beine zu bringen und zurecht zu rücken. Kommt mir doch jetzt meine ganze Reise vor, wie eine Armee, wo man vorn blitzende Schwerter und wehende Fahnen, hinterdrein aber einen langen Schwanz von Wagen und Weibern sieht, die auf alten Stühlen, Betten und anderm Hausgerät sitzen und plaudern, kochen, handeln und zanken, als wäre da vorn eben alles nichts, daß einem alle Lust zur Courage vergeht. Wahrhaftig, wenn du mitziehst, meine weltliche Rosa, so lasse ich das ganze herrliche, tausendfarbige Rad meiner Reisevorsätze fallen, wie der Pfau, wenn er seine prosaischen Füße besieht. — Rosa, die kein Wort von allem verstanden hatte, was ihr Bruder gesagt, ließ sich nichts ausreden, sondern beharrte ruhig und fest bei ihrem Entschlusse, denn sie gefiel sich schon im voraus zu sehr als Amazone zu Pferde und freute sich auf neue Spektakel. Friedrich, der eben hier dazukam, schüttelte den Kopf über ihr hartes Köpfchen, das ihm unter allen Untugenden der Mädchen die unleidlichste war. Noch tiefer aber schmerzte ihn ihre Hartnäckigkeit, da sie doch wußte, daß er nicht mitreise, daß er es nur um ihretwillen ausgeschlagen habe, und ihn wandelte heimlich die Lust an, selber allein in alle Welt zu gehen. Leontin, der, wie auf etwas sinnend, unterdes die beiden verliebten Gesichter angesehen hatte, lachte auf einmal auf. Nein, rief er, wahrhaftig, der Spaß ist so größer! Rosa, du sollst mitreisen, und Faber und Marie und Erwin und Haus und Hof. Wir wollen sanft über die grünen Hügel wallen, wie Schäfer, die Jäger sollen die ungeschlachten Hörner zu Hause lassen und Flöte blasen. Ich will mit bloßem Halse gehn, die Haare blond färben und ringeln, ich will zahm sein, auf den Zehen gehen und immer

mit zugespitztem Munde leise lispeln: O teuerste, schöne Seele, o mein Leben, o mein Schaf! Ihr sollt sehen, ich will mich bemühen, recht mit Anstand lustig zu sein. Dem Herrn Faber wollen wir einen Strohhut mit Lilabändern auf das dicke Gesicht setzen und einen langen Stab in die Hand geben, er soll den Zug anführen. Wir andern werden uns zuweilen zum Spaß im grünen Haine verirren, und dann über unser hartes Trennungslos aus unsern spaßhaften Schmerzen ernsthafte Sonette machen. — Rosa, die von allem wieder nur gehört hatte, daß sie mitreisen dürfe, fiel hier ihrem Bruder unterbrechend um den Hals und tat so schön in ihrer Freude, daß Friedrich wieder ganz mit ihr ausgesöhnt war. Es wurde nun verabredet, daß sie sich noch heute abend auf Leontins Schlosse einfinden sollten, damit sie alle morgen frühzeitig aufbrechen könnten, und sie sprang fröhlich fort, um ihre Anstalten zu treffen.

Als Friedrich und Leontin wieder nach Hause kamen, begann letzterer, der seinen gestrigen Schreck fast schon ganz wieder vergessen zu haben schien, sogleich mit vieler Lustigkeit zusammenzurufen, Befehle auszuteilen und überall Alarm zu schlagen, um, wie er sagte, das Zigeunerleben bald von allen Seiten aufzurühren. Rosa traf, wie sie es versprochen hatte, gegen Abend ein und fand auf der Wiese bei Mondenschein bereits alles in der buntesten Bewegung. Die Jäger putzten singend ihre Büchsen und Sattelzeug, andere versuchten ihre Hörner, Faber band ganze Ballen Papier zusammen, die kleine Marie sprang zwischen allen leichtfertig herum.

Alle begaben sich heute etwas früher als gewöhnlich zur Ruhe. Als Friedrich eben einschlummerte, hörte er draußen einige volle Akkorde auf der Laute anschlagen. Bald darauf vernahm er Erwins Stimme. Das Lied, das er sang, rührte ihn wunderbar, denn es war eine alte, einfache Melodie, die er in seiner Kindheit sehr oft und seitdem niemals wieder gehört hatte. Er sprang erstaunt ans Fenster, aber Erwin hatte soeben wieder aufgehört. Das Licht aus Rosas Schlafzimmer am andern Flügel des Schlosses war erloschen, der Wind drehte knarrend die Wetterfahne auf dem Turme, der Mond schien außerordentlich hell. Friedrich

sah Erwin wieder, wie sonst, mit der Gitarre auf der Mauer sitzen. Bald darauf hörte er den Knaben sprechen; eine durchaus unbekannte, männliche Stimme schien ihm von Zeit zu Zeit Antwort zu geben. Friedrich verdoppelte seine Aufmerksamkeit, aber er konnte nichts verstehen, auch sah er niemand außer Erwin. Nur manchmal kam es ihm vor, als lange ein langer Arm über die Mauer herüber nach dem Knaben. Zuletzt sah er einen Schatten von dem Knaben fort längs der Mauer hinuntergehen. Der Schatten wuchs beim Mondenschein mit jedem Schritte immer höher und länger, bis er sich endlich in Riesengröße in den Wald hinein verlor. Friedrich lehnte sich ganz zum Fenster hinaus, aber er konnte nichts unterscheiden. Erwin sprach nun auch nicht mehr und die ganze Gegend war totenstill. Ein Schauer überlief ihn dabei. Sollte diese Erscheinung, dachte er, Zusammenhang haben mit Leontins Begebenheiten? Weiß vielleicht dieser Knabe um seine Geheimnisse? Ihm fiel dabei ein, daß sich sein ganzes Gesicht lebhaft verändert hatte, als Faber heute noch einmal Leontins gestrigen unbekannten Begegnisses erwähnte. Beinahe hätte er alles für einen überwachten Traum gehalten, so seltsam kam es ihm vor, und er schlief endlich mit sonderbaren und abenteuerlichen Gedanken ein.



Fünftes Kapitel.

Als draußen Berg und Tal wieder licht waren, war der ganze bunte Trupp schon eine Stunde weit von Leontins Schlosse entfernt. Der sonderbare Zug gewährte einen lustigen Anblick. Leontin ritt ein unbändiges Pferd allen voraus. Er war leicht und nachlässig angezogen, und seine ganze Gestalt hatte etwas Ausländisches. Friedrich sah durchaus deutsch aus. Faber dagegen machte den allerseltsamsten und abenteuerlichsten Aufzug. Er hatte einen runden Hut mit ungeheuer breiten Krempen, der ihn, wie ein Schirm, gegen Sonne und Regen zugleich schützen sollte. An seiner Seite hing eine dickangeschwollene Tasche mit Schreibtafeln, Büchern und anderm Reisegerät herab. Er war wie ein fahrender Scholast anzusehen. Rosa ritt mitten unter ihnen ein schönes, frommes Pferd auf einem weiblichen, englischen Sattel. Ein langes grünes Reitkleid, von einem goldenen Gürtel zusammengehalten, schmiegte sich an ihre vollen Glieder, ein blendendweißer Spitzenkragen umschloß das schöne Köpfchen, von dem hohe Federn in die Morgenluft nickten. Zu ihrer Begleitung hatte man die kleine Marie bestimmt, die ihr als Jägerknabe folgte. Auch Erwin ritt mit und hatte die Gitarre an einem himmelblauen Bande umgehängt. Hinterdrein kamen mehrere Jäger mit wohlbepackten Pferden.

Sie zogen eben über einen freien Bergrücken weg. Die Morgensonne funkelte ihnen fröhlich entgegen. Rosa blickte Friedrich aus ihren großen Augen so frisch und freudig an, daß es ihm durch die Seele ging. Als sie auf den Gipfel

kamen, lag auf einmal ein unübersehbar weites Tal im Morgenschimmer unter ihnen. Viktoria! rief Leontin fröhlich und schwang seinen Hut. Es geht doch nichts übers Reisen, wenn man nicht dahin oder dorthin reiset, sondern in die weite Welt hinein, wie es Gott gefällt! Wie uns aus Wäldern, Bergen, aus blühenden Mädchengesichtern, die von lichten Schlössern grüßen, aus Strömen und alten Burgen das noch unbekannte, überschwengliche Leben ernst und fröhlich ansieht! — Das Reisen, sagte Faber, ist dem Leben vergleichbar. Das Leben der meisten ist eine immerwährende Geschäftsreise vom Buttermarkt zum Käsemarkt; das Leben der Poetischen dagegen ein freies, unendliches Reisen nach dem Himmelreich. — Leontin, dessen Widerspruchsgeist Faber jederzeit unwiderstehlich anregte, sagte darauf: Diese reisenden Poetischen sind wieder den Paradiesvögeln zu vergleichen, von denen man fälschlich glaubt, daß sie keine Füße haben. Sie müssen doch auch herunter und in Wirtshäusern einkehren und Vettern und Basen besuchen, und, was sie sich auch für Zeug einbilden, das Fräulein auf dem lichten Schlosse ist doch nur ein dummes, höchstens verliebtes Ding, das die Liebe mit ihrem bißchen brennbaren Stoffe eine Weile in die Lüfte treibt, um dann desto jämmerlicher, wie ein ausgeblasener Dudelsack, wieder zur Erde zu fallen; auf der alten, schönen, trotzigen Burg findet sich auch am Ende nur noch ein kahler Landkavalier usw. Alles ist Einbildung. — Du solltest nicht so reden, entgegnete Friedrich. Wenn wir von einer innern Freudigkeit erfüllt sind, welche, wie die Morgensonne, die Welt überscheint und alle Begebenheiten, Verhältnisse und Kreaturen zur eigentümlichen Bedeutung erhebt, so ist dieses freudige Licht vielmehr die wahre göttliche Gnade, in der allein alle Tugenden und großen Gedanken gedeihen, und die Welt ist wirklich so bedeutsam, jung und schön, wie sie unser Gemüt in sich selber anschaut. Der Mißmut aber, die träge Niedergeschlagenheit und alle diese Entzauberungen, das ist die wahre Einbildung, die wir durch Gebet und Mut zu überwinden trachten sollen, denn diese verdirbt die ursprüngliche Schönheit der Welt. — Ist mir auch recht, erwiderte Leontin lustig. — Graf

Friedrich, sagte Faber, hat eine Unschuld in seinen Betrachtungen, eine Unschuld. — Ihr Dichter, fiel ihm Leontin hastig ins Wort, seid alle eurer Unschuld über den Kopf gewachsen, und, wie ihr eure Gedichte ausspendet, sagt ihr immer: da ist ein prächtiges Kunststück von meiner Kindlichkeit, da ist ein besonders wohl eingerichtetes Stück von meinem Patriotismus oder von meiner Ehre! — Friedrich erstaunte, da Leontin so keck und hart aussprach, was er, als eine Lästerung aller Poesie, sich selber zu denken niemals erlauben mochte.

Rosa hatte unterdes über dem Gespräche mehrere Male gegähnt. Faber bemerkte es, und da er sich jederzeit als ein galanter Verehrer des schönen Geschlechts auszeichnete, so trug er sich an, zu allgemeiner Unterhaltung eine Erzählung zum besten zu geben. Nur nicht in Versen, rief Rosa, denn da versteht man doch alles nur halb. Man rückte daher näher zusammen, Faber in die Mitte nehmend, und er erzählte folgende Geschichte, während sie zwischen den waldigen Bergen langsam fortzogen:

Es war einmal ein Ritter. — Das fängt ja an wie ein Märchen, unterbrach ihn Rosa. — Faber setzte von neuem an: Es war einmal ein Ritter, der lebte tief im Walde auf seiner alten Burg in geistlichen Betrachtungen und strengen Bußübungen. Kein Fremder besuchte den frommen Ritter, alle Wege zu seiner Burg waren lange mit hohem Grase überwachsen und nur das Glöcklein, das er bei seinen Gebeten von Zeit zu Zeit zog, unterbrach die Stille und klang in hellen Nächten weit über die Wälder weg. Der Ritter hatte ein junges Töchterlein, die machte ihm viel Kummer, denn sie war ganz anderer Sinnesart, als ihr Vater und all ihr Trachten ging nur auf weltliche Dinge. Wenn sie abends am Spinnrocken saß, und er ihr aus seinen alten Büchern die wunderbaren Geschichten von den heiligen Märtyrern vorlas, dachte sie immer heimlich bei sich: das waren wohl rechte Toren, und hielt sich für weit klüger, als ihr alter Vater, der alle die Wunder glaubte. Oft, wenn ihr Vater weg war, blätterte sie in den Büchern und malte den Heiligen, die darin abgebildet waren, große Schnurrbärte — Rosa lachte hierbei laut auf. — Was

lachst du? fragte Leontin spitzig, und Faber fuhr in seiner Erzählung fort: Sie war sehr schön und klüger, als alle die andern Kinder in ihrem Alter, weswegen sie sich auch immer mit ihnen zu spielen schämte, und wer mit ihr sprach, glaubte eine erwachsene Person reden zu hören, so gescheit und künstlich waren alle ihre Worte gesetzt. Dabei ging sie bei Tag und Nacht ganz allein im Walde umher, ohne sich zu fürchten, und lachte immer den alten Burgvogt aus, der ihr schauerliche Geschichten vom Wassermann erzählte. Gar oft stand sie dann an dem blauen Flusse im Walde und rief mit lachendem Munde: Wassermann soll mein Bräutigam sein! Wassermann soll mein Bräutigam sein!

Als nun der Vater zum Sterben kam, rief er die Tochter zu seinem Bette und übergab ihr einen großen Ring, der war sehr schwer von reinem Golde gearbeitet. Er sagte dabei zu ihr: Dieser Ring ist vor uralten Zeiten von einer kunstreichen Hand verfertigt. Einer deiner Vorfahren hat ihn in Palästina, mitten im Getümmel der Schlacht, erfochten. Dort lag er unter Blut und Staub auf dem Boden, aber er blieb unbefleckt und glänzte so hell und durchdringlich, daß sich alle Rosse davor bäumten und keines ihn mit seinem Hufe zertreten wollte. Alle deine Mütter haben den Ring getragen und Gott hat ihren frommen Ehestand gesegnet. Nimm du ihn auch hin und betrachte ihn alle Morgen mit rechten Sinnen, so wird sein Glanz dein Herz erquicken und stärken. Wenden sich aber deine Gedanken und Neigungen zum Bösen, so verlöscht sein Glanz mit der Klarheit deiner Seele und wird dir gar trübe erscheinen. Bewahre ihn treu an deinem Finger, bis du einen tugendhaften Mann gefunden. Denn welcher Mann ihn einmal an seiner Hand trägt, der kann nicht mehr von dir lassen und wird dein Bräutigam. — Bei diesen Worten verschied der alte Ritter.

Ida blieb nun allein zurück. Ihr war längst angst und bange auf dem alten Schlosse gewesen, und da sie jetzt ungeheure Schätze in den Kellern ihres Vaters vorfand, so veränderte sie sogleich ihre Lebensweise. — Gott sei Dank, sagte Rosa, denn bis jetzt war sie ziemlich langweilig. — — Faber fuhr wieder fort: Die dunkeln Bogen, Tore und

Höfe der alten Burg wurden niedergerissen und ein neues, lichtes Schloß mit blendendweißen Mauern und kleinern, luftigen Türmchen erhob sich bald über den alten Steinen. Ein großer, schöner Garten wurde daneben angelegt, durch den der blaue Fluß vorüberfloß. Da standen tausenderlei hohe, bunte Blumen, Wasserkünste sprangen dazwischen, und zahme Rehe gingen darin spazieren. Der Schloßhof wimmelte von Rossen und reichgeschmückten Edelknaben, die lustige Lieder auf ihr schönes Fräulein sangen. Sie selber war nun schon groß und außerordentlich schön geworden. Von Ost und West kamen daher nun reiche und junge Freier angezogen, und die Straßen, die zu dem Schlosse führten, blitzten von blanken Reitern, Helmen und Federbüschen.

Das gefiel dem Fräulein gar wohl, aber so gern sie auch alle Männer hatte, so mochte sie doch mit keinem einzelnen ihren Ring auswechseln; denn jeder Gedanke an die Ehe war ihr lächerlich und verhaßt. Was soll ich, sagte sie zu sich selbst, meine schöne Jugend verkümmern, um in abgeschiedener, langweiliger Einsamkeit eine armselige Hausmutter abzugeben, anstatt daß ich jetzt so frei bin, wie der Vogel in der Luft. Dabei kamen ihr alle Männer gar dummlich vor, weil sie entweder zu unbehülflich waren, ihrem müßigen Witze nachzukommen, oder auf andere, hohe Dinge stolz taten, an die sie nicht glaubte. Und so betrachtete sie sich in ihrer Verblendung als eine reizende Fee unter verzauberten Bären und Affen, die nach ihrem Winke tanzen und aufwarten mußten. Der Ring wurde indes von Tage zu Tage trüber.

Eines Tages gab sie ein glänzendes Bankett. Unter einem prächtigen Zelte, das im Garten aufgeschlagen war, saßen die jungen Ritter und Frauen um die Tafel, in ihrer Mitte das stolze Fräulein, gleich einer Königin, und ihre witzigen Redensarten überstrahlten den Glanz der Perlen und Edelgesteine, womit ihr Hals und Busen geschmückt war. Recht wie ein wurmstichiger Apfel, so schön rot und betrüglich war sie anzusehen. Der goldene Wein kreiste fröhlich herum, die Ritter schauten kühner, üppig lockende Lieder zogen hin und wieder im Garten durch die sommerlaue Luft. Da fielen Idas Blicke zufällig auf ihren Ring.

Der war auf einmal finster geworden, und sein verlöschender Glanz tat nur eben noch einen seltsamen, dunkelglühenden Blick auf sie. Sie stand schnell auf und ging an den Abhang des Gartens. Du einfältiger Stein sollst mich nicht länger mehr stören! sagte sie, in ihrem Übermute lachend, zog den Ring vom Finger und warf ihn in den Strom hinunter. Er beschrieb im Fluge einen hellschimmernden Bogen und tauchte sogleich in den tiefsten Abgrund hinab. Darauf kehrte sie wieder in den Garten zurück, aus dem die Töne wollüstig nach ihr zu langen schienen.

Am andern Tage saß Ida allein im Garten und sah in den Fluß hinunter. Es war gerade um die Mittagszeit. Alle Gäste waren fortgezogen, die ganze Gegend lag still und schwül. Einzelne seltsam gestaltete Wolken zogen langsam über den dunkelblauen Himmel; manchmal flog ein plötzlicher Wind über die Gegend, und dann war es, als ob die alten Felsen und die alten Bäume sich über den Fluß unten neigten und miteinander über sie besprächen. Ein Schauder überlief Ida. Da sah sie auf einmal einen schönen, hohen Ritter, der auf einem schneeweißen Rosse die Straße hergeritten kam. Seine Rüstung und sein Helm waren wasserblau, eine wasserblaue Binde flatterte in der Luft, seine Sporen waren von Kristall. Er grüßte sie freundlich, stieg ab und kam zu ihr. Ida schrie laut auf vor Schreck, denn sie erblickte den alten wundertätigen Ring, den sie gestern in den Fluß geworfen hatte, an seinem Finger, und dachte sogleich daran, was ihr ihr Vater auf dem Totenbette prophezeit hatte. Der schöne Ritter zog sogleich eine dreifache Schnur von Perlen hervor und hing sie dem Fräulein um den Hals; dabei küßte er sie auf den Mund, nannte sie seine Braut und versprach, sie heute abend heimzuholen. Ida konnte nichts antworten, denn es kam ihr vor, als läge sie in einem tiefen Schlafe, und doch vernahm sie den Ritter, der in gar lieblichen Worten zu ihr sprach, ganz deutlich, und hörte dazwischen auch den Strom, wie über ihr, immerfort verworren dreinrauschen. Darauf sah sie den Ritter sich wieder auf seinen Schimmel schwingen und so schnell in den Wald zurücksprengen, daß der Wind hinter ihm drein pfiff.

Als es gegen Abend kam, stand sie in ihrem Schlosse am Fenster und schaute in das Gebirge hinaus, das schon die graue Dämmerung zu überziehen anfing. Sie sann hin und her, wer der schöne Ritter sein möge, aber sie konnte nichts herausbringen. Eine nie gefühlte Unruhe und Ängstlichkeit überfiel dabei ihre Seele, die immer mehr zunahm, je dunkler draußen die Gegend wurde. Sie nahm die Zither, um sich zu zerstreuen. Es fiel ihr ein altes Lied ein, das sie als Kind oft ihren Vater in der Nacht, wenn sie manchmal erwachte, hatte singen hören. Sie fing an zu singen:

Obschon ist hin der Sonnenschein
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.

Die Tränen brachen ihr hierbei aus den Augen, und sie mußte die Zither weglegen, so weh war ihr zumute.

Endlich, da es draußen schon ganz finster geworden, hörte sie auf einmal ein großes Getös von Rosseshufen und fremden Stimmen. Der Schloßhof füllte sich mit Windlichtern, bei deren Schein sie ein wildes Gewimmel von Wagen, Pferden, Rittern und Frauen erblickte. Die Hochzeitsgäste verbreiteten sich bald in der ganzen Burg, und sie erkannte alle ihre alten Bekannten, die auch letzthin auf dem Bankett bei ihr gewesen waren. Der schöne Bräutigam, wieder ganz in wasserblaue Seide gekleidet, trat zu ihr und erheiterte gar bald ihr Herz durch seine anmutigen und süßen Reden, Musikanten spielten lustig, Edelknaben schenkten Wein herum, und alles tanzte und schmauste in freudenreichem Schalle.

Während des Festes trat Ida mit ihrem Bräutigam ans offene Fenster. Die Gegend war unten weit und breit still, wie ein Grab, nur der Fluß rauschte aus dem finstern Grunde herauf. Was sind das für schwarze Vögel, fragte Ida, die da in langen Scharen so langsam über den Himmel ziehn? — Sie ziehen die ganze Nacht fort, sagte

der Bräutigam, sie bedeuten deine Hochzeit. — Was sind das für fremde Leute, fragte Ida wieder, die dort unten am Flusse auf den Steinen sitzen und sich nicht rühren? — Das sind meine Diener, sagte der Bräutigam, die auf uns warten. — Unterdes fingen schon lichte Streifen an, sich am Himmel aufzurichten, und aus den Tälern hörte man von ferne Hähne krähen. Es wird so kühl, sagte Ida und schloß das Fenster. In meinem Hause ist es noch viel kühler, erwiderte der Bräutigam, und Ida schauderte unwillkürlich zusammen.

Darauf faßte er sie beim Arme und führte sie mitten unter den lustigen Schwarm zum Tanze. Der Morgen rückte indes immer näher, die Kerzen im Saale flackerten nur noch matt und löschten zum Teil gar aus. Während Ida mit ihrem Bräutigam herumwalzte, bemerkte sie mit Grausen, daß er immer blässer ward, je lichter es wurde. Draußen vor den Fenstern sah sie lange Männer mit seltsamen Gesichtern ankommen, die in den Saal hereinschauten. Auch die Gesichter der übrigen Gäste und Bekannten veränderten sich nach und nach, und sie sahen alle aus wie Leichen. Mein Gott, mit wem habe ich so lange Zeit gelebt? rief sie aus. Sie konnte vor Ermattung nicht mehr fort und wollte sich loswinden, aber der Bräutigam hielt sie fest um den Leib und tanzte immerfort, bis sie atemlos auf die Erde hinstürzte.

Frühmorgens, als die Sonne fröhlich über das Gebirge schien, sah man den Schloßgarten auf dem Berge verwüstet, im Schlosse war kein Mensch zu finden, und alle Fenster standen weit offen. Die Reisenden, die bei hellem Mondenscheine oder um die Mittagszeit an dem Flusse vorübergingen, sahen oft ein junges Mädchen sich mitten im Strome mit halbem Leibe über das Wasser emporheben. Sie war sehr schön, aber totenblaß.

So endigte Faber seine Erzählung. Erschrecklich! rief Leontin, sich, wie vor Frost, schüttelnd. Rosa schwieg still. Auf Friedrich hatte das Märchen einen tiefen und ganz besonderen Eindruck gemacht. Er konnte sich nicht enthalten, während der ganzen Erzählung mit einem unbestimmten, schmerzlichen Gefühle an Rosa zu denken, und es

kam ihm vor, als hätte Faber selber nicht ohne heimliche Absicht gerade diese Erfindung gewählt.

Fabers Märchen gab Veranlassung, daß auch Friedrich und Leontin mehrere Geschichten erzählten, woran aber Rosa immer nur einen entfernten Anteil nahm. So verging dieser Tag unter fröhlichen Gesprächen, ehe sie es selber bemerkten, und der Abend überraschte sie mitten im Walde in einer unbekannten Gegend. Sie schlugen daher den ersten Weg ein, der sich ihnen darbot, und kamen schon in der Dunkelheit bei einem Bauernhause an, das ganz allein im Walde stand, und wo sie zu übernachten beschlossen. Die Hauswirtin, ein junges, rüstiges Weib, wußte nicht, was sie aus dem ganz unerwarteten Besuche machen sollte und maß sie mit Blicken, die eben nicht das beste Zutrauen verrieten. Die lustigen Reden und Schwänke Leontins und seiner Jäger aber brachten sie bald in die beste Laune, und sie bereitete alles recht mit Lust zu ihrer Aufnahme.

Nach einem flüchtig eingenommenen Abendessen ergriffen Leontin, Faber und die Jäger ihre Flinten und gingen noch in den Wald hinaus auf den Anstand, da ihnen die gefällige Bäuerin mit einer gewissen verstohlenen Vertraulichkeit den Platz verraten hatte, wo das Wild gewöhnlich zu wechseln pflegte. Rosa fürchtete sich nun, hier allein zurückzubleiben, und bat daher Friedrich, ihr Gesellschaft zu leisten, welches dieser mit Freuden annahm. Beide setzten sich, als alles fort war, auf die Bank an der Haustür vor den weiten Kreis der Wälder. Friedrich hatte die Gitarre bei sich und griff einige volle Akkorde, welche sich in der heitern, stillen Nacht herrlich ausnahmen. Rosa war in dieser ungewohnten Lage ganz verändert. Sie war einmal ohne alle kleine Launen, hingebend, ungewöhnlich vertraulich und liebenswürdig ermattet. Friedrich glaubte sie noch niemals so angenehm gesehen zu haben. Er hatte ihr schon längst versprechen müssen, seine ganze Jugendgeschichte einmal ausführlich zu erzählen. Sie bat ihn nun, sein Versprechen zu erfüllen, bis die andern zurückkämen. Er war gerade auch aufgelegt dazu und begann daher, während sie, mit dem einen Arme auf seine Achsel gelehnt, so

nahe als möglich an ihn rückte, folgendermaßen zu erzählen:

Meine frühesten Erinnerungen verlieren sich in einem großen, schönen Garten. Lange, hohe Gänge von gradbeschnittenen Baumwänden laufen nach allen Richtungen zwischen großen Blumenfeldern hin, Wasserkünste rauschen einsam dazwischen, die Wolken ziehen hoch über die dunkeln Gänge weg, ein wunderschönes kleines Mädchen, älter als ich, sitzt an der Wasserkunst und singt welsche Lieder, während ich oft stundenlang an den eisernen Stäben des Gartentors stehe, das an die Straße stößt, und sehe, wie draußen der Sonnenschein wechselnd über Wälder und Wiesen fliegt, und Wagen, Reuter und Fußgänger am Tore vorüber in die glänzende Ferne hinausziehen. Diese ganze, stille Zeit liegt weit hinter all dem Schwalle der seitdem durchlebten Tage, wie ein uraltes, wehmütig süßes Lied, und wenn mich oft nur ein einzelner Ton davon wieder berührt, faßt mich ein unbeschreibliches Heimweh, nicht nur nach jenen Gärten und Bergen, sondern nach einer viel ferneren und tieferen Heimat, von welcher jene nur ein lieblicher Widerschein zu sein scheint. Ach, warum müssen wir jene unschuldige Betrachtung der Welt, jene wundervolle Sehnsucht, jenen geheimnisvollen, unbeschreiblichen Schimmer der Natur verlieren, in dem wir nur manchmal noch im Traume unbekannte, seltsame Gegenden wiedersehen!

Und wie war es denn nun weiter? fiel ihm Rosa ins Wort.

Meinen Vater und meine Mutter, fuhr Friedrich fort, habe ich niemals gesehen. Ich lebte auf dem Schlosse eines Vormunds. Aber eines ältern Bruders erinnere ich mich sehr deutlich. Er war schön, wild, witzig, keck und dabei störrisch, tiefsinnig und menschenscheu. Dein Bruder Leontin sieht ihm sehr ähnlich und ist mir darum um desto teurer. Am besten kann ich mir ihn vorstellen, wenn ich an einen Umstand zurückdenke. An unserm altertümlichen Schlosse lief nämlich eine große steinerne Galerie ringsherum. Dort pflegten wir beide gewöhnlich des Abends zu sitzen, und ich erinnere mich noch immer an den eignen,

sehnsuchtsvollen Schauer, mit dem ich hinuntersah, wie der Abend blutrot hinter den schwarzen Wäldern versank und dann nach und nach alles dunkel wurde. Unsere alte Wärterin erzählte uns dann gewöhnlich das Märchen von dem Kinde, dem die Mutter mit dem Kasten den Kopf abschlug und das darauf als ein schöner Vogel draußen auf den Bäumen sang. Rudolf, so hieß mein Bruder, lief oder ritt unterdes auf dem steinernen Geländer der Galerie herum, daß mir vor Schwindel alle Sinne vergingen. Und in dieser Stellung schwebt mir sein Bild noch immer vor, das ich von dem Märchen, den schwarzen Wäldern unten und den seltsamen Abendlichtern gar nicht trennen kann. Da er wenig lernte und noch weniger gehorchte, wurde er kalt und übel behandelt. Oft wurde ich ihm als Muster vorgestellt, und dies war mein größter und tiefster Schmerz, den ich damals hatte, denn ich liebte ihn unaussprechlich. Aber er achtete wenig darauf. Das schöne italienische Mädchen fürchtete sich vor ihm, so oft sie mit ihm zusammenkam, und doch schien sie ihn immer wieder von neuem aufzusuchen. Mit mir dagegen war sie sehr vertraulich und oft ausgelassen lustig. Alle Morgen, wenn es schön war, ging sie in den Garten hinunter und wusch sich an der Wasserkunst die hellen Augen und den kleinen, weißen Hals, und ich mußte ihr währenddessen die zierlichen Zöpfchen flechten helfen, die sie dann in einen Kranz über dem Scheitel zusammenheftete. Dabei sang sie immer folgendes Liedchen, das mir mit seiner ganz eignen Melodie noch immer sehr deutlich vorschwebt:

Zwischen Bergen, liebe Mutter,
Weit den Wald entlang,
Reiten da drei junge Jäger
Auf drei Rößlein blank,
lieb' Mutter,
Auf drei Rößlein blank.

Ihr könnt fröhlich sein, lieb' Mutter:
Wird es draußen still,

Kommt der Vater heim vom Walde,
Küßt Euch wie er will,
lieb' Mutter,
Küßt Euch wie er will.

Und ich werfe mich im Bettchen
Nachts ohn' Unterlaß,
Kehr' mich links, und kehr' mich rechtshin,
Nirgends hab' ich was,
lieb' Mutter,
Nirgends hab' ich was.

Bin ich eine Frau erst einmal,
In der Nacht dann still
Wend' ich mich nach allen Seiten,
Küss', so viel ich will,
lieb' Mutter,
Küss', so viel ich will.

Sie sang das Liedchen ganz allerliebst. Das arme Kind wußte wohl damals selbst noch nicht deutlich, was sie sang. Aber einmal fuhren die Alten, die sie darüber belauscht hatten, gar täppisch mit harten Verweisen drein, und seitdem, erinnere ich mich, sang sie das Lied heimlich noch viel lieber.

So lebten wir lange Zeit in Frieden nebeneinander, und es fiel mir gar nicht ein, daß es jemals anders werden könnte, nur daß Rudolf immer finsterer wurde, je mehr er heranwuchs. Um diese Zeit hatte ich mehrere Male sehr schwere und furchtbare Träume. Ich sah nämlich immer meinen Bruder Rudolf in einer Rüstung, wie sie sich auf einem alten Ritterbilde auf unserem Vorsaale befand, durch ein Meer von durcheinander wogenden, ungeheuren Wolken schreiten, wobei er sich mit einem langen Schwerte rechts und links Bahn zu hauen schien. So oft er mit dem Schwerte die Wolken berührte, gab es eine Menge Funken, die mich mit ihren vielfarbigen Lichtern blendeten, und bei jedem solchen Leuchten kam mir auch Rudolfs Gesicht plötzlich blaß und ganz verändert vor. Während ich mich

nun mit den Augen so recht in den Wolkenzug vertiefte, bemerkte ich mit Verwunderung, daß es eigentlich keine Wolken waren, sondern sich alles nach und nach in ein langes, dunkles, seltsam geformtes Gebirge verwandelte, vor dem mir schauderte, und ich konnte gar nicht begreifen, wie sich Rudolf dort so allein nicht fürchtete. Seitwärts von dem Gebirge sah ich eine weite Landschaft, deren unbeschreibliche Schönheit und wunderbaren Farbenschimmer ich niemals vergessen habe. Ein großer Strom ging mitten hindurch bis in eine unabsehbare, duftige Ferne, wo er sich mit Gesang zu verlieren schien. Auf einem sanftgrünen Hügel über dem Strome saß Angelina, das italienische Mädchen, und zog mit ihrem kleinen, rosigen Finger zu meinem Erstaunen einen Regenbogen über den blauen Himmel. Unterdes sah ich, daß das Gebirge anfing sich wundersam zu regen; die Bäume streckten lange Arme aus, die sich wie Schlangen ineinander schlungen, die Felsen dehnten sich zu ungeheuren Drachengestalten aus, andere zogen Gesichter mit langen Nasen, die ganze wunderschöne Gegend überzog und verdeckte dabei ein qualmender Nebel. Zwischen den Felsenplatten streckte Rudolf den Kopf hervor, der auf einmal viel älter und selber wie von Stein aussah, und lachte übermäßig mit seltsamen Gebärden. Alles verwirrte sich zuletzt und ich sah nur die entfliehende Angelina mit ängstlich zurückgewandtem Gesichte und weißem, flatterndem Gewande, wie ein Bild über einen grauen Vorhang, vorüberschweben. Eine große Furcht überfiel mich da jedesmal und ich wachte vor Schreck und Entsetzen auf.

Diese Träume, die sich, wie gesagt, mehrere Male wiederholten, machten einen so tiefen Eindruck auf mein kindisches Gemüt, daß ich nun meinen Bruder oft heimlich mit einer Art von Furcht betrachtete, auch die seltsame Gestaltung des Gebirges nie wieder vergaß.

Eines Abends, da ich eben im Garten herumging und zusah, wie es in der Ferne an den Bergen gewitterte, trat auf einmal an dem Ende eines Bogenganges Rudolf zu mir. Er war finsterer, als gewöhnlich. Siehst du das Gebirge dort? sagte er, auf die fernen Berge deutend. Drüben liegt ein viel schöneres Land, ich habe ein einziges Mal

hinuntergeblickt. Er setzte sich ins Gras hin, dann sagte er in einer Weile wieder: hörst du, wie jetzt in der weiten Stille unten die Ströme und Bäche rauschen und wunderbarlich locken? Wenn ich so hinunterstiege in das Gebirge hinein, ich ginge fort und immer fort, du würdest unterdes alt, das Schloß wäre auch verfallen und der Garten hier lange einsam und wüste. — Mir fiel bei diesen Worten mein Traum wieder ein, ich sah ihn an, und auch sein Gesicht kam mir in dem Augenblicke gerade so vor, wie es mir im Traume immer erschien. Eine niegefühlte Angst überwältigte mich und ich fing an zu weinen. Weine nur nicht! sagte er hart und wollte mich schlagen. Unterdes kam Angelina mit neuem Spielzeuge lustig auf uns zugesprungen und Rudolf entfernte sich wieder in den dunkeln Bogengang. Ich spielte nun mit dem muntern Mädchen auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse und vergaß darüber alles Vorhergegangene. Endlich trieb uns der Hofmeister zu Bette. Ich erinnere mich nicht, daß mir als Kind irgend etwas widerwärtiger gewesen wäre, als das zeitige Schlafengehen, wenn alles draußen noch schallte und schwärmte und meine ganze Seele noch so wach war. Dieser Abend war besonders schön und schwül. Ich legte mich unruhig nieder. Die Bäume rauschten durch das offene Fenster herein, die Nachtigall schlug tief aus dem Garten, dazwischen hörte ich noch manchmal Stimmen unter dem Fenster sprechen, bis ich endlich nach langer Zeit einschlummerte. Da kam es mir auf einmal vor, als schiene der Mond sehr hell durch die Stube, mein Bruder erhöbe sich aus seinem Bett und ginge verschiedentlich im Zimmer herum, neige sich dann über mein Bett und küsse mich. Aber ich konnte mich durchaus nicht besinnen.

Den folgenden Morgen wachte ich später auf, als gewöhnlich. Ich blickte sogleich nach dem Bette meines Bruders und sah, nicht ohne Ahnung und Schreck, daß es leer war. Ich lief schnell in den Garten hinaus, da saß Angelina am Springbrunnen und weinte heftig. Meine Pflegeeltern und alle im ganzen Hause waren heimlich, verwirrt und verstört, und so erfuhr ich erst nach und nach, daß Rudolf in dieser Nacht entflohen sei. Man schickte

Boten nach allen Seiten aus, aber keiner brachte ihn mehr wieder.

Und habt ihr denn seitdem niemals wieder etwas von ihm gehört? fragte Rosa.

Es kam wohl die Nachricht, sagte Friedrich, daß er sich bei einem Freikorps habe anwerben lassen, nachher gar, daß er in einem Treffen geblieben sei. Aber aus späteren, einzelnen, abgebrochenen Reden meiner Pflegeeltern gelangte ich wohl zu der Gewißheit, daß er noch am Leben sein müsse. Doch taten sie sehr heimlich damit und hörten sogleich auf davon zu sprechen, wenn ich hinzutrat; und seitdem habe ich von ihm nichts mehr sehen noch erfahren können.

Bald darauf verließ auch Angelina mit ihrem Vater, der weitläufig mit uns verwandt war, unser Schloß und reiste nach Italien zurück. Es ist sonderbar, daß ich mich auf die Züge des Kindes nie wieder besinnen konnte. Nur ein leises, freundliches Bild ihrer Gestalt und ganzen lieblichen Gegenwart blieb mir übrig. Und so war denn nun das Kleeblatt meiner Kindheit zerrissen und Gott weiß, ob wir uns jemals wiedersehen. — Mir war zum Sterben bange, mein Spielzeug freute mich nicht mehr, der Garten kam mir unaussprechlich einsam vor. Es war, als müßte ich hinter jedem Baume, an jedem Bogengange noch Angelina oder meinem Bruder begegnen, das einförmige Plätschern der Wasserkünste Tag und Nacht hindurch vermehrte nur meine tiefe Bangigkeit. Mir war es unbegreiflich, wie es meine Pflegeeltern hier noch aushalten konnten, wie alles um mich herum seinen alten Gang fortging, als wäre eben alles noch, wie zuvor.

Damals ging ich oft heimlich und ganz allein nach dem Gebirge, das mir Rudolf an jenem letzten Abend gezeigt hatte, und hoffte in meinem kindischen Sinne zuversichtlich, ihn dort noch wiederzufinden. Wie oft überfiel mich dort ein Grausen vor den Bergen, wenn ich mich manchmal droben verspätet hatte und nur noch die Schläge einsamer Holzhauer durch die dunkelgrünen Bogen heraufschallten, während tief unten schon hin und her Lichter in den Dörfern erschienen, aus denen die Hunde fern bellten. Auf

einem dieser Streifzüge verfehlte ich beim Heruntersteigen den rechten Weg und konnte ihn durchaus nicht wiederfinden. Es war schon dunkel geworden und meine Angst nahm mit jeder Minute zu. Da erblickte ich seitwärts ein Licht; ich ging darauf los und kam an ein kleines Häuschen. Ich guckte furchtsam durch das erleuchtete Fenster hinein und sah darin in einer freundlichen Stube eine ganze Familie friedlich um ein lustig flackerndes Herdfeuer gelagert. Der Vater, wie es schien, hatte ein Büchelchen in der Hand und las vor. Mehrere sehr hübsche Kinder saßen im Kreise um ihn herum und hörten, die Köpfchen in beide Arme aufgestützt, mit der größten Aufmerksamkeit zu, während eine junge Frau daneben spann und von Zeit zu Zeit Holz an das Feuer legte. Der Anblick machte mir wieder Mut, ich trat in die Stube hinein. Die Leute waren sehr erstaunt, mich bei ihnen zu sehen, denn sie kannten mich wohl, und ein junger Bursche wurde sogleich fortgesandt, sich anzukleiden, um mich auf das Schloß zurück zu geleiten. Der Vater setzte unterdes, da ich ihn darum bat, seine Vorlesung wieder fort. Die Geschichte wollte mich bald sehr anmutig und wundervoll bedünken. Mein Begleiter stand schon lange fertig an der Tür. Aber ich vertiefte mich immer mehr in die Wunder; ich wagte kaum zu atmen und hörte zu und immer zu und wäre die ganze Nacht geblieben, wenn mich nicht der Mann endlich erinnert hätte, daß meine Eltern in Angst kommen würden, wenn ich nicht bald nach Hause ginge. Es war der gehörnte Siegfried, den er las.

Rosa lachte. — Friedrich fuhr, etwas gestört, fort:

Ich konnte diese ganze Nacht nicht schlafen, ich dachte immerfort an die schöne Geschichte. Ich besuchte nun das kleine Häuschen fast täglich, und der gute Mann gab mir von den ersehnten Büchern mit nach Hause, soviel ich nur wollte. Es war gerade in den ersten Frühlingstagen. Da saß ich denn einsam im Garten und las die Magelone, Genoveva, die Haimonskinder und vieles andere unermüdet der Reihe nach durch. Am liebsten wählte ich dazu meinen Sitz in dem Wipfel eines hohen Birnbaumes, der am Abhange des Gartens stand, von wo ich dann über das

Blütenmeer der niedern Bäume weit ins Land schauen konnte, oder an schwülen Nachmittagen die dunklen Wetterwolken über den Rand des Waldes langsam auf mich zukommen sah.

Rosa lachte wieder. Friedrich schwieg eine Weile unwillig still. Denn die Erinnerungen aus der Kindheit sind desto empfindlicher und verschämter, je tiefer und unverständlicher sie werden, und fürchten sich vor großgewordenen, altklugen Menschen, die sich in ihr wunderbares Spielzeug nicht mehr zu finden wissen. Dann erzählte er weiter:

Ich weiß nicht, ob der Frühling mit seinen Zauberlichtern in diese Geschichten hineinspielte, oder ob sie den Lenz mit ihren rührenden Wunderscheinen überglänzten, — aber Blumen, Wald und Wiesen erschienen mir damals anders und schöner. Es war, als hätten mir diese Bücher die goldnen Schlüssel zu den Wunderschätzen und der verborgenen Pracht der Natur gegeben. Mir war noch nie so fromm und fröhlich zu Mute gewesen. Selbst die ungeschickten Holzstiche dabei waren mir lieb, ja überaus wert. Ich erinnere mich noch jetzt mit Vergnügen, wie ich mich in das Bild, wo der Ritter Peter von seinen Eltern zieht, vertiefen konnte, wie ich mir den einen Berg im Hintergrunde mit Burgen, Wäldern, Städten und Morgenglanz ausschmückte, und in das Meer dahinter, aus wenigen groben Strichen bestehend, und die Wolken drüber, mit ganzer Seele hineinsegelte. Ja, ich glaube wahrhaftig, wenn einmal bei Gedichten Bilder sein sollen, so sind solche die besten. Jene feinern, sauberen Kupferstiche mit ihren modernen Gesichtern und ihrer, bis zum kleinsten Strauche, ausgeführten und festbegrenzten Umgebung verderben und beengen alle Einbildung, anstatt daß diese Holzstiche mit ihren verworrenen Strichen und unkenntlichen Gesichtern der Phantasie, ohne die doch niemand lesen sollte, einen frischen, unendlichen Spielraum eröffnen, ja sie gleichsam herausfordern.

Alle diese Herrlichkeit dauerte nicht lange. Mein Hofmeister, ein aufgeklärter Mann, kam hinter meine heimlichen Studien und nahm mir die geliebten Bücher weg. Ich war untröstlich. Aber Gott sei Dank, das Wegnehmen

kam zu spät. Meine Phantasie hatte auf den waldgrünen Bergen, unter den Wundern und Helden jener Geschichten gesunde, freie Luft genug eingesogen, um sich des Anfalls einer ganzen nüchternen Welt zu erwehren. Ich bekam nun dafür Campes Kinderbibliothek. Da erfuhr ich denn, wie man Bohnen steckt, sich selber Regenschirme macht, wenn man etwa einmal, wie Robinson, auf eine wüste Insel verschlagen werden sollte, nebstbei mehrere zuckergebackene, edle Handlungen, einige Elternliebe und kindliche Liebe in Scharaden. Mitten aus dieser pädagogischen Fabrik schlugen mir einige kleine Lieder von Matthias Claudius rührend und lockend ans Herz. Sie sahen mich in meiner prosaischen Niedergeschlagenheit mit schlichten, ernsten, treuen Augen an, als wollten sie freundlich-tröstend sagen: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ Diese Blumen machten mir den farb- und geruchslosen, zur Menschheitssaat umgepflügten Boden, in welchen sie seltsam genug verpflanzt waren, einigermaßen heimatlich. Ich entsinne mich, daß ich in dieser Zeit verschiedene Plätze im Garten hatte, welche Hamburg, Braunschweig und Wandsbeck vorstellten. Da eilte ich denn von einem zum andern und brachte dem guten Claudius, mit dem ich mich besonders gerne und lange unterhielt, immer viele Grüße mit. Es war damals mein größter, innigster Wunsch, ihn einmal in meinem Leben zu sehen.

Bald aber machte eine neue Epoche, die entscheidende für mein ganzes Leben, dieser Spielerei ein Ende. Mein Hofmeister fing nämlich an, mir alle Sonntage aus der Leidensgeschichte Jesu vorzulesen. Ich hörte sehr aufmerksam zu. Bald wurde mir das periodische, immer wieder abgebrochene Vorlesen zu langweilig. Ich nahm das Buch und las es für mich ganz aus. Ich kann es nicht mit Worten beschreiben, was ich dabei empfand. Ich weinte aus Herzensgrunde, daß ich schluchzte. Mein ganzes Wesen war davon erfüllt und durchdrungen, und ich begriff nicht, wie mein Hofmeister und alle Leute im Hause, die doch das alles schon lange wußten, nicht ebenso gerührt waren und auf ihre alte Weise so ruhig fortleben konnten. —

Hier brach Friedrich plötzlich ab, denn er bemerkte, daß

Rosa fest eingeschlafen war. Eine schmerzliche Unlust flog ihn bei diesem Anblicke an. Was tu' ich hier, sagte er zu sich selber, als alles so still um ihn geworden war, sind das meine Entschlüsse, meine großen Hoffnungen und Erwartungen, von denen meine Seele so voll war, als ich ausreiste? Was zerschlage ich den besten Teil meines Lebens in unnütze Abenteuer ohne allen Zweck, ohne alle rechte Tätigkeit? Dieser Leontin, Faber und Rosa, sie werden mir doch ewig fremd bleiben. Auch zwischen diesen Menschen reisen meine eigentlichsten Gedanken und Empfindungen hindurch, wie ein Deutscher durch Frankreich. Sind dir denn die Flügel gebrochen, guter, mutiger Geist, der in die Welt hinausschaute, wie in sein angebornes Reich? Das Auge hat in sich Raum genug für eine ganze Welt, und nun sollte es eine kleine Mädchenhand bedecken und zudrücken können? — Der Eindruck, den Rosas Lachen während seiner Erzählung auf ihn gemacht hatte, war noch nicht vergangen. Sie schlummerte rückwärts auf ihren Arm gelehnt, ihr Busen, in den sich die dunklen Locken herabringelten, ging im Schlafe ruhig auf und nieder. So ruhte sie neben ihm in unbeschreiblicher Schönheit. Ihm fiel dabei ein Lied ein. Er stand auf und sang zur Gitarre:

Ich hab' manch Lied geschrieben,
Die Seele war voll Lust,
Von treuem Tun und Lieben,
Das beste, was ich wußt'.

Was mir das Herz bewogen,
Das sagte treu mein Mund,
Und das ist nicht erlogen,
Was kommt aus Herzensgrund.

Liebchen wußt's nicht zu deuten
Und lacht mir ins Gesicht,
Dreht sich zu andern Leuten
Und achtet's weiter nicht.

Und spielt mit manchem Tropfe,
Weil ich so tief betrübt.

Mir ist so dumm im Kopfe,
Als wär' ich nicht verliebt.

Ach Gott, wem soll ich trauen?
Will sie mich nicht verstehn,
Tun all' so fremde schauen,
Und alles muß vergehn.

Und alles irrt zerstreuet —
Sie ist so schön und rot —
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Wär' ich viel lieber tot!

Rosa schlug die Augen auf, denn das Waldhorn erschallte in dem Tale und man hörte Leontin und die Jäger, die soeben von ihrem Streifzuge zurückkehrten, im Walde rufen und schreien. Sie hatten gar keine Beute gemacht und waren alle der Ruhe höchst bedürftig. Die Wirtin wurde daher eiligst in Tätigkeit gesetzt, um jedem sein Lager anzuweisen, so gut es die Umstände zuließen. Es wurde nun von allen Seiten Stroh herbeigeschafft und in der Stube ausgebreitet, die für Rosa, Leontin, Friedrich und Faber bestimmt war; die übrigen sollten sonst wo im Hause untergebracht werden. Da alles mithalf, ging es bei den Zubereitungen ziemlich tumultuarisch her. Besonders aber zeigte sich die kleine Marie, welcher die Jäger tapfer zugetrunken hatten, ungewöhnlich ausgelassen. Jeder behandelte sie aus Gewohnheit als ein halberwachsenes Kind, fing sie auf und küßte sie. Friedrich aber sah wohl, daß sie sich dabei gar künstlich sträubte, um nur immer fester gehalten zu werden, und daß ihre Küsse nicht mehr kindisch waren. Dem Herrn Faber schien sie heute ganz besonders wohl zu behagen, und Friedrich glaubte zu bemerken, daß sie sich einigemal verstohlen und wie im Fluge mit ihm besprach.

Endlich hatte sich nach und nach alles verloren, und die Herrschaften blieben allein im Zimmer zurück. Faber meinte: sein Kopf sei so voll guter Gedanken, daß er sich jetzt nicht niederlegen könne. Das Wetter sei so schön und die Stube so schwül, er wolle daher die Nacht im Freien zu-

bringen. Damit nahm er Abschied und ging hinaus. Leontin lachte ihm ausgelassen nach. Rosa war unterdes in üble Laune geraten. Die Stube war ihr zu schmutzig und enge, das Stroh zu hart. Sie erklärte, sie könne so unmöglich schlafen, und setzte sich schmollend auf eine Bank hin. Leontin warf sich, ohne ein Wort darauf zu erwidern, auf das Stroh und war gleich eingeschlafen. Endlich überwand auch bei Rosa die Müdigkeit den Eigensinn. Sie verließ ihre harte Bank, lachte über sich selbst und legte sich neben ihren Bruder hin.

Friedrich ruhte noch lange wach, den Kopf in die Hand gestützt. Der Mond schien durch das kleine Fenster herein, die Wanduhr pickte einförmig immerfort. Da vernahm er auf einmal draußen folgenden Gesang:

Ach, von dem weichen Pfühle
Was treibt dich irr' umher?
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe, was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Heben dich allzusehr
Die ewigen Gefühle;
Schlafe, was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle,
Schnupfen und Husten schwer,
Ziehn durch die nächt'ge Kühle;
Schlafe, was willst du mehr?

Ziehn durch die nächt'ge Kühle
Mir den Verliebten her,
Hoch auf schwindlige Pfühle;
Schlafe, was willst du mehr?

Hoch auf schwindligem Pfühle
Zähle der Sterne Heer;
Und so dir das mißfiele:
Schlafe, was willst du mehr?

Friedrich konnte die Stimme nicht erkennen; sie schien ihm mit Fleiß verändert und verstellt. Mit besonders komischem Ausdruck wurde jedesmal das: Schlafe, was willst du mehr? wiederholt. Er sprang auf und trat ans Fenster. Da sah er einen dunklen Schatten schnell über den mondhellen Platz vor dem Hause vorüberlaufen und zwischen den Bäumen verschwinden. Er horchte noch lange Zeit dort hinaus, alles blieb still die ganze Nacht hindurch.



Sechstes Kapitel.

Ein Hifthorn draußen im Hofe weckte am Morgen die Neugestärkten. Leontin sprang schnell vom Lager. Auch Rosa richtete sich auf. Die Morgensonne schien ihr durch das Fenster gerade ins Gesicht. Die Locken noch verwirrt vom nächtlichen Lager, sah sie so blühend und reizend verschlafen aus, daß sich Friedrich nicht enthalten konnte, ihr einen Kuß auf die frischen Lippen zu drücken. Alles rüstete sich nun fröhlich wieder zur Weiterreise. Aber nun bemerkten sie erst, daß Faber fehle. Er hatte sich, wie wir wissen, abends hinausbegeben und er war seitdem nicht wieder in die Stube zurückgekehrt. Leontin befragte daher die Jäger, und diese sagten denn zu allgemeiner Verwunderung folgendes aus:

Als sie, noch vor Tagesanbruch, hinausgingen, um nach den Pferden zu sehen, hörten sie jemand hoch über ihnen, wie aus der Luft, zu wiederholten Malen rufen. Sie sahen ringsherum und erblickten endlich mit Erstaunen Herrn Faber, der mitten auf dem Dache des Hauses an dem festverschlossenen Dachfenster saß und schimpfend mit beiden Armen, wie eine Windmühle, in der Morgendämmerung focht. Sie setzten ihm nun auf sein Begehren die Leiter an, die vor dem Hause auf der Erde lag, und erlösten ihn so von seinem luftigen Throne. Er aber forderte, sobald er unten war, ohne sich weiter in Erklärungen einzulassen, sogleich sein Pferd und seinen Mantelsack heraus. Da er sehr heftig und wunderlich zu sein schien, taten sie, was er verlangte. Als er sein Pferd bestiegen hatte, sagte er nur

noch zu ihnen: sie möchten ihren Herrn, den fremden Grafen und die Gräfin Rosa von ihm auf das beste grüßen, und für die langerwiesene Freundschaft in seinem Namen danken; er für seinen Teil reise in die Residenz, wo er sie früher oder später wiederzusehen hoffe. Darauf habe er dem Pferde die Sporen gegeben und sei in den Wald hineingeritten.

Lebe wohl, guter, unruhiger Freund! rief Leontin bei dieser Nachricht aus, ich könnte wahrhaftig in diesem Augenblicke recht aus Herzensgrunde traurig sein, so gewohnt war ich an dein wunderliches Wesen. Fahre wohl, und Gott gebe, daß wir bald wieder zusammenkommen! Amen, fiel Rosa ein; aber was in aller Welt hat ihn denn auf das Dach hinaufgetrieben und bewogen, uns dann so plötzlich zu verlassen? — Niemand wußte sich das Rätsel zu lösen. Aber die kleine Marie hörte während der ganzen Zeit nicht auf, geheimnisvoll zu kichern, Friedrich erinnerte sich auch an das gestrige, sonderbare Nachtlied vor dem Fenster, und nun übersahen sie nach und nach den ganzen Zusammenhang.

Faber hatte nämlich gestern abend mit Marie eine heimliche Zusammenkunft in der Dachkammer, wo sie schlief, verabredet. Das schlaue Mädchen aber hatte, statt Wort zu halten, das Dachfenster von innen fest versperrt und sich, ehe noch Faber so künstlich von ihnen weggeschlichen, in den Wald hinausbegeben, wo sie abwartete, bis der Verliebte, der Verabredung gemäß, auf der Leiter das Dach erstiegen hatte. Dann sprang sie schnell hervor, nahm die Leiter weg und sang ihm unten das lustige Ständchen, das Friedrich gestern belauscht, während Faber, stumm vor Zorn und Scham, zwischen Himmel und Erde schwebte.

Leontin und Rosa lachten unmäßig und fanden den Einfall überaus herrlich. Friedrich aber fand ihn anders und schüttelte unwillig den Kopf über das vierzehnjährige Mädchen.

Sie setzten nun also ihre Reise allein weiter fort. Der Morgen war sehr heiter, die Gegend wunderschön; dessenungeachtet konnten sie heute gar nicht recht in die alte Lust und gewohnte Gesprächsweise hineinkommen. Faber fehlte

ihnen und wurde von allen vermißt, besonders von Leontin, der fortwährend einen Ableiter seines überflüssigen Witzes brauchte. Dazu taugte ihm aber gerade niemand besser, als Faber, der komisch genug war, um Witz zu erzeugen und selber witzig genug, ihn zu verstehn. Friedrich nannte daher auch alle Gespräche zwischen Leontin und Faber egoistische Monologe, wo jeder nur sich selbst reden hört und beantwortet, anstatt daß er bei jeder Unterhaltung mit redlichem Eifer für die Sache selbst in den anderen überzeugend einzudringen suchte. Am sichtbarsten unter allen aber war Rosa verstimmt. Sie hatte sich ganz besondere, unerhörte Ereignisse und Wunderdinge von der Reise versprochen, und da diese nun nicht erscheinen wollten und auch der Schimmer der Neuheit von ihren Augen gefallen war, fing sie nach und nach an zu bemerken, daß es sich doch eigentlich für sie nicht schicke, so allein mit den Männern in der Welt herumzustreifen, und sie hatte keine Ruhe und keine Lust mehr an den ewigen, langweiligen Steinen und Bäumen.

So waren sie an einen freigrünen Platz auf dem Gipfel einer Anhöhe gekommen und beschlossen, hier den Mittag abzuwarten. Ringsum lagen niedrigere Berge mit Schwarzwald bedeckt, von der einen Seite aber hatte man eine weite Aussicht ins ebene Land, wo man die blauen Türme der Residenz an einem blitzenden Strome sich ausbreiten sah. Der mitgenommene Mundvorrat wurde nun abgepackt, ein Feldtischchen mitten in der Aue aufgepflanzt, und alle lagerten sich in einem Kreise auf dem Rasen herum und aßen und tranken. Rosa mochte launisch nichts genießen, sondern zog, zu Leontins großem Ärgernis, ihre Strickerei hervor, setzte sich allein seitwärts und arbeitete, bis sie am Ende darüber einschlief. Friedrich und Leontin nahmen daher ihre Flinten und gingen in den Wald, um Vögel zu schießen. Die lustigen bunten Sänger, die von einem Wipfel zum andern vor ihnen herflogen, lockten sie immer weiter zwischen den dunkelgrünen Hallen fort, so daß sie erst nach langer Zeit wieder auf dem Lagerplatze anlangten.

Hier kam ihnen Erwin mit auffallender Lebhaftigkeit und Freude entgegengesprungen und sagte, daß Rosa fort

sei. Ein Wagen, erzählte der Knabe, sei bald, nachdem sie fortgegangen waren, die Straße hergefahren. Eine schöne, junge Dame sah aus dem Wagen heraus, ließ sogleich stillhalten und kam auf die Gräfin Rosa zu, mit der sie sich dann lange sehr lebhaft und mit vielen Freuden besprach. Zuletzt bat sie dieselbe, mit ihr zu fahren. Rosa wollte anfangs nicht, aber die fremde Dame streichelte und küßte sie und schob sie endlich halb mit Gewalt in den Wagen. Die kleine Marie mußte auch mit einsitzen, und so hatten sie den Weg nach der Residenz eingeschlagen. — Friedrich kränkte bei dieser unerwarteten Nachricht die Leichtfertigkeit, mit der ihn Rosa so schnell verlassen konnte, in tiefster Seele. Als sie an den Feldtisch in der Mitte der Aue kamen, fanden sie dort ein Papier, worauf mit Bleistift geschrieben stand: „Die Gräfin Romana."

Das dacht' ich gleich, rief Leontin, das ist so ihre Weise. — Wer ist die Dame? fragte Friedrich. — Eine junge, reiche Witwe, antwortete Leontin, die nicht weiß, was sie mit ihrer Schönheit und ihrem Geiste anfangen soll, eine Freundin meiner Schwester, weil sie mit ihr spielen kann, wie sie will, eine tollgewordene Genialität, die in die Männlichkeit hineinpfuscht. Hierbei wandte er sich ärgerlich zu seinen Jägern, die ihre Pferde schon wieder aufgezäumt hatten, und befahl ihnen, nach seinem Schlosse zurückzukehren, um die Reise freier und bequemer, bloß in Friedrichs und Erwins Begleitung weiter fortzusetzen.

Die Jäger brachen bald auf und die beiden Grafen blieben nun allein auf dem grünen Platze zurück, wo es so auf einmal still und leer geworden war. Da kam Erwin wieder gesprungen und sagte, daß man den Wagen soeben noch in der Ferne sehen könne. Sie blickten hinab und sahen, wie er in der glänzenden Ebene fortrollte, bis er zwischen den blühenden Hügeln und Gärten in den Abendschimmer verschwand, der sich eben weit über die Täler legte. Von der andern Seite hörte man noch die Hörner der heimziehenden Jäger über die Berge. Siehst du dort, sagte Friedrich, die dunklen Türme der Residenz? Sie stehen wie Leichensteine des versunkenen Tages. Anders sind die Menschen dort, unter welche Rosa nun kommt;

treue Sitte, Frömmigkeit und Einfalt gilt nicht unter ihnen. Ich möchte sie lieber tot, als so wiedersehn. Ist mir doch, als stiege sie, wie eine Todesbraut, in ein flimmernd aufgeschmücktes, großes Grab, und wir wendeten uns treulos von ihr und ließen sie gehen. — Leontin fuhr lustig über die Saiten der Gitarre und sang:

Der Liebende steht träge auf,
Zieht ein Herr Jemine-Gesicht
Und wünscht, er wäre tot.
Der Morgen tut sich prächtig auf,
So silbern geht der Ströme Lauf,
Die Vöglein schwingen hell sich auf:
„Bad', Menschlein, dich im Morgenrot,
Dein Sorgen ist ein Wicht!“

Darauf bestiegen sie beide ihre Pferde und ritten in das Gebirge hinein.

Nachdem sie so mehrere Tage herumgeirrt und die merkwürdigsten Orte des Gebirges in Augenschein genommen hatten, kamen sie eines Abends schon in der Dunkelheit in einem Dorfe an, wo sie im Wirtshause einkehrten. Dort aber war alles leer und nur von einer alten Frau, die allein in der Stube saß, erfuhren sie, daß der Pächter des Ortes heute einen Ball gebe, wobei auch seine Grundherrschaft sich befände, und daß daher alles aus dem Hause gelaufen sei, um dem Tanze zuzusehen.

Da es zum Schlafengehen noch zu zeitig und die Nacht sehr schön war, so entschlossen sich auch die beiden Grafen, noch einen Spaziergang zu machen. Sie strichen durchs Dorf und kamen bald darauf am andern Ende desselben an einen Garten, hinter welchem sich die Wohnung des Pächters befand, aus deren erleuchteten Fenstern die Tanzmusik zu ihnen herüberschallte. Leontin, den diese ganz unverhoffte Begebenheit in die lustigste Laune versetzt hatte, schwang sich sogleich über den Gartenzaun, und überredete auch Friedrich, ihm zu folgen. Der Garten war ganz still, sie gingen daher durch die verschiedenen Gänge bis an das Wohnhaus. Die Fenster des Zimmers, wo getanzt wurde, gingen auf den Garten hinaus, aber es war hoch oben im

zweiten Stockwerke. Ein großer, dichtbelaubter Baum stand da am Hause und breitete seine Äste gerade vor den Fenstern aus. Der Baum ist eine wahre Jakobsleiter, sagte Leontin, und war im Augenblicke droben. Friedrich wollte durchaus nicht mit hinauf. Das Belauschen, sagte er, besonders fröhlicher Menschen in ihrer Lust, hat immer etwas Schlechtes im Hinterhalte. Wenn du Umstände machst, rief Leontin von oben, so fange ich hier so ein Geschrei an, daß alle zusammenlaufen und uns als Narren auffangen oder tüchtig durchprügeln. Soeben knarrte auch wirklich die Haustür unten und Friedrich bestieg daher ebenfalls eilfertig den luftigen Sitz.

Oben aus der weiten, dichten Krone des Baumes konnten sie die ganze Gesellschaft übersehen. Es wurde eben ein Walzer getanzt, und ein Paar nach dem andern flog an dem Fenster vorüber. Junge, flüchtige Ökonomen, wie es schien, in knappen und engzugespitzten Fracken fegten tapfer mit tüchtigen Mädchen, die vor Gesundheit und Freude über und über rot waren. Hin und wieder zogen fröhliche, dicke Gesichter, wie Vollmonde, durch diesen Sternenhimmel. Mitten in dem Gewimmel tanzte eine hagere Figur, wie ein Satyr, in den abenteuerlichsten, übertriebensten Wendungen und Kapriolen, als wollte er alles Affektierte, Lächerliche und Ekle jedes einzelnen der Gesellschaft in eine einzige Karikatur zusammendrängen. Bald darauf sah man ihn auch unter den Musikanten ebenso mit Leib und Seele die Geige streichen. Das ist ein höchst seltsamer Gesell, sagte Leontin, und verwendete kein Auge von ihm. Es ist doch ein sonderbares Gefühl, erwiderte Friedrich nach einer Weile, so draußen aus der weiten, stillen Einsamkeit auf einmal in die bunte Lust der Menschen hineinzusehen, ohne ihren inneren Zusammenhang zu kennen; wie sie sich, gleich Marionetten, voreinander verneigen und beugen, lachen und die Lippen bewegen, ohne daß wir hören, was sie sprechen. — O, ich könnte mir, sagte Leontin, kein schauerlicheres und lächerlicheres Schauspiel zugleich wünschen, als eine Bande Musikanten, die recht eifrig und in den schwierigsten Passagen spielten, und einen Saal voll Tanzender dazu, ohne daß ich einen Laut von der

Musik vernähme. — Und hast du dieses Schauspiel nicht im Grunde täglich? entgegnete Friedrich. Gestikulieren, quälen und mühen sich nicht überhaupt alle Menschen ab, die eigentümliche Grundmelodie äußerlich zu gestalten, die jedem in tiefster Seele mitgegeben ist, und die der eine mehr, der andere weniger und keiner ganz auszudrücken vermag, wie sie ihm vorschwebt? Wie weniges verstehen wir von den Taten, ja, selbst von den Worten eines Menschen! — Ja, wenn sie erst Musik im Leibe hätten! fiel ihm Leontin lachend ins Wort. Aber die meisten fingern wirklich ganz ernsthaft auf Hölzchen ohne Saiten, weil es einmal so hergebracht ist und das vorliegende Blatt heruntergespielt werden muß; aber das, was das ganze Hantieren eigentlich vorstellen soll, die Musik selbst und Bedeutung des Lebens, haben die närrisch gewordenen Musikanten darüber vergessen und verloren.

In diesem Augenblicke kam ein neues Paar bei dem Fenster angeflogen, alles machte ehrerbietig Platz und sie erblickten ein wunderschönes Mädchen, das sich durch seinen Anstand vor allen den andern auszeichnete. Sie lehnte lächelnd die zarte, glühende Wange an die Fensterscheibe, um sie abzukühlen. Darauf öffnete sie gar das Fenster, teilte zierlich ihre Haare, durch die ein Rosenkranz geflochten war, nach beiden Seiten über die Stirn, und schaute, so wie in Gedanken versunken, lange in die Nacht hinaus. — Leontin und Friedrich waren ihr dabei so nahe, daß sie ihren Atem hören konnten; ihre stillen, großen Augen, in deren feuchtem Spiegel der Mond wiederglänzte, standen gerade vor ihnen. Wo ist das Fräulein? rief auf einmal eine Stimme von innen, und das Mädchen wandte sich um und verlor sich unter den Menschen. — Leontin sagte: Ich möchte den Baum schütteln, daß er bis in die Wurzeln vor Freude beben sollte, ich möchte hier ins offene Fenster hineinspringen und tanzen, bis die Sonne aufginge, ich möchte wie ein Vogel von dem Baume fliegen über Berge und Wälder! — Zwei ältliche Herren unterbrachen diese Ausrufungen, indem sie sich zum Fenster hinauslehnten. Ihr Gespräch, so ruhig wie ihre Gesichter, ergoß sich wie ein einförmiger, aber klarer Strom über die neuesten poli=

tischen Zeitbegebenheiten, von denen sie bald auf ihre Landwirtschaft ablenkten, und aus den Blitzen, die man in der Ferne am wolkenlosen Himmel erblickte, ein günstiges Erntewetter prophezeieten.

Unterdes hatte die Musik aufgehört, das Zimmer oben wurde leerer. Man hörte unten die Tür auf- und zugehen, verschiedene Parteien gingen bei dem schönen Mondscheine im Garten auf und nieder, und auch die beiden alten Herren verschwanden von dem Fenster. Da kam ein junges Paar, ganz getrennt von den übrigen, langsam auf den Baum zugewandelt. Gott steh uns bei, sagte Leontin, da kommen gewiß Sentimentale, denn sie wandeln so schwebend auf den Zehen, wie einer, der gern fliegen möchte und nicht kann. Sie waren indes schon so nahe gekommen, daß man verstehen konnte, was sie sprachen. Haben Sie, fragte der junge Mann, das neueste Werk von Lafontaine gelesen? Ja, antwortete das Mädchen, in einer ziemlich bäuerischen Mundart, ich habe es gelesen, mein edler Freund! und es hat mir Tränen entlockt, Tränen, wie sie jeder Fühlende gern weint. Ich bin so froh, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, daß wir aus dem Schwarm, von den lärmenden, unempfindlichen Menschen fort sind; die rauschenden Vergnügungen sind gar nicht meine Sache, es ist da gar nichts für das Herz. Er: O, daran erkenne ich ganz die schöne Seele! Aber Sie sollten sich der süßen Melancholie nicht so stark ergeben, die edlen Empfindungen greifen den Menschen zu sehr an. — Sie sieht aber doch, flüsterte Friedrich, blitzgesund aus und voll zum Aufspringen. Das kommt eben von dem Angreifen, meinte Leontin. — Er: Ach, in wenigen Stunden scheidet uns das eiserne Schicksal wieder, und Berge und Täler liegen zwischen zwei gebrochenen Herzen. Sie: Ja, und in dem einen Tale ist der Weg immer so kotig und kaum zum Durchkommen. Er: Und an meinem neuen schönen Parutsch gerade auch ein Rad gebrochen. — Aber genießen wir doch die schöne Natur! An ihrem Busen werd' ich so warm! Sie: O ja. Er: Es geht doch nichts über die Einsamkeit für ein sanftes, überfließendes Herz. Ach! die kalten Menschen verstehen mich gar

nicht! Sie: Auch Sie sind der einzige, mein edler Freund, der mich ganz versteht. Schon lange habe ich Sie im stillen bewundert, diesen — wie soll ich sagen? — diesen edlen Charakter, diese schönen Sentimentre — Sentiments wollen Sie sagen, fiel er ihr ins Wort und rückte sich mit eitler Wichtigkeit zusammen.

O Jemine! flüsterte Leontin wieder, mir juckt der Edelmut schon in allen Fingern, ich dächte, wir prügelten ihn durch.

Die beiden Sentimentalen hatten einander indes mit den Armen umschlungen und sahen lange stumm in den Mond. Nun sitzt die Unterhaltung auf dem Sande, sagte Leontin, der Witz ist im abnehmenden Monde. Aber zu seiner Verwunderung hub er von neuem an: O heilige Melancholie! du sympathetische Harmonie gleichgestimmter Seelen! So rein, wie der Mond dort oben, ist unsere Liebe! Währenddessen fing er an, heftig an dem Busenbande des Mädchens zu arbeiten, die sich nur wenig sträubte. Nun, sagte Leontin, sind sie in ihre eigentliche Natur zurückgefallen, der Teufel hat die Poesie geholt. Das ist ja ein verwetterter Schuft, rief Friedrich, und fing oben auf seinem Baume an, ganz laut zu singen. Die Sentimentalen sahen sich eine Weile erschrocken nach allen Seiten um, dann nahmen sie in der größten Verwirrung Reißaus. Leontin schwang sich lachend, wie ein Wetterkeil, vom Baume hinter ihnen drein und verdoppelte ihren Schreck und ihre Flucht.

Unsere Reisenden waren nun wahrscheinlich verraten und mußten also auf einen klugen Rückzug bedacht sein. Sie zogen sich daher auf den leeren Gängen des Gartens an den Spazierengehenden vorüber und wurden so, vom Dunkel begünstigt, von allen entweder übersehen oder für Ballgäste gehalten.

Als sie, schon nahe am Ausgange, eben um die Ecke eines Ganges umbiegen wollten, stand auf einmal das schöne Fräulein, die mit einer Begleitung von der andern Seite kam, dicht vor ihnen. Der Mondschein fiel gerade sehr hell durch eine Öffnung der Bäume und beleuchtete die beiden schönen Männer. Das Fräulein blieb mit sichtbarer

Verwirrung vor ihnen stehen. Sie grüßten sie ehrerbietig. Sie dankte verlegen mit einer tiefen, zierlichen Verbeugung, und eilte dann schnell wieder weiter. Aber sie bemerkten wohl, daß sie sich in einiger Entfernung noch einmal flüchtig nach ihnen umsah.

Sie kehrten nun wieder in ihr Wirtshaus zurück, wo sie bereits alles zu einer guten Nacht vorbereitet fanden. Leontin war unterwegs voller Gedanken und stiller, als gewöhnlich. Friedrich stellte sich oben noch an das offene Fenster, von dem man das stille Dorf und den gestirnten Himmel übersah, verrichtete sein Abendgebet und legte sich schlafen. Leontin aber nahm die Gitarre und schlenderte langsam durch das nächtliche Dorf. Nach verschiedenen Umwegen kam er wieder an den Garten. Da war unterdes alles leer geworden und totenstill, in der Wohnung des Pächters alle Lichter verlöscht und die ganze laute, fröhliche Erscheinung versunken. Ein leichter Wind ging rauschend durch die Wipfel des einsamen Gartens, hin und wieder nur bellten Hunde aus entfernteren Dörfern über das stille Feld. Leontin setzte sich auf den Gartenzaun hinauf und sang:

Der Tanz, der ist zerstoben,
Die Musik ist verhallt,
Nun kreisen Sterne droben,
Zum Reigen singt der Wald.

Sind alle fortgezogen,
Wie ist's nun leer und tot!
Du rufst vom Fensterbogen:
‚Wann kommt der Morgen rot!'

Mein Herz möcht' mir zerspringen,
Darum, so wein' ich nicht,
Darum, so muß ich singen
Bis daß der Tag anbricht.

Eh' es beginnt zu tagen:
Der Strom geht still und breit,
Die Nachtigallen schlagen,
Mein Herz wird mir so weit!

Du trägst so rote Rosen,
Du schaust so freudenreich,
Du kannst so fröhlich kosen,
Was stehst Du still und bleich?

Und laß sie gehn und treiben
Und wieder nüchtern sein,
Ich will wohl bei Dir bleiben!
Ich will Dein Liebster sein.

Das schöne Fräulein war in dem Hause des Pächters über Nacht geblieben. Sie stand halbentkleidet an dem offenen Fenster, das auf den Garten hinausging. Wer mögen wohl die beiden Fremden sein? sagte sie gleichgültig scheinend zu ihrer Jungfer. — Ich weiß es nicht, aber ich möchte mich gleich fortschleichen und noch heute im Wirtshause nachfragen. — Um Gottes willen, tu das nicht, sagte das Fräulein erschrocken, und hielt sie ängstlich am Arme fest. — Morgen ist es zu spät. Wenn die Sonne aufgeht, sind sie gewiß längst wieder über alle Berge. — Ich will schlafen gehen, sagte das Fräulein, ganz in Gedanken versunken. Gott weiß, wie es kommt, ich bin heute so müde und doch so munter. — Sie ließ sich darauf entkleiden und legte sich nieder. Aber sie schlief nicht, denn das Fenster blieb offen und Leontins verführerische Töne stiegen die ganze Nacht wie auf goldenen Leitern in die Schlafkammer des Mädchens ein und aus.

—◆◇○◇◆—

Siebentes Kapitel.

Stand ein Mädchen an dem Fenster,
Da es draußen Morgen war,
Kämmte sich die langen Haare,
Wusch sich ihre Äuglein klar.

Sangen Vöglein aller Arten,
Sonnenschein spielt' vor dem Haus,
Draußen übern schönen Garten
Flogen Wolken weit hinaus.

Und sie dehnt' sich in den Morgen
Als ob sie noch schläfrig sei,
Ach, sie war so voller Sorgen,
Flocht ihr Haar und sang dabei:

Wie ein Vöglein hell und reine,
Ziehet draußen muntre Lieb',
Lockt hinaus zum Sonnenscheine,
Ach, wer da zu Hause blieb'!

* * *

Die Morgensonne traf unsere Reisenden schon wieder draußen zu Pferde, und das Dorf, wo sie übernachtet, lag dampfend hinter ihnen. Leontin hatte bereits im Wirtshause erfahren, daß das schöne Fräulein die Tochter eines in der Nähe reich begüterten Edelmannes sei, welcher, wie er sich sehr wohl erinnerte, mit seinem Vater in ganz besonders freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte. Es wurde daher beschlossen, bei ihm einzusprechen.

Gegen Abend erblickten sie das Schloß des Herrn v. A., das aus einem freundlichreichen Chaos von Gärten und hohen Bäumen friedlich hervorragte. Sie ritten langsam zwischen hohen Kornfeldern hin. Die Sonne, die sich eben zum Untergange neigte, warf ihre Strahlen schief über die Fläche und spielte lustig in den nickenden Ähren. Ein fröhliches Singen und Wirren verschiedener Stimmen lenkte bald die Augen der beiden Reiter von der ruhigen Landschaft vor ihnen ab, und sie erblickten seitwärts in einiger Entfernung vom Wege ein weites Feld, wo man soeben mit der Ernte begriffen war. Eine lange Reihe von Arbeitern wimmelte lustig durcheinander, der laute Ruf der Merker erschallte von Zeit zu Zeit dazwischen, und schwerbeladene Wagen zogen langsam und knarrend dem Dorfe zu. Im Hintergrunde dieses Gewimmels sah man eine bunte Gruppe von vornehmeren Personen gelagert, die den Arbeitern zusahen und unter denen Leontin sogleich das schöne Fräulein wiedererkannte. Mitten unter ihnen ragte eine höchst seltsame Figur hervor. Ein hagerer Mensch nämlich in einem langen, weißen Mantel saß auf einem hochbeinigten Schimmel, der den Kopf fast auf die Erde hängen ließ. Von dieser seiner Rosinante teilte die abenteuerliche Gestalt im Tone einer Predigt Befehle an die Bauern aus, worauf jedesmal ein lautes Gelächter erfolgte.

Leontin und Friedrich zweifelten nicht, daß jene Zuschauer die Herrschaft des Ortes seien, und da sie bemerkten, daß bereits alle Augen auf sie gerichtet waren, so übergaben sie ihre Pferde an Erwin und eilten, sich selber der Gesellschaft vorzustellen. Herr v. A. und seine Schwester, die sich seit dem Tode ihres Mannes beim Bruder aufhielt, erinnerten sich sogleich der ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Häusern, und drückten ihre Freude, Leontin und seinen Freund bei sich zu sehen, mit den aufrichtigsten Worten aus. Das Fräulein wurde bei ihrer Ankunft über und über rot und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, denn sie erkannte beide recht gut wieder. Neben ihr stand ein ziemlich junger, bleicher Mann, in dem sie sogleich dieselbe Gestalt wiedererkannten, die gestern mit so einer ironischen Wut getanzt und musiziert hatte. Seine

auffallenden Gesichtszüge hatten sich tief in Leontins Gedächtnis gedrückt. Aber es war heut gar keine Spur von gestern an ihm, er schien ein ganz anderer Mensch. Er sah schlicht, still und traurig und war verlegen im Gespräche. Es war ein Theolog, der, zu arm, seine Studien zu vollenden, auf dem Schlosse des Herrn v. A. Unterhalt, Freunde und Heimat gefunden und dafür die Leitung des Schulwesens auf den sämtlichen Gütern übernommen hatte. Der Ritter von der traurigen Gestalt dagegen schaute von seinem Schimmel während des Empfanges und der ersten Unterhaltung so unheimlich und komisch darein, daß Leontin gar nicht von ihm wegsehen konnte. Jeder Bauer, den seine Arbeit an ihm vorüberführte, gesegnete die Gestalt mit einem tüchtigen Witze, wobei sich jener immer heftig verteidigte. Leontin erhielt sich nur noch mit vieler Mühe, sich nicht darein zu mischen, als die Tante endlich die Gesellschaft aufforderte, sich nach Hause zu begeben, und alles aufbrach. Die sonderbare Gestalt setzte sich nun voraus in Galopp. Er schlug dabei mit beiden Füßen unaufhörlich in die Rippen des Kleppers und sein weißer Mantel rauschte in seiner ganzen Länge in den Lüften hinter ihm drein. Die Bauern riefen ihm sämtlich ein freudiges Hurra nach. Herr v. A., der die Verwunderung der beiden Gäste bemerkte, sagte lachend: das ist ein armer Edelmann, der vom Stegreif lebt, ein irrender Ritter, der von Schloß zu Schloß zieht, und uns besonders oft heimsucht, ein Hofnarr für alle, die ihn ertragen können, halb närrisch und halb gescheut.

Als sie durchs Dorf gingen, wurden sie von allen Seiten nicht nur mit dem Hute, sondern auch mit freundlichen Worten und Mienen begrüßt, welches immer ein gutmütiges und natürliches Verhältnis zwischen der Herrschaft und ihren Bauern verrät. Sie kamen endlich an das Schloß und übersahen auf einmal einen weiten, freundlichen und fröhlich wimmelnden Hof. Alles war geschäftig, nett und ordentlich und beurkundete eine tätige Hauswirtin. Friedrich äußerte diese Bemerkung, wodurch sich die Tante ungemein geschmeichelt zu finden schien. Sie konnte ihre Freude darüber so wenig verbergen, daß sie sogleich anfing,

sich mit einer Art von Wohlbehagen über ihre häuslichen Einrichtungen und die Vergnügungen der Landwirtschaft auszubreiten. Das Schloß selbst war neu, sehr heiter, licht und angenehm, das Hausgerät in den gemütlichen Zimmern ohne besondere Wahl gemischt und sämtlich wie aus einer unlängst vergangenen Zeit.

Der Tisch in dem großen, geräumigen Tafelzimmer wurde gedeckt und man setzte sich bald fröhlich zum Abendessen. Die Unterhaltung blieb anfangs ziemlich stockend, steif und gezwungen, wie dies jederzeit in solchen Häusern der Fall ist, wo, aus Mangel an vielseitigen, allgemeinen Berührungen mit der Außenwelt, eine gewisse feste, ungelenke Gewohnheit des Lebens Wurzel geschlagen hat, die durch das plötzliche Eindringen wildfremder Erscheinungen, auf die ihr ewig gleichförmiger Gang nicht berechnet ist, immer eher verstimmt als umgestimmt wird. Herr v. A., ein langer, ernster Mann, in seiner Kleidung fast pedantisch, sprach wenig. Desto mehr führte seine Schwester das hohe Wort. Sie war eine lebhafte, regsame Frau, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren, eigentlich aber gerade in den schlimmsten. Denn ihre Gestalt und unverkennbar schönen Gesichtszüge fingen soeben an, auf ein vergangenes Reich zu deuten. In dieser gefährlichen Sonnenwende steigt die Schönheit mürrisch, launisch und zankend von ihrem irdischen Throne, wo sie ein halbes Leben lang geherrscht, in die öde, freudenlose Zukunft, wie ins Grab. Wohl denen seltenen größeren Frauen, welche die Zeit nicht versäumten, sondern im ruhigen, gesammelten Gemüte sich eine andere Welt der Religion und Sanftmut erbauten! Sie verwechseln nur die Throne und werden ewig lieben und geliebt werden.

Das Gespräch fiel während der Tafel auch auf die Erziehung der Kinder, ein Kapitel, von dem fast alle Weiber am liebsten sprechen und am wenigsten verstehen. Die Tante, die nur auf eine Gelegenheit gepaßt hatte, ihren Geist vor den beiden Fremden glänzen zu lassen, verbreitete sich darüber in dem gewöhnlichen Tone von Aufklärung, Bildung, feinen Sitten usw. Zu ihrem Unglück aber fiel es dem irrenden Ritter, der unterdes ganz unten an der Tafel

mit Leib und Seele gegessen hatte, ein, sich mit in das Gespräch zu mischen. Gerade, als sie sich in ihren Redensarten eben am wohlsten gefiel, fuhr er höchstkomisch mit Wahrheiten darein, die aber alle so ungewöhnlich und abenteuerlich ausgedrückt waren, daß Friedrich und Leontin nicht wußten, ob sie mehr über die Schärfe seines Geistes oder über seine Verrücktheit erstaunen sollten. Besonders brach Leontin in ein schadenfrohes Gelächter aus. Die Tante, der es nicht an vielseitigen Talenten gebrach, um seine Verrücktheiten nicht ohne Salz zu finden, warf ihm unwillige Blicke zu, worauf sich jener in einem philosophischen Bombast von Unsinn verteidigte und endlich selber in ein albernes Lachen ausbrach. Sie hatte aber doch das Spiel verspielt; denn beide Gäste, besonders Leontin, spürten bereits eine gewisse Kameradschaft mit dem rätselhaften irrenden Ritter in sich.

Als endlich die Tafel aufgehoben wurde, mußte Fräulein Julie noch ihre Geschicklichkeit auf dem Klaviere zeigen, welches sie ziemlich fertig spielte. Währenddes hatte die Tante Friedrich beiseite genommen, und erzählte ihm, wie sehr sie bedauere, ihre Nichte nicht frühzeitig in die Residenz in irgend ein Erziehungshaus geschickt zu haben, wo allein junge Frauenzimmer das gewisse Etwas erlernten, welches zum geselligen Leben so unentbehrlich sei. Ich bin der Meinung, antwortete ihr Friedrich, daß jungen Fräulein das Landleben gerade am besten fromme. In jenen berühmten Instituten wird durch Eitelkeit und heillose Nachahmungssucht die kindliche Eigentümlichkeit jedes Mädchens nur verallgemeinert und verdorben. Die arme Seele wird nach einem Modelle, das für alle passen soll, so lange dressiert und gemodelt, bis am Ende davon nichts übrig bleibt, als das leere Modell. Ich versichere, ich will alle Mädchen aus solchen Instituten sogleich an ihrer Wohlerzogenheit erkennen, und wenn ich sie anrede, weiß ich schon im voraus, was sie mir antworten werden, was für ein Schlag von Witz oder Spaß erfolgen muß, was sie für kleine Lieblingslaunen haben usw. Die Tante lachte, ohne jedoch eigentlich zu wissen, was Friedrich mit alle dem meine.

Unterdes hatte das Fräulein ein Volkslied angefangen.

Die Tante unterbrach sie schnell und ermahnte sie doch lieber etwas Vernünftiges und Sanftes zu singen. Leontin aber, den dabei seine Laune überwältigte, setzte sich statt des Fräuleins hin und sang sogleich aus dem Stegreif ein zärtliches Lied so übertrieben und süßlich, daß Friedrich fast übel wurde. Fräulein Julie sah ihn groß an und war dann während seines ganzen Gesanges in tiefe Gedanken versunken. — Erst spät begab man sich zur Ruhe.

Das Schlafzimmer der beiden Gäste war sehr nett und sauber zubereitet, die Fenster gingen auf den Garten hinaus. Eine geheimnisvolle Aussicht eröffnete sich dort über den Garten weg in ein weites Tal, das in stiller, nächtlicher Runde vor ihnen lag. In einiger Ferne schien ein Strom zu gehen, Nachtigallen schlugen überall aus den Tälern herauf. Das muß hier eine schöne Gegend sein, sagte Leontin, indem er sich zum Fenster hinauslehnte. Sie kommt mir vor, wie die Menschen hier im Hause, entgegnete Friedrich. Wenn ich in einen solchen abgeschlossenen Kreis von fremden Menschen hineintrete, ist es mir immer, als sähe ich von einem Berge in ein unbekanntes, weites, nächtliches Land. Da gehen stille breite Ströme, und tausend verborgene Wunder liegen seltsam zerstreut, und die fröhliche Seele dichtet bunte, lichte, glückliche Tage in die verworrene Dämmerung hinein. Ich habe oft gewünscht, daß ich die meisten Menschen niemals zum zweiten Male wiedersehen und näher kennen lernen dürfte, oder daß ich immer aufgeschrieben hätte, wie mir jeder zum ersten Male vorkam. — Wahrhaftig, fiel ihm Leontin lachend ins Wort, sprichst du doch, als wärst du von neuem verliebt. Aber du hast ganz recht, mir ist ebenso zumute, und es ist nur schade um ein redliches Herz, das durch eine immerwährende Täuschung so entherzt wird. Denn wenn in jene schöne, ungewisse Nacht der ersten Bekanntschaft nach und nach der Tag anfängt herüberzuschielen und die nüchternen Hähne krähen, da schleicht ein wunderbarer Geist nach dem andern abseits; was in der Nacht wie ein dunkler Riese dastand, wird ein krummer Baum, das Tal, das aussah wie eine umgeworfene, uralte römische Stadt, wird ein gemeines Ackerfeld, und das ganze Märchen nimmt

ein schales Ende. Ich könnte so fromm sein, wie ein Lämmchen und niemals eine Anwandlung von Witz verspüren, wenn nicht alles so dumm ginge. — Friedrich sagte darauf: Nimm dich in acht mit deinem Übermute! Es ist leicht und angenehm, zu verspotten, aber mitten in der Täuschung den großen, herrlichen Glauben an das Bessere festzuhalten, und die andern mit feurigen Armen emporzuheben, das gab Gott nur seinen liebsten Söhnen. — Ich sage dir in vollem Ernst, erwiderte Leontin ungemein liebenswürdig, du wirst mich noch einmal ganz bekehren, du seltsamer Mensch. Gott weiß es wohl, mir fehlt noch viel daß ich gut wäre. —

Am Morgen strahlte die Gegend in einem zauberischen Glanze in ihre Fenster herauf. Sie eilten in den Garten hinab, wo sie nicht wenig über die Schönheit der Landschaft erstaunten. Der Garten selbst stand auf einer Reihe von Hügeln, wie eine frische Blumenkrone über der grünen Gegend. Von jedem Punkte desselben hatte man die erheiternde Aussicht in das Land, das wie in einem Panorama ringsherum ausgebreitet lag. Nirgends bemerkte man weder eine französische noch englische durchgreifende Regel, aber das Ganze war ungemein erquicklich, als hätte die Natur aus fröhlichem Übermute sich selber aufschmücken wollen.

Herr v. A. und seine Schwester, letztere, wie wir später sehen werden, wohl nicht ohne besondere Absicht, baten ihre Gäste recht herzlich und dringend, längere Zeit bei ihnen zu verweilen, und beide willigten gern in den angenehmen Aufenthalt. Doch erst, als die allmählige Gewohnheit des Zusammenlebens ihnen das Bürgerrecht des Hauses erteilt hatte, empfanden sie die Wohltat des stillen, gleichförmigen, häuslichen Lebens und labten sich an diesem immer neu erfreulichen Schauspiele, das über gutgeartete Gemüter eine Ruhe und einen gewissen festen Frieden verbreitet, den viele ein Leben lang in der bunten Weltlust oder in der Wissenschaft selber vergebens suchen.

Wenn die Sonne über den Gärten, Bergen und Tälern aufging, flog auch schon alles aus dem Schlosse nach allen Seiten aus. Herr v. A. fuhr auf die Felder, seine Schwester

und das Fräulein hatten im Hofe zu tun und wurden gewöhnlich erst gegen Mittag in reinlichen, weißen Kleidern sichtbar. Friedrich und Leontin wohnten eigentlich den ganzen Vormittag draußen in dem schönen Garten. Auf Friedrich hatte das stille Leben den wohltätigsten Einfluß. Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie imstande ist, gleich dem unbewegten Spiegel eines Sees, den Himmel in sich aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang rings um ihn her, diese seit seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschiedenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien, ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlich-schönen Spiele der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch einmal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwengliche Zukunft legt sich, wie ein Morgenrot, blühend über die Bilder und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns und wir erkennen wohl alle die Gegenden und Gestalten wieder, aber sie sind größer, schöner und gewaltiger und wandeln in einem anderen, wunderbaren Lichte. Und so dichtete hier Friedrich unzählige Lieder und wunderbare Geschichten aus tiefster Herzenslust, und es waren fast die glücklichsten Stunden seines Lebens.

Oft besuchte ihn dort Herr v. A. in seiner Werkstatt, doch immer nur auf kurze Zeit, um ihn nicht zu stören; denn er schien eine heilige Scheu vor allem zu haben, womit es einem Menschen ernst war, obschon er, wie Friedrich aus mehreren Äußerungen bemerkt hatte, insbesondere von der Dichtkunst gar nichts hielt. Er war einer von jenen, die, durch einseitige Erziehung und eine Reihe schmerzlicher Erfahrungen ermüdet, den lebendigen Glauben an Poesie, Liebe, Heldenmut und alles Große und Ungewöhnliche im Leben aufgegeben haben, weil es sich so ungefüge gebärdet und nirgends mehr in die Zeit hineinpassen will. Zu überdrüssig, um sich diese Rätsel zu lösen, und doch zu großmütig, um sich in das wichtigtuende Nichts der andern einzulassen, ziehen sich solche Menschen nach und nach kalt in sich selbst

zurück und erklären zuletzt alles für eitel und Affektation. Daher liebte er die beiden Gäste, welche seine meist sehr genialen Bemerkungen, mit denen er das Erbärmliche aller Affektation auf die höchste Spitze des Lächerlichen zu stellen pflegte, immer sogleich verstanden und würdigten. Überhaupt waren ihm diese beiden eine ganz neue Erscheinung, die ihn oft in seiner Apathie irre machte, und er gewann während ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse eine ungewöhnliche Heiterkeit und Lust an sich selber. Übrigens war er bis zur Sonderbarkeit einfach, redlich und gutmütig, und Friedrich liebte ihn unaussprechlich.

Fräulein Julie fuhr fort, ihre Tante in den häuslichen Geschäften mit der strengsten Ordnung zu unterstützen. Sonst war sie still und wußte sich ebensowenig wie ihr Vater in die gewöhnliche Unterhaltung zu finden, worüber sie oft von der Tante Vorwürfe anhören mußte. Doch verbreitete die beständige Heiterkeit und Klarheit ihres Gemütes einen unwiderstehlichen Frühling über ihr ganzes Wesen. Leontin, den ihre Schönheit vom ersten Augenblick an heftig ergriffen hatte, beschäftigte sich viel mit ihr, sang ihr seine phantastischen Lieder vor, oder zeichnete ihr Landschaften voll abenteuerlicher Karikaturen und Bäumen und Felsen, die immer aussahen, wie Träume. Aber er fand, daß sie gewöhnlich nicht wußte, was sie mit alle dem anfangen sollte, daß sie gerade bei Dingen, die ihn besonders erfaßten, fast kalt blieb. Er begriff nicht, daß das heiligste Wesen des weiblichen Gemütes in der Sitte und dem Anstande bestehe, daß ihm in der Kunst, wie im Leben, alles Zügellose ewig fremd bliebe. Er wurde daher gewöhnlich ungeduldig und brach dann in seiner seltsamen Art in Witze und Wortspiele aus. Da aber das Fräulein wieder viel zu unbelesen war, um diese Sprünge seines Geistes zu verfolgen und zu verstehen, so führte er, statt zu belehren, einen immerwährenden Krieg in die Luft mit einem Mädchen, dessen Seele war wie das Himmelblau, in dem jeder fremde Schall verfliegt, das aber in ungestörter Ruhe aus sich selber den reichen Frühling ausbrütet.

Desto besser schien das Fräulein mit Friedrich zu stehen. Diesem erzählte sie zutraulich mit einer wohl-

tuenden Bestimmtheit und Umsicht von ihrem Hauswesen, ihrer beschränkten Lebensweise, zeigte ihm ihre bisherige Lektüre aus der Bibliothek ihres Vaters, die meistenteils aus fabelhaften Reisebeschreibungen und alten Romanen aus dem Englischen bestand, und tat dabei unbewußt mit einzelnen, abgerissenen, ihr ganz eignen Worten, oft Äußerungen, die eine solche Tiefe und Fülle des Gemütes aufdeckten, und so seltsam weit über den beschränkten Kreis ihres Lebens hinausreichten, daß Friedrich oft erstaunt vor ihr stand und durch ihre großen, blauen Augen in ein Wunderreich hinunterzublicken glaubte. Leontin sah sie oft stundenlang so zusammen im Garten gehen und war dann gewöhnlich den ganzen Tag über ausgelassen, welches bei ihm immer ein schlimmes Zeichen war.

Der schöne Knabe Erwin, der mit einer unbeschreiblichen Treue an Friedrich hing, behielt indes auch hier seine Sonderbarkeiten bei. Er hatte ebenfalls seinen Wohnplatz in dem Garten aufgeschlagen und war noch immer nicht dahin zu bringen, eine Nacht im Hause zu schlafen. Leontin hatte für ihn eine eigne phantastische Tracht ausgesonnen, soviel auch die Tante, die es sehr ungereimt fand, dagegen hatte. Eine Art von spanischem Wams nämlich, himmelblau mit goldenen Kettchen, umschloß den schlanken Körper des Knaben. Den weißen Hals trug er bloß, ein zierlicher Kragen umgab den schönen Kopf der mit seinen dunklen Locken und schwarzen Augen wie eine Blume über dem bunten Schmucke ruhte. Da Friedrich hier weniger zerstreut war, als sonst, so widmete er auch dem Knaben eine besondere Aufmerksamkeit. Er entdeckte in wenigen Gesprächen bald an Schärfe und Tiefe eine auffallende Ähnlichkeit seines Gemütes mit Julien. Nur mangelte bei Erwin das ruhige Gleichgewicht der Kräfte, die alles beleuchtende Klarheit ganz und gar. Im verborgensten Grunde der Seele schien vielmehr eine geheimnisvolle Leidenschaftlichkeit zu ruhen, die alles verwirrte und am Ende zu zerstören drohte. Mit Erstaunen bemerkte Friedrich zugleich, daß es dem Knaben durchaus an allem Unterrichte in der Religion gebreche. Er suchte daher seine frühesten Lebensumstände zu erforschen, aber der

Knabe beharrte mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit, ja mit einer Art von Todesangst auf seinem Stillschweigen über diesen Punkt. Friedrich ließ es sich nun ernstlich angelegen sein, ihn im Christentume zu unterrichten. Alle Morgen, wenn die Natur in ihrer Pracht vor ihnen ausgebreitet lag, saß er mit ihm im Garten, und machte ihn mit dem großen wunderreichen Lebenswandel des Erlösers bekannt und fand, ganz dem Gange der Zeit zuwider, das Gemüt des Knaben weit empfänglicher für das Verständnis des Wunderbaren als des Alltäglichen und Gewöhnlichen. Seit dieser Zeit schien Erwin innerlich stiller, ruhiger und selbst geselliger zu werden.

In Juliens Wesen war indes, seit die Fremden hier angekommen waren, eine unverkennbare Veränderung vorgegangen. Sie schien seitdem gewachsen und sichtbar schöner geworden zu sein. Auch fing sie an, sich mehrere Stunden des Tages auf ihrem Zimmer zu beschäftigen. Aus diesem Zimmer ging eine Glastür auf den Garten hinaus; vor derselben standen auf einem Balkon eine Menge hoher, ausländischer Blumen; mitten in diesem Wunderreiche von Duft und Glanz saß ein bunter Papagei hinter goldenen Stäben. Hier befand sich Julie, wenn alles ausgegangen war, und las oder schrieb, während Erwin, draußen vor dem Balkon sitzend, auf der Gitarre spielte und sang. So fand sie Friedrich einmal, als er sie zu einem Spaziergange abholte, eben über einem Gemälde begriffen. Es war, wie er mit dem ersten Blicke flüchtig unterscheiden konnte, ein halbvollendetes Porträt eines jungen Mannes. Sie verdeckte es schnell, als er hereintrat, und sah ihn mit einem durchdringenden, rätselhaften Blicke an. — Sollte sie lieben? dachte Friedrich und wußte nicht, was er davon halten sollte.



Achtes Kapitel.

Es war festgesetzt worden, daß die ganze Familie eine kleine Reise auf ein Jagdgut des Herrn v. A. unternehmen sollte, das einige Meilen von dem Schlosse entfernt war. Am Morgen des bestimmten Tages wachte Friedrich sehr zeitig auf. Er stellte sich ans Fenster. Der Hof und die ganze Gegend lag noch ruhig, am fernen Horizonte fing bereits an der Tag zu grauen. Nur zwei Jäger waren auch schon munter und putzten unten im Hofe die Gewehre. Sie bemerkten den Grafen nicht und schwatzten und lachten miteinander. Friedrich hörte dabei mit Verwunderung mehrere Male Fräulein Julie nennen. Der eine Jäger, ein schöner junger Bursch, sang darauf mit heller Stimme ein altes Lied, wovon Friedrich immer nur die letzten Verse, womit sich jede Strophe schloß, verstand:

Das Fräulein ist ein schönes Kind,
Sie hat so munt're Augen,
Die Augen so verliebet sind,
Zu sonst sie gar nichts taugen.

Friedrich erschrak, denn er zweifelte nicht, daß das Lied Julien gelten sollte. Er überdachte das Benehmen des Fräuleins in der letzten Zeit, das Verstecken des Bildes und verschiedene hingeworfene Reden, und konnte sich selbst der Meinung nicht erwehren, daß sie verliebt sei; aber wen sie meine, blieb ihm noch immer dunkel.

Unterdes hatte sich der Tag immer mehr und mehr erhoben, hin und wieder im Schlosse gingen schon Türen auf und zu, bis es endlich nach und nach lebendig wurde. Wer

es weiß, was es heißt, ein so schwerfälliges Haus flott zu machen, der wird sich von dem Rumpelmorgen einen Begriff machen können, der nun begann. Wie auf einem Schiffe, das sich zu einer nahen Schlacht bereitet, verbreitete sich langsam wachsend ein dunkles Getöse von Eile und Geschäftigkeit durchs ganze Schloß, Betten, Koffer und Schachteln flogen aus einer Ecke in die andere, nur noch selten hörte man die Kommando-Trompete der Tante dazwischentönen. Für Leontin waren diese feierlichen Vorbereitungen, die Wichtigkeit, mit der jeder sein Geschäft betrieb, ein wahres Fest. Unermüdlich befand er sich überall mitten im Gewühle und suchte unter dem Scheine der Hülfleistung die Verwirrung immer größer zu machen, bis er endlich durch seine zweideutigen Mienen den Zorn der gesamten Frauenzimmer dergestalt gegen sich empört hatte, daß er es für das Rätlichste hielt, Reißaus zu nehmen.

Er setzte sich daher mit Friedrich und Viktor, so hieß der Theolog, zu Pferde und sie ritten auf das Gut hinaus. Viktor, der nun mit den beiden schon vertrauter und gesprächiger geworden war, schien alle Trübnis dahinten gelassen zu haben, als sie über die Berge ritten. Er war auf einmal ausgelassen lustig, und sie konnten nicht umhin, über den sonderbar wechselnden Menschen zu erstaunen, der besonders ganz nach Leontins Geschmack war. Unterwegs sahen sie den seltsamen, irrenden Ritter, der schon lange wieder das Schloß verlassen hatte, in der Ferne auf seinem Gaule über ein Ackerfeld hinwegstolpern. Viktor brachte dieser Anblick ganz außer sich vor Freude. Er rief ihm sogleich mit geschwenktem Hute zu. Da aber jener, statt stillzuhalten seinen Gaul vielmehr in Trab setzte, um ihnen zu entkommen, so drückte er sogleich die Sporen ein und machte Jagd auf ihn. Er hatte ihn bald eingeholt und brachte ihn unter einem heftigen und lauten Wortwechsel mit sich zurück. Um diese Eroberung vermehrt, zogen sie nun fröhlich weiter und erblickten nach einigen Stunden endlich das Gut des Herrn v. A. als sie auf einer Anhöhe plötzlich aus dem Walde herauskamen. Das kleine Schloß mit seinem netten Hofe lag mitten in einem einsamen Tale ringsumher von Tannenwäldern umschlossen. Leontin, den diese

tiefe Einsamkeit überraschte, blieb in Gedanken stehen und sagte: Wie fürchterlich schön, hier mit einem geliebten Weibe ein ganzes Leben lang zu wohnen! Ich möchte mich um alle Welt nicht verlieben.

Als sie unten in das Tal hinabzogen, bog auch schon auf der Höhe der Wagen des Herrn v. A. mit seinen vier Rappen um die Waldesecke herum, und der Kutscher knallte lustig mit der Peitsche, daß es weit in die Wälder hineinschallte. Das Fräulein lehnte sich zum Wagen hinaus. Da reitet er! rief sie auf einmal hastig. — Zum Glücke rollte der Wagen zu schnell hinab, und die Tante hatte es nicht gehört.

Am folgenden Morgen, da die Gesellschaft zur Jagd aufbrach, war Leontin schon lange draußen im Walde. Er hatte sich von den Jägern im allgemeinen die Gegend bezeichnen lassen, wo die Jagd gehalten werden sollte, und war noch vor Tagesanbruch allein herausgeritten. Denn ihm waren alle die weitläufigen und schulgerechten Zurüstungen, die einer solchen allgemeinen Jagd immer vorherzugehen pflegen, in den Tod verhaßt. Er durchstrich daher an dem frischen Morgen allein die einsame Heide, wo ihn oft plötzlich durch eine Lichtung des Waldes die herrlichsten Aussichten überraschten und stundenlang festbannten. So folgte er dem lustigen Jagdgewirre immer von weitem nach. Und wie unter ihm die Wälder rauchten, hin und wieder Schüsse fielen, und zwischen dem Gebell der Hunde die Hörner von Zeit zu Zeit ertönten, da dichtete seine frische Seele unaufhörlich seltsame Lieder, die er sogleich sang, ohne jemals ein einziges aufzuzeichnen. Denn was er aufschrieb, daran verlor er sogleich die freie, unbestimmte Lust. Es war, als bräche das Wort unter seiner Hand die luftigen Schwingen. Er beherrschte nicht, wie der besonnene Dichter, das gewaltige Element der Poesie, der Glückliche wurde von ihr beherrscht.

Unterdes war die Sonne schon hoch über die Wipfel des Waldes gestiegen, nur noch hin und her gaben die Hunde einzelne Laute, kein Schuß fiel mehr und der Wald wurde auf einmal wieder still. Die Jäger durchstrichen das Revier und riefen mit ihren Hifthörnern die zerstreuten

Schützen von allen Seiten zusammen. So hatte sich nach und nach die Gesellschaft, außer Leontin, zusammengefunden und auf einer großen, schönen Wiese gelagert, die kühl und luftig zwischen den Waldbergen sich hinstreckte. Mehrere benachbarte Edelleute waren schon frühmorgens mit ihren Söhnen und Töchtern im Walde zur Jagd gestoßen und vermehrten nun den Trupp ansehnlich. Die Mädchen saßen, wie Blumen in einen Teppich gewirkt, mit ihren bunten Tüchern lustig im Grünen, reinlich gedeckte Tische mit Eßwaren und Wein standen schimmernd unter den kühlen Schatten, die Tante ging, alles fleißig und mit gutem Sinne ordnend, umher. Julie hatte, während Friedrichs und Leontins Aufenthalte auf dem Schlosse, den benachbarten Fräulein schon manches von den beiden Fremden geschrieben, vielerlei seltsame Dinge hatte der Ruf, der auf dem Lande alles Fremde um desto hungriger ergreift, je seltener es ihm kommt, zu ihnen getragen. Friedrich hatten sie nun kennen gelernt, aber seine ruhige, einfache Sitte befriedigte die jungen, neugierigen Seelen keineswegs. Und doch hatte ihnen Julie immer nur von ihm mit so vieler Wärme und Ausführlichkeit geschrieben, Leontin aber bloß mit einigen flüchtigen Worten berührt, aus denen sie niemals recht klug werden konnten. — Auf einmal trat auch dieser gegenüber auf der Höhe aus dem Walde, und alle die jungen, schönen Augen flogen der hohen, schlanken Gestalt zu. Er konnte sich nicht enthalten, als er unter sich das bunte Lustlager erblickte, seinen Hut überm Kopf zu schwenken. Man erwiderte von unten seine Begrüßung, wobei sich insbesondere Viktor wieder auszeichnete. Er warf seinen Hut mit fröhlicher Wut hoch in die Luft, ergriff schnell seine Büchse und schoß ihn so im Fluge, zu nicht geringem Schrecken der sämtlichen Frauenzimmer, wieder herab.

Leontin war indes hinabgestiegen, und alles rückte sich nun um die reichbedeckten Tische zusammen. Die Jäger lagen, ihre Weinflaschen in der Hand, hin und her zerstreut, ihre Hunde lechzend neben ihnen auf den Boden hingestreckt. Der freie Himmel machte alle Herzen weit, der Wein blickte golden aus den hellgeschliffenen Gläsern, wie

die Lust aus den glänzenden Augen, und ein fröhliches Durcheinandersprechen erfüllte bald die Luft. Unter den fremden Fräulein befand sich auch eine Braut, ein hübsches, junges, sehr munteres Mädchen. Ihr Bräutigam war ein schöner, schlanker Landjunker mit einem bedeutenden Gesicht voll Leben, um das es jammerschade war, daß es durch einige rohe Züge entstellt wurde. Er mußte sich auf das tumultuarische Andringen sämtlicher Alten feierlich neben seine Braut setzen, welches er auch ohne weiteres tat. Könnte ich es nur ein einziges Mal in meinem Leben so weit bringen, sagte Leontin zu Friedrich, so einen stattlichen, engelrechten Bräutigam vorzustellen! So eine öffentliche Brautschaft ist wie ein Wirtshaus mit einem abgeschabten Cupido am Aushängeschilde, wo jedermann aus und eingehen und sein bißchen Witz blicken lassen darf.

Wehe der Braut, die unter lustige Trinker gerät! So wurde auch hier nach rechter deutscher Weise dem Brautpaare bald von allen Seiten mit kernigen Anhängen zugetrunken, wofür sich die junge Braut immer zierlich und errötend bedankte, indem sie jedesmal ebenfalls das Glas an den Mund setzte. Auch Leontin, der sich an dem allgemeinen Getümmel von guten und schlechten Einfällen ergötzte, und dem die feinen Lippen der Braut rosiger vorkamen, wenn sie sie in den goldenen Rand des Weines tauchte, setzte ihr tapfer zu und trank mehr als gewöhnlich.

Die alten Herren hatten sich indes in einen weitläufigen Diskurs über die Begebenheiten und Heldentaten der heutigen Jagd verwickelt und konnten nicht aufhören, zu erzählen, wie jener Hase so herrlich zu Schuß gekommen, wie jener Hund angeschlagen, der andre die Jagd dreimal gewendet usw. Leontin, der auch mit in das Gespräch hineingezogen wurde, sagte: Ich liebe an der Jagd nur den frischen Morgen, den Wald, die lustigen Hörner und das gefährliche, freie, soldatische Leben. — Alle nahmen sogleich Partei gegen diesen ketzerischen Satz und überschrieen ihn heftig mit einem verworrenen Schwall von Widersprüchen. Die eigentlichen Jäger von Handwerk, fuhr Leontin lustig fort, sind die eigentlichen Pfuscher in der edlen Jägerei, Narren des Waldes, Pedanten, die den Waldgeist

nicht verstehen; man sollte sie gar nicht zulassen, uns andern gehört das schöne Waldrevier! Diese offenbare Kriegserklärung brachte nun vollends alles in Harnisch. Von allen Seiten fiel man laut über ihn her. Leontin, den der viele Wein und die allgemeine Fehde erst recht in seine Lustigkeit hineinversetzt hatte, wußte sich nicht mehr anders zu retten: er ergriff die Gitarre, die Julie mitgebracht, sprang auf seinen Stuhl hinauf und übersang die Kämpfenden mit folgendem Liede:

Was wollt ihr in dem Walde haben,
Mag sich die arme Menschenbrust
Am Waldesgruße nicht erlaben,
Am Morgenrot und grüner Lust?

Was tragt ihr Hörner an der Seite,
Wenn ihr des Hornes Sinn vergaßt,
Wenn's euch nicht selbst lockt in die Weite,
Wie ihr vom Berg' frühmorgens blast?

Ihr werd't doch nicht die Lust erjagen,
Ihr mög't durch alle Wälder gehn;
Nur müde Füß' und leere Magen —
Mir möcht' die Jägerei vergehn!

O nehmet doch die Schneiderelle,
Guckt in der Küche in den Topf!
Sonntags dann auf des Hauses Schwelle
Krau' euch die Ehfrau auf dem Kopf!

Die Tierlein selber: Hirsch und Rehen,
Was lustig haust im grünen Haus,
Sie fliehn auf ihre freien Höhen,
Und lachen arme Wichte aus.

Doch, kommt ein Jäger, wohlgeboren,
Das Horn irrt, er blitzt rosenrot,
Da ist das Hirschlein wohl verloren,
Stellt selber sich zum lust'gen Tod.

Vor allen aber die Verliebten,
Die lad' ich ein zur Jägerlust,
Nur nicht die weinerlich Betrübten —
Die recht von frisch' und starker Brust.

Mein Schatz ist Königin im Walde,
Ich stoß' ins Horn, ins Jägerhorn!
Sie hört mich fern und naht wohl balde,
Und was ich blas', ist nicht verlorn.

Ich glaube, ich blase gar schon aus des Knaben Wunderhorn, unterbrach er sich hier selber, und sprang schnell von seinem Stuhle. Die ganze Gesellschaft war durch das lustige Lied wieder mit ihm ausgesöhnt, der Streit war vergessen, und von allen Seiten wurde auf die Gesundheit des Sängers getrunken.

Unterdes zog der seltsame Viktor, der sich während Leontins Gesang fortgeschlichen hatte, weil er kein Lied vertragen konnte, wo er nicht selbst mitsingen durfte, aller Augen auf ein neues Schauspiel. Er warf nämlich im Hintergrunde, um nicht bemerkt zu werden, zu seiner eigenen Herzenslust, die leeren Weinfäßchen in die Luft, während die Jäger alle nach denselben schießen mußten, welches nicht ohne das größte Geschrei ablief. Die Tante, welche keinen Rausch an Männern ertragen konnte, befürchtete eine allgemeine Anarchie und lud die Gesellschaft, um die erhitzten Gemüter zu zerstreuen, noch auf einige Stunden zu sich auf das Jagdschloß. Alles brach daher auf und bestieg den Wagen. Friedrich, Leontin und Viktor ritten wieder dem langen Zuge voran, den Ritter von der traurigen Gestalt in ihrer Mitte, dessen baufälliges Pferd die Jäger mit einem Baldachin von grünen Zweigen und jungen Bäumchen besteckt hatten, so daß er, gleich Münchhausen, wie unter einer Laube ritt.

Als sie auf dem Schlosse angekommen waren, wurden geschwind noch einige Musikanten, so gut sie hier zu bekommen waren, zusammengebracht, und man tanzte bis zur einbrechenden Nacht. Für Friedrich und Leontin, die, frühzeitig in die Welt hinausgestoßen, gewohnt waren, das Leben immer nur in großen, vollendeten Massen, gleichsam

wie im Fluge, zu berühren, gewährte dieser kleine Kreis, wo fast alle, miteinander verwandt, nur Eine Familie bildeten, eine neue Erscheinung. Die erquickliche Art, wie die jungen Landfräulein immer mit Mund, Händen und den muntern Augen zugleich erzählten, ihre kleinen Manieren und unschuldige Koketterie, die Sorgfalt, mit welcher die Mütter nach jedem Tanze herumgingen und ihren artigen Kätzchen die Haare aus der heißen Stirne strichen und sie ermahnten, nicht kalt zu trinken, das lächelnde Wohlbehagen, mit dem eine jede alle Mienen Leontins und Friedrichs verfolgte, wenn sie sich mit ihren Töchtern gut zu unterhalten schienen, alles dies machte auf die beiden Fremden den sonderbarsten Eindruck, und sie hätten mit ihrem neuen und ungewöhnlichen Wesen heut viele Herzen erobern können, wenn der eine nicht zu großmütig, der andre nicht zu wild gewesen wäre.

Leontin walzte mit der niedlichen Braut. Sie tanzte außerordentlich leicht und schön, und wie er so den schlanken, vollen Leib im Arme hatte, sah sie so unbeschreiblich frisch und reizend aus, daß er sich nicht enthalten konnte, das schöne Kind einige Male an sich zu drücken. Sie blickte heimlich lächelnd mit listig fragenden Augen zu ihm hinauf. Sie konnten endlich beide vor Müdigkeit nicht mehr weiter fort und er tanzte daher mit ihr bis in die nächste Fensternische, wo sie zusammen auf die Stühle sanken.

Nach einiger Zeit sah er sie an einem andern Fenster neben Fräulein Julie in ruhigem Gespräche sitzen. Er lehnte sich hinter ihnen an die Wand, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Sie erzählte Julie, wann ihre Hochzeit sein werde, wieviel feine Wäsche sie mitbekomme, wie sie ihren kleinen Garten einrichten wollten usw. Dort in dem Schlößchen unten, fuhr sie fort, werden wir wohnen. Leontin warf einen Blick durch das offene Fenster und sah das Dach des Schlößchens, soeben vom Abendrot beleuchtet, unbeschreiblich einsam und verlassen aus den Wäldern hervorragen. Eine große Bangigkeit überflog da sein Herz und er versank in tiefe Gedanken. Die Braut, die unterdes auf einmal gewahr wurde, daß er alles mit angehört, schämte sich und verdeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

In diesem Augenblick hörte man ein verworrenes Getöse auf der Stiege, die Tür gähnte und spie einen ganzen Knäuel der seltsamsten und abenteuerlichsten Zerrbilder und Mißgestalten aus, wie sie nur eine fürchterlich reiche, dunkel in sich selber arbeitende Phantasie ersinnen konnte. Viktor! — riefen Leontin und Friedrich zugleich, und sie hatten es erraten. Dieser hatte nämlich in möglichster Hast alles Altmodische, Lächerliche und Zerlumpte von Kleidungsstücken, dessen er habhaft werden konnte, zusammengerafft und damit die Bedienten und Jäger des Herrn v. A. aufgeputzt. Mit einem unübertrefflich raschen und glücklichen Witze hatte er, da er alle genau kannte, jedem zugeteilt, was ihm zukam, und so durch eine ungewöhnliche Verbindung des Gewöhnlichsten den phantasiereichsten Charakterzug erschaffen. Da keine Larven vorhanden waren, so hatte er selber in aller Schnelligkeit die Gesichter gemalt, und man mußte zugeben, jedes war ein wahrer Triumph der freisten und schärfsten Laune, denn eines jeden verborgenste, innerste Narrheit lachte erlöst aus den Zügen. Besonders zeichnete sich eine über alle Maßen dünne und schneiderartige Figur aus mit einem unbeschreiblich albern lächelnden Gesichte, dem er alle Haare rückwärts aus der glatten Stirne gekämmt hatte. Der Leib des alten Rockes war um ebensoviel zu lang, als die knappen Ärmel zu kurz erschienen. Recht oben auf dem Wirbel schwebte ein winziges Hütchen, in der Hand trug er einen kleinen Sonnenschirm. Viktor selbst führte in einem umgekehrten Rocke mit einer verstimmten Geige den Zug an und war recht das Salz und die Seele des Abenteuers. Mit einer Wut von Lust wußte er einem jeden seinen eigentümlichen Spielraum zu verschaffen, und selbst die Eitelsten dahin zu bringen, daß sie sich einmal über sich selbst erhoben und ihre eigene Narrheit zum Narren hatten. Und so gebärdeten sich denn auch die Ungeschicktesten meisterhaft, so wie die Plumpheit selber komisch wird, wenn sie über ihre eigenen Füße fällt. Herr v. A. stand ganz still in einer Ecke und lachte, daß ihm die Augen übergingen. Die Tante, die, wie fast alle Damen, keinen unmittelbaren Spaß verstand, lächelte gezwungen. Manche andere schämten sich zu lachen, und taten sich Ge=

walt an, ernsthaft auszusehen. Den irrenden Ritter aber hatte, seltsam genug, gleich beim Eintritte des Maskenzuges eine sonderbare Furcht überfallen; er nahm Reißaus und ließ sich nicht wieder sehen.

Viktor führte daher, als die Ergötzung an dem Spektakel anfing lau zu werden, endlich die Bande wieder fort, um den flüchtigen Ritter aufzusuchen. Sie fanden ihn in einem finstern Winkel des Hofes versteckt. Er war äußerst aufgebracht und wehrte sich mit Händen und Füßen, als sie ihn aufspürten. Viktor nahm ihn beim Arme und walzte mit ihm, wie wahnsinnig, im Hofe um den Brunnen herum. Ein alter, dicker Gerichtsverwalter, dem sie unvermerkt die Dose mit Kienruß gefüllt, und der daher, da er sich bei jeder Prise das Gesicht bemalte, wider sein Wissen und Willen eine Hauptfigur in dem Lustspiele abgab, mußte ebenfalls an einer allgemeinen Menuett teilnehmen, die sich jetzt in dem Hofe entspann. Ein einziges Licht stand auf einem Pfahle und warf im Winde einen flatternden Schein über die seltsame Verwirrung. Leontin, der sich bald anfangs mit Leib und Seele mit hineingemischt hatte, saß hoch oben auf dem Gartenzaune und strich die verstimmte Geige dazu. Den irrenden Ritter, der sich indes voll Angst und Zorn mit Gewalt wieder losgemacht hatte, sah man auf seinem Pferde mitten in der mondhellen Nacht über die Felder entfliehen.

Wie haben Ihnen die Streiche gefallen? fragte die Tante den Grafen Friedrich, von dem sie ganz zuversichtlich erwartete, daß er den Spaß für unanständig hielt. In meinem Leben, sagte Friedrich, habe ich keine Pantomime gesehen, wo mit so einfachen Mitteln so Vollkommenes erreicht worden wäre. Es wäre zu wünschen, man könnte die weltberühmten Mimiker, Groteskttänzer, und wie sie sich immer nennen, auf einen Augenblick zu ihrer Belehrung unter diesen Trupp versetzen. Wie armselig, nüchtern und albern würden sie sich unter diesen tüchtigen Gesellen ausnehmen, die nicht bloß diese oder jene einzelne Richtung des Komischen ängstlich herausheben, sondern Sprache, Witz und den ganzen Menschen in Anspruch nehmen. Jene ermatten uns recht mit allgemeinen Späßchen ohne alle Individua=

lität, mit hergebrachten, längst abgenutzten Mienen und Sprüngen, und vor lauter künstlichen Anstalten zum Lachen kommen wir niemals zum Lachen selber. Hier erfindet jeder selbst, wie es ihm die Lust des Augenblickes eingibt, und die Torheit lacht uns unmittelbar und keck ins Gesicht, daß uns recht das Herz vor Freiheit aufgeht. — Das ist wahr, sagte die Tante, über dieses Urteil erstaunt, unser Viktor ist ein pudelnärrischer, lustiger Mensch. — Das glaube ich kaum, erwiderte Friedrich, ein Mensch muß sehr kalt oder sehr unglücklich sein, um so zu phantasieren. Viktor kommt mir vor wie jener Prinz in Sizilien, der in seinem Garten und Schlosse alles schief baute, so daß sein Herz das einzige Gerade in der phantastischen Verkehrung war.

Es war unterdes schon spät geworden, die fremden Wagen fuhren unten vor, und die Gesellschaft fing an Abschied zu nehmen und aufzusteigen. In dem allgemeinen Getümmel der Bekomplimentierungen hatte die niedliche Braut noch ein Tuch vergessen. Sie lief daher mit Julie noch einmal in das Zimmer zurück. Es war niemand mehr darin; nur Leontin, der endlich auch die Maskenbande verlassen hatte, kam soeben von der andern Seite herein. Das lustige Mädchen versteckte sich schnell, da sie ihn erblickte, hinter die lange Fenstergardine und wickelte sich ganz darein, so daß nur die muntern Augen lüstern auffordernd aus dem Schleier hervorblitzten. Leontin zog das schöne mutwillige Kind heraus und küßte sie auf den Mund. Sie gab ihm schnell einen herzhaften Kuß wieder und rannte eiligst zu dem Wagen zurück, wo man ihrer schon harrte. Ade, ade! sagte sie noch am Schlage zu Julie, eigentlich aber mehr zu Leontin hingewendet, ihr seht mich nun so bald nicht wieder, gewiß nicht. — Und sie hielt Wort.

Die Gäste waren nun fort, Herr v. A. und seine Schwester schlafen gegangen, und alles im Schlosse leer und still. Leontin saß oben im Vorsaale im offenen Fenster. Draußen zogen Gewitter, man sah es am fernen Horizonte blitzen. Fräulein Julie ging soeben, mit einem Lichte in der Hand, über den Hausflur nach ihrer Schlafkammer. Er rief ihr eine gute Nacht zu. Sie war unentschlossen, ob sie bleiben

oder weitergehen sollte. Endlich kehrte sie zögernd um und trat zu ihm ans Fenster. Da bemerkte er Tränen in ihren großen Augen; sie war ihm noch nie so wunderschön vorgekommen. Liebe Julie! sagte er, und faßte ihre kleine Hand, die sie gern in der seinigen ließ. Der Wind, der zum Fenster hereinkam, löschte ihr plötzlich das Licht aus. Mit abgewendetem Gesicht sprach sie da einige Worte in die Nacht hinaus, aber so leise und, wie es ihm schien, von verhaltenem Weinen erstickt, daß er nichts verstehen konnte. Er wollte sie fragen, aber sie zog ihre Hand weg und ging schnell in ihr Schlafzimmer.

Ohne zu wissen, was er davon halten sollte, schaute er voller Gedanken in den finstern Hof hinunter. Dort sah er Viktor auf einem großen Steine sitzen, den Kopf in beide Hände gestützt; er schien eingeschlafen. Er eilte daher selber in den Hof hinab und nahm die Gitarre mit, die er unten im Fenster liegend fand. Wir wollen diese Nacht auf dem Teiche herumfahren, sagte er zu Viktor, der indes aufgewacht war. Dieser war sogleich mit voller Lust von der Partie, und so zogen sie zusammen hinaus.

Sie bestiegen den kleinen Kahn, der unweit vom Schlosse im Schilfe angebunden lag, und ruderten bis in die Mitte des Sees. Die ganze Runde war totenstill, nur einige Nachtvögel pfiffen von Zeit zu Zeit aus dem Walde herüber. Es schien, als wollte das Wetter heraufkommen, das man von ferne sah, denn ein kühler Wind flog über den Teich voran und kräuselte die ruhige Fläche. Sie glaubten Fräulein Julie an dem Fenster zu bemerken. Da sang Leontin, der vorn im Kahne aufrecht stand, folgendes Lied zur Gitarre, während der ewig rege und unruhige Viktor bald tollkühn mit dem Kahne schaukelte, bald wieder in den Wald hinausrief, daß hin und her die Hunde an den nächsten Häusern wach wurden:

Schlafe Liebchen, weil's auf Erden
Nun so still und seltsam wird!
Oben geht die goldne Herde,
Für uns alle wacht der Hirt.

In der Ferne ziehn Gewitter;
Einsam auf dem Schifflein schwank
Greif' ich draußen in die Zither,
Weil mir gar so schwül und bang.

Schlingend sich an Bäum' und Zweigen,
In dein stilles Kämmerlein,
Wie auf goldnen Leitern, steigen
Diese Töne aus und ein.

Und ein wunderschöner Knabe
Schifft hoch über Tal und Kluft,
Rührt mit seinem goldnen Stabe
Säuselnd in der lauen Luft.

Und in wunderbaren Weisen
Singt er ein uraltes Lied,
Das in linden Zauberkreisen
Hinter seinem Schifflein zieht.

Ach, den süßen Klang verführet
Weit der buhlerische Wind,
Und durch Schloß und Wand ihn spüret
Träumend jedes schöne Kind.

Es fing stärker an zu blitzen, das Gewitter stieg herauf. Viktor schaukelte heftiger mit dem Kahne; Leontin sang:

Es waren zwei junge Grafen
Verliebt bis in den Tod,
Die konnten nicht ruhn noch schlafen
Bis an den Morgen rot.

O trau' den zwei Gesellen,
Mein Liebchen, nimmermehr,
Die gehn wie Wind und Wellen,
Gott weiß: wohin, woher. —

Wie grüßen Land und Sterne
Mit wunderbarem Klang,
Und wer uns spürt von ferne,
Dem wird so wohl und bang.

Wir haben wohl hienieden
Kein Haus an keinem Ort,
Es reisen die Gedanken
Zur Heimat ewig fort.

Wie eines Stromes Dringen
Geht unser Lebenslauf,
Gesanges Macht und Ringen
Tut helle Augen auf.

Und Ufer, Wolkenflügel,
Die Liebe hoch und mild —
Es wird in diesem Spiegel
Die ganze Welt zum Bild.

Dich rührt die frische Helle,
Das Rauschen heimlich kühl,
Das lockt dich zu der Welle,
Weil's draußen leer und schwül.

Doch wolle nie dir halten
Der Bilder Wunder fest,
Tot wird ihr freies Walten,
Hältst du es weltlich fest.

Kein Bett darf er hier finden.
Wohl in den Tälern schön
Siehst du sein Gold sich winden,
Dann plötzlich meerwärts drehn.

Viktor, der unterdes, ohne auf das Lied zu achten, immerfort das Echo versuchte, zwang ihn, durch sein übermäßiges Rufen und Schreien, hier abzubrechen. Julie hatte auch schon lange das Fenster geschlossen und alles im Schlosse war finster und still. Das Gewitter zog indes gerade über ihnen hin, die Wälder rauschten von allen Seiten. Leontin griff stärker und frömmer in die Saiten:

Schlag mit den flamm'gen Flügeln!
Wenn Blitz aus Blitz sich reißt,

Steht wie in Rossesbügeln
So ritterlich mein Geist.

Waldesrauschen, Wetterblicken
Macht recht die Seele los,
Da grüßt sie mit Entzücken,
Was wahrhaft, ernst und groß.

Es schiffen die Gedanken
Fern wie auf weitem Meer,
Wie auch die Wogen schwanken:
Die Segel schwellen mehr.

Herr Gott, es wacht dein Wille!
Wie Tag und Lust verwehn,
Mein Herz wird mir so stille
Und wird nicht untergehn.

Sie bemerkten nun einen roten Schein, der über dem Schloßhofe zu stehen schien. Sie hielten es für einen Feuermann; denn die ganze Zeit hindurch hatten sie rings in der Runde solche Erscheinungen, wie Wachtfeuer, lodern gesehen: teils bläuliche Irrlichter, die im Winde über die Wiesen streiften, teils größere Feuergestalten, mit zweifelhaftem Glanze durch die Nacht wandelnd. Als sie aber wieder hinblickten, sahen sie den Feuermann über dem Schlosse sich langsam dehnen und riesengroß wachsen, und ein langer Blitz, der soeben die ganze Gegend beleuchtete, zeigte ihnen, daß der Schein gerade vom Dache ausging. Um Gottes willen, das ist Feuer im Schloß! rief Viktor erblassend, und sie ruderten, ohne ein Wort zu sprechen, eiligst auf das Ufer zu.

Als sie ans Land kamen, sahen sie bereits einen rötlichen Qualm zum Dachfenster hervordringen und sich in fürchterlichen Kreisen in die Nacht hinauswälzen. Alles im Hause und im Hofe schlief noch in tiefster Ruhe. Viktor machte Lärm an allen Türen und Fenstern. Leontin eilte in die Kirche und zog die Sturmglocke, deren abgebrochene, dumpfe Klänge, die weit über die stillen Berge hinzogen, ihn selber im Innersten erschütterten. Der Nachtwächter

ging durch die Gassen des Dorfes und erfüllte die Luft mit den gräßlichen Jammertönen seines Hornes. Und so wurde endlich nach und nach alles lebendig, und rannte mit bleichen Totengesichtern, gleich Gespenstern, bestürzt und verstört durcheinander. Die heftige Tante hatte bald der erste Schrecken überwältigt. Sie lag bewußtlos in Krämpfen und vermehrte so die allgemeine Verwirrung noch mehr.

Schon schlug die helle Flamme oben aus dem Dache, das Hinterhaus stand noch ruhig und unversehrt. Niemanden fiel es in der ersten Bestürzung ein, daß Fräulein Julie im Hinterhause schlafe und ohne Rettung verloren sei, wenn die Flamme die einzige Stiege, die dort hinaufführte, ergriffe. Leontin dachte daran und stürzte sich sogleich in die Glut.

Als er in ihr Schlafzimmer trat, sah er das schöne Mädchen, den Kopf auf den vollen, weißen Arm gesenkt, in ungestörtem Schlafe ruhen. Alles in dem Zimmer lag noch still und friedlich umher, wie sie es beim Entkleiden hingelegt; ein aufgeschlagenes Gebetbuch lag an ihrer Seite. Es war ihm in diesem Augenblicke, als sähe er einen schönen, goldgelockten Engel neben ihrem Bette sitzen, der schaute mit den stillen, himmlischen Augen in das wilde Element, das sich vor Kinderaugen fürchtet. — Das Fräulein schlug verwundert fragend die großen Augen auf, als er zu ihr trat, und erblickte bald die ungewöhnliche, schreckliche Helle durch das ganze Haus. Leontin schlug schnell das Bettuch um sie herum und nahm sie auf den Arm. Ohne ein Wort zu sprechen, umklammerte sie ihn in stummem Schrecken. Ein heftiger Wind, der aus dem Brande selbst auszugehen schien, faltete indes die Flammen-Fahnen immer mehr auseinander, der schreckliche Feuermann griff mit seinen Riesenarmen rechts und links in die dunkle Nacht und hatte bereits auch schon das Hinterhaus erfaßt. Da sah Leontin auf einmal, mitten zwischen den Flammen, eine unbekannte weibliche Gestalt in weißem Gewande erscheinen, die ruhig in dem Getümmel auf und nieder ging. Gott sei Dank! hörte er zugleich draußen die Bauern rufen, wenn die da ist, wird's bald besser gehn. — Wer ist die weiße Frau? fragte Leontin, der nicht ohne inner-

lichen Schauder auf sie hinblicken konnte. Julie, die ihr Gesicht fest an ihn gedrückt hatte, überhörte in der Verwirrung die Frage, und so trug er sie hoch durch das Feuer hindurch, ohne die Augen von der fremden Gestalt zu wenden. Kaum hatte er aber das Fräulein im Hofe niedergesetzt, als er selber, von dem Rauche, der Hitze und Anstrengung ganz erschöpft, bewußtlos auf den Boden hinsank.

Jene seltsame Erscheinung hatte währenddessen alle mit frischem Mute beseelt, und so war es der verdoppelten Anstrengung gelungen, die Flammen endlich zu zwingen. Als Leontin die Augen wieder aufschlug, sah er mit Erstaunen alles ringsumher schon leer und ruhig. Die weiße Frau aber war mit dem Feuer verschwunden, wie sie gekommen war. Er selber lag neben der Brandstätte auf einem Kasten zwischen einer Menge geretteter Gerätschaften, die unordentlich übereinander lagen. Julie saß neben ihm und hatte seinen Kopf auf ihrem Schoße. Alle andern hatten sich, von der Arbeit ermattet, nach und nach zerstreut, Herr v. A. und seine Schwester noch auf einige Stunden sich zur Ruhe begeben. Nur Viktor, der während des Brandes mehrere Male bis in die innersten Zimmer eingedrungen, und immer mitten zwischen dem zusammenstürzenden Gebälk erschienen war, sah er hoch auf einem halb abgebrannten Pfeiler eingeschlafen. Das prächtige Feuerwerk war nun in sich selber zusammengesunken, nur hin und wieder flackerte noch zuweilen ein Flämmchen auf, während einige dunkle Wachen an dem verwüsteten Platze auf und ab gingen, um das Feuer zu hüten. Leontin hatte den einen Arm um Julie geschlungen, die still neben ihm saß. Ihr Herz war so voll, wie noch niemals in ihrem ganzen Leben. Im Innersten aufgeregt von den raschen Begebenheiten dieser Nacht, war es ihr, als hätte sie in den wenigen Stunden Jahre überlebt; was lange im stillen geglommen, war auf einmal in helle Flammen ausgebrochen. Müde lehnte sie ihr Gesicht an seine Brust und sagte, ohne aufzusehen: Sie haben mir mein Leben gerettet. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir damals zumute war. Ich möchte Ihnen nun so gern aus ganzer Seele danken, aber ich könnte es doch nicht ausdrücken, wenn ich es auch sagen

wollte. Es ist auch eigentlich nicht das, daß Sie mich aus dem Feuer getragen haben. — Hier hielt sie eine Weile inne, dann fuhr sie wieder fort: Die Flamme ist nun verloschen. Wenn der Tag kommt, ist alles wieder gut und ruhig, wie sonst. Jeder geht wieder gelassen an seine alte Arbeit und denkt nicht mehr daran. Ich werde diese Nacht niemals vergessen.

Sie sah bei diesen Worten gedankenvoll vor sich hin. Leontin hielt sich nicht länger, er zog sie an sich und wollte sie küssen. Sie aber wehrte ihn ab und sah ihn sonderbar an. — So saßen sie noch lange, wenig sprechend, nebeneinander, bis endlich Julie die Augen zusanken. Er fühlte ihr ruhiges, gleichförmiges Atmen an seiner Brust. Er hielt sie fest im Arme und saß so träumerisch die übrige Nacht hindurch.

Die Gewitter hatten sich indes ringsum verzogen, ein labender Duft stieg aus den erquickten Feldern, Kräutern und Bäumen. Aurora stand schon hoch über den Wäldern. Da weckte der kühle Morgenwind Julie aus dem Schlummer. Der Rausch der Nacht war verflogen; sie erschrak über ihre Stellung in Leontins Armen und bemerkte nun, da es überall licht war, mit Erröten, daß sie halb bloß war. Leontin hob das schöne, verschlafene Kind hoch vor sich in den frischen Morgen hinein, während sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Darauf sprang sie fort von ihm und eilte ins Haus, wo soeben alles anfing sich zu ermuntern.



Neuntes Kapitel.

Am Morgen saßen alle in der Stube des Jägers beim Frühstück versammelt, die unruhigen Ereignisse dieser Nacht besprechend. Julie sah blaß aus, und Leontin bemerkte, daß sie oft heimlich über die Tasse weg nach ihm hinblickte, und schnell wieder wegsah, wenn sein Auge ihr begegnete.

Alle untersuchten darauf noch einmal die Brandstätte, die noch immer fortrauchte. Man war allgemein der Meinung, daß ein Blitz gezündet haben müsse, so viele Mühe sich auch der dicke Gerichtsverwalter gab, darzutun, daß es boshafterweise angelegt sei, und daß man daher mit aller Strenge untersuchen und verfahren müsse. Herr v. A. verschmerzte den Verlust sehr leicht, da er ohnedies schon lange willens war, das alte Schlößchen niederreißen zu lassen, um ein neues, bequemeres hinzubauen.

Leontin fragte endlich wieder um die weiße Frau. Es ist eine reiche Witwe, sagte Herr v. A., die vor einigen Jahren plötzlich in diese Gegend kam und mehrere Güter ankaufte. Sie ist im stillen sehr wohltätig, und, seltsam genug, bei Tag und bei Nacht, wo immer ein Feuer ausbricht, sogleich bei der Hand, wobei sie dann die armen Verunglückten mit ansehnlichen Summen unterstützt. Die Bauern glauben nun ganz zuversichtlich, sobald sie nur erscheint, müsse das Feuer sich legen, wie beim Anblick einer Heiligen. Übrigens empfängt und erwidert sie keine Besuche, und niemand weiß eigentlich recht, wie sie heißt, und woher sie gekommen; denn sie selber spricht niemals von

ihrem vergangenen Leben. Ja wohl, sagte der Gerichtsverwalter, mit einer wichtigen Miene, es geht dort überaus geheimnisvoll zu. Aber es gibt auch noch Leute hinterm Berge. Man weiß wohl, wie es zugeht in der Welt. Mein Gott! die liebe Jugend — junges Blut tut nicht gut. — Ich bitte, malen Sie uns keinen Schnurrbart an das Heiligenbild! unterbrach ihn Leontin, der sich seine Phantasie von der wunderbaren Erscheinung nicht verderben lassen wollte.

Es war unterdes schon wieder aufgepackt worden, um auf das Schloß des Herrn v. A. zurückzukehren. Leontin konnte der Begierde nicht widerstehen, die weiße Frau näher kennen zu lernen. Er beredete daher Friedrich, mit ihm einen Streifzug nach dem nahe gelegenen Gute derselben zu machen. Sie versprachen beide, noch vor Abend wieder bei der Gesellschaft einzutreffen.

Gegen Mittag kamen sie auf dem Landsitze der Unbekannten an. Sie fanden ein neu erbautes Schloß, das, ohne eben groß zu sein, durch seine große, einfache Erfindung auf das angenehmste überraschte. Eine Reihe hoher, schlanker Säulen bildete oben den Vorderteil des Schlosses. Eine schöne, steinerne Stiege, welche die ganze Breite des Hauses einnahm, führte zu diesem Säuleneingange hinauf. Die Stiege erhob sich nur allmählich und terrassenförmig und war mit Orangen, Zitronenbäumen und verschiedenen hohen Blumen besetzt. Vor dieser blühenden Terrasse lag ein weiter, schattenreicher Garten ausgebreitet.

Alles war still, es schien niemand zu Hause zu sein. Auf der Stiege lag ein schönes, etwa zehnjähriges Mädchen über einem Tamburin, auf das sie das zierliche Köpfchen gelehnt hatte, eingeschlummert. Oben hörte man eine Flötenuhr spielen. Das Mädchen wachte auf, als sie an sie herankamen, und schüttelte erstaunt die schwarzen Locken aus den muntern Augen. Dann sprang sie scheu auf und in den Garten fort, während die Schellen des Tamburins, das sie hoch in die Luft hielt, hell erklangen.

Die beiden Grafen gingen nun in den Garten hinab, dessen ganze Anlage sie nicht weniger anzog, als das Äußere des Schlosses. Wie wahr ist es, sagte Friedrich,

daß jede Gegend schon von Natur ihre eigentümliche Schönheit, ihre eigene Idee hat, die sich mit ihren Bächen, Bäumen und Bergen, wie mit abgebrochenen Worten, auszusprechen sucht. Wen diese einzelnen Laute rühren, der setzt mit wenigen Mitteln die ganze Rede zusammen. Und darin besteht doch eigentlich die ganze Kunst und Lust, daß wir uns mit dem Garten recht verstehen. Leontin war indes mehrere Male verwundert stehen geblieben. Höchst seltsam! sagte er endlich, als sie den Gipfel eines Hügels erreicht hatten, diese Baumgruppen, Wäldchen, Hügel und Aussichten erinnern mich ganz deutlich an gewisse Gegenden, die ich in Italien gesehen, und an manchen glücklich durchschwärmten Abend. Es ist wahrhaftig mehr als eine zufällige Täuschung.

Der Abend fing bereits an, einzubrechen, als sie wieder bei den Stufen der großen Stiege anlangten. Sie wurden beide von dem herrlichen Anblicke überrascht, der sich ihnen dort von oben darbot. Die Gegend lag in der abendroten Dämmerung wie ein verworrenes Zaubermeer von Bäumen, Strömen, Gärten und Bergen, auf dem Nachtigallenlieder, gleich Sirenen, schifften. Wie glücklich, sagte Friedrich, ist eine beruhigte, stille Seele, die imstande ist, so besonnen und gleichförmig nach allen Seiten hin zu wirken und zu schaffen, die, von keiner besondern Leidenschaft mehr gestört, auf der schönen Erde wie in der Vorhalle des größern Tempels wohnt!

Er wurde hier durch einige Saitenakkorde unterbrochen, die aus dem Garten herauftönten. Bald darauf hörten sie einen Gesang. Friedrich horchte voll Erstaunen, denn es war dasselbe sonderbare Lied aus seiner Kindheit, das manchmal auch Erwin in der Nacht gesungen, und das er sonst nirgends wieder gehört hatte.

Leontin war indes in das erste Zimmer hineingetreten, dessen Tür halb geöffnet stand. Er warf einen flüchtigen Blick durch das Gemach. Ein altes, auf Holz gemaltes Ritterbild hing dort an der Wand, über welche der Abend zuckend die letzten ungewissen Strahlen warf. Leontin trat erschüttert zurück, denn er erkannte auf einmal das beleuchtete Gesicht des Bildes. In demselben Augenblick

trat ein alter Bediente von der andern Seite in das Zimmer und schien heftig zu erschrecken, als er Leontin ansah. Um Gottes willen, rief Leontin ihm zu, sagen Sie mir, wer ist der Ritter dort? Der Alte entfärbte sich und sah ihn lange ernsthaft und forschend an. Das Bild ist vor mehreren hundert Jahren gemalt, eine zufällige Ähnlichkeit muß Sie täuschen, sagte er hierauf wieder gesammelt und ruhig. Wo ist die Frau vom Hause? fragte Leontin wieder. Sie ist heut noch vor Tagesanbruch schnell fortgereist und kommt so bald nicht zurück, antwortete der Bediente und entfernte sich mit einer eiligen Verbeugung, als wollte er allen fernern Fragen ausweichen.

Unruhig kehrte nun Leontin wieder zu Friedrich zurück, gegen den er von dem ganzen letzten Vorfalle nichts erwähnte. Weder der Bediente, noch auch das zierliche, scheue Mädchen, das sie vorhin schlummernd angetroffen, zeigte sich mehr, und so ritten beide endlich gedankenvoll auf das Schloß des Herrn v. A. zurück, wo sie spät in der Nacht anlangten.



Zehntes Kapitel.

Die alte, gleichförmige Ordnung der Lebensweise kehrte nun wieder auf dem Schlosse zurück. Die beiden Gäste hatten auf vieles Bitten noch einige Zeit zugeben müssen und lebten jeder auf seine Weise fort. Friedrich dichtete wieder fleißig im Garten oder in dem daranstoßenden angenehmen Wäldchen. Meist war dabei irgend ein Buch aus der Bibliothek des Herrn v. A., wie es ihm gerade in die Hände fiel, sein Begleiter. Seine Seele war dort so ungestört und heiter, daß er die gewöhnlichsten Romane mit jener Andacht und Frischheit der Phantasie ergriff, mit welcher wir in unserer Kindheit solche Sachen lesen. Wer denkt nicht mit Vergnügen daran zurück, wie ihm zumute war, als er den ersten Robinson oder Ritterroman las, aus dem ihn das früheste, lüsterne Vorgefühl, die wunderbare Ahnung des ganzen, künftigen, reichen Lebens anwehte; wie zauberisch da alles aussah und jeder Buchstab auf dem Papiere lebendig wurde? Wenn ihm dann nach vielen Jahren ein solches Buch wieder in die Hand kommt, sucht er begierig die alte Freude wieder auf darin, aber der frische, kindische Glanz, der damals das Buch und die ganze Erde überschien, ist verschwunden, die Gestalten, mit denen er so innig vertraut war, sind unterdes fremd und anders geworden, und sehen ihn an wie ein schlechter Holzstich, daß er weinen und lachen möchte zugleich. Mit so muntern, malerischen Kindesaugen durchflog denn auch Friedrich diese Bücher. Wenn er dazwischen dann vom Blatte aufsah, glänzte von allen Seiten der schöne Kreis der Landschaft in die Geschichten hinein, die

Figuren, wie der Wind durch die Blätter des Buches rauschte, erhoben sich vor ihm in der grenzenlosen, grünen Stille und traten lebendig in die schimmernde Ferne hinaus; und so war eigentlich kein Buch so schlecht erfunden, daß er es nicht erquickt und belehrt aus der Hand gelegt hätte. Und das sind die rechten Leser, die mit und über dem Buche dichten. Denn kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Mut verspürt, die goldenen, losen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnisvolle Buchstab ewig tot, und er täte besser, zu graben oder zu pflügen, als so mit unnützem Lesen müßig zu gehn.

Leontin dagegen durchstrich alle Morgen, wenn er es etwa nicht verschlief, welches gar oft geschah, mit der Flinte auf dem Rücken Felder und Wälder, schwamm einige Male des Tages über die reißendsten Stellen des Flusses, der im Tale vorbeiging, und kannte bereits alle Pfade und Gesichter der Gegend. Auch auf das Schloß der unbekannten Dame war er schon einige Male wieder hinübergeritten, fand aber immer niemanden zu Hause. Alle Tage besuchte er gewissenhaft ein paar wunderliche altkluge Gesellen auf dem Felde, die er auf seinen Streifereien ausgespürt hatte, gab ihnen Tabak zu schnupfen, den er bloß ihretwillen bei sich trug, und führte stundenlang eine tolle Unterhaltung mit ihnen. Er las wenig, besonders von neuen Schriften, gegen die er eine Art von Widerwillen hatte. Dessenungeachtet kannte er doch die ganze Literatur ziemlich vollständig. Denn sein wunderliches Leben führte ihn von selbst und wider Willen in Berührung mit allen ausgezeichneten Männern, und was er so bei Gelegenheit kennen lernte, faßte er schnell und ganz auf.

Sowohl er, als Friedrich besuchten fast alle Nachmittage den einsamen Viktor, dessen kleines Wohnhaus, von einem noch kleineren Gärtchen umgeben, hart am Kirchhofe lag. Dort unter den hohen Linden, die den schönberaseten Kirchhof beschatteten, fanden sie den seltsamen Menschen vergraben in eine Werkstatt von Meißeln, Bohrern, Drehscheiben und anderm unzähligen Handwerkszeuge, als

wollte er sich selber sein Grab bauen. Hier arbeitete und künstelte derselbe täglich, so viel es ihm seine Berufsgeschäfte zuließen, mit einem unbeschreiblichen Eifer und Fleiße, ohne um die andere Welt draußen zu fragen. Ohne jemals eine Anleitung genossen zu haben, verfertigte er Spieluhren, künstliche Schlösser, neue, sonderbare Instrumente, und sein bei der Stille nach außen ewig unruhiger und reger Geist verfiel dabei auf die seltsamsten Erfindungen, die oft alle in Erstaunen setzten. Seine Lieblingsidee war, ein Luftschiff zu erfinden, mit dem man dieses lose Element ebenso bezwingen könnte, wie das Wasser, und er wäre beinahe ein Gelehrter geworden, so hartnäckig und unermüdlich verfolgte er diesen Gedanken. Für Poesie hatte er, sonderbar genug, durchaus keinen Sinn, so willig, ja neugierig er auch aufhorchte, wenn Leontin oder Friedrich darüber sprachen. Nur Abraham von St. Clara, jener geniale Schalk, der mit einer ernsthaften Amtsmiene die Narren auslacht, denen er zu predigen vorgibt, war seine einzige und liebste Unterhaltung, und niemand verstand wohl die Werke dieses Schriftstellers so zu durchdringen und sich aus Herzensgrunde daran zu ergötzen, als er. In diesem unförmlichen Gemisch-Gemasch von Spott, Witz und Humor fand sein sehr nahe verwandter Geist den rechten Tummelplatz.

Übrigens hatte sich Friedrich gleich anfangs in seinem Urteile über ihn keineswegs geirrt. Seine Gemütsart war wirklich durchaus dunkel und melancholisch. Die eine Hälfte seines Lebens hindurch war er bis zum Tode betrübt, mürrisch und unbehülflich, die andere Hälfte lustig bis zur Ausgelassenheit, witzig, sinnreich und geschickt, so daß die meisten, die sich mit einer gewöhnlichen Betrachtung der menschlichen Natur begnügen, ihn für einen zweifachen Menschen hielten. Es war aber eben die Tiefe seines Wesens, daß er sich niemals zu dem ordentlichen, immer gleichförmigen Spiele der andern an der Oberfläche bequemen konnte, und selbst seine Lustigkeit, wenn sie oft plötzlich losbrach, war durchaus ironisch und fast schauerlich. Dabei waren alle Schmeichelkünste und alltäglichen Handgriffe, sich durch die Welt zu helfen, seiner spröden Natur so zu-

wider, daß er selbst die unschuldigsten, gebräuchlichsten Gunstbewerbungen, ja sogar unter Freunden alle äußern Zeichen der Freundschaft verschmähte. Vor allen sogenannten klugen, gemachten Leuten war er besonders verschlossen, weil sie niemals weder seine Betrübnis, noch seine Lust verstanden und ihn mit ihrer angebildeten Afterweisheit von allen Seiten beengten. Die beiden Grafen waren die ersten in seinem Leben, die bei allen seinen Äußerungen wußten, was er meine. Denn es ist das Besondere ausgezeichneter Menschen, daß jede Erscheinung in ihrer reinen Brust sich in ihrer ursprünglichen Eigentümlichkeit bespiegelt, ohne daß sie dieselbe durch einen Beischmack ihres eigenen Selbst verderben. Er liebte sie daher auch mit unerschütterlicher Treue bis zu seinem Tode.

So oft sie nachmittags zu ihm kamen, warf er sogleich alle Instrumente und Gerätschaften weit von sich und war aus Herzensgrunde lustig. Sie musizierten dann in seiner kleinen Stube entweder auf alten, halbbespannten Instrumenten, oder Friedrich mußte einige wilde Burschenlieder auf die Bahn bringen, die Viktor schnell auswendig wußte und mit gewaltiger Stimme mitsang. Fräulein Julie, die nebst ihrem Vater von jeher Viktors beste und einzige Freundin im Hause war, stand dann gar oft stundenlang gegenüber am Zaune des Schloßgartens, strickte und unterhielt sich mit ihnen, war aber niemals zu bereden, selber zu ihnen herüberzukommen. Die Tante und die meisten andern konnten gar nicht begreifen, wie die beiden Grafen einen solchen Geschmack an dem ungebildeten Viktor und seinen lärmenden Vergnügungen finden konnten.

Und du seltsamer, guter, geprüfter Freund, ich brauche dich und mich nicht zu nennen; aber du wirst uns beide in tiefster Seele erkennen, wenn dir diese Blätter vielleicht einmal zufällig in die Hände kommen. Dein Leben ist mir immer vorgekommen, wie ein uraltes, dunkel verbautes Gemach mit vielen rauhen Ecken, das unbeschreiblich einsam und hoch steht über den gewöhnlichen Hantierungen der Menschen. Eine alte verstimmte Laute, die niemand mehr zu spielen versteht, liegt verstaubt auf dem Boden. Aus dem finstern Erker siehst du durch bunt und phantastisch ge-

malte Scheiben über das niedere, emsig wimmelnde Land unten weg in ein anderes, ruhiges, wunderbares, ewig freies Land. Alle die wenigen, die dich kennen und lieben, siehst du dort im Sonnenscheine wandeln und das Heimweh befällt auch dich. Aber dir fehlen Flügel und Segel, und du reißest in verzweifelter Lustigkeit an den Saiten der alten Laute, daß es mir oft das Herz zerreißen wollte. Die Leute gehen unten vorüber und verlachen dein wildes Geklimper, aber ich sage dir, es ist mehr göttlicher Klang darin, als in ihrem ordentlichen, allgepriesenen Geleier.

An einem schwülen Nachmittage saß Leontin im Garten an dem Abhange, der in das Land hinausging. Kein Mensch war draußen, alle Vögel hielten sich im dichtesten Laube versteckt, es war so still und einsam auf den Gängen und in der ganzen Gegend umher, als ob die Natur ihren Atem an sich hielte. Er versuchte einzuschlummern. Aber wie über ihm die Gräser zwischen dem unaufhörlichen, einförmigen Gesumme der Bienen sich hin und wieder neigten, und rings am fernen Horizonte schwere Gewitterwolken gleich phantastischen Gebirgen mit großen, einsamen Seen und himmelhohen Felsenzacken die ganze Welt enge und immer enger einzuschließen schienen, preßte eine solche Bangigkeit sein Herz zusammen, daß er schnell wieder aufsprang. Er bestieg einen hohen, am Abhange stehenden Baum, in dessen schwankem Wipfel er sich in das schwüle Tal hinauswiegte, um nur die fürchterliche Stille in und um sich los zu werden.

Er hatte noch nicht lange oben gesessen, als er den Herrn v. A. und dessen Schwester aus dem Bogengange hervorbiegen und langsam auf den Baum zukommen sah. Sie waren in einem lauten und lebhaften Gespräche begriffen, er hörte, daß von ihm die Rede war. Du magst sprechen, was du willst, sagte die Tante, er ist bis über die Ohren verliebt in unser Mädchen. Da müßt' ich keine Menschenkenntnis haben! Und Julie kann keine bessere Partie finden. Ich habe schon lange, ohne dir etwas zu sagen, nähere Erkundigungen über ihn eingezogen. Er steht sehr gut. Er vertut zwar viel Geld auf Reisen und ver=

schiedenes unnützes Zeug, und soll zu Hause ein etwas unordentliches und auffallendes Leben führen; aber er ist noch ein junger Mensch, und unser Kind wird ihn schon kirre machen. Glaube mir, mein Schatz, ein kluges Weib kann durch vernünftiges Zureden sehr viel bewirken. Sind sie nur erst verheiratet und sitzen ruhig auf ihrem Gütchen, so wird er schon sein sonderbares Wesen und seine überspannten Ideen fahren lassen und werden wie alle andern. Höre, mein Schatz, fange doch recht bald an, ihn so von weitem näher zu sondieren. — Das tue ich nicht, erwiderte Herr v. A. ruhig, ich habe mich um nichts erkundigt, ich habe nichts bemerkt und nichts erfahren. Ihr Weiber verlegt euch alle aufs Spionieren und Heiratsstiften und sehet zu weit. Wirbt er um sie, und sie ist ihm gut, so soll er sie haben; denn er gefällt mir sehr. Aber ich menge mich in nichts. — Mit deiner ewigen Gelassenheit, fiel ihm hier die Schwester heftig ins Wort, wirst du noch alles verderben. Dich rührt das Glück deines eigenen Kindes nicht. Und ich sage dir, ich ruhe und raste nicht, bis sie ein Paar werden! — Sie waren unterdes schon wieder von der andern Seite hinter den Bäumen verschwunden, und er konnte nichts mehr verstehn.

Er stieg rasch vom Baume herab. Noch bin ich frei und ledig! rief er aus und schüttelte alle Glieder. Rückt mir nicht auf den Hals mit eurem soliden, häuslichen, langweiligen Glück, mit eurer abgestandenen Tugend im Schlafrock! Wohl hat die Liebe zwei Gesichter wie Janus. Mit dem einen buhlt diese ungetreue, reizende Fortuna auf ihrer farbigen Kugel mit der frischen Jugend um flüchtige Küsse; doch willst du sie plump haschen und festhalten, kehrt sie dir plötzlich das andere, alte, verschrumpfte Gesicht zu, das dich unbarmherzig zu Tode schmatzt. — Heiraten und fett werden, mit der Schlafmütze auf dem Kopfe hinaussehen, wie draußen Aurora scheint, Wälder und Ströme noch immer ohne Ruhe fortrauschen müssen, Soldaten über die Berge ziehn und raufen, und dann auf den Bauch schlagen und: Gott sei Dank! rufen können, das ist freilich ein Glück! — Und doch noch tausendmal widerlicher sind mir die Faungesichter von Hagestolzen, wie sie sich um die

Mauern streichen, ein bißchen Rammelei und Diebsgelüst im Herzen, wenn sie noch eins haben. Pfui! Pfui!

So jagten sich die Gedanken in seinem Kopfe ärgerlich durcheinander, und er war, ohne daß er es selbst bemerkte, ins Schloß gekommen. Die Tür zu Juliens Zimmer stand nur halb angelehnt, er ging hinein, fand sie aber nicht darin. Sie schien es eben verlassen zu haben; denn Farben, Pinsel und andere Malergerätschaften lagen noch umher. Auf dem Tische stand ein Bild aufgerichtet. Er betrachtete es voll Erstaunen: es war sein eignes Porträt, an welchem Julie lange heimlich gearbeitet. Er war in derselben Jägerkleidung gemalt, in der sie ihn zum ersten Male gesehen hatte. Mit Verwunderung glaubte er auch die Gegend, die den Hintergrund des Bildes ausfüllte, zu erkennen. Er erinnerte sich endlich, daß er Julien manchmal von seinem Schlosse, seinem Garten, den Bergen und Wäldern, die es umgeben, erzählt hatte, und ihr reiches Gemüt hatte sich nun aus den wenigen Zügen ein ganz anderes, wunderbares Zauberland, als ihre neue Heimat, zusammengesetzt.

Er stand lange voller Gedanken am Fenster. Ihre Gitarre lag dort; er nahm sie und wollte singen, aber es ging nicht. Er lehnte sich mit der Stirn ans Fenster und wollte sie durchaus hier erwarten, aber sie kam nicht.

Endlich stieg er hinab, ging in den Hof und sattelte und zäumte sich selber sein Pferd. Als er eben zum Tore hinausritt, kam Julie eilfertig aus der Gartentür. Sie schien ein Geschäft vorzuhaben, sie grüßte ihn nur flüchtig mit freundlichen Augen und lief ins Schloß. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte ins Feld hinaus.

Ohne einen bestimmten Weg einzuschlagen, war er schon lange herumgeritten, als er mitten im Walde auf einen hochgelegenen, ausgehauenen Fleck kam. Er hörte jemanden lustig ein Liedchen pfeifen und ritt darauf los. Es war zu seiner nicht geringen Freude der bekannte Ritter, den er schon lange einmal auf seinen Irrzügen zu erwischen sich gewünscht hatte. Er saß auf einem Baumsturze und ließ seinen Klepper neben sich weiden. Romantische, goldene Zeit des alten, freien Schweifens, wo die ganze

schöne Erde unser Lustrevier, der grüne Wald unser Haus und Burg, dich schimpft man närrisch — dachte Leontin bei diesem Anblicke, und rief dem Ritter aus Herzensgrunde sein Hurra zu. Er stieg darauf selbst vom Pferde und setzte sich zu ihm hin. Der Tag fing eben an, sich zu Ende zu neigen, die Waldvögel zwitscherten von allen Wipfeln in der Runde. Von der einen Seite sah man in einer Vertiefung unter der Heide ein Schlößchen mit stillem Hofe und Garten ganz in die Waldeinsamkeit versenkt. Die Wolken flogen so niedrig über das Dach weg, als sollte sich die bedrängte Seele daran hängen, um jenseits ins Weite, Freie zu gelangen. Mit einem innerlichen Schauder von Bangigkeit erfuhr Leontin von dem Ritter, daß dies dasselbe Schloß sei, wo jetzt die muntere Braut, die er auf jener Jagd kennen gelernt, seit lange schon mit ihrem jungen Manne ruhig wohne, wirtschafte und hause.

Aber, sagte er endlich zu dem Ritter, wird Euch denn niemals bange auf Euren einsamen Zügen? Was macht und sinnt Ihr denn den ganzen langen Tag? — Ich suche den Stein der Weisen, erwiderte der Ritter ruhig. Leontin mußte über diese fertige, unerwartete Antwort laut auflachen. Ihr seid irrisch in Eurem Verstande, daß Ihr so lacht, sagte der Ritter etwas aufgebracht. Eben weil die Leute wohl wissen, daß ich den Stein der Weisen wittere, so trachten die Pharisäer und Schriftgelehrten darnach, mir durch Reden und Blicke meine Majestät von allen Seiten auszusaugen, auszuwalzen und auszudreschen. Aber ich halte mich an das Prinzipium: an Essen und Trinken; denn wer nicht ißt, der lebt nicht, wer nicht lebt, der studiert nicht, und wer nicht studiert, der wird kein Weltweiser, und das ist das Fundament der Philosophie. — So sprach der tolle Ritter eifrig fort, und gab durch Mienen und Hände seinen Worten den Nachdruck der ernsthaftesten Überzeugung. Leontin, den seine heutige Stimmung besonders aufgelegt machte zu ausschweifenden Reden, stimmte nach seiner Art in denselben Ton mit ein, und so führten die beiden dort über die ganze Welt das allerseltsamste und unförmlichste Gespräch, das jemals gehört wurde, während es ringsumher schon lange finster geworden war. Der Ritter,

dem ein so aufmerksamer Zuhörer etwas Seltenes war, hielt tapfer Stich, und focht nach allen Seiten in einem wunderlichen Chaos von Sinn und Unsinn, das oft die herrlichsten Gedanken durchblitzten. Leontin erstaunte über die scharfen, ganz selbsterschaffenen Ausdrücke und die entschiedene Anlage zum Tiefsinn. Aber alles schien wie eine üppipe Wildnis, durch den lebenslangen Müßiggang zerrüttet und fast bis zum Wahnwitz verworren.

Zuletzt sprach der Ritter noch von einem Philosophen, den er jährlich einmal besuche. Leontin war mit ganzer Seele gespannt, denn die Beschreibung von demselben stimmte auffallend mit dem alten Ritterbilde überein, dessen Anblick ihn auf dem Schlosse der weißen Frau so sehr erschüttert hatte. Er fragte näher nach, aber der Ritter antwortete jedesmal so toll und abschweifend, daß er alle weitern Erkundigungen aufgeben mußte.

Endlich brach der Ritter auf, da er heute noch auf dem Schlosse der niedlichen Braut Herberge suchen wollte. Leontin trug ihm an dieselbe seine schönsten Grüße auf. Der Ritter stolperte nun auf seiner Rosinante langsam über die Heide hinab, und unterhielt sich noch immerfort mit Leontin mit großem Geschrei über die Philosophie, während er schon längst in der Nacht verschwunden war.

Leontin sah sich, nun allein, nach allen Seiten um. Alle Wälder und Berge lagen still und dunkel ringsumher. Unten in der Tiefe schimmerten Lichter hin und her aus den zerstreuten Dörfern, Hunde bellten fern in den einsamen Höfen. Auch in dem Schlosse des Herrn v. A. sah er noch mehrere Fenster erleuchtet. So blieb er noch lange oben auf der Heide stehen.

Am folgenden Morgen frühzeitig erhielt Friedrich einen Brief. Er erkannte sogleich die Züge wieder: er war von Rosa. So lange schon hatte er sich von Tage zu Tage vergebens darauf gefreut, und erbrach ihn nun mit hastiger Ungeduld. Der Brief war folgenden Inhalts:

„Wo bleibst du so lange, mein innig geliebter Freund? Hast Du denn gar kein Mitleid mehr mit Deiner armen Rosa, die sich so sehr nach Dir sehnt?

Als ich auf der Höhe im Gebirge von Euch entführt wurde, hatte ich mir fest vorgenommen, gleich nach meiner Ankunft in der Residenz an Dich zu schreiben. Aber Du weißt selbst, wieviel man die erste Zeit an einem solchen Orte mit Einrichtungen, Besuchen und Gegenbesuchen zu tun hat. Ich konnte damals durchaus nicht dazu kommen, obschon ich immer und überall an Dich gedacht habe. Und so verging die erste Woche, und ich wußte dann nicht mehr, wohin ich meinen Brief adressieren sollte. Vor einigen Tagen endlich kam hier der junge Marquis von P. an, der wollte bestimmt wissen, daß sich mein Bruder mit einem fremden Herrn auf dem Gute des Herrn v. A. aufhalte. Ich eilte also, sogleich an Dich dorthin zu schreiben. Der Marquis verwunderte sich zugleich, wie ihr es dort so lange aushalten könntet. Er sagte, es wäre ein Séjour zum melancholisch werden. Mit der ganzen Familie wäre in der Welt nichts anzufangen. Der Baron sei wie ein Holzstich in den alten Rittergeschichten: gedruckt in diesem Jahr, die Tante wisse von nichts zu sprechen, als von ihrer Wirtschaft, und das Fräulein vom Hause sei ein halbreifes Gänseblümchen, ein rechtes Bild ohne Gnaden. Sind das nicht recht närrische Einfälle? Wahrhaftig, man muß dem Marquis gut sein mit seinem losen Maule. Siehst Du, es ist Dein Glück, denn ich hatte schon große Lust eifersüchtig zu werden. Aber ich kenne schon meinen Bruder, solche Bekanntschaften sind ihm immer die liebsten; er läßt sich nichts einreden. Ich bitte Dich aber, sage ihm nichts von alle diesem. Denn er kann sich ohnedies von jeher mit dem Marquis nicht vertragen. Er hat sich schon einige Male mit ihm geschlagen, und der Marquis hat an der letzten Wunde über ein Vierteljahr zubringen müssen. Er fängt immer selber ohne allen Anlaß Händel mit ihm an. Ich weiß gar nicht, was er wider ihn hat. Der Marquis ist hier in allen gebildeten Gesellschaften beliebt und ein geistreicher Mann. Ich weiß gewiß, Du und der Marquis werdet die besten Freunde werden. Denn er macht auch Verse und von der Musik ist er ein großer Kenner. Übrigens lebe ich hier recht glücklich, so

gut es Deine Rosa ohne Dich sein kann. Ich bekomme und erwidere Besuche, mache Landpartien usw. Dabei fällt mir immer ein, wie ganz anders Du doch eigentlich bist als alle diese Leute, und dann wird mir mitten in dem Schwarme so bange, daß ich mich oft heimlich wegschleichen muß, um mich recht auszuweinen. — Die junge, schöne Gräfin Romana, die mich alle Morgen an der Toilette besucht, sagt mir immer, wenn ich mich anziehe, daß meine Augen so schön wären, und wickelt sich meine Haare um ihren Arm und küßt mich. — Ich denke dann immer an Dich. Du hast das auch gesagt und getan, und nun bleibst Du auf einmal so lange aus. Ich bitte Dich, wenn Du mir gut bist, laß mich nicht so allein; es ist nicht gut so. —

Ich hatte mich gestern soeben erst recht eingeschrieben und hatte Dir noch so viel zu sagen, da wurde ich zu meinem Verdrusse durch einen Besuch unterbrochen. Jetzt ist es schon zu spät, da die Post sogleich abgehen wird. Ich schließe also schnell in der Hoffnung, Dich bald an mein liebendes Herz zu drücken.

Diesen Winter wird es hier besonders brillant werden. Wie schön wäre es, wenn wir ihn hier zusammen zubrächten! Komm, komm gewiß!"

Friedrich legte den Brief still wieder zusammen. Unwillkürlich summte ihm der Gassenhauer: „Freut euch des Lebens usw.", den Leontin gewöhnlich abzuleiern pflegte, wenn seine Schwester etwas nach ihrer Art Wichtiges vorbrachte, durch den Kopf. Der ganze Brief, wie von einem von Lustbarkeiten Atemlosen im Fluge abgeworfen, war wie eine Lücke in seinem Leben, durch die ihn ein fremdartiger, staubiger Wind anblies. Habe ich es oben auf der Höhe nicht gesagt, daß du in dein Grab hinabsteigst? Wenn die Schönheit mit ihren frischen Augen, mit den jugendlichen Gedanken und Wünschen unter euch tritt, und, wie sie die eigene, größere Lebenslust treibt, sorglos und lüstern in das liebewarme Leben hinauslangt und sproßt — sich an die feinen Spitzen, die zum Himmel streben, giftig anzusaugen und zur Erde hinabzuzerren, bis die ganze,

prächtige Schönheit, fahl und ihres himmlischen Schmuckes beraubt, unter euch dasteht wie euresgleichen — die Halunken!

Er öffnete das Fenster. Der herrliche Morgen lag draußen wie eine Verklärung über dem Lande, und wußte nichts von den menschlichen Wirren, nur von rüstigem Tun, Freudigkeit und Frieden. Friedrich spürte sich durch den Anblick innerlichst genesen, und der Glaube an die ewige Gewalt der Wahrheit und des festen religiösen Willens wurde wieder stark in ihm. Der Gedanke, zu retten, was noch zu retten war, erhob seine Seele, und er beschloß, nach der Residenz abzureisen.

Er ging mit dieser Nachricht zu Leontin, aber er fand seine Schlafstube leer und das Bett noch von gestern in Ordnung. Er ging daher zu Julie hinüber, da er hörte, daß sie schon auf war. Das schöne Mädchen stand in ihrer weißen Morgenkleidung eben am Fenster. Sie kehrte sich schnell zu ihm herum, als er hereintrat. Er ist fort! sagte sie leise mit unterdrückter Stimme, zeigte mit dem Finger auf das Fenster und stellte sich wieder mit abgewendetem Gesichte abseits an das andere. Der erstaunte Friedrich erkannte Leontins Schrift auf der Scheibe, die er wahrscheinlich gestern, als er hier allein war, mit seinem Ringe aufgezeichnet hatte. Er las:

Der fleißigen Wirtin von dem Haus
Dank' ich von Herzen für Trank und Schmaus,
Und was beim Mahl den Gast erfreut:
Für heitre Mien' und Freundlichkeit.

Dem Herrn vom Haus sei Lob und Preis!
Seinen Segen wünsch' ich mir auf die Reis',
Nach seiner Lieb' mich sehr begehrt,
Wie ich ihn halte ehrenwert.

Herr Viktor soll beten und fleißig sein,
Denn der Teufel lauert, wo einer allein;
Soll lustig auf dem Kopfe stehn,
Wenn alle so dumm auf den Beinen gehn.

Und wenn mein Weg über Berge hoch geht,
Aurora sich auftut, das Posthorn weht,

Da will ich ihm rufen von Herzen voll,
Daß er's in der Ferne spüren soll.

Ade! Schloß, heiter überm Tal,
Ihr schwülen Täler allzumal,
Du blauer Fluß ums Schloß herum,
Ihr Dörfer, Wälder um und um!

Wohl sah ich dort eine Zaubrin gehn,
Nach ihr nur alle Blumen und Wälder sehn,
Mit hellen Augen Ströme und Seen,
In stillem Schaun, wie verzaubert, stehn.

Ein jeder Strom wohl findt sein Meer,
Ein jeglich Schiff kehrt endlich her,
Nur ich treibe und sehne mich immerzu,
O wilder Trieb! wann läss'st du einmal Ruh?

Darunter stand, kaum leserlich, gekritzelt:

Herr Friedrich, der schläft in der Ruhe Schoß,
Ich wünsch' ihm viel Unglück, daß er sich erbos',
Ins Horn, zum Schwert, frisch dran und drauf!
Philister über dir, wach, Simson, wach auf!

Friedrich stutzte über diese letzten Zeilen, die ihn unerwartet trafen. Er erkannte tief das Schwerfällige seiner Natur und versank auf einen Augenblick sinnend in sich selbst.

Julie stand noch immerfort am Fenster, sah durch die Scheiben und weinte heimlich. Er faßte ihre Hand. Da hielt sie sich nicht länger, sie setzte sich auf ihr Bett und schluchzte laut. Friedrich wußte wohl, wie untröstlich ein liebendes Mädchen ist. Er verabscheute alle jene erbärmlichen Spitaltröster voll Wiedersehens, unverhofften Windungen des Schicksals usw. Lieb ihn nur recht, sagte er zu Julien, so ist er ewig dein, und wenn die ganze Welt dazwischen läge. Glaube nur niemals den falschen Verführern: daß die Männer eurer Liebe nicht wert sind. Die Schufte freilich nicht, die das sagen; aber es gibt nichts Herrlicheres auf Erden, als der Mann, und nichts Schö-

neres, als das Weib, das ihm treu ergeben bis zum Tode. — Er küßte das weinende Mädchen und ging darauf zu ihren Eltern, um ihnen seine eigene, baldige Abreise anzukündigen.

Er fand die Tante höchst bestürzt über Leontins unerklärliche Flucht, die sie auf einmal ganz irre an ihm und allen ihren Plänen machte. Sie war anfangs böse, dann still und wie vernichtet. Herr v. A. äußerte weniger mit Worten, als durch ein ungewöhnlich hastiges und zerstreutes Tun und Lassen, das Friedrich unbeschreiblich rührte, wie schwer es ihm falle, sich von Leontin getrennt zu sehen, und die Tränen traten ihm in die Augen, als nun auch Friedrich erklärte, schon morgen abreisen zu müssen. So verging dieser noch übrige Tag zerstreut, gestört und freudenlos.

Am andern Morgen hatte Erwin frühzeitig die Reisebündel geschnürt, die Pferde standen bereit und scharrten ungeduldig unten im Hofe. Friedrich machte noch eilig einen Streifzug durch den Garten und sah noch einmal von dem Berge in die herrlichen Täler hinaus. Auch das stille, kühle Plätzchen, wo er so oft gedichtet und glücklich gewesen, besuchte er. Wie im Fluge schrieb er dort folgende Verse in seine Schreibtafel:

O Täler weit, o Höhen
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wann es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit.

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort,
Vom rechten Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn,
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt,
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Als der junge Tag sich aus den Morgenwolken hervorgearbeitet hatte, war Friedrich schon draußen zu Pferde. Julie winkte noch weit mit ihrem weißen Tuche aus dem Fenster nach.



Ahnung und Gegenwart.

Zweites Buch.

Elftes Kapitel.

Es war schon Abend, als Friedrich in der Residenz ankam. Er war sehr schnell geritten, so daß Erwin fast nicht mehr nach konnte. Je einsamer draußen der Kreis der Felder ins Dunkel versank, je höher nach und nach die Türme der Stadt, wie Riesen, sich aus der Finsternis aufrichteten, desto lichter war es in seiner Seele geworden vor Freude und Erwartung. Er stieg im Wirtshause ab und eilte sogleich zu Rosas Wohnung. Wie schlug sein Herz, als er durch die dunklen Straßen schritt, als er endlich die hellbeleuchtete Treppe in ihrem Hause hinaufstieg. Er mochte keinen Bedienten fragen, er öffnete hastig die erste Tür. Das große, getäfelte Zimmer war leer, nur im Hintergrunde saß eine weibliche Gestalt in vornehmer Kleidung. Er glaubte sich verirrt zu haben und wollte sich entschuldigen. Aber das Mädchen vom Fenster kam sogleich auf ihn zu, führte sich selbst als Rosas Kammermädchen auf und versicherte sehr gleichgültig, die Gräfin sei auf den Maskenball gefahren. Diese Nachricht fiel wie ein Maifrost in seine Lust. Es war ihm vor Freude gar nicht eingefallen, daß er sie verfehlen könnte, und er hatte beinahe Lust zu zürnen, daß sie ihn nicht zu Hause erwartet habe. Wo ist denn die kleine Marie? fragte er nach einer Weile wieder. O, die ist lange aus den Diensten der Gräfin, sagte das Mädchen mit gerümpftem Näschen und betrachtete ihn von oben bis unten mit einer schnippischen Miene. Friedrich glaubte, es gälte seiner staubigen Reisekleidung; alles ärgerte ihn, er ließ den Affen stehn und ging, ohne seinen Namen zu hinterlassen, wieder fort.

Verdrüßlich nahm er den Weg zu den Redoutensälen. Die Musik schallte lockend aus den hohen Bogenfenstern, die ihre Scheine weit unten über den einsamen Platz warfen. Ein alter Springbrunnen stand in der Mitte des Platzes, über den nur noch einzelne dunkle Gestalten hin und her irrten. Friedrich blieb lange an dem Brunnen stehen, der seltsam zwischen den Tönen von oben fortrauschte. Aber ein Polizeidiener, der, in seinen Mantel gehüllt, an der Ecke lauerte, verjagte ihn endlich durch die Aufmerksamkeit, mit der er ihn zu beobachten schien.

Er ging ins Haus hinein, versah sich mit einem Domino und einer Larve, und hoffte seine Rosa noch heute in dem Getümmel herauszufinden. Geblendet trat er aus der stillen Nacht in den plötzlichen Schwall von Tönen, Lichtern und Stimmen, der wie ein Zaubermeer mit rastlos beweglichen, klingenden Wogen über ihm zusammenschlug. Zwei große, hohe Säle, nur leicht voneinander geschieden, eröffneten die unermeßlichste Aussicht. Er stellte sich in das Bogentor zwischen beide, wo die doppelten Musikchöre aus beiden Sälen verworren ineinander klangen. Zu beiden Seiten toste der seltsame, lustige Markt, fröhliche, reizende und ernste Bilder des Lebens zogen wechselnd vorüber, Girlanden von Lampen schmückten die Wände, unzählige Spiegel dazwischen spielten das Leben ins Unendliche, so daß man die Gestalten mit ihrem Widerspiel verwechselte, und das Auge verwirrt in der grenzenlosen Ferne dieser Aussicht sich verlor Ihn schauderte mitten unter diesen Larven. Er stürzte sich selber mit in das Gewimmel, wo es am dichtesten war.

Gewöhnliches Volk, Charaktermasken ohne Charakter vertraten auch hier, wie draußen im Leben, überall den Weg: gespreizte Spanier, papierne Ritter, Taminos, die über ihre Flöte stolperten, hin und wieder ein behender Harlekin, der sich durch die unbehülflichen Züge hindurchwand und nach allen Seiten peitschte. Eine höchst seltsame Maske zog indes seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Ritter in schwarzer, altdeutscher Tracht, die so genau und streng gehalten war, daß man glaubte, irgend ein altes Bild sei aus seinem Rahmen ins Leben hinausgetreten.

Die Gestalt war hoch und schlank, sein Wams reich mit Gold, der Hut mit hohen Federn geschmückt, die ganze Pracht doch so uralt, fremd und fast gespenstisch, daß jedem unheimlich zumute ward, an dem er vorüberstreifte. Er war übrigens galant und wußte zu leben. Friedrich sah ihn fast mit allen Schönen buhlen. Doch alle machten sich gleich nach den ersten Worten schnell wieder von ihm los, denn unter den Spitzen der Ritterärmel langten die Knochenhände eines Totengerippes hervor.

Friedrich wollte eben den sonderbaren Gast weiter verfolgen, als sich die Bahn mit einem Janhagel junger Männer verstopfte, die auf einer Jagd begriffen schienen. Bald erblickte er auch das flüchtige Reh. Es war eine kleine, junge Zigeunerin, sehr nachlässig verhüllt, das schöne schwarze Haar mit bunten Bändern in lange Zöpfe geflochten. Sie hatte ein Tamburin, mit dem sie die Zudringlichsten so schalkisch abzuwehren wußte, daß ihr alles nur um desto lieber nachfolgte. Jede ihrer Bewegungen war zierlich, es war das niedlichste Figürchen, das Friedrich jemals gesehen.

In diesem Augenblicke streiften zwei schöne, hohe weibliche Gestalten an ihm vorbei. Zwei männliche Masken drängten sich nach. Es ist ganz sicher die Gräfin Rosa, sagte die eine Maske mit düsterer Stimme. Friedrich traute seinen Ohren kaum. Er drängte sich ihnen schnell nach, aber das Gewimmel war zu groß, und sie blieben ihm immer eine Strecke voraus. Er sah, daß der schwarze Ritter den beiden weiblichen Masken begegnete, und der einen im Vorbeigehen etwas ins Ohr raunte, worüber sie höchst bestürzt schien und ihm eine Weile nachsah, während er längst schon wieder im Gedränge verschwunden war. Mehrere Parteien durchkreuzten sich unterdes von neuem, und Friedrich hatte Rosa aus dem Gesichte verloren.

Ermüdet flüchtete er sich endlich an ein abgelegenes Fenster, um auszuruhen. Er hatte noch nicht lange dort gestanden, als die eine von den weiblichen Masken eiligst ebenfalls auf das Fenster zukam. Er erkannte sogleich seine Rosa an der Gestalt. Die eine männliche Maske folgte ihr auf dem Fuße nach, sie schienen beide den Grafen nicht zu

bemerken. Nur einen einzigen Blick! bat die Maske dringend. Rosa zog ihre Larve weg und sah den Bittenden mit den wunderschönen Augen lächelnd an. Sie schien unruhig. Ihre Blicke durchschweiften den ganzen Saal und begegneten schon wieder dem schwarzen Ritter, der wie eine Totenfahne durch die bunten Reihen drang. Ich will nach Hause — sagte sie darauf ängstlich bittend, und Friedrich glaubte Tränen in ihren Augen zu bemerken. Sie bedeckte ihr Gesicht schnell wieder mit der Larve. Ihr unbekannter Begleiter bot ihr seinen Arm, drängte Friedrich, der gerade vor ihr stand, stolz aus dem Wege und bald hatten sich beide in dem Gewirre verloren.

Der schwarze Ritter war indes bei dem Fenster angelangt. Er blieb vor Friedrich stehen und sah ihm scharf ins Gesicht. Dem Grafen grauste, so allein mit der wunderbaren Erscheinung zu stehn, denn hinter der Larve des Ritters schien alles hohl und dunkel, man sah keine Augen. Wer bist du? fragte ihn Friedrich. Der Tod von Basel, antwortete der Ritter und wandte sich schnell fort. Die Stimme hatte etwas so Altbekanntes und Anklingendes aus längstvergangener Zeit, daß Friedrich lange sinnend stehen blieb. Er wollte ihm endlich nach, aber er sah ihn schon wieder im dicksten Haufen mit einer Schönen wie toll herumwalzen.

Ein Getümmel von Lichtern draußen unter den Fenstern lenkte seine Aufmerksamkeit ab. Er blickte hinaus und sah bei dem Scheine einer Fackel, wie die männliche Maske Rosa nebst noch einer andern Dame in den Wagen hob. Der Wagen rollte darauf schnell fort, die Lichter verschwanden, und der Platz unten war auf einmal wieder still und finster.

Er warf das Fenster zu und wandte sich in den glänzenden Saal zurück, um sich ebenfalls fortzubegeben. Der schwarze Ritter war nirgends mehr zu sehen. Nach einigem Herumschweifen traf er in der mit Blumen geschmückten Kredenz noch einmal auf die nur allzugefällige Zigeunerin. Sie hatte die Larve abgenommen, trank Wein und blickte mit den muntern Augen reizend über das Glas weg. Friedrich erschrak, denn es war die kleine Marie. Er drückte

seine Larve fester ins Gesicht und faßte das niedliche Mädchen bei der Hand. Sie zog sie verwundert zurück und zeichnete mit ihrem Finger ratend eine Menge Buchstaben in seine flache Hand, aber keiner paßte auf seinen Namen.

Er zog sie an ein Tischchen und kaufte ihr Zucker und Naschwerk. Mit ungemeiner Zierlichkeit wußte das liebliche Kind alles mit ihm zu teilen, und blinzelte ihm dazwischen oft neugierig in die Augen. Unbesorgt um die Reize, die sie dabei enthüllte, riß sie einen Blumenstrauß von ihrem Busen und überreichte ihn lächelnd ihrem unbekannten, sonderbaren Wirte, der immerfort so stumm und kalt neben ihr saß. Die Blumen sind ja alle schon verwelkt, sagte Friedrich, zerzupfte den Strauß und warf die Stücke auf die Erde. Marie schlug ihn lachend auf die Hand und riß ihm die noch übrigen Blumen aus. Er bat endlich um die Erlaubnis, sie nach Hause begleiten zu dürfen, und sie willigte mit einem freudigen Händedruck ein.

Als er sie nun durch den Saal fortführte, war unterdes alles leer geworden. Die Lampen waren größtenteils verlöscht und warfen nur noch zuckende, falbe Scheine durch den Qualm und Staub, in welchen das ganze bunte Leben verraucht schien. Die Musikanten spielten wohl fort, aber nur noch einzelne Gestalten wankten auf und ab, demaskiert, nüchtern und übersatt. Mitten in dieser Zerstörung glaubte Friedrich mit einem flüchtigen Blicke Leontin totenblaß und mit verwirrtem Haar in einem fernen Winkel schlafen zu sehen. Er blieb erstaunt stehen, alles kam ihm wie ein Traum vor. Aber Marie drängte ihn schnell und ängstlich fort, als wäre es unheimlich, länger an dem Orte zu hausen.

Als sie unten zusammen im Wagen saßen, sagte Marie zu Friedrich: Ihre Stimme hat eine sonderbare Ähnlichkeit mit der eines Herrn, den ich sonst gekannt habe. Friedrich antwortete nicht darauf. Ach Gott! sagte sie bald nachher, die Nacht ist heut gar so schwül und finster! Sie öffnete das Kutschenfenster, und er sah bei dem matten Schimmer einer Laterne, an der sie vorüberflogen, daß sie ernsthaft und in Gedanken versunken war. Sie fuhren lange durch eine Menge enger und finsterer Gäßchen, end-

lich rief Marie dem Kutscher zu, und sie hielten vor einem abgelegenen, kleinen Hause. Sie sprang schnell aus dem Wagen und in das Haus hinein. Ein Mädchen, das in Mariens Diensten zu sein schien, empfing sie an der Haustür. Er ist mein, er ist mein! rief Marie kaum hörbar, aber aus Herzensgrunde, dem Mädchen im Vorübergehen zu und schlüpfte in ein Zimmer.

Das Mädchen führte den Grafen mit prüfenden Blicken über ein kleines Treppchen zu einer andern Tür. Warum, sagte sie, sind Sie gestern abend nicht schon zu uns gekommen, da Sie vorbeiritten und so freundlich heraufgrüßten? Ich sollte wohl nichts sagen, aber seit acht Tagen spricht und träumt die arme Marie von nichts als von Ihnen, und wenn es lange gedauert hätte, wäre sie gewiß bald gestorben. Friedrich wollte fragen, aber sie schob die Tür hinter ihm zu und war verschwunden.

Er trat in eine fortlaufende Reihe schöner, geschmackvoller Zimmer. Ein prächtiges Ruhebett stand im Hintergrunde, der Fußboden war mit reichen Teppichen geschmückt, eine alabasterne Lampe erleuchtete das Ganze nur dämmernd. In dem letzten Zimmer sah er die niedliche Zigeunerin vor einem großen Wandspiegel stehen und ihre Haare flüchtig in Ordnung bringen. Als sie ihn in dem vordern Zimmer erblickte, kam sie sogleich herbeigesprungen und stürzte mit einer Hingebung in seine Arme, die keine Verstellung mit ihren gemeinen Künsten jemals erreicht. Der erstaunte Friedrich riß in diesem Augenblicke seinen Mantel und die Larve von sich. Wie vom Blitze berührt, sprang Marie bei diesem Anblicke auf, stürzte mit einem lauten Schrei auf das Ruhebett und drückte ihr mit beiden Händen bedecktes Gesicht tief in die Kissen.

Was ist das! sagte Friedrich, sind deine Freunde Gespenster geworden? Warum hast du mich geliebt, eh' du mich kanntest, und fürchtest dich nun vor mir? Marie blieb in ihrer Stellung und ließ die eine Hand, die er gefaßt hatte, matt in der seinigen; sie schien ganz vernichtet. Mit noch immer verstecktem Gesichte sagte sie leise und gepreßt: Er war auf dem Balle — dieselbe Gestalt — dieselbe Maske. — Du hast dich in mir geirrt, sagte Fried-

rich, und setzte sich neben sie auf das Bett, viel schwerer und furchtbarer irrst du dich am Leben, leichtsinniges Mädchen! Wie der schwarze Ritter heute auf dem Balle, tritt überall ein freier, wilder Gast ungeladen in das Fest. Er ist so lustig aufgeschmückt und ein rüstiger Tänzer, aber seine Augen sind leer und hohl, und seine Hände totenkalt, und du mußt sterben, wenn er dich in die Arme nimmt, denn dein Buhle ist der Teufel. — Marie, seltsam erschüttert von diesen Worten, die sie nur halb vernahm, richtete sich auf. Er hob sie auf seinen Schoß, wo sie still sitzen blieb, während er sprach. Ihre Augen und Mienen kamen ihm in diesem Augenblicke wieder so unschuldig und kindisch vor, wie ehemals. Was ist aus dir geworden, arme Marie! fuhr er gerührt fort. Als ich das erste Mal auf die schöne grüne Waldeswiese hinunterkam, wo dein stilles Jägerhaus stand, wie du fröhlich auf dem Rehe saßest und sangst — der Himmel war so heiter, der Wald stand frisch und rauschte im Winde, von allen Bergen bliesen die Jäger auf ihren Hörnern — das war eine schöne Zeit! — Ich habe einmal an einem kalten, stürmischen Herbsttage ein Frauenzimmer draußen im Felde sitzen gesehen, die war verrückt geworden, weil sie ihr Liebhaber, der sich lange mit ihr herumgeherzt, verlassen hatte. Er hatte ihr versprochen, noch an demselben Tage wiederzukommen. Sie ging nun seit vielen Jahren alle Tage auf das Feld und sah immerfort auf die Landstraße hinaus. Sie hatte noch immer das Kleid an, das sie damals getragen hatte, das war schon zerrissen und seitdem ganz altmodisch geworden. Sie zupfte immer an dem Ärmel und sang ein altes Lied zum Rasendwerden. — Marie stand bei diesen Worten schnell auf und ging an den Tisch. Friedrich sah auf einmal Blut über ihre Hand hervorrinnen. Alles dieses geschah in einem Augenblicke.

Was hast du vor? rief Friedrich, der unterdes herbeigesprungen war. Was soll mir das Leben! antwortete sie mit verhaltener, trostloser Stimme. Er sah, daß sie sich mit einem Federmesser gerade am gefährlichsten Flecke unterhalb der Hand verwundet hatte. Pfui, sagte Friedrich, wie bist du seitdem unbändig geworden! Das Mäd-

chen wurde blaß, als sie das Blut erblickte, das häufig über den weißen Arm floß. Er zog sie an das Bett hin und riß schnell ein Band aus ihren Haaren. Sie kniete vor ihm hin und ließ sich gutwillig von ihm das Blut stillen und die Wunde verbinden. Das heftige Mädchen war währenddessen ruhiger geworden. Sie lehnte den Kopf an seine Knie und brach in einen Strom von Tränen aus.

Da wurden sie durch Mariens Kammermädchen unterbrochen, die plötzlich in die Stube stürzte und mit Verwirrung vorbrachte, daß soeben der Herr auf dem Wege hierher sei. O Gott! rief Marie sich aufraffend, wie unglücklich bin ich! Das Mädchen aber schob den Grafen, ohne sich weiter auf Erklärungen einzulassen, eiligst aus dem Zimmer und dem Hause und schloß die Tür hinter ihm ab.

Draußen auf der Straße, die leer und öde war, begegnete er bald zwei männlichen, in dunkle Mäntel dichtverhüllten Gestalten, die durch die neblige Nacht an den Häusern vorbeistrichen. Der eine von ihnen zog einen Schlüssel hervor, eröffnete leise Mariens Haustür und schlüpfte hinein. Desselben Stimme, die er jetzt im Vorbeigehen flüchtig gehört hatte, glaubte er vom heutigen Maskenballe auffallend wiederzuerkennen.

Da hierauf alles auf der Gasse ruhig wurde, eilte er endlich voller Gedanken seiner Wohnung zu. Oben in seiner Stube fand er Erwin, den Kopf auf den Arm gestützt, eingeschlummert. Die Lampe auf dem Tische war fast ausgebrannt und dämmerte nur noch schwach über das Zimmer. Der gute Junge hatte durchaus seinen Herrn erwarten wollen, und sprang verwirrt auf, als Friedrich hereintrat. Draußen rasselten die Wagen noch immerfort, Läufer schweiften mit ihren Windlichtern an den dunklen Häusern vorüber, in Osten standen schon Morgenstreifen am Himmel. Erwin sagte, daß er sich in der großen Stadt fürchte; das Gerassel der Wagen wäre ihm vorgekommen wie ein unaufhörlicher Sturmwind, die nächtliche Stadt wie ein dunkler eingeschlafener Riese. Er hat wohl recht, es ist manchmal fürchterlich, dachte Friedrich, denn ihm war bei diesen Worten, als hätte dieser Riese Marie und seine Rosa

erdrückt, und der Sturmwind ginge über ihre Gräber. Bete, sagte er zu dem Knaben, und leg dich ruhig schlafen! Erwin gehorchte, Friedrich aber blieb noch auf. Seine Seele war von den buntwechselnden Erscheinungen dieser Nacht mit einer unbeschreiblichen Wehmut erfüllt, und er schrieb heute noch folgendes Gedicht auf:

Der armen Schönheit Lebenslauf.

Die arme Schönheit irrt auf Erden,
So lieblich Wetter draußen ist,
Möcht' gern recht viel gesehen werden,
Weil jeder sie so freundlich grüßt.

Und wer die arme Schönheit schauet,
Sich wie auf großes Glück besinnt,
Die Seele fühlt sich recht erbauet,
Wie wenn der Frühling neu beginnt.

Da sieht sie viele schöne Knaben,
Die reiten unten durch den Wind,
Möcht' manchen gern im Arme haben,
Hüt' dich, hüt' dich, du armes Kind!

Da ziehn manch redliche Gesellen,
Die sagen: ‚Hast nicht Geld noch Haus,
Wir fürchten deine Augen helle,
Wir haben nichts zum Hochzeitsschmaus.‘

Von andern tut sie sich wegdrehen,
Weil keiner ihr so wohlgefällt,
Die müssen traurig weiter gehen,
Und zögen gern ans End' der Welt.

Da sagt sie: ‚Was hilft mir mein Sehen,
Ich wünscht', ich wäre lieber blind,
Da alle furchtsam von mir gehen,
Weil gar so schön mein' Augen sind.‘ —

Nun sitzt sie hoch auf lichtem Schlosse,
In schöne Kleider putzt sie sich,
Die Fenster glühn, sie winkt vom Schlosse,
Die Sonne blinkt, das blendet dich.

Die Augen, die so furchtsam waren,
Die haben jetzt so freien Lauf,
Fort ist das Kränzlein aus den Haaren,
Und hohe Federn stehn darauf.

Das Kränzlein ist herausgerissen,
Ganz ohne Scheu sie mich anlacht;
Geh du vorbei: sie wird dich grüßen,
Winkt dir zu einer schönen Nacht. —

Da sieht sie die Gesellen wieder,
Die fahren unten auf dem Fluß,
Es singen laut die lust'gen Brüder,
So furchtbar schallt des einen Gruß:

'Was bist du für 'ne schöne Leiche!
So wüste ist mir meine Brust,
Wie bist du nun so arm, du Reiche,
Ich hab an dir nicht weiter Lust!'

Der Wilde hat ihr so gefallen,
Laut schrie sie auf bei seinem Gruß,
Vom Schloß möcht' sie hinunterfallen
Und unten ruhn im kühlen Fluß. —

Sie blieb nicht länger mehr da oben,
Weil alles anders worden war,
Von Schmerz ist ihr das Herz erhoben,
Da ward's so kalt, doch himmlisch klar;

Da legt sie ab die goldnen Spangen,
Den falschen Putz und Ziererei,
Aus dem verstockten Herzen drangen
Die alten Tränen wieder frei.

Kein Stern wollt' nicht die Nacht erhellen,
Da mußte die Verliebte gehn,
Wie rauscht der Fluß! die Hunde bellen,
Die Fenster fern erleuchtet stehn.

Nun bist du frei von deinen Sünden,
Die Lieb zog triumphierend ein,
Du wirst noch hohe Gnade finden,
Die Seele geht in Hafen ein. —

Der Liebste war ein Jäger worden,
Der Morgen schien so rosenrot,
Da blies er lustig auf dem Horne,
Blies immerfort in seiner Not.



Zwölftes Kapitel.

Rosa saß des Morgens an der Toilette; ihr Kammermädchen mußte ihr weitläufig von dem fremden Herrn erzählen, der gestern nach ihr gefragt hatte. Sie zerbrach sich vergebens den Kopf, wer es wohl gewesen sein möchte, denn Friedrich erwartete sie nicht so schnell. Vielmehr glaubte sie, er werde darauf bestehen, daß sie die Residenz verlasse und das machte ihr manchen Kummer. Die junge Gräfin Romana, eine Verwandte von ihr, in deren Hause sie wohnte, saß neben ihr am Flügel und schwelgte tosend in den Tänzen von der gestrigen Redoute. Wie ihr andern nur, sagte sie, alle Lust so gelassen ertragen und aus dem Tanze schnurstracks ins Bett springen könnt und der schönen Welt so auf einmal ein Ende machen! Ich bin immer so ganz durchklungen, als sollte die Musik niemals aufhören.

Bald darauf fand sie Rosas Augen so süß verschlafen, daß sie schnell zu ihr hinsprang und sie küßte. Sie setzte sich neben sie hin und half sie von allen Seiten schmücken, setzte ihr bald einen Hut, bald Blumen auf, und riß ebenso oft alles wieder herunter, wie ein verliebter Knabe, der nicht weiß, wie er sich sein Liebchen würdig genug aufputzen soll. Ich weiß gar nicht, was wir uns putzen, sagte das schöne Weib endlich und lehnte den schwarzgelockten Kopf schwermütig auf den blendendweißen Arm, was wir uns kümmern und noch Herzweh haben nach den Männern: solches schmutziges, abgearbeitetes, unverschämtes Volk, steifleinene Helden, die sich spreizen und in allem Ernste glau-

ben, daß sie uns beherrschen, während wir sie auslachen, fleißige Staatsbürger und ehrliche Ehestandskandidaten, die, ganz beschwitzt von der Berufsarbeit und das Schurzfell noch um den Leib, mit aller Wut ihrer Inbrunst von der Werkstatt zum Garten der Liebe springen, und denen die Liebe ansteht wie eine umgekehrt aufgesetzte Perücke. — Rosa besah sich im Spiegel und lachte. — Wenn ich bedenke, fuhr die Gräfin fort, wie ich mir sonst als kleines Mädchen einen Liebhaber vorgestellt habe: wunderschön, stark, voll Tapferkeit, wild, und doch wieder so milde, wenn er bei mir war.

Ich weiß noch, unser Schloß lag sehr hoch zwischen einsamen Wäldern, ein schöner Garten war daneben, unten ging ein Strom vorüber. Alle Morgen, wenn ich in den Garten kam, hörte ich draußen in den Bergen ein Waldhorn blasen, bald nahe, bald weit, dazwischen sah ich oft einen Reiter plötzlich fern zwischen den Bäumen erscheinen und schnell wieder verschwinden. Gott! mit welchen Augen schaute ich da in die Wälder und den blauen, weiten Himmel hinaus! Aber ich durfte, solange meine Mutter lebte, niemals allein aus dem Garten. Ein einziges Mal, an einem prächtigen Abende, da der Jäger draußen wieder blies, wagte ich es und schlich unbemerkt in den Wald hinaus. Ich ging nun zum ersten Male allein durch die dunkelgrünen Gänge, zwischen Felsen und über eingeschlossene Wiesen voll bunter Blumen, alte, seltsame Geschichten, die mir die Amme oft erzählte, fielen mir dabei ein; viele Vögel sangen ringsumher, das Waldhorn rief immerfort, noch niemals hatte ich so große Lust empfunden. Doch wie ich im Beschauen so versunken ging und staunte, hatt' ich den rechten Weg verloren, auch wurde es schon dunkel. Ich irrt' und rief, doch niemand gab mir Antwort. Die Nacht bedeckte indes Wälder und Berge, die nun wie dunkle Riesen auf mich sahen, nur die Bäume rührten sich so schaurig, sonst war es still im großen Walde. — Ist das nicht recht romantisch? unterbrach sich hier die Gräfin selbst, laut auflachend. — Ermüdet, fuhr sie wieder weiter fort, setzte ich mich endlich auf die Erde nieder und weinte bitterlich. Da hört' ich plötzlich hinter mir ein Geräusch, ein

Reh bricht aus dem Dickicht hervor und hinterdrein der Reiter. — Es war ein wilder Knabe, der Mond schien ihm hell ins Gesicht; wie schön und herrlich er anzusehen war, kann ich mit Worten nicht beschreiben. Er stutzte, als er mich erblickte, und staunend standen wir so voreinander. Erst lange darauf fragte er mich, wie ich hierher gekommen und wohin ich wollte? Ich konnte vor Verwirrung nicht antworten, sondern stand still vor ihm und sah ihn an. Da hob er mich schnell vor sich auf sein Roß, umschlang mich fest mit einem Arme, und ritt so mit mir davon. Ich fragte nicht: wohin? denn Lust und Furcht war so gemischt in seinem wunderbaren Anblick, daß ich weder wünschte, noch wagte von ihm zu scheiden. Unterwegs bat er mich freundlich um ein Andenken. Ich zog stillschweigend meinen Ring vom Finger und gab ihn ihm. So waren wir, nach kurzem Reiten auf unbekannten Wegen, zu meiner Verwunderung auf einmal vor unser Schloß gekommen. Der Jäger setzte mich hier ab, küßte mich und kehrte schnell wieder in den Wald zurück.

Aber mir scheint gar, du glaubst mir wirklich alles das Zeug da, sagte hier die Gräfin, da sie Rosa über der Erzählung ihren ganzen Putz vergessen und mit großen Augen zuhorchen sah. — Und ist es denn nicht wahr? fragte Rosa. — So, so, erwiderte die Gräfin, es ist eigentlich mein Lebenslauf in der Knospe. Willst du weiter hören, mein Püppchen?

Der Sommer, die bunten Vögel und die Waldhornsklänge zogen nun fort, aber das Bild des schönen Jägers blieb heimlich bei mir den langen Winter hindurch. — Es war an einem von jenen wundervollen Vorfrühlingstagen, wo die ersten Lerchen wieder in der lauen Luft schwirren, ich stand mit meiner Mutter an dem Abhange des Gartens, der Fluß unten war von dem geschmolzenen Schnee ausgetreten und die Gegend weit und breit wie ein großer See zu sehen. Da erblickte ich plötzlich meinen Jäger wieder gegenüber auf der Höhe. Ich erschrak vor Freude, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Er bemerkte mich und hielt meinen Ring an seiner Hand gerade auf mich zu, daß der Stein im Sonnenscheine funkelnd, wunderbar über das Tal her-

überblitzte. — Er schien zu uns herüber zu wollen, aber das Wasser hinderte ihn. So ritt er auf verschiedenen Umwegen und kam an einen tiefen Schlund, vor dem das Pferd sich zögernd bäumte. Endlich wagte es den Sprung, sprang zu kurz und er stürzte in den Abgrund. Als ich das sah, sprang ich, ohne mich zu besinnen, mit einem Schrei vom Abhange aus dem Garten hinunter. Man trug mich ohnmächtig ins Schloß, und ich sah ihn niemals mehr wieder; aber der Ring blitzt wohl noch jeden Frühling aus der Grüne farbigflammend in mein Herz, und ich werde die Zauberei nicht los. — Was sagte denn aber die Mutter dazu? fragte Rosa. — Sie erinnerte sich sehr oft daran. Noch den Tag vor ihrem Tode, da sie schon zuweilen irre sprach, fiel es ihr ein und sie sagte in einer Art von Verzückung zu mir: Springe nicht aus dem Garten! Er ist so fromm und zierlich umzäunt mit Rosen, Lilien und Rosmarin. Die Sonne scheint gar lieblich darauf und lichtglänzende Kinder sehen dir von fern zu und wollen dort zwischen den Blumenbeeten mit dir spazieren gehen. Denn du sollst mehr Gnade erfahren und mehr göttliche Pracht überschauen, als andere. Und eben, weil du oft fröhlich und kühn sein wirst und Flügel haben, so bitte ich dich: Springe niemals aus dem stillen Garten! — Was wollte sie denn aber damit sagen? fiel ihr Rosa ins Wort, verstehst du's? — Manchmal, erwiderte die Gräfin, an nebligen Herbsttagen. — Sie nahm die Gitarre, trat an das offene Fenster und sang:

Laue Luft kommt blau geflossen,
Frühling, Frühling soll es sein!
Waldwärts Hörnerklang geschossen,
Mut'ger Augen lichter Schein,
Und das Wirren bunt und bunter
Wird ein magisch wilder Fluß,
In die schöne Welt hinunter
Lockt dich dieses Stromes Gruß.

Und ich mag mich nicht bewahren!
Weit von Euch treibt mich der Wind,
Auf dem Strome will ich fahren,
Von dem Glanze selig blind!

Tausend Stimmen lockend schlagen,
Hoch Aurora flammend weht,
Fahre zu! ich mag nicht fragen,
Wo die Fahrt zu Ende geht!

Was macht dein Bruder Leontin? fragte sie schnell abbrechend und legte die Gitarre, in Gedanken versunken, hin. Wie kommst du jetzt auf den? fragte Rosa verwundert. Er sagt von mir, antwortete die Gräfin, ich sei wie eine Flöte, in der viel himmlischer Klang ist, aber das frische Holz habe sich geworfen, habe einen genialischen Sprung, und so tauge doch am Ende das ganze Instrument nichts. Das fiel mir eben jetzt ein.

Rosa war froh, daß gerade der Bediente hereintrat und meldete, daß die Pferde zum Spazierritte bereit seien. Denn die Reden der Gräfin hatten sie heute mehr gepreßt, als sie zeigte, und wäre Friedrich, nach dessen immer beruhigenden Gesprächen sie hier gar oft eine aufrichtige Sehnsucht fühlte, in diesem Augenblicke hereingetreten, sie wäre ihm gewiß mit einer Leidenschaft um den Hals gefallen, die ihn in Verwunderung gesetzt hätte.

Friedrich hatte bis weit in den Tag hinein geschlafen oder vielmehr geträumt und stand unerquickt und nüchtern auf. Die alte, schöne Gewohnheit, beim ersten Erwachen in die rüstige, freie Morgenpracht hinauszutreten, und auf hohem Berge oder im Walde die Weihe großer Gedanken für den Tag zu empfangen, mußte er nun ablegen. Trostlos blickte er aus dem Fenster in das verwirrende Treiben der mühselig drängenden, schwankenden Menge, und es war ihm, als könnte er hier nicht beten. In solchen verlassenen Stunden wenden wir uns mit doppelter Liebe nach den Augen der Geliebten, aus denen uns die Natur wieder wunderbar begrüßt, wo wir Ruhe, Trost und Freude wiederzufinden wähnen. Auch Friedrich eilte, seine Rosa endlich wiederzusehen. Aber seine Erwartung sollte noch einmal getäuscht werden. Sie war, wie wir gehört haben, eben fortgeritten, als er hinkam.

Ungeduldig verließ er von neuem das Haus, und es fehlte wenig, daß er in einer Aufwallung nicht sogleich gar

wieder fortreiste. Müßig und unlustig schlenderte er durch die Gassen zwischen den fremden Menschengesichtern, ohne zu wissen, wohin. Die ersten Stunden und Tage, die wir in einer großen, unbekannten Stadt verbringen, gehören meistens unter die verdrüßlichsten unsers Lebens. Überall von aller organischen Teilnahme ausgeschlossen, sind wir wie ein überflüssiges stillstehendes Rad an dem großen Uhrwerke des allgemeinen Treibens. Neutral hängen wir gleichsam unser ganzes Wesen schlaff zu Boden und haschen, da wir innerlich nicht zu Hause sind, auswärts nach einem festen, sichern Halt. Solche Augenblicke sind es, wo wir darauf verfallen Visiten zu machen und nach Bekanntschaften zu jagen, da uns sonst der ungestörte Zug eines frischen, bewegten Lebens in Liebe und Haß mit Gleichen und Widrigen von selbst kräftiger und sicherer zusammenführt.

So erinnerte sich auch Friedrich, daß er ein Empfehlungsschreiben an den hiesigen Minister P., den er von einsichtsvollen Männern als ein Wunder von tüchtiger Tätigkeit rühmen gehört, bei sich habe. Er zog es hervor und überlas bei dieser Gelegenheit wieder einmal den weitläufigen Reiseplan, den er bei seinem Auszuge von der Universität sorgfältig in seine Schreibtafel aufgezeichnet hatte. Es rührte ihn, wie da alle Wege so genau vorausbestimmt waren, und wie nachher alles anders gekommen war, wie das innere Leben überall durchdringt und, sich an keine vorberechneten Pläne kehrend, gleich einem Baume aus freier, geheimnisvoller Werkstatt seine Äste nach allen Richtungen hinstreckt und treibt, und erst als Ganzes einen Plan und Ordnung erweist.

Unter solchen Gedanken erreichte er des Ministers Haus. Ein Kammerdiener meldete ihn an und führte ihn bald darauf durch eine lange Reihe von Zimmern, die alle fast bis zur Einförmigkeit einfach und schmucklos waren. Erstaunt blieb er stehen, als ihm endlich an der letzten Tür der Minister selbst entgegenkam. Er hatte sich nach alle dem Erhebenden, was er von seinem großen Streben gehört, einen lebenskräftigen, heldenähnlichen, freudigen Mann vorgestellt, und fand eine lange, hagere, schwarzgekleidete Gestalt, die ihn mit unhöflicher Höflichkeit emp-

fing. Denn so möchte man jene Höflichkeit nennen, die nichts mehr bedeuten will, und keinen Zug mehr ihres Ursprungs, der wohlwollenden Güte, an sich hat. Der Minister las das Schreiben schnell durch und erkundigte sich um die Familienverhältnisse des Grafen mit wenigen sonderbaren Fragen, aus denen Friedrich zu seiner höchsten Verwunderung ersah, daß der Minister in die Geheimnisse seiner Familie eingeweihter sein müsse, als er selber, und er betrachtete den kalten Mann einige Augenblicke mit einer Art von heiliger Scheu.

Während dieser Unterredung kam unten ein junger Mann in soldatischer Kleidung die Straße herabgeritten. Wie wenn ein Ritter, noch ein heiliges Bild voriger, rechter Jugend, dessen Anblicks unser Auge längst entwöhnt ist, uns plötzlich begegnete, so ragte der herrliche Reiter über die verworrene, falbe Menge, die sein wildes Roß auseinandersprengte. Alles zog ehrerbietig den Hut, er nickte freundlich in das Fenster hinauf, der Minister verneigte sich tief; es war der Erbprinz.

Auf Friedrich hatte die wahrhaft fürstliche Schönheit des Reiters einen wunderbaren Eindruck gemacht, den er, solange er lebte, nie wieder auszulöschen vermochte. Er sagte es dem Minister. Der Minister lächelte. Friedrich ärgerte das britisierende, eingefrorne Wesen, das er aus Jean Pauls Romanen bis zum Ekel kannte, und jederzeit für die allerschändlichste Prahlerei hielt. Auf die Wahrhaftigkeit seines Herzens vertrauend, sprach er daher, als sich bald nachher die Unterhaltung zu den neuesten Zeitbegebenheiten wandte, über Staat, öffentliche Verhandlungen und Patriotismus mit einer sorglosen, sieghaften Ergreifung, die vielleicht manchmal um desto eher an Übertreibung grenzte, je mehr ihn der unüberwindlich kalte Gegensatz des Ministers erhitzte. Der Minister hörte ihn stillschweigend an. Als er geendigt hatte, sagte er ruhig: Ich bitte Sie, verlegen Sie sich doch einige Zeit mit ausschließlichem Fleiße auf das Studium der Jurisprudenz und der kameralistischen Wissenschaften. Friedrich griff schnell nach seinem Hute. Der Minister überreichte ihm eine Einladungskarte zu einem sogenannten Tableau, welches heute abend

bei einer Dame, die durch gelehrte Zirkel berüchtigt war, von mehreren jungen Damen aufgeführt werden sollte, und Friedrich eilte aus dem Hause fort. Er hatte sich oben in der Gegenwart des Ministers wie von einer unsichtbaren Übermacht bedrückt gefühlt, es kam ihm vor, als ginge alles anders auf der Welt, als er es sich in guten Tagen vorgestellt.

Es war schon Abend geworden, als sich Friedrich endlich entschloß, von der Einladungskarte, die er vom Minister bekommen hatte, Gebrauch zu machen. Er machte sich schnell auf den Weg; aber das Haus der Dame, wohin die Adresse gerichtet war, lag weit in dem andern Teile der Stadt, und so langte er ziemlich spät dort an.

Er wurde bei Vorweisung der Karte in einen Saal gewiesen, der, wie es schien, mit Fleiß nur durch einen einzigen Kronleuchter sehr matt beleuchtet wurde. In dieser sonderbaren Dämmerung fand er eine zahlreiche Gesellschaft, die, lebhaft durcheinandersprechend, in einzelne Partien zerstreut umhersaß. Er kannte niemand und wurde auch nicht bemerkt; er blieb daher im Hintergrunde und erwartete, an einen Pfeiler gelehnt, den Ausgang der Sache.

Bald darauf wurde zu seinem Erstaunen auch der einzige Kronleuchter hinaufgezogen. Eine undurchdringliche Finsternis erfüllte nun plötzlich den Raum und er hörte ein quiekendes, leichtfertiges Gelächter unter den jungen Frauenzimmern über den ganzen Saal. Wie sehr aber fühlte er sich überrascht, als auf einmal ein Vorhang im Vordergrunde niedersank und eine unerwartete Erscheinung von der seltsamsten Erfindung sich den Augen darbot.

Man sah nämlich sehr überraschend ins Freie, überschaute statt eines Theaters die große, wunderbare Bühne der Nacht selber, die vom Monde beleuchtet draußen ruhte. Schräge über die Gegend hin streckte sich ein ungeheurer Riesenschatten weit hinaus, auf dessen Rücken eine hohe, weibliche Gestalt erhoben stand. Ihr langes weites Gewand war durchaus blendendweiß, die eine Hand hatte sie ans Herz gelegt, mit der andern hielt sie ein Kreuz zum Himmel

empor. Das Gewand schien ganz und gar von Licht durchdrungen und strömte von allen Seiten einen milden Glanz aus, der eine himmlische Glorie um die ganze Gestalt bildete und sich ins Firmament zu verlieren schien, wo oben an seinem Ausgange einzelne wirkliche Sterne hindurchschimmerten. Rings unter dieser Gestalt war ein dunkler Kreis hoher, traumhafter, phantastisch ineinander verschlungener Pflanzen, unter denen unkenntlich verworrene Gestalten zerstreut lagen und schliefen, als wäre ihr wunderbarer Traum über ihnen abgebildet. Nur hin und her endigten sich die höchsten dieser Pflanzengewinde in einzelne Lilien und Rosen, die von der Glorie, der sie sich zuwandten, berührt und verklärt wurden und in deren Kelchen goldene Kanarienvögel saßen und in dem Glanze mit den Flügeln schlugen. Unter den dunklen Gestalten des untern Kreises war nur eine kenntlich. Es war ein Ritter, der sich, der glänzenden Erscheinung zugekehrt, auf beide Knie aufgerichtet hatte und auf ein Schwert stützte, und dessen goldene Rüstung von der Glorie hell beleuchtet wurde. Von der andern Seite stand eine schöne, weibliche Gestalt in griechischer Kleidung, wie die Alten ihre Göttinnen abbildeten. Sie war mit bunten, vollen Blumengewinden umhangen und hielt mit beiden aufgehobenen Armen eine Zimbel, wie zum Tanze, hoch in die Höh', so daß die ganze regelmäßige Fülle und Pracht der Glieder sichtbar wurde. Das Gesicht erschrocken von der Glorie abgewendet, war sie nur zur Hälfte erleuchtet; aber es war die deutlichste und vollendetste Figur. Es schien, als wäre die irdische, lebenslustige Schönheit von dem Glanze jener himmlischen berührt, in ihrer bacchantischen Stellung plötzlich so erstarrt. Je länger man das Ganze betrachtete, je mehr und mehr wurde das Zauberbild von allen Seiten lebendig. Die Glorie der mittelsten Figur spielte in den Pflanzengewinden und den zitternden Blätterspitzen der nächststehenden Bäume. Im Hintergrunde sah man noch einige Streifen des Abendrots am Himmel stehen, fernes, dunkelblaues Gebirg, und hin und wieder den Strom aus der weiten Tiefe wie Silber aufblickend. Die ganze Gegend schien in erwartungsvoller Stille zu feiern, wie vor einem

großen Morgen, der das geheimnisvoll gebundene Leben in herrlicher Pracht lösen soll.

Friedrich war freudig zusammengefahren, als der Vorhang sich plötzlich eröffnete, denn er hatte in der mittelsten Figur mit dem Kreuze sogleich seine Rosa erkannt. Wie wir einen geliebten köstlichen Stein mit dem Kostbarsten sorgfältig umfassen, so schien auch ihm der herrliche Kreis der gestirnten Nacht draußen nur eine Folie um das schöne Bild der Geliebten, zu welcher aller Augen unwiderstehlich hingezogen wurden. An ihren großen, sinnigen Augen entzündete sich in seiner Brust die Macht hoher, freudiger Entschlüsse und Gedanken, das Abendrot draußen war ihm die Aurora eines künftigen, weiten, herrlichen Lebens und seine ganze Seele flog wie mit großen Flügeln in die wunderbare Aussicht hinein.

Mitten in dieser Entzückung fiel der Vorhang plötzlich wieder, das Ganze verdeckend, herab, der Kronleuchter wurde heruntergelassen und ein schnatterndes Gewühl und Lachen erfüllte auf einmal wieder den Saal. Der größte Teil der Gesellschaft brach nun von allen Sitzen auf und verlor sich. Nur ein kleiner Teil von Auserwählten blieb im Saale zurück. Friedrich wurde währenddessen vom Minister, der auch zugegen war, bemerkt und sogleich der Frau vom Hause vorgestellt. Es war eine fast durchsichtig schlanke, schmächtige Gestalt, gleichsam im Nachsommer ihrer Blüte und Schönheit. Sie bat ihn mit so überaus sanften, leisen, lispelnden Worten, daß er Mühe hatte, sie zu verstehen, ihre künstlerischen Abendandachten, wie sie sich ausdrückte, mit seiner Gegenwart zu beehren, und sah ihn dabei mit blinzelnden, fast zugedrückten Augen an, von denen er zweifelhaft war, ob sie ausforschend, gelehrt, sanft, verliebt oder nur interessant sein sollten.

Die Gesellschaft zog sich indes in eine kleinere Stube zusammen. Die Zimmer waren durchaus prachtvoll und im neuesten Geschmacke dekoriert; nur hin und wieder bemerkte man einige auffallende Besonderheiten und Nachlässigkeiten, unsymmetrische Spiegel, Gitarren, aufgeschlagene Musikalien und Bücher, die auf den Ottomanen zerstreut umherlagen. Friedrich kam es vor, als hätte es der

Frau vom Hause vorher einige Stunden mühsamen Studiums gekostet, um in das Ganze eine gewisse unordentliche Genialität hineinzubringen.

Endlich erschien auch Rosa mit der jungen Gräfin Romana, welche in dem Tableau die griechische Figur, die lebenslustige, vor dem Glanze des Christentums zu Stein gewordene Religion der Phantasie so meisterhaft dargestellt hatte. Rosas erster Blick traf gerade auf Friedrich. Erstaunt und mit innigster Herzensfreude rief sie laut seinen Namen. Er wäre ihr um den Hals gefallen, aber der Minister stand eben wie eine Statue neben ihm, und manche Augen hatte ihr unvorsichtiger Ausruf auf ihn gerichtet. Er hätte sich vor diesen Leuten ebenso gern wie Don Quixote in der Wildnis vor seinem Sancho Pansa in Purzelbäumen produzieren wollen, als seine Liebe ihren Augen preisgeben. Aber so nahe als möglich hielt er sich zu ihr, es war ihm eine unbeschreibliche Lust, sie anzurühren, er sprach wieder mit ihr, als wäre er nie von ihr gewesen und hielt oft minutenlang ihre Hand in der seinigen. Rosa tat diese langentbehrte, ungekünstelte, unwiderstehliche Freude an ihr im Innersten wohl.

Es hatte sich unterdes ein niedliches, etwa zehnjähriges Mädchen eingefunden, die in einer reizenden Kleidung mit langen Beinkleidern und kurzem schleiernen Röckchen darüber, keck im Zimmer herumsprang. Es war die Tochter vom Hause. Ein Herr aus der Gesellschaft reichte ihr ein Tamburin, das in einer Ecke auf dem Fußboden gelegen hatte. Alle schlossen bald einen Kreis um sie und das zierliche Mädchen tanzte mit einer wirklich bewunderungswürdigen Anmut und Geschicklichkeit, während sie das Tamburin auf mannigfache Weise schwang und berührte und ein niedliches italienisches Liedchen dazu sang. Jeder war begeistert, erschöpfte sich in Lobsprüchen und wünschte der Mutter Glück, die sehr zufrieden lächelte. Nur Friedrich schwieg still. Denn einmal war ihm schon die moderne Knabentracht bei Mädchen zuwider, ganz abscheulich aber war ihm diese gottlose Art, unschuldige Kinder durch Eitelkeit zu dressieren. Er fühlte vielmehr ein tiefes Mitleid mit der schönen kleinen Bajadere. Sein Ärger und das Lobpreisen

der andern stieg, als nachher das Wunderkind sich unter die Gesellschaft mischte, nach allen Seiten hin in fertigem Französisch schnippische Antworten erteilte, die eine Klugheit weit über ihr Alter zeigten, und überhaupt jede Ungezogenheit als genial genommen wurde.

Die Damen, welche sämtlich sehr ästhetische Mienen machten, setzten sich darauf nebst mehreren Herren unter dem Vorsitze der Frau vom Hause, die mit vieler Grazie den Tee einzuschenken wußte, förmlich in Schlachtordnung und fingen an, von Ohrenschmäusen zu reden. Der Minister entfernte sich in die Nebenstube, um zu spielen. — Friedrich erstaunte, wie diese Weiber geläufig mit den neuesten Erscheinungen der Literatur umzuspringen wußten, von denen er selber manche kaum dem Namen nach kannte, wie leicht sie mit Namen herumwarfen, die er nie ohne heilige, tiefe Ehrfurcht auszusprechen gewohnt war. Unter ihnen schien besonders ein junger Mann mit einer verachtenden Miene in einem gewissen Glauben und Ansehen zu stehen. Die Frauenzimmer sahen ihn beständig an, wenn es darauf ankam, ein Urteil zu sagen, und suchten in seinem Gesichte seinen Beifall oder Tadel im voraus herauszulesen, um sich nicht etwa mit etwas Abgeschmacktem zu prostituieren. Er hatte viele genialische Reisen gemacht, in den meisten Hauptstädten auf öffentlicher Straße auf seine eigene Faust Ball gespielt, Kotzebue einmal in einer Gesellschaft in den Sack gesprochen, fast mit allen berühmten Schriftstellern zu Mittag gespeist oder kleine Fußreisen gemacht. Übrigens gehörte er eigentlich zu keiner Partei; er übersah alle weit und belächelte die entgegengesetzten Gesinnungen und Bestrebungen, den eifrigen Streit unter den Philosophen oder Dichtern: Er war sich der Lichtpunkt dieser verschiedenen Reflexe. Seine Urteile waren alle nur wie zum Spiele flüchtig hingeworfen mit einem nachlässig mystischen Anstrich, und die Frauenzimmer erstaunten nicht über das, was er sagte, sondern was er, in der Überzeugung, nicht verstanden zu werden, zu verschweigen schien.

Wenn dieser heimlich die Meinung zu regieren schien, so führte dagegen ein anderer fast einzig das hohe Wort. Es war ein junger, voller Mensch mit strotzender Gesund=

heit, ein Antlitz, das vor wohlbehaglicher Selbstgefälligkeit glänzte und strahlte. Er wußte für jedes Ding ein hohes Schwungwort, lobte und tadelte ohne Maß und sprach hastig mit einer durchdringenden, gellenden Stimme. Er schien ein wütend Begeisterter von Profession und ließ sich von den Frauenzimmern, denen er sehr gewogen schien, gern den heiligen Thyrsusschwinger nennen. Es fehlte ihm dabei nicht an einer gewissen schlauen Miene, womit er niedrere, nicht so saftige Naturen seiner Ironie preiszugeben pflegte. Friedrich wußte gar nicht, wohin dieser während seiner Deklamationen so viel Liebesblicke verschwende, bis er endlich ihm gerade gegenüber einen großen Spiegel entdeckte.

Der Begeisterte ließ sich nicht lange bitten, etwas von seinen Poesien mitzuteilen. Er las eine lange Dithyrambe von Gott, Himmel, Hölle, Erde und dem Karfunkelstein mit angestrengtester Heftigkeit vor, und schloß mit solchem Schrei und Nachdruck, daß er ganz blau im Gesichte wurde. Die Damen waren ganz außer sich über die heroische Kraft des Gedichts, sowie des Vortrags.

Ein anderer junger Dichter von mehr schmachtendem Ansehn, der neben der Frau vom Hause seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, lobte zwar auch mit, warf aber dabei einige durchbohrende, neidische Blicke auf den Begeisterten, vom Lesen ganz Erschöpften. Überhaupt war dieser Friedrich schon von Anfang an durch seinen großen Unterschied von jenen beiden Flausenmachern aufgefallen. Er hatte sich während der ganzen Zeit, ohne sich um die Verhandlungen der andern zu bekümmern, ausschließlich mit der Frau vom Hause unterhalten, mit der er eine Seele zu sein schien. Ihre Unterhaltung mußte sehr zart sein, wie man von dem süßen, zugespitzten Munde beider abnehmen konnte, und Friedrich hörte nur manchmal einzelne Laute, wie: „mein ganzes Leben wird zum Roman“ — „überschwengliches Gemüt“ — „Priesterleben“ — herüberschallen. Endlich zog auch dieser ein ungeheures Paket Papiere aus der Tasche und begann vorzulesen, unter andern folgendes Assonanzenlied:

Hat nun Lenz die silbern'n Bronnen
Losgebunden:

Knie ich nieder, süßbeklommen,
In die Wunder.

Himmelreich so kommt geschwommen
Auf die Wunden!
Hast du einzig mich erkoren
Zu den Wundern?

In die Ferne süß verloren,
Lieder fluten,
Daß sie, rückwärts sanft erschollen,
Bringen Kunde.

Was die andern sorgen wollen,
Ist mir dunkel,
Mir will ew'ger Durst nur frommen
Nach dem Durste.

Was ich liebte und vernommen,
Was geklungen,
Ist den eignen, tiefen Wonnen
Selig Wunder!

Weiter folgendes Sonett:

Ein Wunderland ist oben aufgeschlagen,
Wo goldne Ströme gehn und dunkel schallen
Und durch ihr Rauschen tief' Gesänge hallen,
Die möchten gern ein hohes Wort uns sagen.

Viel goldne Brücken sind dort kühn geschlagen,
Darüber alte Brüder sinnend wallen
Und seltsam' Töne oft herunterfallen —
Da will tief Sehnen uns von hinnen tragen.

Wen einmal so berührt die heil'gen Lieder:
Sein Leben taucht in die Musik der Sterne,
Ein ewig Zieh'n in wunderbare Ferne.

Wie bald liegt da tief unten alles Trübe!
Er kniet ewig betend einsam nieder,
Verklärt im heil'gen Morgenrot der Liebe.

Er las noch einen Haufen Sonette mit einer Art von priesterlicher Feierlichkeit. Keinem derselben fehlte es an irgend einem wirklich aufrichtigen kleinen Gefühlchen, an großen Ausdrücken und lieblichen Bildern. Alle hatten einen einzigen, bis ins Unendliche breit auseinandergeschlagenen Gedanken, sie bezogen sich alle auf den Beruf des Dichters und die Göttlichkeit der Poesie, aber die Poesie selber, das ursprüngliche, freie, tüchtige Leben, das uns ergreift, ehe wir darüber sprechen, kam nicht zum Vorschein vor lauter Komplimenten davor und Anstalten dazu. Friedrich kamen diese Poesierer in ihrer durchaus polierten, glänzenden, wohlerzogenen Weichlichkeit wie der fade, unerquickliche Teedampf, die zierliche Teekanne mit ihrem lodernden Spiritus auf dem Tische wie der Opferaltar dieser Musen vor. Er erinnerte sich bei diesem ästhetischen Geschwätz der schönen Abende im Walde bei Leontins Schloß, wie da Leontin manchmal so seltsame Gespräche über Poesie und Kunst hielt, wie seine Worte, je finsterer es nach und nach ringsumher wurde, zuletzt eins wurden mit dem Rauschen des Waldes und der Ströme und dem großen Geheimnisse des Lebens, und weniger belehrten als erquickten, stärkten und erhoben.

Er erholte sich recht an der erfrischenden Schönheit Rosas, in deren Gesicht und Gestalt unverkennbar der herrliche, wilde, oft ungenießbare Berg- und Waldgeist ihres Bruders zur ruhigeren, großen, schönen Form geworden war. Sie kam ihm diesen Abend viel schöner und unschuldiger vor, da sie sich fast gar nicht in die gelehrten Unterhaltungen mit einmischte. Höchst anziehend und zurückstoßend zugleich erschien ihm dagegen ihre Nachbarin, die junge Gräfin Romana, welche er sogleich für die griechische Figur in dem Tableau erkannte, und die daher heute allgemein die schöne Heidin genannt wurde. Ihre Schönheit war durchaus verschwenderisch reich, südlich und blendend und überstrahlte Rosas mehr deutsche Bildung weit, ohne eigentlich vollendeter zu sein. Ihre Bewegungen waren feurig, ihre großen, brennenden, durchdringenden Augen, denen es nicht an Strenge fehlte, bestrichen Friedrich wie ein Magnet. Als endlich der Schmachtende seine Vor-

lesung geendigt hatte, wurde sie ziemlich unerwartet um ihr Urteil darüber befragt. Sie antwortete sehr kurz und verworren, denn sie wußte fast kein Wort davon; sie hatte währenddessen heimlich ein auffallend getroffenes Porträt Friedrichs geschnitzt, das sie schnell Rosa zusteckte. Bald darauf wurde auch sie aufgefordert, etwas von ihren Poesien zum besten zu geben. Sie versicherte vergebens, daß sie nichts bei sich habe, man drang von allen Seiten, besonders die Weiber mit wahren Judasgesichtern, in sie, und so begann sie, ohne sich lange zu besinnen, folgende Verse, die sie zum Teil aus der Erinnerung hersagte, größtenteils im Augenblick erfand und durch ihre musikalischen Mienen wunderbar belebte:

Weit in einem Walde droben,
Zwischen hoher Felsen Zinnen,
Steht ein altes Schloß erhoben,
Wohnet eine Zaubrin drinne.
Von dem Schloß, der Zaubrin Schöne,
Gehen wunderbare Sagen,
Lockend schweifen fremde Töne
Plötzlich her oft aus dem Walde.
Wem sie recht das Herz getroffen,
Der muß nach dem Walde gehen,
Ewig diesen Klängen folgend,
Und wird nimmermehr gesehen.
Tief in wundersamer Grüne
Steht das Schloß, schon halbverfallen,
Hell die goldnen Zinnen glühen,
Einsam sind die weiten Hallen.
Auf des Hofes stein'gem Rasen
Sitzen von der Tafelrunde
All die Helden dort gelagert,
Überdeckt mit Staub und Wunden.
Heinrich liegt auf seinem Löwen,
Gottfried auch, Siegfried der Scharfe,
König Alfred, eingeschlafen
Über seiner goldnen Harfe.
Don Quixote hoch auf der Mauer,
Sinnend tief in nächt'ger Stunde,

Steht gerüstet auf der Lauer
Und bewacht die heil'ge Runde.
Unter fremdes Volk verschlagen,
Arm und ausgehöhnt, verraten,
Hat er treu sich durchgeschlagen,
Eingedenk der Heldentaten
Und der großen alten Zeiten,
Bis er, ganz von Wahnsinn trunken,
Endlich so nach langem Streiten
Seine Brüder hat gefunden.

Einen wunderbaren Hofstaat
Die Prinzessin dorthin führet,
Hat ein'n wunderlichen Alten,
Der das ganze Haus regieret.
Einen Mantel trägt der Alte,
Schillernd bunt in allen Farben
Mit unzähligen Zieraten,
Spielzeug hat er in den Falten.
Scheint der Monden helle draußen,
Wolken fliegen überm Grunde:
Fängt er draußen an zu hausen,
Kramt sein Spielzeug aus zur Stunde.
Und das Spielzeug um den Alten
Rührt sich bald beim Mondenscheine,
Zupfet ihn beim langen Barte,
Schlingt um ihn die bunten Kreise,
Auch die Blümlein nach ihm langen,
Möchten doch sich sittsam zeigen,
Ziehn verstohlen ihn beim Mantel,
Lachen dann in sich gar heimlich.
Und ringsum die ganze Runde
Zieht Gesichter ihm und rauschet,
Unterhält aus dunklem Grunde
Sich mit ihm als wie im Traume.
Und er spricht und sinnt und sinnet,
Bunt verwirrend alle Zeiten,
Weinet bitterlich und lachet,
Seine Seele ist so heiter.

Bei ihm sitzt dann die Prinzessin,
Spielt mit seinen Seltsamkeiten,
Immer neue Wunder blinkend
Muß er aus dem Mantel breiten,
Und der wunderliche Alte
Hielt sie sich bei seinen Bildern
Neidisch immerfort gefangen,
Weit von aller Welt geschieden.
Aber der Prinzessin wurde
Mitten in dem Spiele bange
Unter diesen Zauberblumen,
Zwischen dieser Quellen Rauschen.
Frisches Morgenrot im Herzen
Und voll freudiger Gedanken,
Sind die Augen wie zwei Kerzen,
Schön die Welt dran zu entflammen.
Und die wunderschöne Erde,
Wie Aurora sie berühret,
Will mit ird'scher Lust und Schmerzen
Ewig neu sie stets verführen.
Denn aus dem bewegten Leben
Spüret sie ein Hochzeitsgrüßen,
Mitten zwischen ihren Spielen
Muß sie sich bezwungen fühlen.

Und es hebt die ewig Schöne,
Da der Morgen herrlich schiene,
In den Augen große Tränen,
Hell die jugendlichen Glieder.
‚Wie so anders war es damals,
Da mich, bräutlich Ausgeschmückte,
Aus dem heimatlichen Garten
Hier herab der Vater schickte!
Wie die Erde frisch und jung noch,
Von Gesängen rings erklingend,
Schauernd in Erinnerungen,
Helle in das Herz mir blickte,
Daß ich, schamhaft mich verhüllend,
Meinen Ring, von Glanz geblendet,

Schleudert' in die prächt'ge Fülle,
Als die ew'ge Braut der Erde.
Wo ist nun die Pracht geblieben,
Treuer Ernst im rüst'gen Treiben,
Rechtes Tun und rechtes Lieben
Und die Schönheit und die Freude?
Ach! ringsum die Helden alle,
Die sonst schön und helle schauten,
Um mich in den lichten Tagen
Durch die Welt sich fröhlich hauten,
Strecken steinern nun die Glieder,
Eingehüllt in ihre Fahnen,
Sind seitdem so alt geworden,
Nur ich bin so jung wie damals. —
Von der Welt kann ich nicht lassen,
Liebeln nicht von fern mit Reden,
Muß mit Armen warm umfassen! —
Laß mich lieben, laß mich leben!'

Nun verliebt die Augen gehen
Über ihres Gartens Mauer,
War so einsam dort zu sehen
Schimmernd Land und Ström' und Auen.
Und wo ihre Augen gingen:
Quellen aus der Grüne sprangen,
Berg und Wald verzaubert standen,
Tausend Vögel schwirrend sangen.
Golden blitzt es überm Grunde,
Seltne Farben irrend schweifen,
Wie zu lang entbehrtem Feste
Will die Erde sich bereiten.
Und nun kamen angezogen
Freier bald von allen Seiten,
Federn bunt im Winde flogen
Jäger schmuck im Walde reiten.
Hörner lustig drein erschallen
Auf und munter durch das Grüne,
Pilger fromm dazwischen wallen,
Die das Heimatsfieber spüren.

Auf vielsonn'gen Wiesen flöten
Schäfer bei schneeflock'gen Schafen,
Ritter in der Abendröte
Knien auf des Berges Hange,
Und die Nächte von Gitarren
Und Gesängen weich erschallen,
Daß der wunderliche Alte
Wie verrückt beginnt zu tanzen.
Die Prinzessin schmückt mit Kränzen
Wieder sich die schönen Haare,
Und die vollen Kränze glänzen
Und sie blickt verlangend nieder.

Doch die alten Helden alle,
Draußen vor der Burg gelagert,
Saßen dort im Morgenglanze,
Die das schöne Kind bewachten.
An das Tor die Freier kamen
Nun gesprengt, gehüpft, gelaufen,
Ritter, Jäger, Provenzalen,
Bunte, helle, lichte Haufen.
Und vor allen junge Recken
Stolzen Blicks den Berg berannten,
Die die alten Helden weckten,
Sie vertraulich Brüder nannten.
Doch wie diese uralt blicken,
An die Eisenbrust geschlossen
Brüderlich die Jungen drücken,
Fallen die erdrückt zu Boden.
Andre lagern sich zum Alten,
Graust ihn'n gleich bei seinen Mienen,
Ordnen sein verworrnes Walten,
Daß es jedem wohlgefiele;
Doch sie fühlen schauernd balde,
Daß sie ihn nicht können zwingen,
Selbst zu Spielzeug sich verwandeln,
Und der Alte spielt mit ihnen.
Und sie müssen töricht tanzen,
Manche mit der Kron' geschmücket

Und im purpurnen Talare
Feierlich den Reigen führen.
Andre schweben lispelnd lose,
Andre müssen männlich lärmen,
Rittern reißen aus die Rosse
Und die schreien gar erbärmlich.
Bis sie endlich alle müde
Wieder kommen zu Verstande,
Mit der ganzen Welt in Frieden,
Legen ab die Maskerade.
‚Jäger sind wir nicht, noch Ritter,‘
Hört man sie von fern noch summen,
‚Spiel nur war das — wir sind Dichter!‘ —
So vertost der ganze Plunder,
Nüchtern liegt die Welt wie ehe,
Und die Zaub'rin bei dem Alten
Spielt die vor'gen Spiele wieder
Einsam wohl noch lange Jahre. —

Die Gräfin, die zuletzt mit ihrem schönen, begeisterten Gesicht einer welschen Improvisatorin glich, unterbrach sich hier plötzlich selber, indem sie laut auflachte, ohne daß jemand wußte, warum. Verwundert fragte alles durcheinander: Was lachen Sie? Ist die Allegorie schon geschlossen? Ist das nicht die Poesie? — Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ich weiß nicht, sagte Gräfin lustig und sprang auf.

Von allen Seiten wurden nun die flüchtigen Verse besprochen. Einige hielten die Prinzessin im Gedicht für die Venus, andre nannten sie die Schönheit, andre nannten sie die Poesie des Lebens. Es mag wohl die Gräfin selber sein, dachte Friedrich. — Es ist die Jungfrau Maria als die große Weltliebe, sagte der genialische Reisende, der wenig acht gegeben hatte, mit vornehmer Nachlässigkeit. Ei, daß Gott behüte! brach Friedrich, dem das Gedicht der Gräfin heidnisch und übermütig vorgekommen war, wie ihre ganze Schönheit, halb lachend und halb unwillig aus: Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los und fangen dagegen schon wieder an, ihre festen Glaubenssätze, Wunder und Wahrheiten zu verpoetisieren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt,

wer in allem Tun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmütig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen dreien, dem ganzen Menschen, angehört, bloß mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christentum, und eins mit den andern verwechseln und versetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird. — Friedrich bemerkte, daß er von mehreren sehr weise belächelt wurde, als könne er sich nicht zu ihrer freien Ansicht erheben.

Man hatte indes an dem Tische die Geschichte der Gräfin Dolores aufgeschlagen und blätterte darin hin und her. Die mannigfaltigsten Urteile darüber durchkreuzten sich bald. Die Frau vom Hause und ihr Nachbar, der Schmachtende, sprachen vor allen andern bitter und mit einer auffallend gekränkten Empfindlichkeit und Heftigkeit darüber. Sie schienen das Buch aus tiefster Seele zu hassen. Friedrich erriet wohl die Ursache und schwieg. — Ich muß gestehen, sagte eine junge Dame, ich kann mich darein nicht verstehen, ich wußte niemals, was ich aus dieser Geschichte mit den tausend Geschichten machen soll. Sie haben sehr recht, fiel ihr einer von den Männern, der sonst unter allen immer am richtigsten geurteilt hatte, ins Wort, es ist mir immer vorgekommen, als sollte dieser Dichter noch einige Jahre pausieren, um Dichten zu lernen. Welche Sonderbarkeiten, Verrenkungen und schreienden Übertreibungen! — Gerade das Gegenteil, unterbrach ihn ein anderer, ich finde das Ganze nur allzu prosaisch, ohne die himmlische Überschwenglichkeit der Phantasie. Wenn wir noch viele solche Romane erhalten, so wird unsere Poesie wieder eine bloße allegorische Person der Moral.

Hier hielt sich Friedrich, der dieses Buch hoch in Ehren hielt, nicht länger. Alles ringsumher, sagte er, ist prosaisch und gemein, oder groß und herrlich, wie wir es ver=

drossen und träge, oder begeistert ergreifen. Die größte Sünde aber unsrer jetzigen Poesie ist meines Wissens die gänzliche Abstraktion, das abgestandene Leben, die leere, willkürliche, sich selbst zerstörende Schwelgerei in Bildern. Die Poesie liegt vielmehr in einer fortwährend begeisterten Anschauung und Betrachtung der Welt und der menschlichen Dinge, sie liegt ebensosehr in der Gesinnung als in den lieblichen Talenten, die erst durch die Art ihres Gebrauches groß werden. Wenn in einem sinnreichen, einfach strengen, männlichen Gemüte auf solche Weise die Poesie wahrhaft lebendig wird, dann verschwindet aller Zwiespalt: Moral, Schönheit, Tugend und Poesie, alles wird eins in den adeligen Gedanken, in der göttlichen, sinnigen Lust und Freude, und dann mag freilich das Gedicht erscheinen, wie ein in der Erde wohlgegründeter, tüchtiger, schlanker, hoher Baum, wo grob und fein erquicklich durcheinander wächst, und rauscht und sich rührt zu Gottes Lobe. Und so ist mir auch dieses Buch jedesmal vorgekommen, obgleich ich gern zugebe, daß der Autor in stolzer Sorglosigkeit sehr unbekümmert mit den Worten schaltet, und sich nur zu oft daran ergötzt, die kleinen Zauberdinger kurios auf den Kopf zu stellen.

Die Frauenzimmer machten große Augen, als Friedrich unerwartet so sprach. Was er gesagt, hatte wenigstens den gewissen, guten Klang, der ihnen bei allen solchen Dingen die Hauptsache war. Romana, die es von weitem flüchtig mit angehört, fing an, ihn mit ihren dunkelglühenden Augen bedeutender anzusehen. Friedrich aber dachte: in euch wird doch alles Wort nur wieder Wort, und wandte sich zu einem schlichten Manne, der vom Lande war und weniger mit der Literatur als mit dieser Art, sie zu behandeln, unbekannt zu sein schien.

Dieser erzählte ihm, wie er jenem Romane eine seltsame Verwandlung seines ganzen Lebens zu verdanken habe. Auf dem Lande ausschließlich zur Ökonomie erzogen, hatte er nämlich von frühester Kindheit an nie Neigung zum Lesen und besonders einen gewissen Widerwillen gegen alle Poesie, als einen unnützen Zeitvertreib. Seine Kinder dagegen ließen seit ihrem zartesten Alter einen unüber-

windlichen Hang und Geschicklichkeit zum Dichten und zur Kunst verspüren, und alle Mittel, die er anwandte, waren nicht imstande, sie davon abzubringen und sie zu tätigen, ordentlichen Landwirten zu machen. Vielmehr lief ihm der älteste Sohn fort und wurde wider seinen Willen Maler. Dadurch wurde er immer verschlossener, und seine Abneigung gegen die Kunst verwandelte sich immer bitterer in entschiedenen Haß gegen alles, was ihr nur anhing. Der Maler hatte indes eine unglückselige Liebe zu einem jungen, seltsamen Mädchen gefaßt. Es war gewiß das talentvollste, heftigste, beste und schlechteste Mädchen zugleich, das man nur finden konnte. Eine Menge unordentlicher Liebschaften, in die sie sich auch jetzt noch immerfort einließ, brachte den Maler oft auf das äußerste, so daß es in Anfällen von Wut oft zwischen beiden zu Auftritten kam, die ebenso furchtbar als komisch waren. Ihre unbeschreibliche Schönheit zog ihn aber immer wieder unbezwinglich zu ihr hin, und so teilte er sein unruhvolles Leben zwischen Haß und Liebe und allen den heftigsten Leidenschaften, während er immerfort in den übrigen Stunden unermüdet und nur um desto eifriger an seinen großen Gemälden fortarbeitete. — Ich machte mich endlich einmal nach der weitentlegenen Stadt auf den Weg, fuhr der Mann in seiner Erzählung fort, um die seltsame Wirtschaft meines Sohnes, von der ich schon so viel gehört hatte, mit eigenen Augen anzusehen. Schon unterweges hörte ich von einem seiner besten Freunde, daß sich manches verändert habe. Das Mädchen oder Weib meines Sohnes habe nämlich von ohngefähr ein Buch in die Hände bekommen, worin sie mehrere Tage unausgesetzt und tiefsinnig gelesen. Keiner ihrer Liebhaber habe sie seitdem zu sehen bekommen und sie sei endlich darüber in eine schwere Krankheit verfallen. Das Buch war kein anderes, als eben diese Geschichte von der Gräfin Dolores. Als ich in die Stadt ankomme, eile ich sogleich nach der Wohnung meines Sohnes. Ich finde niemand im ganzen Hause, die Tür offen, alles öde. Ich trete in die Stube: das Mädchen lag auf einem Bette, blaß und wie vor Mattigkeit eingeschlafen. Ich habe niemals etwas Schöneres gesehen. In dem Zimmer standen fertige und halb-

vollendete Gemälde auf Staffeleien umher, Malergerätschaften, Bücher, Kleider, halbbezogene Gitarren, alles sehr unordentlich durcheinander. Durch das Fenster, welches offen stand, hatte man über die Stadt weg eine entzückende Aussicht auf den weitgewundenen Strom und die Gebirge. In der Stube fand ich auf einem Tische ein Buch aufgeschlagen, es war die Dolores. Ich wollte die Kranke nicht wecken, setzte mich hin und fing an in dem Buche zu lesen. Ich las und las, vieles Dunkle zog mich immer mehr an, vieles kam mir so wahrhaft vor, wie meine verborgene innerste Meinung oder wie alte, lange wieder verlorne und untergegangene Gedanken, und ich vertiefte mich immer mehr. Ich las bis es finster wurde. Die Sonne war draußen untergegangen, und nur noch einzelne Scheine des Abendrots fielen seltsam auf die Gemälde, die so still auf ihren Staffeleien umherstanden. Ich betrachtete sie aufmerksamer, es war, als fingen sie an lebendig zu werden, und mir kam in diesem Augenblicke die Kunst, der unüberwindliche Hang und das Leben meines Sohnes, begreiflich vor. Ich kann überhaupt nicht beschreiben, wie mir damals zumute war; es war das erstemal in meinem Leben, daß ich die wunderbare Gewalt der Poesie im Innersten fühlte, und ich erschrak ordentlich vor mir selber. — Es war mir unterdes aufgefallen, daß sich das Mädchen auf dem Bette noch immer nicht rühre, ich trat zu ihr, schüttelte sie und rief. Sie gab keine Antwort mehr, sie war tot. — Ich hörte nachher, daß mein Sohn heute, sowie sie gestorben war, fortgereist sei und alles in seiner Stube so stehn gelassen habe.

Hier hielt der Mann ernsthaft inne. Ich lese seitdem fleißig, fuhr er nach einer kleinen Pause gesammelt fort; vieles in den Dichtern bleibt mir durchaus unverständlich, aber ich lerne täglich in mir und in den Menschen und Dingen um mich vieles einsehen und lösen, was mir sonst wohl unbegreiflich war und mich unbeschreiblich bedrückte. Ich befinde mich jetzt viel wohler.

Friedrich hatte diese einfache Erzählung gerührt. Er sah den Mann aufmerksam an und bemerkte in seinem stark gezeichneten Gesicht einen einzigen, sonderbar dunklen Zug,

der aussah wie Unglück und vor dem ihm schauderte. Er wollte ihn eben noch um einiges fragen, das in der Geschichte besonders seine Aufmerksamkeit erregt hatte, aber der dithyrambische Thyrsusschwinger, der unterdes bei den Damen seinen Witz unermüdet hatte leuchten lassen, lenkte ihn davon ab, indem er sich plötzlich mit sehr heftigen Bitten zu dem guten Schmachtenden wandte, ihnen noch einige seiner vortrefflichen Sonette vorzulesen, obschon er, wie Friedrich gar wohl gehört, die ganze Zeit über gerade diese Gedichte vor den Damen zum Stichblatt seines Witzes und Spottes gemacht hatte. Friedrich empörte diese herzlose, doppelzüngige Teufelei; er kehrte sich schnell zu dem Schmachtenden, der neben ihm stand, und sagte: Ihre Gedichte gefallen mir ganz und gar nicht. Der Schmachtende machte große Augen, und niemand von der Gesellschaft verstand Friedrichs großmütige Meinung. Der Dithyrambist aber fühlte die Schwere der Beschämung wohl, er wagte nicht weiter mit seinen Bitten in den Schmachtenden zu dringen und fürchtete Friedrich seitdem wie ein richtendes Gewissen. Friedrich wandte sich darauf wieder zu dem Landmanne und sagte zu ihm laut genug, daß es der Thyrsusschwinger hören konnte: Fahren Sie nur fort, sich ruhig an den Werken der Dichter zu ergötzen, mit schlichtem Sinne und redlichem Willen wird Ihnen nach und nach alles in denselben klar werden. Es ist in unsern Tagen das größte Hindernis für das wahrhafte Verständnis aller Dichterwerke, daß jeder, statt sich recht und auf sein ganzes Leben davon durchdringen zu lassen, sogleich ein unruhiges, krankhaftes Jucken verspürt, selber zu dichten und etwas dergleichen zu liefern. Adler werden sogleich hochgeboren und schwingen sich schon vom Neste in die Luft, der Strauß aber wird oft als König der Vögel gepriesen, weil er mit großem Getös seinen Anlauf nimmt, aber er kann nicht fliegen.

Es ist nichts künstlicher und lustiger, als die Unterhaltung einer solchen Gesellschaft. Was das Ganze noch so leidlich zusammenhält, sind tausend feine, fast unsichtbare Fäden von Eitelkeit, Lob und Gegenlob usw., und sie nen-

nen es denn gar zu gern ein Liebesnetz. Arbeitet dann unverhofft einmal einer, der davon nichts weiß, tüchtig darin herum, geht die ganze Spinnewebe von ewiger Freundschaft und heiligem Bunde auseinander.

So hatte auch heute Friedrich den ganzen Tee versalzen. Keiner konnte das künstlerische Weberschiffchen, das sonst, fein im Takte, so zarte ästhetische Abende wob, wieder in Gang bringen. Die meisten wurden mißlaunisch, keiner konnte oder mochte, wie beim babylonischen Baue, des andern Wortgepräng verstehen, und so beleidigte einer den andern in der gänzlichen Verwirrung. Mehrere Herren nahmen endlich unwillig Abschied, die Gesellschaft wurde kleiner und vereinzelter. Die Damen gruppierten sich hin und wieder auf den Ottomanen in malerischen und ziemlich unanständigen Stellungen. Friedrich bemerkte bald ein heimliches Verständnis zwischen der Frau vom Hause und dem Schmachtenden. Doch glaubte er zugleich an ihr ein feines Liebäugeln zu entdecken, das ihm selber zu gelten schien. Er fand sie überhaupt viel schlauer, als man anfänglich ihrer lispelnden Sanftmut hätte zutrauen mögen; sie schien ihren schmachtenden Liebhaber bei weitem zu übersehen und, sehr aufgeklärt, selber nicht so viel von ihm zu halten, als sie vorgab und er aus ganzer Seele glaubte.

Wie ein rüstiger Jäger in frischer Morgenschönheit stand Friedrich unter diesen verwischten Lebensbildern. Nur die einzige Gräfin Romana zog ihn an. Schon das Gedicht, das sie rezitiert, hatte ihn auf sie aufmerksam gemacht und auf die eigentümliche, von allen den andern verschiedene Richtung ihres Geistes. Er glaubte schon damals eine tiefe Verachtung und ein scharfes Überschauen der ganzen Teegesellschaft in derselben zu bemerken, und seine jetzigen Gespräche mit ihr bestätigten seine Meinung. Er erstaunte über die Freiheit ihres Blicks und die Keckheit, womit sie alle Menschen aufzufassen und zu behandeln wußte. Sie hatte sich im Augenblick in alle Ideen, die Friedrich in seinen vorigen Äußerungen berührt, mit einer unbegreiflichen Lebhaftigkeit hineinverstanden und kam ihm nun in allen seinen Gedanken entgegen. Es war in ihrem Geiste, wie

in ihrem schönen Körper ein zauberischer Reichtum; nichts schien zu groß in der Welt für ihr Herz; sie zeigte eine tiefe, begeisterte Einsicht ins Leben wie in alle Künste, und Friedrich unterhielt sich daher lange Zeit ausschließlich mit ihr, die übrige Gesellschaft vergessend. Die Damen fingen unterdes schon an zu flüstern und über die neue Eroberung der Gräfin die Nasen zu rümpfen.

Das Gespräch der beiden wurde endlich durch Rosa unterbrochen, die zu der Gräfin trat und verdrüßlich nach Hause zu fahren begehrte. Friedrich, der eine große Betrübnis in ihrem Gesichte bemerkte, faßte ihre Hand. Sie wandte sich aber schnell weg und eilte in ein abgelegenes Fenster. Er ging ihr nach. Sie sah mit abgewendetem Gesicht in den stillen Garten hinaus, er hörte, daß sie schluchzte. Eifersucht vielleicht und das schmerzlichste Gefühl ihres Unvermögens, in allen diesen Dingen mit der Gräfin zu wetteifern, arbeitete in ihrer Seele. Friedrich drückte das schöne, trostlose Mädchen an sich. Da fiel sie ihm schnell und heftig um den Hals und sagte aus Grund der Seele: mein lieber Mann! Es war das erstemal in seinem Leben, das sie ihn so genannt.

Es kamen soeben mehrere andere hinzu und alles fing an Abschied zu nehmen und auseinanderzugehen; er konnte nichts mehr mit ihr sprechen. Noch im Weggehn trat der Minister zu ihm und fragte ihn, wie es ihm hier gefallen habe? Er antwortete mit einer zweideutigen Höflichkeit. Der Minister sah ihn ernsthaft und ausforschend an und ging fort. Friedrich aber eilte durch die nächtliche Stadt seiner Wohnung zu. Ein rauher Wind ging durch die Straßen. Er hatte sich noch nie so unbehaglich, leer und müde gefühlt.



Dreizehntes Kapitel.

Es war ein schöner Herbstmorgen, da ritt Friedrich eine von den langen Straßenalleen hinunter, die von der Residenz ins Land hinausführten. Er hatte es schon längst der schönen Gräfin Romana versprechen müssen, sie auf ihrem Landgute, das einige Meilen von der Stadt entfernt lag, zu besuchen, und der blaue Himmel hatte ihn heute hinausgelockt. Sie war seit seiner Trennung von Leontin die einzige, zu der er von allem reden konnte, was er dachte, wußte und wollte, die Unterhaltung mit ihr war ihm fast schon zum Bedürfnis geworden.

Der Weg war ebenso anmutig als der Morgen. Er kam bald an einen von beiden Seiten eng von Bergen eingeschlossenen Fluß, an dem die Straße hinablief. Die Wälder, welche die schönen Berge bedeckten, waren schon überall mit gelben und roten Blättern bunt geschmückt, Vögel reisten hoch über ihn weg dem Strome nach und erfüllten die Luft mit ihren abgebrochenen Abschiedstönen, die Friedrich jedesmal wunderbar an seine Kindheit erinnerten, wo er, der Natur noch nicht entwachsen, einzig von ihren Blicken und Gaben lebte.

Einige Stunden war er so zwischen den einsamen Bergschluften hingeritten, als er am jenseitigen Ufer eine Stimme rufen hörte, die ihn immerfort zu begleiten schien und vom Echo in den grünen Windungen unaufhörlich wiederholt wurde. Je länger er nachhorchte, je mehr kam es ihm vor, als kenne er die Stimme. Plötzlich hörte das Rufen wieder auf und Friedrich fing nun an zu bemerken,

daß er einen unrechten Weg eingeschlagen haben müsse, denn die grünen Bergesgänge wollten kein Ende nehmen. Er verdoppelte daher seine Eile und kam bald darauf an den Ausgang des Gebirges und an ein Dorf, das auf einmal sehr reizend im Freien vor ihm lag.

Das erste, was ihm in die Augen fiel, war ein Wirtshaus, vor welchem sich ein schöner grüner Platz bis an den Fluß ausbreitete. Auf dem Platze sah er einen, mit ungewöhnlichem und rätselhaftem Geräte schwer bepackten Wagen stehen und mehrere sonderbare Gestalten, die wunderlich mit der Luft zu fechten schienen. Wie erstaunte er aber, als er näher kam und mitten unter ihnen Leontin und Faber erkannte. — Leontin, der ihn schon von weitem über den Hügel kommen sah, rief ihm sogleich entgegen: Kommst du auch angezogen, neumodischer Don Quixote, Lamm Gottes, du sanfter Vogel, der immer voll schöner Weisen ist, haben sie dir noch nicht die Flügel gebrochen? Mir war schon lange zum Sterben bange nach dir! Friedrich sprang schnell vom Pferde und fiel ihm um den Hals. Er hielt Leontins Hand mit seinen beiden Händen und sah ihm mit grenzenloser Freude in das lebhafte Gesicht; es war, als entzünde sich sein innerstes Leben jedesmal neu an seinen schwarzen Augen.

Er bemerkte indes, daß die Menschen ringsum, die ihm schon von weitem aufgefallen waren, auf das abenteuerlichste in lange, spanische Mäntel gehüllt waren und sich immerfort, ohne sich von ihm stören zu lassen, wie Verrückte miteinander unterhielten. Ha, verzweifelte Sonne! rief einer von ihnen, der eine Art von Turban auf dem Kopfe und ein gewisses tyrannisches Ansehn hatte, willst du mich ewig bescheinen? Die Fliegen spielen in deinem Licht, die Käfer im — ruhen selig in deinem Schoße, Natur! Und ich — und ich, — warum bin ich nicht ein Käfer geworden, unerforschlich waltendes Schicksal? — Was ist der Mensch? — Ein Schaum. Was ist das Leben? — Ein nichtswürdiger Wurm. — Umgekehrt, gerade umgekehrt, wollen Sie wohl sagen, rief eine andere Stimme. — Was ist die Welt? fuhr jener fort, ohne sich stören zu lassen, was ist die Welt? — Hier hielt er inne und lachte grinsend und

weltverachtend wie Abällino unter seinem Mantel hervor, wendete sich darauf schnell um und faßte unvermutet Herrn Faber, der eben neben ihm stand, bei der Brust. Ich verbitte mir das, sagte Faber ärgerlich, wie oft soll ich noch erklären, daß ich durchaus nicht mit in den Plan gehöre! — Laß dich's nicht wundern, sagte endlich Leontin zu Friedrich, der aus dem allen nicht gescheit werden konnte, das ist eine Bande Schauspieler, mit denen ich auf der Straße zusammengetroffen und seit gestern reise. Wir probieren soeben eine Komödie aus dem Stegreif, zu der ich die Lineamente unterwegs entworfen habe. Sie heißt: „Bürgerlicher Seelenadel und Menschheitsgröße, oder Der tugendhafte Bösewicht, ein psychologisches Trauerspiel in fünf Verwirrungen der menschlichen Leidenschaften," und wird heute abend in dem nächsten Städtchen gegeben werden, wo der gebildete Magistrat zum Anfang durchaus ein schillerndes Stück verlangt hat. Ich werde der Vorstellung mit beiwohnen und habe alle Folgen über mich genommen.

Ja, wahrhaftig, sagte Faber, wenn das noch lange so fortgeht, so sage ich aller gebildeten Welt Lebewohl und fange an auf dem Seile zu tanzen, oder die Zigeunersprache zu studieren. Ich bin des Herumziehens in der Tat von Herzen satt. — Verstellen Sie sich nur nicht immer so, fiel ihm Leontin ins Wort. Sie können doch am Ende nicht weg von mir. Wir zanken uns immer und treffen doch immer wieder auf einerlei Wegen zusammen. Übrigens sind diese Schauspieler ein gar vortrefflicher Künstlerverein; sie wollen nicht gepriesen, sondern gespeist sein, und gehen daher in der Verzweiflung der Natur noch keck und beherzt auf den Leib.

Es war unterdes an einen jungen Menschen von der Truppe, der auch eine Rolle in dem Stücke übernommen hatte, die Reihe gekommen, ebenfalls seinen Teil vorzustellen. Er benahm sich aber sehr ungeschickt und war durchaus nicht imstande, etwas zu erfinden und vorzubringen. Ein schönes Mädchen, mit welcher er eben die Szene spielen sollte, wurde ungeduldig, erklärte, sie wolle hier nicht länger einen Narren abgeben, und sprang lachend

fort, der andere, ältere Schauspieler lief ihr nach, um sie zurückzuholen, und so war die ganze Probe gestört.

Der junge Mann war indes näher getreten. Friedrich sah ihm genauer ins Gesicht, er traute seinen Augen kaum, es war einer von den Studenten, die ihm bei seinem Abzuge von der Universität das Geleit gegeben hatten. — Mein Gott! wie kommst du unter diese Leute? rief Friedrich voll Erstaunen, denn er hatte ihn damals als einen stillen und fleißigen Menschen gekannt, der vor den Ausgelassenheiten der andern jederzeit einen heimlichen Widerwillen hegte. Der Student gestand, daß er den Grafen sogleich wiedererkannt, aber gehofft habe, von ihm übersehen zu werden. Er schien sehr verlegen.

Friedrich, der sich an seinem Gesichte aller alten Freuden und Leiden erinnerte, zog ihn erfreut und vertraulich an den Tisch und der Student erzählte ihnen endlich den ganzen Hergang seiner Geschichte. Nicht lange nach Friedrichs Abreise hatte sich nämlich auf der Universität eine reisende Gesellschaft von Seiltänzern eingefunden, worunter besonders eine Springerin durch ihre Schönheit alle Augen auf sich zog. Viele Studenten versuchten und fanden ihr Glück. Er aber mit seiner stillen und tiefern Gemütsart verliebte sich im Ernste in das Mädchen, und wie ihr Herz bisher in ihrer tollen Lebensweise von der Gewalt der Liebe ungerührt geblieben war, wurde sie von seiner zarten, ungewohnten Art, sie zu behandeln und zu gewinnen, überrascht und gefangen. Sie beredeten sich, einander zu heiraten; sie verließ die Bande, und er arbeitete von nun an Tag und Nacht, um seine Studien zu vollenden und sich ein Einkommen zu erwerben. Es verging indes längere Zeit, als er geglaubt hatte, das Mädchen fing an, von Zeit zu Zeit launisch zu werden, bekam häufige Anfälle von Langeweile und — eh' er sich's versah, war sie verschwunden. Mein mühsam erspartes Geld, fuhr der Student weiter fort, hatte ich indes immer wieder auf verschiedene Einfälle und Launen des Mädchens zersplittert, meine Eltern wollten nichts von mir wissen, mein innerstes Leben hatte mich auf einmal betrogen, die Studenten lachten entsetzlich, es war der schmerzlichste und unglücklichste Augenblick mei-

nes Lebens. Ich ließ alles und reiste dem Mädchen nach. Nach langem Irren fand ich sie endlich bei diesen Komödianten wieder, denn es ist dieselbe, die vorhin hier weggegangen. Sie kam sehr freudig auf mich zugesprungen, als sie mich erblickte, doch ohne ihre Flucht zu entschuldigen oder im geringsten unnatürlich zu finden. — Meine Mutter ist seitdem aus Gram gestorben. Ich weiß, daß ich ein Narr bin und kann doch nicht anders.

Die Tränen standen ihm in den Augen, als er das sagte. Friedrich, der wohl einsah, daß der gute Mensch sein Herz und sein Leben nur wegwerfe, riet ihm mit Wärme, sich ernstlich zusammenzunehmen und das Mädchen zu verlassen, er wolle für sein Auskommen sorgen. — Der Verliebte schwieg still. — Laß doch die Jugend fahren! sagte Leontin, jeder Schiffmann hat seine Sterne und das Alter treibt uns zeitig genug auf den Sand. Du brichst dem tollen Nachtwandler doch den Hals, wenn du ihn bei seinem prosaischen, bürgerlichen Namen rufst. Aber härter müssen Sie sein, sagte er zu dem Studenten, denn die Welt ist hart und drückt Sie sonst zuschanden.

Das Mädchen kam unterdes wieder und trällerte ein Liedchen. Ihre Gestalt war herrlich, aber ihr schönes Gesicht hatte etwas Verwildertes. Sie antwortete auf alle Fragen sehr unterwürfig und keck zugleich, und schien nicht üble Lust zu haben, noch länger bei den beiden Grafen zurückzubleiben, als der Theaterprinzipal kam und ankündigte, daß alles zur Abreise fertig sei.

Der Student drückte Friedrich herzlich die Hand und eilte zu dem aufbrechenden Haufen. Der mit allerhand Dekorationen schwer bepackte Wagen, von dessen schwankender Höhe der Prinzipal noch immerfort aus der Ferne seine untertänigste Bitte an Leontin wiederholte, heute abend mit seiner höchstnötigen Protektion nicht auszubleiben, wackelte indes langsam fort, nebenher ging die ganze übrige Gesellschaft bunt zerstreut und lustig einher, der Student war zu Pferde, neben ihm ritt sein Mädchen auch auf einem Klepper und warf Leontin noch einige Blicke zu, die ziemlich vertraulich aussahen, und so zog die bunte Karawane wie ein Schattenspiel in die grüne Schluft hinein. Wie

glücklich, sagte Leontin, als alles verschwunden war, könnte der Student sein, so frank und frei mit seiner Liebsten durch die Welt zu ziehn! wenn er nur Talent fürs Glück hätte, aber er hat eine einförmige Niedergeschlagenheit in sich, die er nicht niederschlagen kann, und die ihn durchs Leben nur so hinschleppt.

Sie setzten sich nun auf dem schönen grünen Platze um einen Tisch zusammen, der Fluß flog lustig an ihnen vorüber, die Herbstsonne wärmte sehr angenehm. Leontin erzählte, wie er den Morgen nach seiner Flucht vom Schlosse des Herrn v. A. bei Anbruch des Tages auf den Gipfel eines hohen Berges gekommen sei, von dem er von der einen Seite die fernen Türme der Residenz, von der andern die friedlich reiche Gegend des Herrn v. A. übersah, über welcher soeben die Sonne aufging. Lange habe er vor dieser grenzenlosen Aussicht nicht gewußt, wohin er sich wenden solle, als er auf einmal unten im Tale Faber die Straße heraufwandern sah, den, wie er wohl wußte, wieder einmal die Albernheiten der Stadt auf einige Zeit in alle Welt getrieben hatten. Wie die Stimme in der Wüste habe er ihn daher, da er gerade eben in einem ziemlich ähnlichen Humor gewesen, mit einer langen Anrede über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge empfangen, ohne von ihm gesehen werden zu können, und so zu sich hinaufgelockt. — Leontin versank dabei in Gedanken. Wahrhaftig, sagte er, wenn ich mich in jenen Sonnenaufgang auf dem Berge recht hineindenke, ist mir zumute, als könnt' es mir manchmal auch so gehn, wie dem Studenten. —

Faber war unterdes fortgegangen, um etwas zu essen und zu trinken zu bestellen, und Friedrich bemerkte dabei mit Verwunderung, daß die Leute, wenn er mit ihnen sprach oder etwas forderte, ihm ins Gesicht lachten oder einander heimlich zuwinkten und die neugierigen Kinder furchtsam zurückzogen, wenn er sich ihnen näherte. Leontin gestand, daß er manchmal, wenn sie in einem Dorfe einkehrten, vorauszueilen pflege und die Wirtsleute überrede, daß der gute Mann, den er bei sich habe, nicht recht bei Verstande sei, sie sollten nur recht auf seine Worte und Bewegungen achthaben, wenn er nachkäme. Dies gebe dann zu

vielerlei Lust und Mißverständnis Anlaß, denn wenn sich Faber einige Zeit mit den Gesichtern abgebe, die ihn alle so heimlich, furchtsam und bedauernd ansähen, hielten sie sich am Ende wechselseitig alle für verrückt. — Leontin brach schnell ab, denn Faber kam eben zu ihnen zurück und schimpfte über die Dummheit des Landvolks.

Friedrich mußte nun von seinem Abschiede auf dem Schlosse des Herrn v. A. und seinen Abenteuern in der Residenz erzählen. Er kam bald auch auf die ästhetische Teegesellschaft und versicherte, er habe sich dabei recht ohne alle Männlichkeit gefühlt, etwa wie bei einem Spaziergange durch die Lüneburger Ebne mit Aussicht auf Heidekraut. Leontin lachte hellaut. Du nimmst solche Sachen viel zu ernsthaft und wichtiger, als sie sind, sagte er. Alle Figuren dieses Schauspiels sind übrigens auch von meiner Bekanntschaft, ich möchte aber nur wissen, was sie seit der Zeit, daß ich sie nicht gesehen, angefangen haben, denn wie ich soeben höre, hat sich seitdem auch nicht das mindeste in ihnen verändert. Diese Leute schreiten fleißig von einem Meßkataloge zum andern mit der Zeit fort, aber man spürt nicht, daß die Zeit auch nur um einen Zoll durch sie weiter fortrückte. Ich kann dir jedoch im Gegenteil versichern, daß ich nicht bald so lustig war, als an jenem Abende, da ich zum ersten Male in diese Teetaufe oder Traufe geriet. Aller Augen waren prüfend und in erwartungsvoller Stille auf mich neuen Jünger gerichtet. Da ich die ganze heilige Synode, gleich den Freimaurern mit Schurz und Kelle, so feierlich mit poetischem Ornate angetan dasitzen sah, konnt' ich mich nicht enthalten, despektierlich von der Poesie zu sprechen und mit unermüdlichem Eifer ein Gespräch von der Landwirtschaft, von den Runkelrüben usw. anzuspinnen, so daß die Damen wie über den Dampf von Kuhmist die Nasen rümpften und mich bald für verloren hielten. Mit dem Schmachtenden unterhielt ich mich besonders viel. Er ist ein guter Kerl, aber er hat keine Mannsmuskel im Leibe. Ich weiß nicht, was er gerade damals für eine fixe Idee von der Dichtkunst im Kopfe hatte, aber er las ein Gedicht vor, wovon ich trotz der größten Anstrengung nichts verstand, und wobei mir unaufhörlich des simplizianisch-

teutschen Michels verstümmeltes Sprachgepränge im Sinne lag. Denn es waren deutsche Worte, spanische Konstruktionen, welsche Bilder, altdeutsche Redensarten, doch alles mit überaus feinem Firnis von Sanftmut verschmiert. Ich gab ihm ernsthaft den Rat, alle Morgen gepfefferten Schnaps zu nehmen, denn der ewige Nektar erschlaffe nur den Magen, worüber er sich entrüstet von mir wandte. — Mit dem vom Hochmutsteufel besessenen Dithyrambisten aber bestand ich den schönsten Strauß. Er hatte mit pfiffiger Miene alle Segel seines Witzes aufgespannt und kam mit vollem Winde der Eitelkeit auf mich losgefahren, um mich Unpoetischen vor den Augen der Damen in den Grund zu bugsieren. Um mich zu retten, fing ich zum Beweise meiner poetischen Belesenheit an, aus Shakespeares: „Was ihr wollt", wo Junker Tobias den Malvolio peinigt, zu rezitieren: „Und besäße ihn eine Legion selbst, so will ich ihn doch anreden." Er stutzte und fragte mich mit herablassender Genügsamkeit und kniffigem Gesichte, ob vielleicht gar Shakespeare mein Lieblingsautor sei? — Ich ließ mich aber nicht stören, sondern fuhr mit Junker Tobias fort: „Ei, Freund, leistet dem Teufel Widerstand, er ist der Erbfeind der Menschenkinder." Er fing nun an, sehr salbungsvolle, genialische Worte über Shakespeare ergehen zu lassen, ich aber, da ich ihn sich so aufblasen sah, sagte weiter: „Sanftmütig, sanftmütig! Ei, was machst du, mein Täubchen? Wie geht's, mein Puthühnchen? Ei, sieh doch, komm, tucktuck!" — Er schien nun mit Malvolio zu bemerken, daß er nicht in meine Sphäre gehöre, und kehrte sich mit einem unsäglich stolzen Blicke, wie von einem unerhört Tollen, von mir. O Jemine! fiel die Gräfin Romana hier mit ein. Sie sagte dies so richtig und schön, daß ich sie dafür hätte küssen mögen. Das Schlimmste war aber nun, daß ich dadurch demaskiert war, ich konnte nicht länger für einen Ignoranten gelten; und die Frauenzimmer merkten dies nicht so bald, als sie mit allerhand Phrasen, die sie hin und wieder ernascht, über mich herfielen. In der Angst fing ich daher nun an, wütend mit gelehrten Redensarten und poetischen Paradoxen nach allen Seiten um mich herum zu werfen, bis sie mich, ich sie, und ich mich selber nicht mehr

verstand und alles verwirrt wurde. Seit dieser Zeit haßt mich der ganze Zirkel und hat mich als eine Pest der Poesie förmlich exkommuniziert.

Friedrich, der Leontin ruhig und mit Vergnügen angehört hatte, sagte: So habe ich dich am liebsten, so bist du in deinem eigentlichen Leben. Du siehst so frisch in die Welt hinein, daß alles unter deinen Augen bunt und lebendig wird. Jawohl, antwortete Leontin, so buntscheckig, daß ich manchmal selber zum Narren darüber werden könnte.

Die Sonne fing indes schon an, sich zu senken, und sowohl Friedrich als Leontin gedachten ihrer Weiterreise und versprachen einander, nächstens in der Residenz sich wieder zu treffen. Herr Faber bat Friedrich, ihn der Gräfin Romana bestens zu empfehlen. Die Gräfin, sagte er, hat schöne Talente und sich durch mehrere Arbeiten, die ich kenne, als Dichterin erwiesen. Nur macht sie sich freilich alles etwas gar zu leicht. Leontin, den immer sogleich ein seltsamer Humor befiel, wenn er die Gräfin nennen hörte, sang lustig:

Lustig auf den Kopf, mein Liebchen,
Stell' dich, in die Luft die Bein'!
Heisa! ich will sein dein Bübchen,
Heute nacht soll Hochzeit sein!

Wenn du Shakespeare kannst vertragen,
O du liebe Unschuld du!
Wirst du mich wohl auch ertragen
Und noch jedermann dazu. —

Er sprach noch allerhand wild und unzüchtig von der Gräfin und trug Friedrich noch einen zügellosen Gruß an sie auf, als sie endlich von entgegengesetzten Seiten auseinanderritten. Friedrich wußte nicht, was er aus diesen wilden Reden machen sollte. Sie ärgerten ihn, denn er hielt die Gräfin hoch, und er konnte sich dabei der Besorgnis nicht enthalten, daß Leontins lebhafter Geist in solcher Art von Renommisterei am Ende sich selber aufreiben werde.

In solchen Gedanken war er einige Zeit fortgeritten, als er bei einer Biegung um eine Feldecke plötzlich das

Schloß der Gräfin vor sich sah. Es stand wie eine Zauberei hoch über einem weiten, unbeschreiblichen Chaos von Gärten, Weinbergen, Bäumen und Flüssen, der Schloßberg selber war ein großer Garten, wo unzählige Wasserkünste aus dem Grün hervorsprangen. Die Sonne ging eben hinter dem Berge unter und bedeckte das prächtige Bild mit Glanz und Schimmer, so daß man nichts deutlich unterscheiden konnte.

Überrascht und geblendet gab Friedrich seinem Pferde die Sporen und ritt die Höhe hinan. Er erstaunte über die seltsame Bauart des Schlosses, das durch eine fast barocke Pracht auffiel. Es war niemand zu sehen. Er trat in die weite, mit buntem Marmor getäfelte Vorhalle, durch deren Säulenreihen man von der andern Seite in den Garten hinaussah. Dort standen die seltsamsten ausländischen Bäume und Pflanzen wie halbausgesprochene, verzauberte Gedanken, schimmernde Wasserstrahlen durchkreuzten sich in kristallenen Bogen hoch über ihnen, ausländische Vögel saßen sinnend und traumhaft zwischen den dunkelgrünen Schatten umher.

Ein wunderschöner Knabe sprang indes soeben draußen im Hofe vom Pferde, stutzte, als er im Vorbeilaufen Friedrich erblickte, sah ihn einen Augenblick mit den großen, schönen Augen trotzig an und eilte sogleich wieder durch die Vorhalle weiter in den Garten hinaus. Friedrich sah, wie er dort mit bewunderungswürdiger Fertigkeit eine hohe, am Abhange des Gartens stehende Tanne bestieg und aus dem höchsten Gipfel sich in die Gegend hinauslegte, als suche er fern etwas mit den Augen.

Da immer noch niemand kam, stellte sich Friedrich an ein hohes Bogenfenster, aus dem man die prächtigste Aussicht auf das Tal und die Gebirge hatte. Noch niemals hatte er eine so üppige Natur gesehen. Mehrere Ströme blickten wie Silber hin und her aus dem Grunde, freundliche Landstraßen, von hohen Nußbäumen reich beschattet, zogen sich bis in die weiteste Ferne nach allen Richtungen hin, der Abend lag warm und schallend über der Gegend, weit über die Gärten und Hügel hin hörte man ringsum das Jauchzen der Winzer. Friedrich wurde bei dieser Aussicht un=

säglich bange in dem einsamen Schlosse, es war ihm, als wäre alles zu einem großen Feste hinausgezogen, und er konnte kaum mehr widerstehen, selber wieder hinunterzureiten, als er auf einmal die Gräfin erblickte, die in einem langen grünen Jagdkleide in dem erquickenden Hauche des Abends auf der glänzenden Landstraße aus dem Tale heraufgeritten kam. Sie war allein, er erkannte sie sogleich an ihrer hohen, schönen Gestalt.

Als sie vor dem Schlosse vom Pferde stieg, kam der schöne Knabe, der vorhin auf der Tanne gelauert hatte, schnell herbeigesprungen, fiel ihr stürmisch um den Hals und küßte sie. Kleiner Ungestüm! sagte sie halb böse und wischte sich den Mund. Sie schien einen Augenblick verlegen, als sie so unvermutet Friedrich erblickte und bemerkte, daß er diesen sonderbaren Empfang gesehen hatte. Sie schüttelte aber die flüchtige Scham bald wieder von sich und bewillkommte Friedrich mit einer Heftigkeit, die ihm auffiel. Ich bedaure nur, sagte sie, daß ich Sie nicht so bewirten kann, wie ich wünschte, alle meine Leute schwärmen schon den ganzen Tag bei der Weinlese, ich selbst bin seit frühem Morgen in der Gegend herumgeritten.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in das Innere des Schlosses. Friedrich verwunderte sich, denn fast in allen Zimmern standen Türen und Fenster offen. Die hochgewölbten Zimmer selbst waren ein seltsames Gemisch von alter und neuer Zeit, einige standen leer und wüste, wie ausgeplündert, in andern sah er alte Gemälde an der Wand herumhängen, die wie aus schändlichem Mutwillen mit Säbelhieben zerhauen schienen. Sie kamen in der Gräfin Schlafgemach. Das große Himmelbett war noch unzugerichtet, wie sie es frühmorgens verlassen, Strümpfe, Halstücher und allerlei Gerät lag bunt auf allen Stühlen umher. In dem einen Winkel hing ein Porträt, und er glaubte, soviel es die Dämmerung zuließ, zu seinem Erstaunen die Züge des Erbprinzen zu erkennen, dessen Schönheit in der Residenz einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Die Gräfin nahm den schönen Knaben, der ihnen immerfort gefolgt war, beiseite und trug ihm heimlich etwas

auf. Der Knabe schien durchaus nicht gehorchen zu wollen, er wurde immer lauter und ungebärdiger, stampfte endlich zornig mit dem Fuße, rannte hinaus und warf die Tür hinter sich zu, daß es durch das weite Haus erschallte. Er ist doch in einer Stunde wieder da, sagte Romana, ihm nachsehend, nahm die Gitarre, die in einer Ecke auf der Erde lag, während sie Friedrich ein Körbchen mit Obst und Wein übergab, und führte ihn wieder weiter eine Stiege aufwärts.

Wie einem Nachtwandler, der plötzlich auf ungewohntem Orte aus schweren, unglaublichen Träumen erwacht, war Friedrich zumute, als er mit ihr die letzten Stufen erreichte, und sich auf einmal unter der weiten, freien, gestirnten Wölbung des Himmels erblickte. Es war nämlich eine große Terrasse, die nach italienischer Art über das Dach des Schlosses ging. Ringsum an der Galerie standen Orangenbäume und hohe, ausländische Blumen, welche den himmlischen Platz mit Düften erfüllten.

Hier auf dem Dache, sagte Romana, ist mein liebster Aufenthalt. In den warmen Sommernächten schlafe ich oft hier oben. Sie setzte sich zu ihm, reichte ihm die Früchte und trank ihm von dem mitgenommenen Weine selber zu. Sie wohnen hier so schwindlig hoch, sagte Friedrich, daß Sie die ganze Welt mit Füßen treten. — Romana, die sogleich begriff, was er meinte, antwortete stolz und keck: Die Welt, der große Tölpel, der niemals gescheiter wird, wäre freilich der Mühe wert, daß man ihm höflich und voll Ehrfurcht das Gesicht streichelte, damit er einen wohlwollend und voll Applaus anlächle. Es ist ja doch nichts als Magen und Kopf, und noch dazu ein recht breiter, übermütiger, selbstgefälliger, eitler, unerträglicher, den es eine rechte Götterlust ist aufs Maul zu schlagen. — Sie brach hierbei schnell ab und lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände.

Friedrich mußte dabei mehr als einmal die fast unweibliche Kühnheit ihrer Gedanken bewundern, ihr Geist schien heut von allen Banden los. Sie ergriff endlich die Gitarre und sang einige Lieder, die sie selbst gedichtet und komponiert hatte. Die Musik war durchaus wunderbar,

unbegreiflich und oft beinahe wild, aber es war eine unwiderstehliche Gewalt in ihrem Zusammenklange. Der weite, stille Kreis von Strömen, Seen, Wäldern und Bergen, die in großen, halbkenntlichen Massen übereinanderruhten, rauschten dabei feenhaft zwischen die hinausschiffenden Töne hinein. Die Zauberei dieses Abends ergriff auch Friedrichs Herz, und in diesem sinnenverwirrenden Rausche fand er das schöne Weib an seiner Seite zum ersten Male verführerisch. Wahrhaftig, sagte sie endlich aus tiefster Seele, wenn ich mich einmal recht verliebte, es würde mich gewiß das Leben kosten! — Es reiste einmal, fuhr sie fort, ein Student hier in der Nacht beim Schlosse vorbei, als ich eben auf dem Dache eingeschlummert war, der sang:

Wenn die Sonne lieblich schiene
Wie in Welschland, lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

In der Nacht dann Liebchen lauschte
An dem Fenster, süßverwacht,
Wünschte mir und ihr — uns beiden
Heimlich eine schöne Nacht.

Wenn die Sonne lieblich schiene
Wie in Welschland, lau und blau,
Ging' ich mit der Mandoline
Durch die überglänzte Au.

Aber die Sonne scheint nicht wie in Welschland und der Student zog weiter, und es ist eben alles nichts. — Gehn wir schlafen, gehn wir schlafen, setzte sie langweilig gähnend hinzu, nahm Friedrich bei der Hand und führte ihn die Stiege hinab.

Er bemerkte, als sie wieder in den Zimmern angekommen waren, eine ungewöhnliche Unruhe an ihr, sie hing bewegt an seinem Arme. Sie schien ihm bei dem Mondenschimmer, der durch das offne Fenster auf ihr Gesicht fiel, totenblaß, eine Art von seltsamer Furcht befiel ihn da auf einmal vor ihr und dem ganzen Feenschlosse, er gab ihr

schnell eine gute Nacht und eilte in das ihm angewiesene Zimmer, wo er sich angekleidet auf das Bett hinwarf.

Das Gemach war nur um einige Zimmer von dem Schlafgemach der Gräfin entfernt. Die Türen dazwischen fehlten ganz und gar. Eine Lampe, die der Gräfin Zimmer matt erhellte, warf durch die offenen Türen ihren Schein gerade auf einen großen, altmodischen Spiegel, der vor Friedrichs Bett an der Wand hing, so daß er in demselben fast ihr ganzes Schlafzimmer übersehen konnte. Er sah, wie der schöne Knabe, der sich unterdes wieder eingeschlichen haben mußte, quer über einigen Stühlen vor ihrem Bette eingeschlafen lag. Die Gräfin entkleidete sich nach und nach und stieg so über den Knaben weg ins Bett. Alles im Schlosse wurde nun totenstill und er wendete das Gesicht auf die andere Seite, dem offenen Fenster zu. Die Bäume rauschten vor demselben, aus dem Tale kam von Zeit zu Zeit ein fröhliches Jauchzen, bald näher, bald wieder in weiter Ferne, dazwischen hörte er ausländische Vögel draußen im Garten in wunderlichen Tönen immerfort wie im Traume sprechen, das seltsame bleiche Gesicht der Gräfin, wie sie ihm zuletzt vorgekommen, stellte sich ihm dabei unaufhörlich vor die Augen, und so schlummerte er erst spät unter verworrenen Phantasien ein.

Mitten in der Nacht wachte er plötzlich auf, es war ihm, als hätte er Gesang gehört. Der Mond schien hell draußen über der Gegend und durch das Fenster herein. Mit Erstaunen hörte er neben sich atmen. Er sah umher und erblickte Romana, unangekleidet wie sie war, an dem Fuße seines Betts eingeschlafen. Sie ruhte auf dem Boden, mit dem einen Arm und dem halben Leibe auf das Bett gelehnt. Die langen schwarzen Haare hingen aufgelöst über den weißen Nacken und Busen herab. Er betrachtete die wunderschöne Gestalt lange voll Verwunderung halb aufgerichtet. Da hörte er auf einmal die Töne wieder, die er schon im Schlummer vernommen hatte. Er horchte hinaus; das Singen kam jenseits von den Bergen über die stille Gegend herüber, er konnte folgende Worte verstehen:

Vergangen ist der lichte Tag,
Von ferne kommt der Glocken Schlag,
So reist die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo ist nun hin die bunte Lust,
Des Freundes Trost und treue Brust,
Des Weibes süßer Augenschein?
Will keiner mit mir munter sein?

Da's nun so stille auf der Welt,
Ziehn Wolken einsam übers Feld,
Und Feld und Baum besprechen sich, —
O Menschenkind! was schauert dich?

Wie weit die falsche Welt auch sei,
Bleibt mir doch einer nur getreu,
Der mit mir weint, der mit mir wacht,
Wenn ich nur recht an ihn gedacht.

Frisch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Wasserfall mit hellem Schall!
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen scheint!

Friedrich erkannte die Weise, es war Leontins Stimme. — Ich komme, herrlicher Gesell! rief er bewegt in sich und raffte sich schnell auf, ohne die Gräfin zu wecken. Nicht ohne Schauer ging er durch die totenstillen, weit öden Gemächer, zäumte sich im Hofe selber sein Pferd und sprengte den Schloßberg hinab.

Er atmete tief auf, als er draußen in die herrliche Nacht hineinritt, seine Seele war wie von tausend Ketten frei. Es war ihm, als ob er aus fieberhaften Träumen oder aus einem langen, wüsten, liederlichen Lustleben zurückkehre. Das hohe Bild der Gräfin, das er mit hergebracht, war in seiner Seele durch diese sonderbare Nacht phantastisch verzerrt und zerrissen, und er verstand nun Leontins wilde Reden an dem Wirtshause.

Leontins Gesang war indes verschollen, er hatte nichts mehr gehört und schlug voller Gedanken den Weg nach der Residenz ein. Das Feenschloß hinter ihm war lange versunken, die Bäume an der Straße fingen schon an lange Schatten über das glänzende Feld zu werfen, Vögel wirbelten schon hin und her hoch in der Luft, die Residenz lag mit ihren Feuersäulen wie ein brennender Wald im Morgenglanze vor ihm.



Vierzehntes Kapitel.

Draußen über das Land jagten zerrissene Wolken, die Melusina sang an seufzenden Wäldern, Gärten und Zäunen ihr unergründlich einförmiges Lied, die Dörfer lagen selig verschneit. In der Residenz zog der Winter prächtig ein mit Schellengeklingel, frischen Mädchengesichtern, die vom Lande flüchteten, mit Bällen, Opern und Konzerten, wie eine lustige Hochzeit. Friedrich stand gegen Abend einsam an seinem Fenster, Leontin und Faber ließen noch immer nichts von sich hören, Rosa hatte ihn letzthin ausgelacht, als er voller Freuden zu ihr lief, um ihr eine politische Neuigkeit zu erzählen, die ihn ganz ergriffen hatte, an der Gräfin Romana hatte er seit jener Nacht keine Lust weiter, er hatte beide seitdem nicht wiedergesehen; vor den Fenstern fiel der Schnee langsam und bedächtig in großen Flocken, als wollte der graue Himmel die Welt verschütten. Da sah er unten zwei Reiter in langen Mänteln die Straße ziehn. Der eine sah sich um, Friedrich rief: Viktoria! Es waren Leontin und Faber, die soeben einzogen.

Friedrich sprang, ohne sich zu besinnen, zur Tür hinaus und die Stiege hinunter. Als er aber auf die Straße kam, waren sie schon verschwunden. Er schlenderte einige Gassen in dem Schneegestöber auf und ab. Da stieß der Marquis, den wir schon aus Rosas Briefe kennen, die hervorragenden Steine mit den Zehen zierlich suchend, auf ihn. Er hing sich ihm sogleich wie ein guter Bruder, in den Arm, und erzählte ihm in einem Redestrome tausend Späße zum Totlachen, wie er meinte, die sich heut und gestern in

der Stadt zugetragen, welche Damen heut vom Lande angekommen, wer verliebt sei und nicht wieder geliebt werde usw. Friedrich war die flache Lustigkeit des Wichts heut entsetzlich, und er ließ sich daher, da ihm dieser nur die Wahl ließ, ihn entweder zu sich nach Hause, oder in die Gesellschaft zum Minister zu begleiten, gern zu dem letztern mit fortschleppen. Denn besser mit einem Haufen Narren, dachte er übellaunisch, als mit einem allein.

Er fand einen zahlreichen und glänzenden Zirkel. Die vielen Lichter, die prächtigen Kleider, der glatte Fußboden, die zierlichen Reden, die hin und wieder flogen, alles glänzte. Er wäre fast wieder umgekehrt, so ganz ohne Schein kam er sich da auf einmal vor. Vor allen erblickte er seine Rosa. Sie hatte ein rosasamtnes Kleid, ihre schwarzen Locken ringelten sich auf den weißen Busen hinab. Der Erbprinz unterhielt sich lebhaft mit ihr. Sie sah inzwischen mehrere Male mit einer Art von triumphierenden Blicken seitwärts auf Friedrich; sie wußte wohl, wie schön sie war. Friedrich unterhielt sich gedankenvoll zerstreut rechts und links. Jene Frau vom Hause, bei der er die Teegesellschaft verlebt, war auch da und schien wieder an ihren ästhetischen Krämpfen zu leiden. Sie unterhielt sich sehr lebendig mit mehreren hübschen jungen Männern über die Kunst, und Friedrich verstand nur, wie sie zuletzt ausrief: O, ich möchte Millionen glücklich machen! — Da hörte man plötzlich ein lautes Lachen aus einem andern abgelegenen Winkel des Zimmers erschallen. Friedrich erkannte mit Erstaunen sogleich Leontins Stimme. Die Männer bissen sich heimlich in die Lippen über dieses Lachen zu rechter Zeit, obschon keiner vermutete, daß es wirklich jenem Ausruf gelten sollte, da der Lacher fern in eine ganz andere Unterhaltung vertieft schien. Friedrich aber wußte gar wohl, wie es Leontin meinte. Er eilte sogleich auf ihn los und fand ihn zwischen zwei alten Herren mit Perücken und altfränkischen Gesichtern, mit denen sich niemand abgeben mochte, mit denen er sich aber kindlich besprach und gut zu vertragen schien. Er erzählte ihnen von seiner Gebirgsreise die wunderbarsten Geschichten vor, und lachte herzlich mit den beiden guten Alten, wenn sie

ihn dabei über offenbaren, gar zu tollen Lügen ertappten. Er freute sich sehr, Friedrich noch heut zu sehn, und sagte, wie es ihm eine gar wunderlich schauerliche Lust sei, so aus der Grabesstille der verschneiten Felder mitten in die glänzendsten Stadtzirkel hineinzureiten, und umgekehrt.

Sie sprachen noch manches zusammen, als der Prinz hinzutrat und Friedrich in ein Fenster führte. Der Minister, sagte er zu ihm, als sie allein waren, hat Sie mir sehr warm, ja ich kann wohl sagen, mit Leidenschaft empfohlen. Es ist etwas Außerordentliches, denn er empfiehlt sonst keinen Menschen auf diese Art. Friedrich äußerte darüber seine große Verwunderung, da er von dem Minister gerade das Gegenteil erwartete. Der Minister, fuhr der Prinz fort, läßt sein Urteil nicht fangen, und ich vertraue Ihnen daher. Unsere Zeit ist so gewaltig, daß die Tugend nichts gilt ohne Stärke. Die wenigen Mutigen aus aller Welt sollten sich daher treu zusammenhalten, als ein rechter Damm gegen das Böse. Es wäre nicht schön, lieber Graf, wenn Sie sich von der gemeinen Not absonderten. Gott behüte mich vor solcher Schande! erwiderte Friedrich halb betroffen, mein Leben gehört Gott und meinem rechtmäßigen Herrn. Es ist groß, sich selber, von aller Welt losgesagt, fromm und fleißig auszubilden. sagte darauf der Prinz begeistert, aber es ist größer, alle Freuden, alle eigenen Wünsche und Bestrebungen wegzuwerfen für das Recht, alles — hier strich soeben die Gräfin Romana an ihnen vorüber. Der Prinz ergriff ihre Hand und sagte: So lange von uns wegzubleiben! — Sie zog langsam ihre Hand aus der seinigen und sah nur Friedrich groß an, als sähe sie ihn wieder zum ersten Male. Der Prinz lachte unerklärlich, drückte Friedrich flüchtig die Hand und wandte sich wieder in den Saal zurück. Friedrich folgte der Gräfin mit ihren herausfordernden Augen. Sie war schwarz angezogen und fast furchtbar schön anzusehen. Von der Nacht auf dem Schlosse erwähnte sie kein Wort.

Leontin kam auf sie zu und erzählte ihr, wie er erst gestern bei ihrem Schlosse vorbeigezogen. Es war schon Nacht, sagte er, ich war so frei, mit Faber und einer

Flasche echten Rheinweins, die wir bei uns hatten, das oberste Dach des Schlosses zu besteigen. Der Garten, die Gegend und die Galerie oben waren tief verschneit, eine Tür im Hause mußte offen stehn, denn der Wind warf sie immerfort einförmig auf und zu, über der verstarrten Verwüstung hielt die Windsbraut einen lustigen Hexentanz, daß uns der Schnee ins Gesicht wirbelte, es war eine wahre Brockennacht. Ich trank dabei dem Dauernden im Wechsel ein Glas nach dem andern zu und rezitierte mehrere Stellen aus Goethes Faust, die mir mit den Schneewirbeln alle auf einmal eiskalt auf Kopf und Herz zuflogen. Verfluchte Verse! rief Faber, schweig, oder ich werfe dich wahrhaftig über die Galerie hinunter! Ich habe ihn niemals so entrüstet gesehn. Ich warf die Flasche ins Tal hinaus, denn mich fror, daß mir die Zähne klapperten. — Romana antwortete nichts, sondern setzte sich an den Flügel und sang ein wildes Lied, das nur aus dem tiefsten Jammer einer zerrissenen Seele kommen konnte. Ist das nicht schön? fragte sie einige Male dazwischen, sich mit Tränen in den Augen zu Friedrich herumwendend, und lachte abscheulich dabei. — Ah pah! rief Leontin zornig, das ist nichts, es muß noch besser kommen! Er setzte sich hin und sang ein altes Lied aus dem Dreißigjährigen Kriege, dessen fürchterliche Klänge wie blutige Schwerter durch Mark und Bein gingen. Friedrich bemerkte, daß Romana zitterte. Leontin war indes wieder aufgestanden und hatte sich aus der Gesellschaft fortgeschlichen, wie immer, wenn er gerührt war.

Wir aber wenden uns ebenfalls von den Blasen der Phantasie, die, wie Blasen auf dem Rheine, nahes Gewitter bedeuten, zu der Einsamkeit Friedrichs, wie er nun oft nächtelang voller Gedanken unter Büchern saß und arbeitete. Wohl ist der Weltmarkt großer Städte eine rechte Schule des Ernstes für bessere, beschauliche Gemüter, als der getreueste Spiegel ihrer Zeit. Da haben sie den alten, gewaltigen Strom in ihre Maschinen und Räder aufgefangen, daß er nur immer schneller und schneller fließe, bis er gar abfließt, da breitet denn das arme Fabrikenleben in dem ausgetrockneten Bette seine hochmütigen Teppiche aus,

deren inwendige Kehrseite ekle, kahle, farblose Fäden sind, verschämt hängen dazwischen wenige Bilder in uralter Schönheit verstaubt, die niemand betrachtet, das Gemeinste und das Größte, heftig aneinander geworfen, wird hier zu Wort und Schlag, die Schwäche wird dreist durch den Haufen, das Hohe ficht allein. Friedrich sah zum ersten Male so recht in den großen Spiegel, da schnitt ihm ein unbeschreiblicher Jammer durch die Brust, und die Schönheit und Hoheit und das heilige Recht, daß sie so allein waren, und wie er sich selber in dem Spiegel so winzig und verloren in dem Ganzen erblickte, schien es ihm herrlich, sich selber vergessend, dem Ganzen treulich zu helfen mit Geist, Mund und Arm. Er erstaunte, wie er noch so gar nichts getan, wie es ihn noch niemals lebendig erbarmet um die Welt. So schien das große Schauspiel des Lebens, manche besondere äußere Anregung, vor allem aber der furchtbare Gang der Zeit, der wohl keines der bessern Gemüter unberührt ließ, auf einmal alle die hellen Quellen in seinem Innern, die sonst zum Zeitvertreibe wie lustige Springbrunnen spielten, in einen großen Strom vereinigt zu haben. Ihn ekelten die falschen Dichter an mit ihren Taubenherzen, die, uneingedenk der himmelschreienden Mahnung der Zeit, ihre Nationalkraft in müßigem Spiele verliederten. Die unbestimmte Knabensehnsucht, jener wunderbare Spielmann vom Venusberge, verwandelte sich in eine heilige Liebe und Begeisterung für den bestimmten und festen Zweck. Gar vieles, was ihn sonst beängstigte, wurde zuschanden, er wurde reifer, klar, selbständig und ruhig über das Urteil der Welt. Es genügte ihm nicht mehr, sich an sich allein zu ergötzen, er wollte lebendig eindringen. Desto tiefer und schmerzlicher mußte er sich überzeugen, wie schwer es sei, nützlich zu sein. Mit grenzenloser Aufopferung warf er sich daher auf das Studium der Staaten, ein neuer Weltteil für ihn, oder vielmehr die ganze Welt und was der ewige Geist des Menschen strebte, dachte und wollte, in wenigen großen Umrissen, vor dessen unermeßner Aussicht sein Innerstes aufjauchzte.

Ihm träumte einmal, als er in der Nacht einst so über seinen alten Büchern eingeschlummert, als weckte ihn ein

glänzendes Kind aus langen lieblichen Träumen. Er konnte kaum die Augen auftun vor Licht, von so wunderbarer Hoheit und Schönheit war des Kindes Angesicht. Es wies mit seinem kleinen Rosenfinger von dem hohen Berge in die Gegend hinaus, da sah er ringsum eine unbegrenzte Runde, Meer, Ströme und Länder, ungeheure, umgeworfene Städte mit zerbrochenen Riesensäulen, das alte Schloß seiner Kinderjahre seltsam verfallen, einige Schiffe zogen hinten nach dem Meere, auf dem einen stand sein verstorbener Vater, wie er ihn oft auf Bildern gesehen, und sah ungewöhnlich ernsthaft, — alles doch wie in Dämmerung aufarbeitend, zweifelhaft und unkenntlich, wie ein verwischtes, großes Bild, denn ein dunkler Sturm ging über die ganze Aussicht, als wäre die Welt verbrannt, und der ungeheure Rauch davon lege sich nun über die Verwüstung. Dort, wo des Vaters Schiff hinzog, brach darauf plötzlich ein Abendrot durch den Qualm hervor, die Sonne senkte sich fern nach dem Meere hinab. Als er ihr so nachsah, sah er dasselbe wunderschöne Kind, das vorhin neben ihm gewesen, recht mitten in der Sonne zwischen den spielenden Farbenlichtern traurig an ein großes Kreuz gelehnt, stehen. Eine unbeschreibliche Sehnsucht befiel ihn da, und Angst zugleich, daß die Sonne für immer in das Meer versinken werde. Da war ihm, als sagte das wunderschöne Kind, doch ohne den Mund zu bewegen oder aus seiner traurigen Stellung aufzublicken: Liebst du mich recht, so gehe mit mir unter, als Sonne wirst du dann wieder aufgehen, und die Welt ist frei! — Vor Lust und Schwindel wachte er auf. Draußen funkelte der heitere Wintermorgen schon über die Dächer, das Licht war herabgebrannt, Erwin saß bereits angekleidet ihm gegenüber und sah ihn mit den großen, schönen Augen still und ernsthaft an.

Zu solcher Lebensweise kam ein schöner Kreis neuer, rüstiger Freunde, die auf Reisen, an gleicher Gesinnung sich erkennend, aus verschiedenen deutschen Zonen sich nach und nach hier zusammengefunden hatten. Der Erbprinz, der mit einer fast grenzenlosen Leidenschaft an Friedrich hing, wußte den Bund durch seine hinreißende Glut und Beredsamkeit immer frisch zu stärken, so auch, obgleich auf ganz

verschiedene Weise, der ältere, besonnene Minister, der nach einer herumschweifenden und wüst durchlebten Jugend, später, seiner größeren Entwürfe und seiner Kraft und Berufes vor allen andern, sie auszuführen sich klar bewußt, auf einmal mehrere brave aber schwächere Männer gewaltsam unterdrückt, ja, selbst seinen eigensten Wunsch, eine Liebe aus früherer Zeit, aufgegeben und dafür eine freudenlose Ehe mit einem der vornehmsten Mädchen gewählt hatte, einzig um das Steuer des Staats in seine festere und sichere Hand zu erhalten. — Eine gleiche Gesinnung schien alle Glieder dieses Kreises zu verbrüdern. Sie arbeiteten fleißig, hoffend und glaubend, dem alten Recht in der engen Zeit Luft zu machen, auf Tod und Leben bereit.

Ganz anders, abgesondert und ohne alle Berührung mit diesem Kreise lebte Leontin in einem abgelegenen Quartiere der Residenz mit der Aussicht auf die beschneiten Berge über die weiten Vorstädte weg, wo er, mit Faber zusammenwohnend, einen wunderlichen Haushalt führte. Alle die Begeisterungen, Freuden und Schmerzen, die sich Friedrich, dessen Bildung langsam aber sicherer fortschritt, erst jetzt neu aufdeckten, hatte er längst im Innersten empfunden. Ihn jammerte seine Zeit vielleicht wie keinen, aber er haßte es, davon zu sprechen. Mit der größten Geisteskraft hatte er schon oft redlich alles versucht, wo es etwas nützen konnte, aber immer überwiesen, wie die Menge reich an Wünschen, aber innerlich dumpf und gleichgültig sei, wo es gilt, und wie seine Gedanken jederzeit weiter reichten als die Kräfte der Zeit, warf er sich in einer Art von Verzweiflung immer wieder auf die Poesie zurück und dichtete oft nächtelang ein wunderbares Leben, meist Tragödien, die er am Morgen wieder verbrannte. Seine alles verspottende Lustigkeit war im Grunde nichts, als diese Verzweiflung, wie sie sich an den bunten Bildern der Erde in tausend Farben brach und spiegelte.

Friedrich besuchte ihn täglich, sie blieben einander wechselseitig noch immer durchaus unentbehrliche Freunde, wenngleich Leontin auf keine Weise zu bereden war, an den Bestrebungen jenes Kreises Anteil zu nehmen. Er nannte

unverhohlen das Ganze eine leidliche Komödie und den Minister den unleidlichen Theaterprinzipal, der gewiß noch am Ende des Stücks herausgerufen werden würde, wenn nur darin das Wort: „deutsch“ recht fleißig vorkäme, denn das mache in der undeutschen Zeit den besten Effekt. Besonders aber war er ein rechter Feind des Erbprinzen. Er sagte oft, er wünschte ihn mit einem großen Schwerte seiner Ahnherrn aus Barmherzigkeit recht in der Mitte entzweihauen zu können, damit die eine ordinäre Hälfte vor der andern närrischen, begeisterten einmal Ruhe hätte. — Dergleichen Reden verstand Friedrich zwar damals nicht recht, denn seine beste Natur sträubte sich gegen ihr Verständnis, aber sie machten ihn stutzig. Faber dagegen, welcher, der Dichtkunst treu ergeben, immer fleißig fortarbeitete, empfing ihn alle Tage gelassen mit derselben Frage: ob er noch immer weltbürgerlich sei? — Gott sei Dank, antwortete Friedrich ärgerlich, ich verkaufte mein Leben an den ersten besten Buchhändler, wenn es eng genug wäre, sich in einigen hundert Versen ausfingern zu lassen. Sehr gut, erwiderte Faber mit jener Ruhe, welche das Bewußtsein eines redlichen ernsthaften Strebens gibt, wir alle sollen nach allgemeiner Ausbildung und Tätigkeit, nach dem Verein aller Dinge mit Gott streben; aber wer von seinem Einzelnen, wenn es überhaupt ein solches gibt, es sei Staats-, Dicht- oder Kriegskunst, recht wahrhaft und innig, d. h. christlich durchdrungen ward, der ist ja eben dadurch allgemein. Denn nimm du einen einzelnen Ring aus der Kette, so ist die Kette nicht mehr, folglich ist eben der Ring auch die Kette. Friedrich sagte: Um aber ein Ring in der Kette zu sein, mußt du ebenfalls tüchtig von Eisen und aus einem Gusse mit dem Ganzen sein, und das meinte ich. Leontin verwickelte sie hier durch ein vielfaches Wortspiel dergestalt in ihre Kette, daß sie beide nicht weiter konnten.

Die strebende, webende Lebensart schien Friedrich einigermaßen von Rosa zu entfernen, denn jede große innerliche Tätigkeit macht äußerlich still. Es schien aber auch nur so, denn eigentlich hatte seine Liebe zu Rosa, ohne daß er selbst es wußte, einen großen Anteil an seinem Ringen

nach dem Höchsten. Sowie die Erde in tausend Stämmen, Strömen und Blüten treibt und singt, wenn sie der alles belebenden Sonne zugewendet, so ist auch das menschliche Gemüt zu allem Großen freudig in der Sonnenseite der Liebe. Rosa nahm Friedrichs nur seltene Besuche nicht in diesem Sinne, denn wenige Weiber begreifen der Männer Liebe in ihrem Umfange, sondern messen ungeschickt das Unermeßliche nach Küssen und eitlen Versicherungen. Es ist, als wären ihre Augen zu blöde, frei in die göttliche Flamme zu schauen, sie spielen nur mit ihrem spielenden Widerscheine. Friedrich fand sie überhaupt seit einiger Zeit etwas verändert. Sie war oft einsilbig, oft wieder bis zur Leichtfertigkeit munter, beides schien Manier. Sie mischte oft in ihre besten Unterhaltungen so Fremdartiges, als hätte ihr innerstes Leben sein altes Gleichgewicht verloren. Über seine seltenen Besuche machte sie ihm nie den kleinsten Vorwurf. Er war weit entfernt, den wahren Grund von allem diesem auch nur zu ahnen. Denn die rechte Liebe ist einfältig und sorglos.

Eines Tages kam er gegen Abend zu ihr. Das Zimmer war schon dunkel, sie war allein. Sie schien ganz atemlos vor Verlegenheit, als er so plötzlich in das Zimmer trat, und sah sich ängstlich einige Male nach der andern Tür um. Friedrich bemerkte ihre Unruhe nicht, oder mochte sie nicht bemerken. Er hatte heut den ganzen Tag gearbeitet, geschrieben und gesonnen. Auf seiner unbekümmert unordentlichen Kleidung, auf dem verwachten, etwas bleichen Gesichte und den sinnigen Augen ruhte noch der Nachsommer der Begeisterung. Er bat sie, kein Licht anzuzünden, setzte sich nach seiner Gewohnheit mit der Gitarre ans Fenster und sang fröhlich ein altes Lied, das er Rosa oft im Garten bei ihrem Schlosse gesungen. Rosa saß dicht vor ihm, voll Gedanken, es war, je länger er sang, als müßte sie ihm etwas vertrauen und könne sich nicht dazu entschließen. Sie sah ihn immerfort an. Nein, es ist mir nicht möglich! rief sie endlich und sprang auf. Er legte die Laute weg; sie war schnell durch die andere Tür verschwunden. Er stand noch einige Zeit nachdenkend, da aber niemand kam, ging er verwundert fort.

Es war ihm von jeher eine eigene Freude, wenn er so abends durch die Gassen strich, in die untern erleuchteten Fenster hineinzublicken, wie da alles, während es draußen stob und stürmte, gemütlich um den warmen Ofen saß, oder an reinlich gedeckten Tischen schmauste, des Tages Arbeit und Mühen vergessend, wie eine bunte Galerie von Weihnachtsbildern. Er schlug heute einen andern, ungewohnten Weg ein, durch kleine, unbesuchte Gäßchen, da glaubte er auf einmal in dem einen Fenster den Prinzen zu sehen. Er blieb erstaunt stehen. Er war es wirklich. Er saß in einem schlechten Überrocke, den er noch niemals bei ihm gesehen, im Hintergrunde auf einem hölzernen Stuhle. Vor ihm saß ein junges Mädchen in bürgerlicher Kleidung auf einem Schemel, beide Arme auf seine Knie gestützt, und sah zu ihm hinauf, während er etwas zu erzählen schien und ihr die Haare von beiden Seiten aus der heitern Stirn strich. Ein flackerndes Herdfeuer, an welchem eine alte Frau etwas zubereitete, warf seine gemütlichen Scheine über die Stube. Teller und Schüsseln waren in ihren Geländern ringsum an den Wänden blank und in zierlicher Ordnung aufgestellt, ein Kätzchen saß auf einem Großvaterstuhle am Ofen und putzte sich, im Hintergrunde hing ein Muttergottesbild, vom Kamine hellbeleuchtet. Es schien ein stilles, ordentliches Haus. Das Mädchen sprang fröhlich von ihrem Sitze auf, kam ans Fenster und sah einen Augenblick durch die Scheiben. Friedrich erstaunte über ihre Schönheit. Sie schüttelte sich darauf munter und ungemein lieblich, als fröre sie bei dem flüchtigen Blick in die stürmische Nacht draußen, stieg auf einen Stuhl und schloß die Fensterladen zu.

Am folgenden Morgen, als Friedrich mit dem Prinzen zusammenkam, sagte er ihm sogleich, was er gestern gesehen. Der Prinz schien betroffen, besann sich darauf einen Augenblick und bat Friedrich, die ganze Begebenheit zu verschweigen. Er besuche, sagte er, das Mädchen schon seit langer Zeit und gebe sich für einen armen Studenten aus. Die Mutter und die Tochter, die wenig auskämen, hielten ihn wirklich dafür. Friedrich sagte ihm offen und ernsthaft, wie dies ein gefährliches Spiel sei, wobei das Mädchen ver-

spielen müsse, er solle lieber alles aufgeben, ehe es zu weit käme, und vor allen Dingen großmütig das Mädchen schonen, das ihm noch unschuldig schiene. Der Prinz war gerührt, drückte Friedrich die Hand und schwur, daß er das Mädchen zu sehr liebe, um sie unglücklich zu machen. Er nannte sie nur sein hohes Mädchen.

Später, an einem von jenen wunderbaren Tagen, wo die Bäche wieder ihre klaren Augen aufschlagen und einzelne Lerchen schon hoch in dem blauen Himmel singen, hatte Friedrich alle seine Fenster offen, die auf einen einsamen Spaziergang hinausgingen, den zu dieser Jahreszeit fast niemand besuchte. Es war ein Sonntag, unzählige Glocken schallten durch die stille, heitere Luft. Da sah er den Prinzen wieder verkleidet in der Ferne vorübergehen, neben ihm sein Bürgermädchen, im sonntäglichen Putze zierlich aufgeschmückt. Sie schien sehr zufrieden und glücklich und drückte sich oft fröhlich an seinen Arm. Friedrich nahm die Gitarre, setzte sich auf das Fenster und sang:

Wann der kalte Schnee zergangen,
Stehst du draußen in der Tür,
Kommt ein Knabe schön gegangen,
Stellt sich freundlich da zu dir,
Lobet deine frische Wangen,
Dunkle Locken, Augen licht,
Wann der kalte Schnee zergangen,
Glaub' dem falschen Herzen nicht!

Wann die lauen Winde wehen,
Scheint die Sonne lieblich warm:
Wirst du wohl spazieren gehen,
Und er führet dich am Arm,
Tränen dir im Auge stehen,
Denn so schön klingt, was er spricht,
Wann die lauen Winde wehen,
Glaub' dem falschen Herzen nicht!

Wann die Lerchen wieder schwirren,
Trittst du draußen vor das Haus,
Doch er mag nicht mit dir irren,
Zog weit in das Land hinaus;

Die Gedanken sich verwirren,
Wie du siehst den Morgen rot,
Wann die Lerchen wieder schwirren,
Armes Kind, ach, wärst du tot!

Das Lied rührte Friedrich selbst mit einer unbeschreiblichen Gewalt. Die Glücklichen hatten ihn nicht bemerkt, er hörte das Mädchen noch munter lachen, als sie schon beide wieder verschwunden waren.

Der Winter neckte bald darauf noch einmal durch seine späten Züge. Es war ein unfreundlicher Abend, der Wind jagte den Schnee durch die Gassen, da ging Friedrich, in seinen Mantel fest eingewickelt, zu Rosa. Sie hatte ihm, da sie überhaupt jetzt mehr als sonst sich in Gesellschaften einließ, feierlich versprochen, ihn heut zu Hause zu erwarten. Er hatte eine Sammlung alter Bilder unter dem Mantel, die er erst unlängst aufgekauft, und an denen sie sich heut ergötzen wollten. Er freute sich unbeschreiblich darauf, ihr die Bedeutung und die alten Geschichten dazu zu erzählen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er alles im Hause still fand. Er konnte es noch nicht glauben, er stieg hinauf. Ihr Wohnzimmer war auch leer und kein Mensch zur Auskunft da. Der Spiegel auf der Toilette stand noch aufgestellt, künstliche Blumen, goldene Kämme und Kleider lagen auf den Stühlen umher; sie mußte das Zimmer unlängst verlassen haben. Er setzte sich an den Tisch und schlug einsam seine Bilder auf. Die treue Farbenpracht, die noch so frisch aus den alten Bildern schaute, als wären sie heute gemalt, rührte ihn; wie da die Genoveva arm und bloß im Walde stand, das Reh vor ihr niederstürzt und hinterdrein der Landgraf mit Rossen, Jägern und Hörnern, wie da so bunte Blumen stehen, unzählige Vögel in den Zweigen mit den glänzenden Flügeln schlagen, wie die Genoveva so schön ist und die Sonne prächtig scheint, alles grün und golden musizierend, und Himmel und Erde voller Freude und Entzückung. — Mein Gott, mein Gott, sagte Friedrich, warum ist alles auf der Welt so anders geworden! — Er fand ein Blatt auf dem Tische, worauf Rosa die Zeichnung einer Rose angefangen. Er schrieb, ohne selbst recht zu wissen, was er tat: „Lebe wohl“ auf das Blatt. Darauf ging er fort.

Draußen auf der Straße fiel ihm ein, daß heute Ball beim Minister sei. Nun übersah er den ganzen Zusammenhang und ging sogleich hin, um sich näher zu überzeugen. Dicht und unkenntlich in seinen Mantel gehüllt, stellte er sich in die Tür unter die zusehenden Bedienten. Er mußte lachen, wie der Marquis soeben im festlichen Staate einzog und mit einer vornehmen Geckenhaftigkeit ihn mit den andern Leuten auf die Seite schob. Er bemerkte wohl, wie die Bedienten heimlich lachten. Gott steh' dem Adel bei, dachte er dabei, wenn dies noch seine einzige Unterscheidung und Halt sein soll in der gewaltsam drängenden Zeit, wo untergehen muß, was sich nicht ernstlich rafft!

Die Tanzmusik schallte lustig über den Saal, wie ein wogendes Meer, wo unzählige Sterne glänzend auf- und untergingen. Da sah er Rosa mit dem Prinzen walzen. Alle sahen hin und machten willig Platz, so schön war das Paar. Sie langte im Fluge unweit der Tür an und warf sich atemlos in ein Sofa. Ihre Wangen glühten, ihr Busen, dessen Weiße die schwarz herabgeringelten Locken noch blendender machten, hob sich heftig auf und nieder; sie war überaus reizend. Er konnte sehen, wie sie dem Prinzen, der lange mit Bitten in sie zu dringen schien, tändelnd etwas reichte, das er schnell zu sich steckte. Der Prinz sagte ihr darauf etwas ins Ohr, worauf sie so leichtfertig lachte, daß es Friedrich durch die Seele schnitt.

Höchst sonderbar, erst hier in diesem Taumel, in dieser Umgebung glaubte Friedrich auf einmal in des Prinzen Reden dieselbe Stimme wiederzuerkennen, die er auf dem Maskenballe, da er Rosa zum ersten Male wiedergesehen, bei ihrem Begleiter, und dann in dem dunklen Gäßchen, als er von der kleinen Marie herauskam, bei dem einen von den zwei verhüllten Männern gehört hatte. — Er erschrak innerlichst über diese Entdeckung. Er dachte an das arme Bürgermädchen, an Leontins Haß gegen den Prinzen, an die verlorne Marie, an alle die schönen auf immer vergangenen Zeiten, und stürzte sich wieder hinunter in das lustige Schneegestöber.

Als er nach Hause kam, fand er Erwin auf dem Sofa eingeschlummert. Schreibzeug lag umher, er schien ge-

schrieben zu haben. Er lag auf dem Rücken, in der rechten Hand, die auf dem Herzen ruhte, hielt er ein zusammengelegtes Papier lose zwischen den Fingern. Friedrich hielt es für einen Brief, da es immer Erwins liebstes Geschäft war, ihn mit den neuangekommenen Briefen bei seiner Nachhausekunft selbst zu überraschen. Er zog es dem Knaben leise aus der Hand und machte es, ohne es näher zu betrachten, schnell auf.

Er las: „Die Wolken ziehn immerfort, die Nacht ist so finster. Wo führst Du mich hin, wunderbarer Schiffer? Die Wolken und das Meer haben kein Ende, die Welt ist so groß und still, es ist entsetzlich, allein zu sein.“ — Weiter unten stand: „Liebe Julie, denkst du noch daran, wie wir im Garten unter den hohen Blumen saßen und spielten und sangen, die Sonne schien warm, Du warst so gut. Seitdem hat niemand mehr Mitleid mit mir.“ — Wieder weiter: „Ich kann nicht länger schweigen, der Neid drückt mir das Herz ab.“ — Friedrich bemerkte erst jetzt, daß das Papier nur wie ein Brief zusammengelegt und ohne alle Aufschrift war. Voll Erstaunen legte er es wieder neben Erwin hin und sah den lieblich atmenden Knaben nachdenklich an.

Da wachte Erwin auf, verwunderte sich, Friedrich und den Brief neben sich zu sehen, steckte das Papier hastig zu sich und sprang auf. Friedrich faßte seine beiden Hände und zog ihn vor sich hin. Was fehlt dir? fragte er ihn unwiderstehlich gutmütig. Erwin sah ihn mit den großen, schönen Augen lange an, ohne zu antworten, dann sagte er auf einmal schnell, und eine lebhafte Fröhlichkeit flog dabei über sein seelenvolles Gesicht: Reisen wir aus der Stadt und weit fort von den Menschen, ich führ' dich in den großen Wald. — Von einem großen Walde darauf und einem kühlen Strome und einem Turme darüber, wo ein Verstorbener wohne, sprach er wunderbar wie aus dunklen, verworrenen Erinnerungen, oft alte Aussichten aus Friedrichs eigener Kindheit plötzlich aufdeckend. Friedrich küßte den begeisterten Knaben auf die Stirn. Da fiel er ihm um den Hals und küßte ihn heftig, mit beiden Armen ihn fest umklammernd. Voll Erstaunen machte sich Friedrich nur

mit Mühe aus seinen Armen los, es war etwas ungewöhnlich Verändertes in seinem Gesichte, eine seltsame Lust in seinen Küssen, seine Lippen brannten, das Herz schlug fast hörbar, er hatte ihn noch niemals so gesehen.

Der Bediente trat eben ein, um Friedrich auszukleiden. Erwin war verschwunden. Friedrich hörte, wie er darauf in seiner Stube sang:

Es weiß und rät es doch keiner,
Wie mir so wohl ist, so wohl!
Ach, wüßt' es nur einer, nur einer,
Kein Mensch sonst es wissen sollt'!

So still ist's nicht draußen im Schnee,
So stumm und verschwiegen sind
Die Sterne nicht in der Höhe,
Als meine Gedanken sind.

Ich wünscht', es wäre schon Morgen,
Da fliegen zwei Lerchen auf,
Die überfliegen einander,
Mein Herze folgt ihrem Lauf.

Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein
Und zöge über das Meer,
Wohl über das Meer und weiter,
Bis daß ich im Himmel wär'!

Fünfzehntes Kapitel.

Schwül und erwartungsvoll schauen wir in den dunkelblauen Himmel, schwere Gewitter steigen ringsum herauf, die über manche liebe Gegend und Freunde ergehen sollen, der Strom schießt dunkelglatt und schneller vorbei, als wollte er seinem Geschick entfliehen, die ganze Gegend verwandelt plötzlich seltsam ihre Miene. Keine Glockenklänge wehen mehr fromm über die Felder, die Wolken zu zerteilen, der Glaube ist tot, die Welt liegt stumm, und viel Teures wird untergehen, eh die Brust wieder frei aufatmet.

Friedrich fühlte diesen gewitternden Druck der Luft und waffnete sich nur desto frömmer mit jenem Ernst und Mute, den ein großer Zweck der Seele gibt. Er warf sich mit doppeltem Eifer wieder auf seine Studien, sein ganzes Sinnen und Trachten war endlich auf sein Vaterland gerichtet. Dies mochte ihn abhalten, Erwin damals genauer zu beobachten, der seit jenem Abend stiller als je geworden und sich an einem wunderbaren Triebe nach freier Luft und Freiheit langsam zu verzehren schien. Rosa mochte er seitdem nicht wieder besuchen. Romana hatte sich seit einiger Zeit seltsam von allen größern Gesellschaften entfernt. — Wir aber stürzen uns lieber in die Wirbel der Geschichte, denn es wird der Seele wohler und weiter im Sturm und Blitzen, als in dieser feindlich lauernden Stille.

Es war ein Feiertag im März, da ritt Friedrich mit dem Prinzen auf einem der besuchtesten Spaziergänge. Nach allen Richtungen hin zogen unzählige bunte Schwärme zu

den dunklen Toren hinaus und zerstreuten sich lustig in die neue, warme, schallende Welt. Schaukeln und Ringelspiele drehten sich auf den offenen Rasenplätzen, Musiken klangen von allen Seiten ineinander, eine unübersehbare Reihe prächtiger Wagen bewegte sich schimmernd die Allee hinunter. Romana teilte die Menge rasch zu Pferde wie eine Amazone. Friedrich hatte sie nie so schön und wild gesehen. Rosa war nirgends zu sehen. Als sie an das Ende der Allee kamen, hörten sie plötzlich einen Schrei. Sie sahen sich um und erblickten mehrere Menschen, die bemüht schienen, jemand Hülfe zu leisten. Der Prinz ritt sogleich hinzu; alles machte ehrerbietig Platz und er erblickte sein Bürgermädchen, die ohnmächtig in den Armen ihrer Mutter lag. Wie versteinert schaute er in das totenbleiche Gesicht des Mädchens. Er bat Friedrich, für sie Sorge zu tragen, wandte sein Pferd und sprengte davon. Er hatte sie zum letzten Male gesehen.

Die Mutter, welche sich selbst von Staunen und Schreck nicht erholen konnte, erzählte Friedrich, nachdem er alle unnötigen Gaffer zu entfernen gewußt, wie sie heut mit ihrer Tochter hierher spazieren gegangen, um einmal den Hof zu sehen, der, wie sie gehört, an diesem Tage gewöhnlich hier zu erscheinen pflege. Ihr Kind sei besonders fröhlich gewesen und habe noch oft gesagt: Wenn er doch mit uns wäre, so könnte er uns alle Herrschaften nennen! Auf einmal hörten sie hinter sich: der Prinz! der Prinz! Alles blieb stehen und zog den Hut. Sowie ihre Tochter den Prinzen nur erblickte, sei sie sogleich umgefallen. — Friedrich rührte die stille Schönheit des Mädchens mit ihren geschlossenen Augen tief. Er ließ sie sicher nach Hause bringen; er selbst wollte sie nicht begleiten, um alles Aufsehn zu vermeiden.

Noch denselben Abend spät sprach er mit dem Prinzen über diese Begebenheit. Dieser war sehr bewegt. Er hatte das Mädchen des Abends besucht. Sie aber wollte ihn durchaus nicht wiedersehen und hatte ebenso hartnäckig ein fürstliches Geschenk, das er ihr anbot, ausgeschlagen. Übrigens schiene sie, wie er hörte, ganz gesund.

Erwin fing um diese Zeit an zu kränkeln, es war, als erdrückte ihn die Stadtluft. Seine seltsame Gewohnheit, die Nächte im Freien zuzubringen, hatte er hier ablegen müssen. Es schien seit frühester Kindheit eine wunderbare Freundschaft zwischen ihm und der Natur mit ihren Wäldern, Strömen und Felsen. Jetzt, da dieser Bund durch das beengte Leben zerstört war, schien er, wie ein erwachter Nachtwandler, auf einmal allein in der Welt.

So versank er mitten in der Stadt immer tiefer in Einsamkeit. Nur um Rosa bekümmerte er sich viel und mit einer auffallenden Leidenschaftlichkeit. Übrigens erlernte er noch immer nichts, obschon es nicht am guten Willen fehlte. Ebenso las er auch sehr wenig und ungern, desto mehr, ja fast unaufhörlich, schrieb er, seit er es beim Grafen gelernt, so oft er allein gewesen. Friedrich fand manchmal dergleichen Zettel. Es waren einzelne Gedanken, so seltsam weit abschweifend von der Sinnes- und Ausdrucksart unsrer Zeit, daß sie oft unverständlich wurden, abgebrochene Bemerkungen über seine Umgebungen und das Leben, wie fahrende Blitze auf durchaus nächtlichem, melancholischem Grunde, wunderschöne Bilder aus der Erinnerung an eine früher verlebte Zeit und Anreden an Personen, die Friedrich gar nicht kannte, dazwischen Gebete wie aus der tiefsten Seelenverwirrung eines geängstigten Verbrechers, immerwährende Beziehung auf eine unselige verdeckte Leidenschaft, die sich selber nie deutlich schien, kein einziger Vers, keine Ruhe, keine Klarheit überall.

Friedrich versuchte unermüdlich seine frühere Lebensgeschichte auszuspüren, um nach so erkannter Wurzel des Übels vielleicht das aufrührerische Gemüt des Knaben sicherer zu beruhigen und ins Gleichgewicht zu bringen. Aber vergebens. Wir wissen, mit welcher Furcht er das Geheimnis seiner Kindheit hütete. Ich muß sterben, wenn es jemand erfährt, war dann jedesmal seine Antwort. Eine ebenso unbegreifliche Angst hatte er auch vor allen Ärzten.

Sein Zustand wurde indes immer bedenklicher. Friedrich hatte daher alles einem verständigen Arzte von seiner Bekanntschaft anvertraut und bat denselben, ihn, ohne seine

Absicht merken zu lassen, des Abends zu besuchen, wann Erwin bei ihm wäre.

Als Friedrich des Abends an Erwins Tür kam, hörte er ihn drin nach einer rührenden Melodie ohne alle Begleitung eines Instruments folgende Worte singen:

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Tränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigts Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und alles ist erfreut,
Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Friedrich trat während der letzten Strophe unbemerkt in die Stube. Der Knabe ruhte auf dem Bette, und sang so liegend mit geschlossenen Augen.

Er richtete sich schnell auf, als er Friedrich erblickte. Ich bin nicht krank, sagte er, gewiß nicht! — damit sprang er auf. Er war sehr blaß. Er zwang sich, munter zu scheinen, lachte und sprach mehr und lustiger, als gewöhnlich. Dann klagte er über Kopfweh. — Friedrich strich ihm die nußbraunen Locken aus den Augen. Tu' nicht schön mit mir, ich bitte dich! — sagte der Knabe da, sonderbar und wie mit verhaltenen Tränen.

Der Arzt trat eben in das Zimmer. Erwin sprang auf. Er erriet ahnend sogleich, was der fremde Mann wolle, und machte Miene zu entspringen. Er wollte sich durchaus nicht von ihm berühren lassen und zitterte am ganzen Leibe. Der Arzt schüttelte den Kopf. Hier wird meine Kunst nicht ausreichen, sagte er zu Friedrich, und verließ das Zimmer bald wieder, um den Knaben in diesem Augenblicke zu schonen. Da sank Erwin ermattet zu Fried-

richs Füßen. Friedrich hob ihn freundlich auf seine Knie und küßte ihn. Er aber küßte und umarmte ihn nicht wieder, wie damals, sondern saß still und sah, in Gedanken verloren, vor sich hin.

Schon spannen wärmere Sommernächte draußen ihre Zaubereien über Berge und Täler, da war es Friedrich einmal mitten in der Nacht, als riefe ihn ein Freund, auf den er sich nicht besinnen könnte, wie aus weiter Ferne. Er wachte auf, da stand eine lange Gestalt mitten in dem finstern Zimmer. Er erkannte Leontin an der Stimme. Frisch auf, Herzbruder! sagte dieser, die eine Halbkugel rührt sich hell beleuchtet, die andere träumt; mir war nicht wohl, ich will den Rhein einmal wiedersehen, komm mit! Er hatte die Fenster aufgemacht, einzelne graue Streifen langten schon über den Himmel, unten auf der Gasse blies der Postillon lustig auf dem Horne.

Da galt kein Staunen und kein Zögern, Friedrich mußte mit ihm hinunter in den Wagen. Auch Erwin war mit unbegreiflicher Schnelligkeit reisefertig. Friedrich erstaunte, ihn auf einmal ganz munter und gesund zu sehen. Mit funkelnden Augen sprang er mit in den Wagen, und so rasselten sie durch das stille Tor ins Freie hinaus.

Sie fuhren schnell durch unübersehbar stille Felder, durch einen dunkel dichten Wald, später zwischen engen, hohen Bergen, an deren Fuß manch Städtlein zu liegen schien; ein Fluß, den sie nicht sahen, rauschte immerfort seitwärts unter der Straße, alles feenhaft verworren. Leontin erzählte ein Märchen, mit den wechselnden Wundern der Nacht, wie sie sich die Seele ausmalte, in Worten kühl spielend. Friedrich schaute still in die Nacht, Erwin ihm gegenüber hatte die Augen weit offen, die unausgesetzt, solange es dunkel war, auf ihn geheftet schienen, der Postillion blies oft dazwischen. Der Tag fing indes an von der einen Seite zu hellen, sie erkannten nach und nach ihre Gesichter wieder, einzelne zu früh erwachte Lerchen schwirrten schon, wie halb im Schlafe, hoch in den Lüften ihr endloses Lied, es wurde herrlich kühl.

Bald darauf langten sie an dem Gebirgsstädtchen an, wohin sie wollten. Das Tor war noch geschlossen. Der

Torwächter trat schlaftrunken heraus, wünschte ihnen einen guten Morgen und pries die Reisenden glückselig und beneidenswert in dieser Jahreszeit. In dem Städtchen war noch alles leer und still. Nur einzelne Nachtigallen vor den Fenstern und unzählige von den Bergen über dem Städtchen schlugen um die Wette. Mehrere alte Brunnen mit zierlichem Gitterwerk rauschten einförmig auf den Gassen. In dem Wirtshause, wo sie abstiegen, war auch noch niemand auf. Der Postillon blies daher, um sie zu wecken, mehrere Stücke, daß es über die stillen Straßen weg in die Berge hineinschallte. Erwin saß indes auf einem Springbrunnen auf dem Platze und wusch sich die Augen klar.

Friedrich und Leontin ließen Erwin bei dem Wagen zurück und gingen von der andern Seite ins Gebirge. Als sie aus dem Walde auf einen hervorragenden Felsen heraustraten, sahen sie auf einmal aus wunderreicher Ferne, von alten Burgen und ewigen Wäldern kommend, den Strom vergangener Zeiten und unvergänglicher Begeisterung, den königlichen Rhein. Leontin sah lange still in Gedanken in die grüne Kühle hinunter, dann fing er sich schnell an auszukleiden. Einige Fischer fuhren auf dem Rheine vorüber und sangen ihr Morgenlied, die Sonne ging eben prächtig auf, da sprang er mit ausgebreiteten Armen in die kühlen Flammen hinab. Friedrich folgte seinem Beispiele, und beide rüstige Schwimmer rangen sich lange jubelnd mit den vom Morgenglanze trunkenen, eisigen Wogen. Unbeschreiblich leicht und heiter kehrten sie nach dem Morgenbade wieder in das Städtchen zurück, wo unterdes alles schon munter geworden. Es war die Weihe der Kraft für lange Kämpfe, die ihrer harrten.

Als die Sonne schon hoch war, bestiegen sie die alte, wohlerhaltene Burg, die wie eine Ehrenkrone über der altdeutschen Gegend stand. Des Wirtes Tochter ging ihnen mit einigen Flaschen Wein lustig die dunklen, mit Efeu überwachsenen Mauerpfade voran, ihr junges, blühendes Gesicht nahm sich gar zierlich zwischen dem alten Gemäuer und Bilderwerk aus. Sie legte vor der Sonne die Hand über die Augen und nannte ihnen die zerstreuten Städte und Flüsse in der unermeßlichen Aussicht, die sich unten auf-

tat. Leontin schenkte Wein ein, sie tat ihnen Bescheid und gab jedem willig zum Abschiede einen Kuß.

Sie stieg nun wieder den Berg hinab, die beiden schauten fröhlich in das Land hinaus. Da sahen sie, wie jenseits des Rheins zwei Jägerburschen aus dem Walde kamen und einen Kahn bestiegen, der am Ufer lag. Sie kamen quer über den Rhein auf das Städtchen zugefahren. Der eine saß tiefsinnig im Kahne, der andere tat mehrere Schüsse, die vielfach in den Bergen widerhallten. Erwin hatte sich in ein ausgebrochenes Bogenfenster der Burg gesetzt, das unmittelbar über dem Abgrunde stand. Ohne allen Schwindel saß er dort oben, seine ganze Seele schien aus den sinnigen Augen in die wunderbare Aussicht hinauszusehen. Er sagte voller Freuden, er erblicke ganz im Hintergrunde einen Berg und einen hervorragenden Wald, den er gar wohl kenne. Leontin ließ sich die Gegend zeigen und schien sie ebenfalls zu erkennen. Er sah darauf den Knaben ernsthaft und verwundert an, der es nicht bemerkte.

Erwin blieb in dem Fensterbogen sitzen, sie aber durchzogen das Schloß und den Berg in die Runde. Junge, grüne Zweige und wildbunte Blumen beugten sich überall über die dunklen Trümmer der Burg, der Wald rauschte kühl, Quellen sprangen in hellen, frischlichen Bogen von den Steinen, unzählige Vögel sangen, von allen Seiten die unermeßliche Aussicht, die Sonne schien warm über der Fläche, in tausend Strömen sich spiegelnd; es war, als sei die Natur hier rüstiger und lebendiger vor Erinnerung im Angesichte des Rheins und der alten Zeit. Wo ein Begeisterter steht, ist der Gipfel der Welt, rief Leontin fröhlich aus.

Willkommen, Freund, Bruder! sagte da auf einmal eine Stimme mit Pathos, und ein fremder junger Mann, den sie vorher nicht bemerkt hatten, faßte Leontin fest bei der Hand. Ach, was Bruder! fuhr Leontin heraus, ärgerlich über die unerwartete Störung. Der Fremde ließ sich nicht abschrecken, sondern sagte: Jene Worte logen nicht, Sie sind ein Verehrer der Natur, ich bin auch stolz auf diesen Namen. Wahrhaftig, mein Herr, erwiderte Leontin geschwind, sich komisch erwehrend, Sie irren sich

entsetzlich, ich bin weder biederherzig, wie Sie sich vorstellen, noch begeistert, noch ein Verehrer der Natur, noch —. Der Fremde fuhr ganz blinderpicht fort: Lassen Sie die Gewöhnlichen sich ewig suchen und verfehlen, die Seltenen wirft ein magnetischer Zug einander an die männliche Brust, und der ewige Bund ist ohne Wort geschlossen in des Eichenwaldes heiligen Schatten, wenn die Orgel des Weltbaues gewaltig dahinbraust. — Bei diesen Worten fiel ihm ein Buch aus der Tasche. Sie verlieren Ihre Noten, sagte Leontin, Schillers Don Carlos erkennend. Warum Noten? fragte der Fremde. Darum, sagte Leontin, weil Euch die ganze Natur nur der Text dazu ist, den Ihr nach den Dingern da aborgelt, und je schwieriger und würgender die Koloraturen sind, daß Ihr davon ganz rot und blau im Gesichte werdet und die Tränen samt den Augen heraustreten, je begeisterter und gerührter seid Ihr. Macht doch die Augen fest zu in der Musik und im Sausen des Waldes, daß Ihr die ganze Welt vergeßt und Euch vor allem!

Der Fremde wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte. Leontin fand ihn zuletzt gar possierlich; sie gingen und sprachen noch viel zusammen und es fand sich am Ende, daß er ein abgedankter Liebhaber der Schmachtenden in der Residenz sei, den er früher manchmal bei ihr gesehen. Der Einklang der Seelen hatte sie zusammen, und ich weiß nicht was, wieder auseinandergeführt. Er rühmte viel, wie dieses seelenvolle Weib mit Geschmack, treu und tugendhaft liebe. Treu? — sie ist ja verheiratet, sagte Friedrich unschuldig. Ei, was! fiel ihm Leontin ins Wort, diese Alwinas, diese neuen Heloisen, diese Erbschleicherinnen der Tugend sind pfiffiger als Gottes Wort. Nicht wahr, der Teufel stinkt nicht und hat keine Hörner, und Ehebrechen und Ehebrechen ist zweierlei? — Der Fremde war verlegen wie ein Schulknabe.

Es neigte sich indes zum Abend, aber die Luft war schwül geworden und man hörte von fern donnern. Das letztere war dem Fremden eben recht; der Donner, den er nicht anders als rollend nannte, schien ihn mit einem neuen Anfalle von Genialität aufzublähen. Er versicherte, er müsse im Gewitter einsam und im Freien sein, das wäre

von jeher so seine Art, und nahm Abschied von ihnen. Leontin klopfte ihn beim Weggehn tüchtig auf die Achsel: Beten und fasten Sie fleißig und dann schauen Sie wieder in Gottes Welt hinaus, wie da der Herr genialisch ist. Es ist doch nichts lächerlicher, sagte er, da jener fort war, als eine aus der Mode gekommene Genialität. Man weiß dann gar nicht, was die Kerls eigentlich haben wollen.

Es gewitterte indes immer stärker und näher. Leontin bestieg schnell eine hohe Tanne, die am Abhange stand, um das Wetter zu beschauen. Der Wind, der dem Gewitter vorausflog, rauschte durch die dunklen Äste des Baumes und neigte den Wipfel über den Abgrund hinaus. Ich sehe in das Städtchen, in alle Straßen hinab, rief Leontin von oben, wie die Leute eilig hin und her laufen, und die Fenster und Türen schließen, und mit den Laden klappern vor dem heranziehenden Wetter! Es achtet ihrer doch nicht und zieht über sie weg. Unsern Don Carlos sehe ich auf einer Felsenspitze, den Batterien des Gewitters gegenüber, er steht, die Arme über der Brust verschränkt, den Hut tief in die Augen gedrückt, den einen Fuß trotzig vorwärts, pfui, pfui, über den Hochmut! Den Rhein seh' ich kommen, zu dem alle Flüsse des Landes flüchten, langsam und dunkelgrün, Schiffe rudern eilig ans Ufer, eines seh' ich mit Gott gerad aus fahren; fahre, herrlicher Strom! Wie Gottes Flügel rauschen, und die Wälder sich neigen, und die Welt still wird, wenn der Herr mit ihr spricht! Wo ist dein Witz, deine Pracht, deine Genialität? Warum wird unten auf den Flächen alles eins und unkenntlich wie ein Meer, und nur die Burgen stehen einzeln und unterschieden zwischen den wehenden Glockenklängen und schweifenden Blitzen? Du könntest mich wahnwitzig machen unten, erschreckliches Bild meiner Zeit, wo das zertrümmerte Alte in einsamer Höhe steht, wo das Einzelne gilt und sich, schroff und scharf im Sonnenlichte abgezeichnet, hervorhebt, während das Ganze in farblosen Massen gestaltlos liegt, wie ein ungeheurer, grauer Vorhang, an dem unsere Gedanken, gleich Riesenschatten aus einer andern Welt, sich abarbeiten. — Der Wind verwehte seine Worte in die grenzenlose Luft. Es regnete schon lange. Der Regen und der Sturm wurden

endlich so heftig, daß er sich nicht mehr auf dem Baume erhalten konnte. Er stieg herab, und sie kehrten zu der Burg zurück.

Als das Wetter sich nach einiger Zeit wieder verzogen hatte, brachen sie aus ihrem Schlupfwinkel auf, um sich in das Städtchen hinunter zu begeben. Da trafen sie an dem Ausgange der Burg mit den zwei Jägern zusammen, die sie frühmorgens über den Rhein fahren gesehen, und die ebenfalls das Gewitter in der Burg belagert gehalten hatte. Es war schon dunkel geworden, so daß sie einander nicht wohl erkennen konnten. Die Bäume hingen voll heller Tropfen, der enge Fußsteig war durch den Regen äußerst glatt geworden. Die beiden Jäger gingen sehr vorsichtig und furchtsam, hielten sich an alle Sträucher und glitten mehrere Male bald Friedrich, bald Leontin in die Arme, worüber sie vom letztern, der ihnen durchaus nicht helfen wollte, viel Gelächter ausstehn mußten. Erwin sprang mit einer ihm sonst nie gewöhnlichen Wildheit allen weit voraus, wie ein Gems den Berg hinab.

Allen wurde wohl, als sie nach der langen Einsamkeit in das Städtchen hinunterkamen, wo es recht patriarchalisch aussah. Auf den Gassen ging jung und alt, sprechend und lachend, nach dem Regen spazieren, die Mädchen des Städtchens saßen draußen vor ihren Türen unter den Weinlauben. Der Abend war herrlich, alles erquickt nach dem Gewitter, das nur noch von fern nachhallte, Nachtigallen schlugen wieder von den Bergen, vor ihren Augen rauschte der Rhein an dem Städtchen vorüber. Leontin zog mit seiner Gitarre, wie ein reisender Spielmann aus alter Zeit, von Haus zu Haus und erzählte den Mädchen Märchen, oder sang ihnen neue Melodien auf ihre alten Lieder, wobei sie still mit ihren sinnigen Augen um ihn herumsaßen. Friedrich saß neben ihm auf der Bank, den Kopf in beide Arme auf die Knie gestützt, und erholte sich recht an den altfränkischen Klängen.

Die zwei Jäger hatten sich nicht weit von ihnen um einen Tisch gelagert, der auf dem grünen Platze zwischen den Häusern und dem Rheine aufgeschlagen war, und schäkerten mit den Mädchen, denen sie gar wohl zu gefallen

schienen. Die Mädchen verfertigten schnell einen fröhlichen, übervollen Kranz von hellroten Rosen, den sie dem einen, welcher der lustigste schien, auf die Stirn drückten. Leontin, der wenig darauf achtgab, begann folgendes Lied über ein am Rheine bekanntes Märchen:

Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Was reit'st du einsam durch den Wald?
Der Wald ist lang, du bist allein,
Du schöne Braut! ich führ' dich heim!

Da antwortete der Bekränzte drüben vom andern Tische mit der folgenden Strophe des Liedes:

Groß ist der Männer Trug und List,
Vor Schmerz mein Herz gebrochen ist,
Wohl irrt das Waldhorn her und hin,
O flieh! du weißt nicht, wer ich bin.

Leontin stutzte und sang weiter:

So reich geschmückt ist Roß und Weib,
So wunderschön der junge Leib,
Jetzt kenn' ich dich — Gott steh' mir bei!
Du bist die Hexe Lorelei.

Der Jäger antwortete wieder:

Du kennst mich wohl — von hohem Stein,
Schaut still mein Schloß tief in den Rhein.
Es ist schon spät, es wird schon kalt,
Kommst nimmermehr aus diesem Wald!

Der Jäger nahm nun ein Glas, kam auf sie los und trank Friedrich keck zu: Unsere Schönen sollen leben! Friedrich stieß mit an. Da zersprang der Römer des Jägers klingend an dem seinigen. Der Jäger erblaßte und schleuderte das Glas in den Rhein. —

Es war unterdes schon spät geworden, die Mädchen fingen an einzunicken, die Alten trieben ihre Kinder zu Bett, und so verlor sich nach und nach eines nach dem andern, bis sich unsere Reisenden allein auf dem Platze sahen. Die Nacht war sehr warm, Leontin schlug daher vor, die ganze Nacht über auf dem Rheine nach der Residenz hin-

unter zu fahren, er sei ein guter Steuermann und kenne jede Klippe auswendig. Alle willigten sogleich ein, der eine Jäger nur mit Zaudern, und so bestiegen sie einen Kahn, der am Ufer angebunden war. Den Knaben Erwin, der während Leontins Liedern zu Friedrichs Füßen eingeschlafen, hatten sie, da er durchaus nicht zu ermuntern war, in den Kahn hineintragen müssen, wo er auch nach einem kurzen, halbwachen Taumel sogleich wieder in Schlaf versank. Friedrich saß vorn, die beiden Jäger in der Mitte, Leontin am Steuerruder lenkte keck gerade auf die Mitte los, die Gewalt der Stromes faßte recht das Schiffchen, zu beiden Seiten flogen Weingärten, einsame Schlünde und Felsenriesen mit ausgebreiteten Eichenarmen, wechselnd vorüber, als gingen die alten Helden unsichtbar durch den Himmel und würfen so ihre streifenden Schatten über die stille Erde.

Der Himmel hatte sich indes von neuem überzogen, die Gewitter schienen wieder näher zu kommen. Der eine von den Jägern, der überhaupt fast noch gar nicht gesprochen, blieb fortwährend still. Der andere mit dem Rosenkranze dagegen saß schaukelnd und gefährlich auf dem Rande des Kahnes und hatte beide Beine, die bei jeder Schwankung die Wellen berührten, darüber heruntergehangen. Er sah in das Wasser hinab, wie die flüchtigen Wirbel kühl aufrauschend, dann wieder still, wunderbar hinunterlockten. Leontin hieß ihn die Beine einstecken. Was schadet's, sagte der Jäger innerlich heftig, ich tauge doch nichts auf der Welt, ich bin schlecht, wär' ich da unten, wäre auf einmal alles still. — Oho! rief Leontin, Ihr seid verliebt, das sind verliebte Sprüche. Sag an, wie sieht dein Liebchen aus? Ist's schlank, stolz, kühn, voll hohen Graus, ist's Hirsch, Pfau, oder eine kleine süße Maus? — Der Jäger sagte: Mein Schatz ist ein Hirsch, der wandelt in einer prächtigen Wildnis, die liegt so unbeschreiblich hoch und einsam, und die ganze Welt übersieht man von dort, wie sich die Sonne ringsum in Seen und Flüssen und allen Kreaturen wunderbar bespiegelt. Es ist des Jägers dunkelwüste Lust, das Schönste, was ihn rührt, zu verderben. So nahm er Abschied von seinem alten Leben und folgte

dem Hirsche immer höher mühsam hinauf. Als die Sonne aufging, legte er oben in der klaren Stille lauernd an. Da wandte sich der Hirsch plötzlich und sah ihn keck und fromm an, wie den Herzog Hubertus. Da verließen den Jäger auf einmal seine Künste und seine ganze Welt, aber er konnte nicht niederknien, wie jener, denn ihm schwindelte vor dem Blick und der Höhe, und es faßte ihn ein seltsames Gelüst, die dunkle Mündung auf seine eigene, ausgestorbene Brust zu kehren. —

Die beiden Grafen überhörten bei dem Winde, der sich nach und nach zu erheben anfing, diese sonderbaren Worte des Verliebten. Fahrende Blitze erhellten inzwischen von Zeit zu Zeit die Gegend, und ihr Schein fiel auf die Gesichter der beiden Jäger. Sie waren gar lieblich anzusehen, schienen beide noch Knaben. Der eine hatte ein silbernes Horn an der Seite hängen. Leontin sagte, er solle eins blasen; er versicherte aber, daß er es nicht könne. Leontin lachte ihn aus, was sie für Jäger wären, nahm das Horn und blies sehr geschickt ein altes, schönes Lied. Der eine gesprächige Jäger sagte, es fiele ihm dabei eben ein Lied ein, und sang zu den beiden Grafen mit einer angenehmen Stimme:

Wir sind so tief betrübt, wenn wir auch scherzen,
Die armen Menschen müh'n sich ab und reisen,
Die Welt zieht ernst und streng in ihren Gleisen,
Ein feuchter Wind verlöscht die lust'gen Kerzen. —

Du hast so schöne Worte tief im Herzen,
Du weißt so wunderbare alte Weisen,
Und wie die Stern' am Firmamente kreisen,
Zieh'n durch die Brust dir ewig Lust und Schmerzen.

So laß dein' Stimme hell im Wald erscheinen!
Das Waldhorn fromm wird auf und nieder wehen,
Die Wasser geh'n, und Rehe einsam weiden.

Wir wollen stille sitzen und nicht weinen,
Wir wollen in den Rhein hinuntersehen,
Und, wird es finster auf der Welt, nicht scheiden.

Kaum hatte er die letzten Worte ausgesungen, als Erwin, der durch den Gesang aufgewacht war und bei einem langen Blitze das Gesicht des andern stillen Jägers plötzlich dicht vor sich erblickte, mit einem lauten Schrei aufsprang und sich in demselben Augenblicke über den Kahn in den Rhein stürzte. Die beiden Jäger schrien entsetzlich, der Knabe aber schwamm wie ein Fisch durch den Strom und war schnell hinter dem Gesträuch am Ufer verschwunden.

Leontin lenkte sogleich ihm nach ans Ufer und alle eilten verwundert und bestürzt ans Land. Sie fanden sein Tuch zerrissen an den Sträuchern hängen; es war fast unbegreiflich, wie er durch dieses Dickicht sich hindurchgearbeitet.

Friedrich und Leontin begaben sich in verschiedenen Richtungen ins Gebirge, sie durchkletterten alle Felsen und Schluften und riefen nach allen Seiten hin. Aber alles blieb nächtlich still, nur der Wald rauschte einförmig fort. Nach langem Suchen kamen sie endlich müde beide wieder auf der Höhe über ihrem Landungsplatze zusammen. Der Kahn stand noch am Ufer, die beiden Jäger aber unten waren verschwunden. Der Rhein rauschte prächtig funkelnd in der Morgensonne zwischen den Bergen hin. Erwin kehrte nicht mehr zurück.



Sechzehntes Kapitel.

Die heftige Romana liebte Friedrich vom ersten Blicke an mit der ihr eigentümlichen Gewalt. Seitdem er aber in jener Nacht auf dem Schlosse von ihr fortgeritten, als sie bemerkte, wie ihre Schönheit, ihre vielseitigen Talente, die ganze Phantasterei ihres künstlich gesteigerten Lebens alle Bedeutung verlor und zuschanden wurde an seiner höhern Ruhe, da fühlte sie zum ersten Male die entsetzliche Lücke in ihrem Leben, und daß alle Talente Tugenden werden müssen oder nichts sind, und schauderte vor der Lügenhaftigkeit ihres ganzen Wesens. Friedrichs Verachtung war ihr durchaus unerträglich, obgleich sie sonst die Männer verachtete. Da raffte sie sich innerlichst zusammen, zerriß alle ihre alten Verbindungen und begrub sich in die Einsamkeit ihres Schlosses. Daher ihr plötzliches Verschwinden aus der Residenz.

Sie mochte sich nicht stückweise bessern, ein ganz neues Leben der Wahrheit wollte sie anfangen. Vor allem bestrebte sie sich mit ehrlichem Eifer, den schönen, verwilderten Knaben, den wir dort kennen gelernt, zu Gott zurückzuführen, und er übertraf mit seiner Kraft eines unabgenützten Gemütes gar bald seine Lehrerin. Sie knüpfte Bekanntschaften an mit einigen häuslichen Frauen der Nachbarschaft, die sie sonst unsäglich verachtet, und mußte beschämt vor mancher Trefflichkeit stehen, von der sie sich ehedem nichts träumen ließ. Die Fenster und Türen ihres Schlosses, die sonst Tag und Nacht offen standen, wurden nun geschlossen, sie wirkte still und fleißig nach allen Seiten

und führte eine strenge Hauszucht. Friedrich sollte ihretwegen von alledem nichts wissen, das war ihr, wie sie meinte, einerlei. —

Es war ihr redlicher Ernst, anders zu werden, und noch nie hatte sich ihre Seele so rein triumphierend und frei gefühlt, als in dieser Zeit. Aber es war auch nur ein Rausch, obgleich der schönste in ihrem Leben. Es gibt nichts Erbarmungswürdigeres, als ein reiches, verwildertes Gemüt, das in verzweifelter Erinnerung an seine ursprüngliche, alte Güte, sich liederlich an dem Besten und Schlechtesten berauscht, um nur jenes Andenken loszuwerden, bis es, so ausgehöhlt, zugrunde geht. Wenn uns der Wandel tugendhafter Frauen wie die Sonne erscheint, die in gleichverbreiteter Klarheit, still und erwärmend, täglich die vorgeschriebenen Kreise beschreibt, so möchten wir dagegen Romanas rasches Leben einer Rakete vergleichen, die sich mit schimmerndem Geprassel zum Himmel aufreißt und oben unter dem Beifallsklatschen der staunenden Menge in tausend funkelnde Sterne ohne Licht und Wärme prächtig zerplatzt.

Sie hatte die Einfalt, diese Grundkraft aller Tugend, leichtsinnig verspielt; sie kannte gleichsam alle Schliche und Kniffe der Besserung. Sie mochte sich stellen, wie sie wollte, sie konnte, gleich einem Somnambulisten, ihre ganze Bekehrungsgeschichte wie ein wohlgeschriebenes Gedicht, Vers vor Vers, inwendig vorauslesen, und der Teufel saß gegenüber und lachte ihr dabei immerfort ins Gesicht. In solcher Seelenangst dichtete sie oft die herrlichsten Sachen, aber mitten im Schreiben fiel es ihr ein, wie doch das alles eigentlich nicht wahr sei — wenn sie betete, kreuzten ihr häufig unkeusche Gedanken durch den Sinn, daß sie erschrocken aufsprang.

Ein alter, frommer Geistlicher vom Dorfe besuchte die schöne Büßerin fleißig. Sie erstaunte, wie der Mann so eigentlich ohne alle Bildung und doch so hochgebildet war. Er sprach ihr oft stundenlang von den tiefsinnigsten Wahrheiten seiner Religion, und war dabei immer so herzlich heiter, ja, oft voll lustiger Schwänke, während sie dabei jedesmal in eine peinliche, gedankenvolle Traurigkeit versank. Er fand manchmal geistliche Lieder und Legenden

bei ihr, die sie soeben gedichtet. Nichts glich dann seiner Freude darüber; er nannte sie sein liebes Lämmchen, las die Lieder viele Male sehr aufmerksam und legte sie in sein Gebetbuch. Mein Gott! sagte da Romana in Gedanken verloren oft zu sich selbst, wie ist der gute Mann doch unschuldig! —

In dieser Zeit schrieb sie, weniger aus Freundschaft, als aus Laune und Bedürfnis sich auszusprechen, mehrere Briefe an die Schmachtende in der Residenz, im tiefsten Jammer ihrer Seele verfaßt. Sie erstaunte über sich selbst, wie moralisch sie zu schreiben wußte, wie ganz klar ihr Zustand ihr vor Augen lag und sie es doch nicht ändern konnte. Die Schmachtende konnte sich nicht enthalten, diese interessanten Briefe ihrem Abendzirkel mitzuteilen. Man nahm dieselben dort für Grundrisse zu einem Romane, und bewunderte die feine Anlage und den Geist der Gräfin.

Romana hielt es endlich nicht länger aus, sie mußte ihren hohen Feind und Freund, den Grafen Friedrich, wiedersehen. Kaum hatte sie sich diesen Wunsch einmal erlaubt, als sie auch schon auf dem Pferde saß und der Residenz zuflog. Dies war damals, als sie Friedrich an dem warmen Märzfeste so wild die Menge teilend vorüberreiten sah. Als sie nun ihren Geliebten wieder vor sich sah, noch immer unverändert ruhig und streng wie vorher, während eine ganz neue Welt in ihr auf- und untergegangen war, da schien es ihr unmöglich, seine Tugend und Größe zu erreichen. Die beiden vor ihr Leben gespannten, unbändigen Rosse, das schwarze und das weiße, gingen bei dem Anblick von neuem durch mit ihr, alle ihre schönen Pläne lagen unter den heißen Rädern des Wagens zerschlagen, sie ließ die Zügel schießen und gab sich selber auf.

Friedrich war indes noch mehrere Tage lang mit Leontin in dem Gebirge herumgestrichen, um Erwin wiederzufinden. Aber alle Nachforschungen blieben vergebens. Es blieb ihm nichts übrig, als auf immer Abschied zu nehmen von dem lieben Wesen, dessen wunderbare Nähe ihm durch die lange Gewohnheit fast unentbehrlich geworden war.

Rüstig und neu gestärkt durch die kühle Wald- und Bergluft, die wieder einmal sein ganzes Leben angeweht,

kehrte er in die Residenz zurück und ging freudiger, als jemals, wieder an seine Studien, Hoffnungen und Pläne. Aber wie vieles hatte sich gar bald verändert. Die braven Gesellen, welche der Winter tüchtig zusammengehalten, zerstreute und erschlaffte die warme Jahreszeit. Der eine hatte eine schöne, reiche Braut gefunden und rechnete die gemeinsame Not seiner Zeit gegen sein eigenes einzelnes Glück zufrieden ab, seine Rolle war ausgespielt. Andere fingen an auf öffentlichen Promenaden zu paradieren, zu spielen und zu liebeln, und wurden nach und nach kalt und beinahe ganz geistlos. Mehrere rief der Sommer in ihre Heimat zurück. Aller Ernst war verwittert, und Friedrich stand fast allein. Mehr jedoch, als diese Treulosigkeit einzelner, auf die er doch nie gebaut, kränkte ihn die allgemeine Willenlosigkeit, von der er sich immer deutlicher überzeugen mußte. So bemerkte er, unter vielen andern Zeichen der Zeit, oft an einem Abend und in einer Gesellschaft zwei Arten von Religionsnarren. Die einen prahlten da, daß sie das ganze Jahr nicht in die Kirche gingen, verspotteten freigeisterisch alles Heilige und hingen auf alle Weise, die Gott sei Dank! bereits abgenutzte und schäbige Paradedecke der Aufklärung aus. Aber es war nicht wahr, denn sie schlichen heimlich vor Tagesanbruch, wenn der Küster aufschloß, zum Hinterpförtchen in die Kirchen hinein und beteten fleißig. Die andern fielen dagegen gar weidlich über diese her, verfochten die Religion und begeisterten sich durch ihre eigenen schönen Redensarten. Aber es war auch nicht wahr, denn sie gingen in keine Kirche und glaubten heimlich selber nicht, was sie sagten. Das war es, was Friedrich empörte, die überhandnehmende Desorganisation gerade unter den Bessern, daß niemand mehr wußte, wo er ist, die landesübliche Abgötterei unmoralischer Exaltation, die eine allgemeine Auflösung nach sich führen mußte.

Um diese Zeit erhielt Friedrich nach so vielen Monaten unerwartet einen Brief von dem Gute des Herrn v. A. An den langen Drudenfüßen sowohl, als an dem fast komisch falsch gesetzten Titel erkannte er sogleich den halbvergessenen Viktor. Er erbrach schnell und voll Freude das Siegel. Der Brief war folgenden Inhalts:

Es wird uns alle sehr freuen, wenn wir hören, daß Sie und der Herr Graf Leontin sich wohl befinden, wir sind hier alle, Gott sei Dank! gesund. Als Sie beide weggereist sind, war es hier so still, als wenn ein Kriegslager aufgebrochen wäre und die Felder nun einsam und verlassen stünden, im ganzen Schlosse sieht's aus, wie in einer alten Rumpelkammer. Ich mußte anfangs an den langen Abenden auf dem Schlosse aus dem Abraham a St. Clara vorlesen. Aber es ging gar nicht recht. Der Herr v. A. sagte: Ja, wenn der Leontin dabei wäre! Die gnädige Frau sagte: Es wäre doch alles gar zu dummes Gewäsch durcheinander, und Fräulein Julie dachte Gott weiß, an was, und paßte gar nicht auf. Es ist gar nichts mehr auf der Welt anzufangen. Ich kann das verdammte traurige Wesen nicht leiden! Ich bin daher schon über einen Monat weder aufs Schloß, noch sonst wo ausgekommen. Sie sind doch recht glücklich! Sie sehen immer neue Gegenden und neue Menschen. Ich weiß die vier Wände in meiner Kammer schon auswendig. Ich habe meine zwei kleinen Fenster mit Stroh verhangen, denn der Wind bläst schon infam kalt durch die Löcher herein, auch alle meine Wanduhren habe ich ablaufen lassen, denn das ewige Picken möcht' einen toll machen, wenn man so allein ist. Ich denke mir dann gar oft, wie Sie jetzt auf einem Balle mit schönen, vornehmen Damen tanzen, oder weit von hier am Rheine fahren oder reiten, und rauche Tabak, daß das Licht auf dem Tische oft auslischt. Gestern hat es zum ersten Male den ganzen Tag wie aus einem Sacke geschneit. Das ist meine größte Lust. Ich ging noch spät abends, in den Mantel gehüllt, auf den Berg hinaus, wo wir immer nachmittags im Sommer zusammengelegen haben. Das Rauchtal und die ganze, schöne Gegend war verschneit und sah kurios aus. Es schneite immerfort tapfer zu. Ich tanzte, um mich zu erwärmen, über eine Stunde in dem Schneegestöber herum.

Dies hab' ich schon vor einigen Monaten geschrieben. Gleich nach jener Nacht, da ich draußen getanzt, verfiel ich in eine langwierige Krankheit. Alle Leute fürchteten sich

vor mir, weil es ein hitziges Fieber war, und ich hätte wie ein Hund umkommen müssen; aber Fräulein Julie besuchte mich alle Tage und sorgte für Medizin und alles, wofür sie Gott belohnen wird. Ich wußte nichts von mir. Sie sagt mir aber, ich hätte immerfort von Ihnen beiden phantasiert und oft auch gar in Reimen gesprochen. Ich muß mir das Zeug durch die Erkältung zugezogen haben. — Jetzt bin ich, Gott sei Dank, wiederhergestellt, und mache wieder fleißig Uhren. — Neues weiß ich weiter nichts, als daß seit mehreren Wochen ein fremder Kavalier, der in der Nachbarschaft große Herrschaften gekauft, zu uns auf das Schloß kommt. Er soll viele Sprachen kennen und sehr gelehrt und bereist sein, und will unser Fräulein Julie haben. Die gnädige Frau möchte es gern sehen, aber dem Fräulein gefällt er gar nicht. Wenn sie nachmittags oben im Garten beim Lusthause sitzt und ihn von weitem unten um die Ecke heranreiten sieht, klettert sie geschwind über den Gartenzaun und kommt zu mir. Was will ich tun? Ich muß sie in meiner Kammer einsperren, und gehe unterdes spazieren. Neulich, als ich schon ziemlich spät wieder zurückkam und meine Tür aufschloß, fand ich sie ganz blaß und am ganzen Leibe zitternd. Sie war noch völlig atemlos vor Schreck und fragte mich schnell, ob ich ihn nicht gesehen? Dann erzählte sie mir: als es angefangen finster zu werden, habe sie auf meinem Bette in Gedanken gesessen, da habe auf einmal etwas an das Fenster geklopft. Sie hätte den Atem eingehalten und unbeweglich gesessen, da wäre plötzlich das Fenster aufgegangen und Ihr leibhaftiger Page, der Erwin, habe mit totenblassem Gesicht und verwirrten Haaren in die Stube hineingeguckt. Als er sich überall umgesehen und sie auf dem Bett erblickt, habe er ihr mit dem Finger gedroht und sei wieder verschwunden. Ich sagte ihr, sie sollte sich solches dummes Zeug nicht in den Kopf setzen. Sie aber hat es sich sehr zu Herzen genommen, und ist seitdem etwas traurig. Die Tante soll nichts davon wissen. Was gibt's denn mit dem guten Jungen, ist er nicht mehr bei Ihnen? — So eben, wie ich dies schreibe, sieht Fräulein Julie drüben über den

Gartenzaun. — Als ich sagte, daß ich an Sie schriebe, kam sie schnell aus dem Garten zu mir herüber und ich mußte ihr eine Feder schneiden; sie wollte selber etwas dazu schreiben. Dann wollte sie wieder nicht und lief davon. Sie sagte mir, ich solle Sie von ihr grüßen und bitten, Sie möchten auch den Herrn Grafen Leontin von ihr grüßen, wenn er bei Ihnen wäre. Kommen Sie beide doch bald wieder einmal zu uns! Es ist jetzt wieder sehr schön im Garten und auf den Feldern. Ich gehe wieder, wie damals, alle Morgen vor Tagesanbruch auf den Berg, wo Sie und Leontin mich immer auf meinem Sitze besucht haben. Die Sonne geht gerade in der Gegend auf, wo Sie mir immer an den schwülen Nachmittagen beschrieben haben, daß die Residenz liegt und der Rhein geht. Ich rufe dann mein Hurra und werfe meinen Hut und meine Pfeife hoch in die Luft.

P. S. Die niedliche Braut, auf die Sie sich vielleicht noch von dem Tanze auf dem Jagdschlosse her erinnern, besucht uns jetzt oft und empfiehlt sich. Sie leben recht gut in ihrer Wildnis, sie hat schon ein Kind und ist noch schöner geworden und sehr lustig. Adieu!

Friedrich legte das Papier stillschweigend zusammen. Ihn befiel eine unbeschreibliche Wehmut bei der lebhaften Erinnerung an jene Zeiten. Er dachte sich, wie sie alle dort noch immer, wie damals, seit hundert Jahren und immerfort zwischen ihren Bergen und Wäldern friedlich wohnen, im ewig gleichen Wechsel einförmiger Tage frisch und arbeitsam Gott loben und glücklich sind, und nichts wissen von der andern Welt, die seitdem mit tausend Freuden und Schmerzen durch seine Seele gegangen. Warum konnte er, und wie er wohl bemerkte, auch Viktor nicht ebenso glücklich und ruhig sein? —

Dabei hatte ihn die Nachricht von Erwins unerklärlicher, flüchtiger Erscheinung heftig bewegt. Er ging sogleich mit dem Briefe zu Leontin. Aber er fand weder ihn, noch Faber zu Hause. Er sah durch das offene Fenster, der reine Himmel lag blau und unbegrenzt über den fernen Dächern und Kuppeln bis in die neblige Weite. Er konnt' es nicht

aushalten; er nahm Hut und Stock und wanderte durch die Vorstädte ins Freie hinaus. Unzählige Lerchen schwirrten hoch in der warmen Luft, die neugeschmückte Frühlingsbühne sah ihn wie eine alte Geliebte an, als wollte ihn alles fragen: Wo bist du so lange gewesen? Hast du uns vergessen? — Ihm war so wohl zum Weinen. Da blies neben ihm ein Postillon lustig auf dem Horne. Eine schöne Reisekutsche mit einem Herrn und einem jungen Frauenzimmer fuhr schnell an ihm vorüber. Das Frauenzimmer sah lachend aus dem Wagen nach ihm zurück. Er täuschte sich nicht, es war Marie. Verwundert sah Friedrich dem Wagen nach, bis er weit in der heitern Luft verschwunden war. Die Straße ging nach Italien hinunter.

Da es sich zum Abend neigte, wandte er sich wieder heimwärts. In den Vorstädten war überall ein sommerabendliches Leben und Weben, wie in den kleinen Landstädtchen. Die Kinder spielten mit wirrendem Geschrei vor den Häusern, junge Burschen und Mädchen gingen spazieren, der Abend wehte von draußen fröhlich durch alle Gassen. Da bemerkte Friedrich seitwärts eine alte, abgelegene Kirche, die er sonst noch niemals gesehen hatte. Er fand sie offen und ging hinein.

Es schauderte ihn, wie er aus der warmen, fröhlich bunten Wirrung so auf einmal in diese ewig stille Kühle hineintrat. Es war alles leer und dunkel drinnen, nur die ewige Lampe brannte wie ein farbiger Stern in der Mitte vor dem Hochaltare; die Abendsonne schimmerte durch die gemalten, gotischen Fenster. Er kniete in eine Bank hin. Bald darauf bemerkte er in einem Winkel eine weibliche Gestalt, die vor einem Seitenaltare, im Gebet versunken, auf den Knien lag. Sie erhob sich nach einer Weile und sah ihn an. Da kam es ihm vor, als wäre es das Bürgermädchen, die unglückliche Geliebte des Prinzen. Doch konnte er sich gar nicht recht in die Gestalt finden; sie schien ihm weit größer und ganz verändert seitdem. Sie war ganz weiß angezogen und sah sehr blaß und seltsam aus. Sie schien weder erfreut, noch verwundert über seinen Anblick, sondern ging, ohne ein Wort zu sprechen, tief in einen dunklen Seitengang hinein, auf den Ausgang der Kirche

zu. Friedrich ging ihr nach, er wollte mit ihr sprechen. Aber draußen fuhren und gingen die Menschen bunt durcheinander, und er hatte sie verloren.

Als er nach Hause kam, fand er den Prinzen bei sich, der, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster saß und ihn erwartete. Mein hohes Mädchen ist tot! rief er aufspringend, als Friedrich hereintrat. Friedrich fuhr zusammen: Wann ist sie gestorben? — Vorgestern. — Friedrich stand in tiefen Gedanken und hörte kaum, wie der Prinz erzählte, was er von der alten Mutter der Dahingeschiedenen gehört: wie das Mädchen anfangs nach der Ohnmacht in allen Kirchen herumgezogen und Gott inbrünstig gebeten, daß er sie doch noch einmal glücklich in der Welt machen möchte. Nach und nach aber fing sie an zu kränkeln und wurde melancholisch. Sie sprach sehr zuversichtlich, daß sie bald sterben würde, und von einer großen Sünde, die sie abzubüßen hätte, und fragte die Mutter oft ängstlich, ob sie denn noch in den Himmel kommen könnte? Den Prinzen wollte sie noch immer nicht wiedersehen. Die letzten Tage vor ihrem Tode wurde sie merklich besser und heiter. Noch den letzten Tag kam sie sehr fröhlich nach Hause und sagte mit leuchtenden Augen, sie habe den Prinzen wiedergesehen, er sei, ohne sie zu bemerken, an ihr vorbeigeritten. Den Abend darauf starb sie. Der Prinz zog hierbei ein Papier heraus und las Friedrich ein Totenopfer vor, welches er heut in einer Reihe von Sonetten auf den Tod des Mädchens gedichtet hatte. Die ersten Sonette enthielten eine wunderfeine Beschreibung, wie der Prinz das Mädchen verführt. Friedrich graute, wie schön sich da die Sünde ausnahm. Das letzte Sonett schloß:

Einsiedler will ich sein und einsam stehen,
Nicht klagen, weinen, sondern büßend beten,
Du bitt' für mich dort, daß ich besser werde!

Nur einmal, schönes Bild, laß dich mir sehen,
Nachts, wenn all' Bilder weit zurücke treten,
Und nimm mich mit dir von der dunklen Erde!

Wie gefällt Ihnen das Gedicht? — Geh'n Sie in jene Kirche, die dort so dunkel hersieht, sagte Friedrich er-

schüttert, und wenn der Teufel mit meinen gesunden Augen nicht sein Spiel treibt, so werden Sie sie dort wiedersehen. — Dort ist sie begraben, antwortete der Prinz, und wurde blaß und immer blässer, als ihm Friedrich erzählte, was ihm begegnet. Warum fürchten Sie sich? sagte Friedrich hastig, denn ihm war, als sähe ihn das stille, weiße Bild wie in der Kirche wieder an, wenn Sie den Mut hatten, das hinzuschreiben, warum erschrecken Sie, wenn es auf einmal Ernst wird und die Worte sich rühren und lebendig werden? Ich möchte nicht dichten, wenn es nur Spaß wäre, denn wo dürfen wir jetzt noch redlich und wahrhaft sein, wenn es nicht im Gedichte ist? Haben Sie den rechten Mut, besser zu werden, so geh'n sie in die Kirche und bitten Sie Gott inbrünstig um seine Kraft und Gnade. Ist aber das Beten und alle unsere schönen Gedanken um des Reimes willen auf dem Papiere, so hol der Teufel auf ewig den Reim samt den Gedanken! —

Hier fiel der Prinz Friedrich ungestüm um den Hals. Ich bin durch und durch schlecht, rief er, Sie wissen gar nicht und niemand weiß es, wie schlecht ich bin! Die Gräfin Romana hat mich zuerst verdorben vor langer Zeit; das verstorbene Mädchen habe ich sehr künstlich verführt; der damals in der Nacht zu Marie bei Ihnen vorbeischlich, das war ich; der auf jener Redoute — Hier hielt er inne. — Betrügerisch, verbuhlt, falsch und erbärmlich bin ich ganz, fuhr er weiter fort. Der Mäßigung, der Gerechtigkeit, der großen, schönen Entwürfe, und was wir da zusammen beschlossen, geschrieben und besprochen, dem bin ich nicht gewachsen, sondern im Innersten voller Neid, daß ich's nicht bin. Es war mir nie Ernst damit und mit nichts in der Welt. — Ach, daß Gott sich meiner erbarme! Hierbei zerriß er sein Gedicht in kleine Stückchen, wie ein Kind, und weinte fast. Friedrich, wie aus den Wolken gefallen, sprach kein einziges Wort der Liebe und Tröstung, sondern die Brust voll Schmerzen und kalt wandte er sich zum offenen Fenster von dem gefallenen Fürsten, der nicht einmal ein Mann sein konnte.

Siebzehntes Kapitel.

Rosa saß frühmorgens am Putztische und erzählte ihrem Kammermädchen folgenden Traum, den sie heut nacht gehabt: Ich stand zu Hause in meiner Heimat im Garten. Der Garten war noch ganz so, wie er ehedem gewesen, ich erinnere mich wohl, mit allen den Alleen, Gängen und Figuren aus Buchsbaum. Ich selber war klein, wie damals, da ich als Kind in dem Garten gespielt. Ich verwunderte mich sehr darüber, und mußte auch wieder lachen, wenn ich mich ansah, und fürchtete mich vor den seltsamen Baumfiguren. Dabei war es mir, als wäre mein vergangenes Leben und daß ich schon einmal groß gewesen, nur ein Traum. Ich sang immerfort ein altes Lied, das ich damals als Kind alle Tage gesungen und seitdem wieder vergessen habe. Es ist doch seltsam, wie ich es in der Nacht ganz auswendig wußte! Ich habe heut schon viel nachgesonnen, aber es fällt mir nicht wieder ein. Meine Mutter lebte auch noch. Sie stand seitwärts vom Garten an einem Teiche. Ich rief ihr zu, sie sollte herüberkommen. Aber sie antwortete mir nicht, sondern stand still und unbeweglich, vom Kopfe bis zu den Füßen in ein langes, weißes Tuch gehüllt. Da trat auf einmal Graf Friedrich zu mir. Es war mir, als sähe ich ihn zum ersten Male, und doch war er mir wie längst bekannt. Wir waren wieder gute Freunde, wie sonst — ich habe ihn nie so gut und freundlich gesehen. Ein schöner Vogel saß mitten im Garten auf einer hohen Blume und sang, daß es mir durch die Seele ging, meinen Bruder sah ich unten über das glänzende Land reiten, er

hatte die kleine Marie, die eine Zimbel hoch in die Luft hielt, vor sich auf dem Rosse, die Sonne schien prächtig. Reisen wir nach Italien! sagte da Friedrich zu mir. — Ich folgte ihm gleich, und wir gingen sehr schnell durch viele schöne Gegenden immer nebeneinander fort. So oft ich mich umsah, sah ich hinten nichts, als ein grenzenloses Abendrot, und in dem Abendrot meiner Mutter Bild, die unterdes sehr groß geworden war, in der Ferne wie eine Statue stehen, immerfort so still nach uns zugewendet, daß ich vor Grauen davon wegsehen mußte. Es war unterdes Nacht geworden und ich sah vor uns unzählige Schlösser auf den Bergen brennen. Jenseits wanderten in dem Scheine, der von den brennenden Schlössern kam, viele Leute mit Weib und Kindern, wie Vertriebene, sie waren alle in seltsamer, uralter Tracht; es kam mir vor, als sähe ich auch meinen Vater und meine Mutter unter ihnen, und mir war unbeschreiblich bange. Wie wir so fortgingen, schien es mir, als würde Friedrich selbst nach und nach immer größer. Er war still und seine Mienen veränderten sich seltsam, so daß ich mich vor ihm fürchtete. Er hatte ein langes, blankes Schwert in der Hand, mit dem er vor uns her den Weg aushaute; so oft er es schwang, warf es einen weitblitzenden Schein über den Himmel und über die Gegend unten. Vor ihm ging sein langer Schatten, wie ein Riese, weit über alle Täler gestreckt. Die Gegend wurde indes immer seltsamer und wilder, wir gingen zwischen himmelhohen, zackigen Gebirgen. Wenn wir an einen Strom kamen, gingen wir auf unsern eigenen Schatten, wie auf einer Brücke, darüber. Wir kamen so auf eine weite Heide, wo ungeheure Steine zerstreut umher lagen. Mich befiel eine nie gefühlte Angst, denn je mehr ich die zerstreuten Steine betrachtete, je mehr kamen sie mir wie eingeschlafene Männer vor. Die Gegend lag unbeschreiblich hoch, die Luft war kalt und scharf. Da sagte Friedrich: Wir sind zu Hause! Ich sah ihn erschrocken an und erkannte ihn nicht wieder, er war völlig geharnischt, wie ein Ritter. Sonderbar! es hing ein altes Ritterbild sonst in einem Zimmer unsers Schlosses, vor dem ich oft als Kind gestanden. Ich hatte längst alle Züge davon vergessen, und gerade so sah jetzt

Friedrich auf einmal aus. — Ich fror entsetzlich. Da ging die Sonne plötzlich auf und Friedrich nahm mich in beide Arme und preßte mich so fest an seine Brust, daß ich vor Schmerz mit einem lauten Schrei erwachte. —

Glaubst du an Träume? sagte Rosa nach einer Weile in Gedanken zu dem Kammermädchen. Das Mädchen antwortete nicht. Wo mag nun wohl Marie sein, die ärmste? sagte Rosa unruhig wieder. — Dann stand sie auf und trat ans Fenster. Es war ein Gartenhaus der Gräfin Romana, das sie bewohnte; der Morgen blitzte unten über den kühlen Garten, weithin übersah man die Stadt mit ihren duftigen Kuppeln, die Luft war frisch und klar. Da warf sie plötzlich alle Schminkbüchschen, die auf dem Fenster standen, heimlich hinaus und zwang sich, zu lächeln, als es das Mädchen bemerkte. —

Denselben Tag abends erhielt sie einen Brief von Romana, die wieder seit einiger Zeit auf einem ihrer entferntesten Landgüter im Gebirge sich aufhielt. Es war eine sehr dringende Einladung zu einer Gemsenjagd, die in wenigen Tagen dort gehalten werden sollte. Der Brief bestand nur in einigen Zeilen und war auffallend verwirrt und seltsam geschrieben, selbst ihre Züge schienen verändert und hatten etwas Fremdes und Verwildertes. Ganz unten stand noch: Letzthin, als Du auf dem Balle beim Minister warst, war Friedrich unbemerkt auch da und hat Dich gesehen. —

Rosa versank über dieser Stelle in tiefe Gedanken. Sie erinnerte sich aller Umstände jenes Abends auf einmal sehr deutlich, wie sie Friedrich versprochen hatte, ihn zu Hause zu erwarten, und wie er seitdem nicht wieder bei ihr gewesen. Ein Schmerz, wie sie ihn noch nie gefühlt, durchdrang ihre Seele. Sie ging unruhig im Zimmer auf und ab. Sie konnte es endlich nicht länger aushalten, sie wollte alle Mädchenscheu abwerfen, sie wollte Friedrich, auf welche Art es immer sei, noch heute sehn und sprechen. Sie war eben allein, draußen war es schon finster. Mehrere Male nahm sie ihren Mantel um und legte ihn zaudernd wieder hin. Endlich faßte sie ein Herz, schlich unbemerkt aus dem Hause und über die dunklen Gassen fort zu Friedrichs Woh-

nung. Atemlos mit klopfendem Herzen flog sie die Stiegen hinauf, um, so ganz sein und um alle Welt nichts fragend, an seine Brust zu fallen. Aber das Unglück wollte, daß er eben nicht zu Hause war. Da stand sie im Vorhaus und weinte bitterlich. Mehrere Türen gingen indes im Hause auf und zu, Bediente eilten hin und her über die Gänge. Sie konnte nicht länger weilen, ohne verraten zu werden.

Die Furcht, so allein und zu dieser Zeit auf der Gasse erkannt zu werden, trieb sie schnell durch die Gassen zurück, das Gesicht tief in den seidenen Mantel gehüllt. Aber das Geschick war in seiner teuflischen Laune. Als sie eben um eine Ecke bog, stand der Prinz plötzlich vor ihr. Eine Laterne schien ihr gerade ins Gesicht, er hatte sie erkannt. Ohne irgend ein Erstaunen zu äußern, bot er ihr den Arm, um sie nach Hause zu begleiten. Sie sagte nichts, sondern hing kraftlos und vernichtet vor Scham an seinem Arm. Er wunderte sich nicht, er lächelte nicht, er fragte um nichts, sondern sprach artig von gewöhnlichen Dingen. — Als sie an ihr Haus kamen, bat er sie scherzend um einen Kuß. Sie willigte verwirrt ein, er umschlang sie heftig und küßte sie zum ersten Male. Eine lange Gestalt stand indes unbemerkt gegenüber an der Mauer und kam plötzlich auf den Prinzen los. Der Prinz, der sich nichts Gutes versah, sprang schnell in ein Nebenhaus und schloß die Tür hinter sich zu. Es war Friedrich, den der Zufall eben hier vorbeigeführt hatte. Sie hatten beide einander nicht erkannt. Er saß noch die halbe Nacht dort auf der Schwelle des Hauses und lauerte auf den unbekannten Gast. Die wildesten Gedanken, wie er sie sein Lebelang nicht gehabt, durchkreuzten seine Seele. Aber der Prinz kam nicht wieder heraus. — Rosa hatte von der ganzen letzten Begebenheit nichts mehr gesehen. — Der Prinz hatte sie überrascht. Noch niemals war er ihr so bescheiden, so gut, so schön und liebenswürdig vorgekommen, und sein Kuß brannte die ganze Nacht verführerisch auf ihren schönen Lippen fort.

Es war ein herrlicher Morgen, als Friedrich und Leontin in den ewigen Zwinger der Alpen einritten, wohin auch sie von der Gräfin Romana zur Jagd geladen

waren. Als sie um die letzte Bergecke herumkamen, fanden sie schon die Gesellschaft auf einer schönen Wiese zwischen grünen Bergen bunt und schallend zerstreut. Einzelne Gruppen von Pferden und gekoppelten Hunden standen rings in der schönen Wildnis umher, im Hintergrunde erhob sich lustig ein farbiges Zelt. Mitten auf der glänzenden Wiese stand die zauberische Romana in einer grünen Jagdkleidung, sehr geschmückt, fast phantastisch wie eine Waldfee anzusehn. Neben ihr, auf ihre Achsel gelehnt, stand Rosa in männlichen Jagdkleidern und versteckte ihr Gesicht an der Gräfin, da der Prinz eben zu ihr sprach, als sie Friedrich mit ihrem Bruder von der andern Seite ankommen sah. Von allen Seiten vom Gebirge herab bliesen die Jäger auf ihren Hörnern, als bewillkommten sie die beiden neuangekommenen Gäste. Friedrich hatte Rosa noch nie in dieser Verkleidung gesehen und betrachtete lange ernsthaft das wunderschöne Mädchen.

Romana kam auf die beiden los und empfing sie mit einer auffallenden Heftigkeit. Nun entlud sich auch das Zelt auf einmal eines ganzen Haufens von Gästen, und Leontin war in dem Gewirre gar bald in seine launigste Ausgelassenheit hineingeärgert, und spielte in kecken, barocken Worten, die ihm wie von den hellen Schneehäuptern der Alpen zuzufliegen schienen, mit diesem Jagdgesindel, das ein einziger Auerochs verjagt hätte. Auch hier war die innerliche Antipathie zwischen ihm und dem Prinzen bemerkbar. Der Prinz wurde still und vermied ihn, wo er konnte, wie ein Feuer, das überall mit seinen Flammenspitzen nach ihm griff und ihn im Innersten versengte. Nur Romana war heute auf keine Weise aus dem Felde zu schlagen, sie schien sich vielmehr an seiner eigenen Weise nur immer mehr zu berauschen. Er konnte sich, wie immer, wenn er sie sah, nicht enthalten, mit zweideutigen Witzen und Wortspielen ihre innerste Natur herauszukitzeln, und sie hielt ihm heute tapfer Stich, so daß Rosa mehrere Male rot wurde und endlich fortgehn mußte. Gott segne uns alle, sagte er zuletzt zu einem vornehmen Männlein, das eben sehr komisch bei ihm stand, daß wir heute dort oben an einem schmalen Felsenabhange nicht

etwa einem von unsern Ahnherren begegnen, denn die verstehn keinen Spaß, und wir sind schwindlige Leute. —

Hier wurde er durch das Jagdgeschrei unterbrochen, das nun plötzlich von allen Seiten losbrach. Die Hörner forderten wie zum Kriege, die Hunde wurden losgelassen, und alles griff nach den Gewehren. Leontin war bei dem ersten Signal mitten in seiner Rede fortgesprungen, er war der erste unter dem Haufen der anführenden Jäger. Mit einer schwindelerregenden Kühnheit sah man ihn, sich an die Sträucher haltend, geschickt von Fels zu Fels über die Abgründe immer höher hinaufschwingen; er hatte bald alle Jäger weit unter sich und verschwand in der Wildnis. Mehrere von der Gesellschaft schrien dabei ängstlich auf. Romana sah ihm furchtlos mit unverwandten Blicken nach: wie sind die Männer beneidenswert! sagte sie, als er sich verloren hatte.

Die Gesellschaft hatte sich unterdes nach allen Richtungen hin zerstreut, und die Jagd ging wie ein Krieg durch das Gebirge. In tiefster Abgeschiedenheit, wo Bäche in hellen Bogen von den Höhen sprangen, sah man die Gemsen schwindlig von Spitze zu Spitze hüpfen, einsame Jäger dazwischen auf den Klippen erscheinen und wieder verschwinden, einzelne Schüsse fielen hin und her, das Hifthorn verkündigte von Zeit zu Zeit den Tod eines jeden Tieres. Da sah Friedrich auf einem einsamen Fleck nach mehreren Stunden seinen Leontin wagehalsig auf der höchsten von allen den Felsspitzen stehen, daß das Auge den Anblick kaum ertragen konnte. Er erblickte Friedrich und rief zu ihm hinab: Das Pack da unten ist mir unerträglich; wie sie hinter mit drein quiekten, als ich vorher hinaufstieg! Ich bleibe in den Bergen oben, lebe wohl, Bruder! Hierauf wandte er sich wieder weiter und kam nicht mehr zum Vorschein.

Der Abend rückte heran, in den Tälern wurde es schon dunkel. Die Jagd schien geendigt, nur einzelne kühne Schützen sah man noch hin und wieder an den Klippen hängen, von den letzten Widerscheinen der Abendsonne scharf beleuchtet. Friedrich stand eben in höchster Einsam-

keit an seine Flinte gelehnt, als er in einiger Entfernung im Walde singen hörte:

Dämmrung will die Flügel spreiten,
Schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken zieh'n wie schwere Träume —
Was will dieses Graun bedeuten?

Hast ein Reh du lieb vor andern,
Laß es nicht alleine grasen,
Jäger ziehn im Wald und blasen,
Stimmen hin und wieder wandern.

Hast du einen Freund hienieden,
Trau ihm nicht zu dieser Stunde,
Freundlich wohl mit Aug' und Munde,
Sinnt er Krieg im tück'schen Frieden.

Was heut müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren.
Manches bleibt in Nacht verloren —
Hüte dich, bleib wach und munter!

Es wurde wieder still. Friedrich erschrak, denn es kam ihm nicht anders vor, als sei er selber mit dem Liede gemeint. Die Stimme war ihm durchaus unbekannt. Er eilte auf den Ort zu, woher der Gesang gekommen war, aber kein Laut ließ sich weiter vernehmen.

Als er eben so um eine Felsenecke bog, stand plötzlich Rosa in ihrer Jägertracht vor ihm. Sie konnte der Sänger nicht gewesen sein, denn der Gesang hatte sich nach einer ganz andern Richtung hin verloren. Sie schien heftig erschrocken über den unerwarteten Anblick Friedrichs. Hochrot im Gesicht, ängstlich und verwirrt, wandte sie sich schnell und sprang wie ein aufgescheuchtes Reh, ohne der Gefahr zu achten, von Klippe zu Klippe die Höhe hinab, bis sie sich unten im Walde verlor. Friedrich sah ihr lange verwundert nach. Später stieg auch er ins Tal hinab.

Dort fand er die Gesellschaft auf der schönen Wiese schon größtenteils versammelt. Das Zelt in der Mitte der=

selben schien von den vielen Lichtern wie in farbigen Flammen zu stehn, eine Tafel mit Wein und allerhand Erfrischungen schimmerte lüstern lockend zwischen den buntgewirkten Teppichen hervor, Männer und Frauen waren in freien Scherzen ringsumher gelagert. Die vielen wandelnden Windlichter der Jäger, deren Scheine an den Felsenwänden und am Walde auf und nieder schweiften, gewährten einen zauberischen Anblick. Mitten unter den fröhlich Gelagerten und den magischen Lichtern ging Romana für sich allein, eine Gitarre im Arm, auf der Wiese auf und ab. Friedrich glaubte eine auffallende Spannung in ihrem Gesichte und ganzem Wesen zu bemerken. Sie sang:

In goldner Morgenstunde,
Weil alles freudig stand,
Da ritt im heitern Grunde
Ein Ritter über Land.

Rings sangen auf das beste
Die Vöglein mannichfalt,
Es schüttelte die Äste
Vor Lust der grüne Wald.

Den Nacken, stolz gebogen,
Klopft er dem Rösselein —
So ist er hingezogen
Tief in den Wald hinein.

Sein Roß hat er getrieben,
Ihn trieb der frische Mut:
‚Ist alles fern geblieben,
So ist mir wohl und gut!‘

Sie ging während des Liedes immerfort unruhig auf und ab und sah mehrere Male seitwärts in den Wald hinein, als erwartete sie jemand. Auch sprach sie einmal heimlich mit einem Jäger, worauf dieser sogleich forteilte. Friedrich glaubte manchmal eine plötzliche, aber ebenso schnell wieder verschwindende Ähnlichkeit ihres Gesanges

mit jener Stimme auf dem Berge zu bemerken, da sie wieder weiter sang:

Mit Freuden mußt' er sehen
Im Wald ein' grüne Au,
Wo Brünnlein kühle gehen,
Von Blumen rot und blau.

Vom Roß ist er gesprungen,
Legt sich zum kühlen Bach,
Die Wellen lieblich klungen,
Das ganze Herz zog nach.

So grüne war der Rasen,
Es rauschte Bach und Baum,
Sein Roß tät stille grasen,
Und alles wie ein Traum.

Die Wolken sah er gehen,
Die schifften immerzu,
Er konnt' nicht widerstehen, —
Die Augen sanken ihm zu.

Nun hört' er Stimmen rinnen,
Als wie der Liebsten Gruß,
Er konnt' sich nicht besinnen —
Bis ihn erweckt ein Kuß.

Wie prächtig glänzt' die Aue!
Wie Gold der Quell nun floß,
Und einer süßen Fraue,
Lag er im weichen Schoß.

‚Herr Ritter! wollt Ihr wohnen
Bei mir im grünen Haus:
Aus allen Blumenkronen
Wind' ich Euch einen Strauß!

Der Wald ringsum wird wachen,
Wie wir beisammen sein,
Der Kuckuck schelmisch lachen,
Und alles fröhlich sein.‘

Es bog ihr Angesichte
Auf ihn den süßen Leib,
Schaut mit den Augen lichte
Das wunderschöne Weib.

Sie nahm sein'n Helm herunter,
Löst Krause ihm und Bund,
Spielt mit den Locken munter,
Küßt ihm den roten Mund.

Und spielt' viel süße Spiele
Wohl in geheimer Lust,
Es flog so kühl und schwüle
Ihm um die offne Brust.

Friedrichs Jäger trat hier eiligst zu seinem Herrn und zog ihn abseits in den Wald, wo er sehr bewegt mit ihm zu sprechen schien. Romana hatte es bemerkt. Sie verwandte gespannt kein Auge von Friedrich und folgte ihm in einiger Entfernung langsam in den Wald nach, während sie dabei weiter sang:

Um ihn nun tät sie schlagen
Die Arme weich und bloß,
Er konnte nichts mehr sagen,
Sie ließ ihn nicht mehr los.

Und diese Au' zur Stunde
Ward ein kristallnes Schloß,
Der Bach, ein Strom gewunden
Ringsum gewaltig floß.

Auf diesem Strome gingen
Viel' Schiffe wohl vorbei,
Es konnt' ihn keines bringen
Aus böser Zauberei.

Sie hatte kaum noch die letzten Worte ausgesungen, als Friedrich plötzlich auf sie zukam, daß sie innerlichst zusammenfuhr. Wo ist Rosa? fragte er rasch und streng.

Ich weiß es nicht, antwortete Romana schnell wieder gefaßt, und suchte mit erzwungener Gleichgültigkeit auf ihrer Gitarre die alte Melodie wiederzufinden. Friedrich wiederholte die Frage noch einmal dringender. Da hielt sie sich nicht länger. Als wäre ihr innerstes Wesen auf einmal losgebunden, brach sie schnell und mit fast schreckhaften Mienen aus: Du kennst noch nicht mich und jene unbezwingliche Gewalt der Liebe, die wie ein Feuer alles verzehrt, um sich an dem freien Spiele der eigenen Flammen zu weiden und selber zu verzehren, wo Lust und Entsetzen in wildem Wahnsinn einander berühren. Auch die grünblitzenden Augen des buntschillernden, blutleckenden Drachen im Liebeszauber sind keine Fabel, ich kenne sie wohl und sie machen mich noch rasend. O, hätte ich Helm und Schwert wie Armida! — Rosa kann mich nicht hindern, denn ihre Schönheit ist blöde und dein nicht wert. Ja, gegen dich selber will ich um dich kämpfen. Ich liebe dich unaussprechlich, bleibe bei mir, wie ich nicht mehr von dir fort kann! — Sie hatte ihn bei den letzten Worten fest umschlungen. Friedrich fuhr mit einem Male aus tiefen Gedanken auf, streifte schnell die blanken Arme von sich ab, und eilte, ohne ein Wort zu sagen, tief in den Wald, wo er sein Pferd bestieg, mit dem ihn der Jäger schon erwartete, und fort hinaussprengte.

Romana war auf den Boden niedergesunken, das Gesicht mit beiden Händen verdeckt. Das fröhliche Lachen, Singen und Gläserklirren von der Wiese her schallte ihr wie ein höllisches Hohngelächter.

Rosa war, als sich Tag und Jagd zu Ende neigten, von Romana und aller Begleitung, wie durch Zufall, verlassen worden. Der Prinz hatte sie den ganzen Tag über beobachtet, war ihr überall im Grünen begegnet und wieder verschwunden. Sie hatte sich endlich halbzögernd entschlossen, ihn zu fliehen und höher ins Gebirge hinaufzusteigen. Sein blühendes Bild heimlich im Herzen, das die Waldhornsklänge immer wieder von neuem weckten, unschlüssig, träumend und halbverirrt, zuletzt noch von dem Liede des Unbekannten, das auch sie hörte, seltsam getroffen

und verwirrt, so war sie damals bis zu dem Flecke hinaufgekommen, wo sie so auf einmal Friedrich vor sich sah. Der Ort lag sehr hoch und wie von aller Welt geschieden, sie dachte an ihren neulichen Traum und eine unbeschreibliche Furcht befiel sie vor dem Grafen, die sie schnell von dem Berge hinabtrieb.

Unten, fern von der Jagd, saß der Prinz auf einem ungeheuren Baume. Da hörte er das Geräusch hinter sich durch das Dickicht brechen. Er sprang auf und Rosa fiel atemlos in seine ausgebreiteten Arme. Ihr gestörtes Verhältnis zu Friedrich, das Lied oben, und tausend alte Erinnerungen, die in der grünen Einsamkeit wieder wach geworden, hatten das reizende Mädchen heftig bewegt. Ihr Schmerz machte sich hier endlich in einem Strome von Tränen Luft. Ihr Herz war zu voll, sie konnte nicht schweigen. Sie erzählte dem Prinzen alles aus tiefster, gerührter Seele.

Es ist gefährlich für ein junges Mädchen, einen schönen Vertrauten zu haben. Der Prinz setzte sich neben ihr auf den Rasen hin. Sie ließ sich willig von ihm in den Arm nehmen und lehnte ihr Gesicht müde an seine Brust. Die Abendscheine spielten schon zuckend durch die Wipfel, unzählige Vögel sangen von allen Seiten, die Waldhörner klangen wollüstig durch den warmen Abend aus der Ferne herüber. Der Prinz hatte ihre langen Haare, die aufgegangen waren, um seinen Arm gewickelt und sprach ununterbrochen so wunderliebliche, zauberische Worte, gleich sanfter Quellen Rauschen, kühlelockend und sinnenverwirrend, wie Töne alter Lieder aus der Ferne verführend herüberspielen. Rosa bemerkte endlich mit Schrecken, daß es indes schon finster geworden war, und drang ängstlich in den Prinzen, sie zu der Gesellschaft zurückzuführen. Der Prinz sprang sogleich seitwärts in den Wald und brachte zu ihrem Erstaunen zwei gesattelte Pferde mit hervor. Er hob sie schnell auf das eine hinauf, und sie ritten nun, so geschwind als es die Dunkelheit zuließ, durch den Wald fort.

Sie waren schon weit auf verschiedenen, sich durch-

kreuzenden Wegen fortgetrabt, aber die Wiese mit dem Zelte wollte noch immer nicht erscheinen. Die Waldhornsklänge, die sie vorher gehört hatten, waren schon lange verstummt, der Mond trat schon zwischen den Wolken hervor. Rosa wurde immer ängstlicher, aber der Prinz wußte sie jedesmal wieder zu beruhigen.

Endlich hörten sie die Hörner von neuem aus der Ferne vor sich. Sie verdoppelten ihre Eile, die Klänge kamen immer näher. Doch wie groß war Rosas Schrecken, als sie auf einmal aus dem Walde herauskam und ein ganz fremdes, unbekanntes Schloß vor sich auf dem Berge liegen sah. Entrüstet wollte sie umkehren und machte dem Prinzen weinend die bittersten Vorwürfe. Nun legte der Prinz die Maske ab. Er entschuldigte seine Kühnheit mit der unwiderstehlichen Gewalt seiner lange heimlich genährten Sehnsucht, umschlang und küßte die Weinende und beschwor alle Teufel seiner Liebe herauf. Die Hörner klangen lockend immerfort, und zitternd, halb gezwungen und halb verführt, folgte sie ihm endlich den Berg hinauf. Es war ein abgelegenes Jagdschloß des Prinzen. Nur wenige verschwiegene Diener hatten dort alles zu ihrem Empfange bereitet.

Friedrich ritt indes zwischen den Bergen fort. Sein Jäger, der gegen Abend weit von der Jagd abgekommen war, hatte zufällig Rosa mit dem Prinzen auf ihrer Flucht durch den Wald fortjagen gesehen, und war sogleich zu seinem Herrn zurückgeeilt, um ihm diese Entdeckung mitzuteilen. Dies war es, was Friedrich so schnell auf sein Pferd getrieben hatte.

Als er endlich nach manchem Umwege an die letzten Felsen kam, welche die Wiese umschlossen, erblickte er plötzlich im Walde seitwärts eine weiße Figur, die, eine Flinte im Arm, gerade auf seine Brust zielte. Ein flüchtiger Mondesblick beleuchtete die unbewegliche Gestalt, und Friedrich glaubte mit Entsetzen Romana zu erkennen. Sie ließ erschrocken die Flinte sinken, als er sich nach ihr umwandte, und war im Augenblick im Walde verschwunden. Ein seltsames Graun befiel dabei den Grafen. Er setzte

die Sporen ein, bis er das ganze furchtbare Jagdrevier weit hinter sich hatte.

Unermüdet durchstreifte er nun den Wald nach allen Richtungen, denn jede Minute schien ihm kostbar, um der Ausführung dieser Verräterei zuvorzukommen. Aber kein Laut und kein Licht rührte sich weit und breit. So ritt er ohne Bahn fort und immerfort, und der Wald und die Nacht nahmen kein Ende.



Ahnung und Gegenwart.

Drittes Buch.

Achtzehntes Kapitel.

Wir finden Friedrich fern von dem wirrenden Leben, das ihn gereizt und betrogen, in der tiefsten Einsamkeit eines Gebirges wieder. Ein unaufhörlicher Regen war lange wie eine Sündflut herabgestürzt, die Wälder wogten wie Ährenfelder im feuchten Sturme. Als er endlich eines Abends auf die letzte Ringmauer von Deutschland kam, wo man nach Welschland heruntersieht, fing das Wetter auf einmal an sich auszuklären, und die Sonne brach warm durch den Qualm. Die Bäume tröpfelten in tausend Farben blitzend, unzählige Vögel begannen zu singen, das liebreizende, vielgepriesene Land unten schlug die Schleier zurück und blickte ihm wie eine Geliebte ins Herz.

Da er eben in die weite Tiefe zu den aufgehenden Gärten hinablenken wollte, sah er auf einer der Klippen einen jungen, schlanken Gemsenjäger keck und trotzig ihm gegenüberstehn und seinen Stutz auf ihn anlegen. Er wandte schnell um und ritt auf den Jäger los. Das schien diesem zu gefallen, er kam schnell zu Friedrich herabgesprungen und sah ihn vom Kopf bis auf den Fuß groß an, während er dem Pferde desselben, das ungeduldig stampfte, mit vieler Freude den gebogenen Hals streichelte. Wer gibt dir das Recht, Reisende aufzuhalten? fuhr ihn Friedrich an. Du sprichst ja Deutsch, sagte der Jäger, ihn ruhig auslachend, du könntest jetzt auch etwas Besseres tun, als reisen! Komm nur mit mir! Friedrich erfrischte recht das kecke, freie Wesen, das feine Gesicht voll Ehre, die gelenke, tapfere Gestalt; er hatte nie einen schönern Jäger gesehen.

Er zweifelte nicht, daß er einer von jenen sei, um derentwillen er schon seit mehreren Tagen das verlassene Gebirge vergebens durchschweift hatte, und trug daher keinen Augenblick Bedenken, dem Abenteuer zu folgen. Der Jäger ging singend voraus, Friedrich ritt in einiger Entfernung nach.

So zogen sie immer tiefer in das Gebirge hinein. Die Sonne war lange untergegangen, der Mond schien hell über die Wälder. Als sie ohngefähr eine halbe Stunde so gewandert waren, blieb der Jäger in einiger Entfernung plötzlich stehen, nahm sein Hifthorn und stieß dreimal hinein. Sogleich gaben unzählige Hörner nacheinander weit in das Gebirge hinein Antwort. Friedrich stutzte und wurde einen Augenblick an dem ehrlichen Gesichte irre. Er hielt sein Pferd an, zog sein Pistol heraus und hielt es, gefaßt gegen alles, was daraus werden dürfte, auf seinen Führer. Der Jäger bemerkte es. Lauter Landsleute! rief er lachend, und schritt ruhig weiter. Aller Argwohn war verschwunden, und Friedrich ritt wieder nach.

So kamen sie endlich schon bei finsterer Nacht auf einem hochgelegenen, freien Platze an. Ein Kreis bärtiger Schützen war dort um ein Wachtfeuer gelagert, grüne Reiser auf den Hüten, und ihre Gewehre neben sich auf dem Boden. Friedrichs Führer war schon voraus mitten unter ihnen und hatte den Fremden angemeldet. Mehrere von den Schützen sprangen sogleich auf, umringten Friedrich bei seiner Ankunft und fragten ihn um Neuigkeiten aus dem flachen Lande. Friedrich wußte sie wenig zu befriedigen, aber seine Freude war unbeschreiblich, sich endlich am Ziele seiner Irrfahrt zu sehen. Denn dieser Trupp war, wie er gleich beim ersten Anblick vermutet, wirklich eine Partei des Landsturmes, den das Gebirgsvolk bei dem unlängst ausgebrochenen Kriege gebildet hatte.

Die Flamme warf einen seltsamen Schein über den soldatischen Kreis von Gestalten, die ringsumher lagen. Die Nacht war still und sternhell. Einer von den Jägern, die draußen auf dem Felsen auf der Lauer lagen, kam und meldete, wie in dem Tale nach Deutschland zu ein großes Feuer zu sehen sei. Alles richtete sich auf und lief weiter

an den Bergesrand. Man sah unten die Flammen aus der stillen Nacht sich erheben, und konnte ungeachtet der Entfernung die stürzenden Gebälke der Häuser deutlich unterscheiden. Die meisten kannten die Gegend, einige nannten sogar die Dörfer, welche brennen müßten. Alle aber waren sehr verwundert über die unerwartete Nähe des Feindes, denn diesem schrieben sie den Brand zu. Man erwartete mit Ungeduld die Zurückkunft eines Trupps, der schon gestern in die Täler auf Kundschaft ausgezogen war.

Einige Stunden nach Mitternacht ohngefähr hörte man in einiger Entfernung im Walde von mehreren Wachen das Losungswort erschallen; bald darauf erschienen einige Männer, die man sogleich für die auf Kundschaft Ausgeschickten erkannte und begrüßte. Sie hatten einen jungen, fremden Mann bei sich, der aber über der üblen Zeitung, welche die Kundschafter mitbrachten, anfangs von allen übersehen wurde. Sie sagten nämlich aus, eine ansehnliche feindliche Abteilung habe ihre heimlichen Schlupfwinkel entdeckt und sie durch einen rastlosen, mühsamen Marsch umgangen. Der Feind stehe nun auf dem Gebirge selbst mitten zwischen ihren einzelnen, auf den Höhen zerstreuten Haufen, um sie mit Tagesanbruch so einzeln aufzureiben. — Ein allgemeines Gelächter erscholl bei den letzten Worten im ganzen Trupp. Wir wollen sehn, wer härter ist, sagte einer von den Jägern, unsere Steine oder ihre Köpfe! Die Jüngsten warfen ihre Hüte in die Luft, alles freute sich, daß es endlich zum Schlagen kommen sollte.

Man beratschlagte nun eifrig, was unter diesen Umständen das klügste sei. Zum Überlegen war indes nicht lange Zeit, es mußte für den immer mehr herannahenden Morgen ein rascher Entschluß gefaßt werden. Friedrich, der allen wohl behagte, gab den Rat, sie sollten sich heimlich auf Umwegen neben den feindlichen Posten hin vor Tagesanbruch mit allen den andern zerstreuten Haufen auf einem festen Fleck zu vereinigen suchen. Dies wurde einmütig angenommen, und der älteste unter ihnen teilte hiermit allsogleich den ganzen Haufen in viele kleine Trupps und gab jedem einen jungen, rüstigen Führer zu, der alle Stege des Gebirges am besten kannte. Über die einsamsten

und gefährlichsten Felsenpfade wollten sie heimlich mitten durch ihre Feinde gehen, alle ihre andern Haufen, auf die sie unterwegs stoßen mußten, an sich ziehn und auf dem höchsten Gipfel, wo sie wußten, daß ihr Hauptstamm sich befände, wieder zusammenkommen, um sich bei Anbruch des Tages von dort mit der Sonne auf den Feind zu stürzen.

Das Unternehmen war gefährlich und gewagt, doch nahmen sie sehr vergnügt Abschied voneinander. Friedrich hatte sich auch ein grünes Reis auf den Hut gesteckt und auf das beste bewaffnet. Ihm war der junge Jäger, den er zuerst auf der Straße nach Italien getroffen, zum Führer bestimmt worden, zu seinen Begleitern hatte er noch zwei Schützen und den jungen Menschen, den die Kundschafter vorhin mitgebracht. Dieser hatte die ganze Zeit über, ohne einigen Anteil an der Begebenheit verspüren zu lassen, seitwärts auf einem Baumsturze gesessen, den Kopf in beide Hände gestützt, als schliefe er. Sie rüttelten ihn nun auf. Wie erstaunte da Friedrich, als er sich aufrichtete und in ihm denselben Studenten wiedererkannte, den er damals auf der Wiese unter den herumziehenden Komödianten getroffen hatte, als er auf Romanas Schloß zum Besuche ritt. Doch hatte er sich seitdem sehr verändert, er sah blaß aus, seine Kleidung war abgerissen, er schien ganz herunter. Sie setzten sich sogleich in Marsch, und da es zum Gesetz gemacht worden war, den ganzen Weg nichts miteinander zu sprechen, so konnte Friedrich nicht erfahren, wie derselbe aufs Gebirge und in diesen Zustand geraten war.

Sie gingen nun zwischen Wäldern, Felsenwänden und unabsehbaren Abgründen immerfort; der ganze Kreis der Berge lag still, nur die Wälder rauschten von unten herauf, ein scharfer Wind ging auf der Höhe. Der Gemsenjäger schritt frisch voran, sie sprachen kein Wort. Als sie einige Zeit so fortgezogen waren, hörten sie plötzlich über sich mehrere Stimmen in ausländischer Sprache. Sie blieben stehen und drückten sich alle hart an die Felsenwand an. Die Stimmen kamen auf sie los und schienen auf einmal dicht bei ihnen; dann lenkten sie wieder seitwärts und verloren sich schnell. Dies bewog den Führer, einen andern,

mehr talwärts führenden Umweg einzuschlagen, wo sie sicherer zu sein hofften.

Sie hatten aber kaum die untere Region erlangt, als ihnen ein Gewirre von Reden, Lachen und Singen durcheinander entgegenscholl. Zum Umkehren war keine Zeit mehr, seitwärts von dem Platze, wo das Schallen sich verbreitet, führte nur ein einziger Steg über den Strom, der dort in das Tal hinauskam. Als sie an den Bach kamen, sahen sie zwei feindliche Reiter auf dem Stege, die beschäftigt waren, Wasser zu schöpfen. Sie streckten sich daher schnell unter die Sträucher auf den Boden nieder, um nicht bemerkt zu werden. Da konnten sie zwischen den Zweigen hindurch die vom Monde hell beleuchtete Wiese übersehen. Ringsum an dem Rande des Waldes stand dort ein Kreis von Pferden angebunden, eine Schar von Reitern war lustig über die Aue verbreitet. Einige putzten singend ihre Gewehre, andere lagen auf dem Rasen und würfelten auf ihren ausgebreiteten Mänteln, mehrere Offiziere saßen vorn um ein Feldtischchen und tranken. Der eine von ihnen hatte ein Mädchen auf dem Schoße, das ihn mit dem einen Arme umschlungen hielt. Friedrich erschrak im Innersten, denn der Offizier war einer seiner Bekannten aus der Residenz, das Mädchen die verlorne Marie. Es war einer von jenen leichten, halbbärtigen Brüdern, die im Winter zu seinem Kreise gehört, und bei anbrechendem Frühling Ernst, Ehrlichkeit und ihre gemeinschaftlichen Bestrebungen mit den Bällen und andern Winterunterhaltungen vergaßen.

Ihn empörte dieses Elend ohne Treue und Gesinnung, wie er mit vornehmer Zufriedenheit seinen Schnauzbart strich und auf seinen Säbel schlug, gleichviel für was oder gegen wen er ihn zog. Der Lauf seines Gewehres war zufällig gerade auf ihn gerichtet; er hätte es in diesem Augenblicke auf ihn losgedrückt, wenn ihn nicht die Furcht, alle zu verraten, davon abgehalten hätte.

Der Offizier stand auf, hob sein Glas in die Höh' und fing an Schillers Reiterlied zu singen, die andern stimmten mit vollen Kehlen ein. Noch niemals hatte Friedrich das fürchterliche Lied so widerlich und höllischgurgelnd geklun-

gen. Ein anderer Offizier mit einem feuerroten Gesichte, in dem alle menschliche Bildung zerfetzt war, trat dazu, schlug mit dem Säbel auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und pfiff durchdringend den Dessauer Marsch drein. Ein allgemeines wildes Gelächter belohnte seine Zote. —

Unterdes hatten die beiden Reiter den Steg wieder verlassen. Friedrich und seine Gesellen rafften sich daher schnell vom Boden auf und eilten über den Bach von der andern Seite wieder ins Gebirge hinauf. Je höher sie kamen, je stiller wurde es ringsumher. Nach einer Stunde endlich wurden sie von den ersten Posten der Ihrigen angerufen. Hier erfuhren sie auch, daß fast alle die übrigen Abteilungen, die sich teils durchgeschlichen, teils mit vielem Mute durchgeschlagen hatten, bereits oben angekommen wären. Es war ein freudenreicher Anblick, als sie bald darauf den weiten, freien Platz auf der letzten Höhe glücklich erreicht hatten. Die ganze unübersehbare Schar saß dort, an ihre Waffen gestützt, auf den Zinnen ihrer ewigen Burg, die großen Augen gedankenvoll nach der Seite hingerichtet, wo die Sonne aufgehn sollte. Friedrich lagerte sich vorn auf einem Felsen, der in das Tal hinausragte. Unten rings um den Horizont war bereits ein heller Morgenstreifen sichtbar, kühle Winde kamen als Vorboten des Morgens angeflogen. Eine feierliche, erwartungsvolle Stille war über die Schar verbreitet, einzelne Wachen nur hörte man von Zeit zu Zeit weit über das Gebirge rufen. Ein Jäger vorn auf dem Felsen begann folgendes Lied, in das immer zuletzt alle die andern mit einfielen:

In stiller Bucht, bei finstrer Nacht,
Schläft tief die Welt im Grunde,
Die Berge rings stehn auf der Wacht,
Der Himmel macht die Runde,
Geht um und um
Ums Land herum
Mit seinen goldnen Scharen,
Die Frommen zu bewahren.

Kommt nur heran mit eurer List,
Mit Leitern, Strick und Banden,

Der Herr doch noch viel stärker ist,
Macht euren Witz zuschanden.
Wie war't ihr klug! —
Nun schwindelt Trug
Hinab vom Felsenrande —
Wie seid ihr dumm! o Schande!

Gleichwie die Stämme in dem Wald
Woll'n wir zusammenhalten,
Ein' feste Burg, Trutz der Gewalt,
Verbleiben treu die Alten.
Steig, Sonne, schön!
Wirf von den Höh'n
Nacht und die mit ihr kamen,
Hinab in Gottes Namen!

Friedrich ärgerte es recht, daß der Student immerfort so traurig dabei saß. Seine Komödiantin, wie er Friedrich hier endlich entdeckte, hatte ihn von neuem verlassen und diesmal auch alle seine Barschaft mitgenommen. Arm und bloß und zum Tode verliebt, war er nun dem aufrührerischen Gebirge zugeeilt, um im Kriege sein Ende zu finden. Aber so seid nur nicht gar so talket! sagte ein Jäger, der seine Erzählung mit angehört hatte. Mein Schatz, sang ein anderer neben ihm:

Mein Schatz, das ist ein kluges Kind,
Die spricht: ‚Willst du nicht fechten,
Wir zwei geschiedne Leute sind;
Erschlagen dich die Schlechten,
Auch keins von beiden dran gewinnt.'
Mein Schatz, das ist ein kluges Kind,
Für die will ich leb'n und fechten!

Was ist das für eine Liebe, die so wehmütige, weichliche Tapferkeit erzeugt? sagte Friedrich zum Studenten, denn ihm kam seine Melancholie in dieser Zeit, auf diesen Bergen und unter diesen Leuten unbeschreiblich albern vor. Glaubt mir, das Sterben ist viel zu ernsthaft für einen sentimentalischen Spaß. Wer den Tod fürchtet und wer ihn

sucht, sind beide schlechte Soldaten, wer aber ein schlechter Soldat ist, der ist auch kein rechter Mann.

Sie wurden hier unterbrochen, denn soeben fielen von mehreren Seiten Schüsse tief unten im Walde. Es war das verabredete Zeichen zum Aufbruch. Sie wollten den Feind nicht erwarten, sondern ihn von dieser Seite, wo er es nicht vermutete, selber angreifen. Alles sprang fröhlich auf und griff nach den herumliegenden Waffen. In kurzer Zeit hatten sie den Feind im Angesicht. Wie ein heller Strom brachen sie aus ihren Schlüften gegen den blinkenden Damm der feindlichen Glieder, die auf der halben Höhe des Berges steif gespreizt standen. Die ersten Reihen waren bald gebrochen, und das Gefecht zerschlug sich in so viele einzelne Zweikämpfe, als es ehrenfeste Herzen gab, die es auf Tod und Leben meinten. Es kommandierte, wem Besonnenheit oder Begeisterung die Übermacht gab. Friedrich war überall zu sehen, wo es am gefährlichsten herging, selber mit Blut überdeckt. Einzelne rangen da auf schwindligen Klippen, bis beide einander umklammernd in den Abgrund stürzten. Blutrot stieg die Sonne auf die Höhen, ein wilder Stürm wütete durch die alten Wälder, Felsenstücke stürzten zermalmend auf den Feind. Es schien das ganze Gebirge selbst wie ein Riese die steinernen Glieder zu bewegen, um die fremden Menschlein abzuschütteln, die ihn dreist geweckt hatten und an ihm heraufklettern wollten. Mit grenzenloser Unordnung entfloh endlich der Feind nach allen Seiten weit in die Täler hinaus.

Nur auf einem einzigen Flecke wurde noch immer fortgefochten. Friedrich eilte hinzu und erkannte inmittelst jenen Offizier wieder, der in der Residenz zu seinen Genossen gehörte. Dieser hatte sich, von den Seinigen getrennt, schon einmal gefangen gegeben, als er zufällig um den Anführer seiner Sieger fragte. Mehrere nannten einstimmig Friedrich. Bei diesem Namen hatte er plötzlich einem seiner Führer den Säbel entrissen und versuchte wütend, noch einmal sich durchzuschlagen. Als er nun Friedrich selber erblickte, verdoppelte er seine fast schon erschöpften Kräfte von neuem und hieb in Wut blind um sich, bis er endlich von der Menge entwaffnet wurde. Stillschweigend folgte

er nun, wohin sie ihn führten, und wollte durchaus kein Wort sprechen. Friedrich mochte ihn in diesem Augenblicke nicht anreden.

Das Verfolgen des flüchtigen Feindes dauerte bis gegen Abend. Da langte Friedrich mit den Seinigen ermüdet auf einem altfränkischen Schlosse an, das am Abhange des Gebirges stand. Hof und Schloß stand leer; alle Bewohner hatten es aus Furcht vor Freund und Feind feigherzig verlassen. Der Trupp lagerte sich sogleich auf dem geräumigen Hofe, dessen Pflaster schon hin und wieder mit Gras überwachsen war. Rings um das Schloß wurden Wachen ausgestellt.

Friedrich fand eine Tür offen und ging in das Schloß. Er schritt durch mehrere leere Gänge und Zimmer und kam zuletzt in eine Kapelle. Ein einfacher Altar war dort aufgerichtet, mehrere alte Heiligenbilder auf Holz hingen an den Wänden umher, auf dem Altare stand ein Kruzifix. Er kniete vor dem Altare nieder und dankte Gott aus Grund der Seele für den heutigen Tag. Darauf stand er neugestärkt auf und fühlte die vielen Wunden kaum, die er in dem Gefechte erhalten. Er erinnerte sich nicht, daß ihm jemals in seinem Leben so wohl gewesen. Es war das erste Mal, daß es ihm genügte, was er hier trieb und vorhatte. Er war völlig überzeugt, daß er das Rechte wolle, und sein ganzes voriges Leben, was er sonst einzeln versucht, gestrebt und geübt hatte, kam ihm nun nur wie eine lange Vorschule vor zu der sichern, klaren und großen Gesinnung, die jetzt sein Tun und Denken regierte.

Er ging nun durch das Schloß, wo fast alle Türen geöffnet waren. In dem einen Gemache fand er ein altes Sofa. Er streckte sich darauf; aber er konnte nicht schlafen, so müde er auch war. Denn tausenderlei Gedanken zogen wechselnd durch seine Seele, während er dort von der einen Seite durch die offene Tür den Schloßhof übersah, wo die Schützen um ein Feuer lagen, das die alten Gemäuer seltsam beleuchtete, von der andern Seite durchs Fenster die Wolkenzüge über den stillen, schwarzen Wäldern. Er gedachte seines vergangenen ruhigen Lebens, wie er noch mit seiner Poesie zufrieden und glücklich war, an seinen Leon-

tin, an Rosa, an den stillen Garten beim Herrn v. A., wie das alles so weit von hier hinter den Bergen jetzt im ruhigen Schlafe ruhte.

Das Feuer aus dem Hofe warf indes einen hellen Widerschein über die eine Wand der Stube. Da wurde er auf ein großes, altes Bild aufmerksam, das dort hing. Es stellte die heilige Mutter Anna vor, wie sie die kleine Maria lesen lehrte. Sie hatte ein großes Buch vor sich auf dem Schoße. An ihren Knien stand die kleine Maria mit vor der Brust gefalteten Händchen, die Augen fleißig auf das Buch niedergeschlagen. Eine wunderbare Unschuld und Frömmigkeit, wie die demütige Ahnung einer künftigen, unbeschreiblichen Schönheit und Herrlichkeit, ruhte auf dem Gesichte des Kindes. Es war, als müßte sie jeden Augenblick die schönen, klaren Kindesaugen aufschlagen, um der Welt Trost und himmlischen Frieden zu geben. Friedrich war erstaunt, denn je länger er das stille Köpfchen ansah, je deutlicher schienen alle Züge desselben in ein ihm wohlbekanntes Gesicht zu verschwimmen. Doch verlor sich diese Erinnerung in seine früheste Kindheit, und er konnte sich durchaus nicht genau besinnen. Er sprang auf und untersuchte das Bild von allen Seiten, aber nirgends war irgend ein Name oder besonderes Zeichen zu sehen.

Verwundert ging er in den Hof hinaus und fragte nach den Bewohnern des Schlosses. Nur einige wußten Bescheid und sagten aus, das Schloß werde gewöhnlich bloß von einem Vogte bewohnt und gehöre eigentlich einer Edelfrau im Auslande, die alle Jahre immer nur auf wenige Tage herkomme. Sonst konnte er nichts erfahren. Ihm fiel dabei unwillkürlich die weiße Frau ein, die er schon fast wieder vergessen hatte. —

Sein Schlaf war vorbei — er begab sich daher auf die alte steinerne Galerie, die auf der Waldseite über eine tiefe Schluft hinausging, um dort den Morgen abzuwarten. Dort fand er auch den gefangenen Offizier, der in einem dunklen Winkel zusammengekrümmt lag. Er setzte sich zu ihm auf das halb abgebrochene Geländer.

Das Unglück macht vieles wieder gut, sagte er, und reichte ihm die Hand. — Der Offizier wickelte sich fester in

seinen Mantel und antwortete nicht. — Hast du denn alles vergessen, fuhr Friedrich fort, was wir in der guten Zeit vorbereitet? Mir war es Ernst mit dem, was ich vorhatte. Ich war ein ehrlicher Narr, und ich will es lieber sein, als klug ohne Ehre. — Der Offizier fuhr auf, schlug seinen Mantel auseinander und rief: Schlag mich tot wie einen Hund! — Laß diese weibische Wut, wenn du nichts Besseres kannst, sagte Friedrich ruhig. Du siehst so wüst und dunkel aus, ich kenne dein Gesicht nicht mehr wieder. Ich liebte dich sonst, so bist du mir gar nichts wert. — Bei diesen Worten sprang der Offizier, der Friedrichs ruhige Züge nicht länger ertragen konnte, auf, packte ihn bei der Brust und wollte ihn über die Galerie in den Abgrund stürzen. Sie rangen einige Zeit miteinander; Friedrich war vom vielen Blutverluste ermattet und taumelte nach dem schwindligen Rande zu. Da fiel ein Schuß aus einem Fenster des Schlosses; ein Schütze hatte alles mit angesehen. — Jesus Maria! rief der Offizier getroffen, und stürzte über das Geländer in den Abgrund hinunter. — Da wurde es auf einmal still, nur der Wald rauschte finster von unten herauf. Friedrich wandte sich schaudernd von dem unheimlichen Orte.

Die Schützen hatten unterdes ausgerastet, das Morgenrot begann bereits sich zu erheben. Neue Nachrichten, die soeben eingelaufen waren, bestimmten den Trupp, sogleich von seinem Schlosse aufzubrechen, um sich mit den andern tiefer im Lande zu vereinigen.

Eine seltsame Erscheinung zog jedoch bald darauf aller Augen auf sich. Als sie nämlich auf der einen Seite des Schlosses herauskamen, sahen sie jenseits zwischen den Bäumen auf einer hohen Klippe eine weibliche Gestalt stehen, welche zwei von den Ihrigen, die ihr nachstiegen, mit dem Degen abwehrte. Friedrich wurde hinzugerufen. Er erfuhr, das Mädchen sei gegen Morgen allein mit verwirrtem Haar und einem Degen in der Hand an dem Schlosse herumgeirrt, als suche sie etwas. Als sie dann auf den erschossenen Offizier gestoßen, habe sie ihn schnell in die Arme genommen, und den Leichnam mit einer bewunderungswürdigen Kraft und Geduld in das Gebirge hinaufge-

schleppt. Zwei Schützen, denen ihr Herumschleichen verdächtig wurde, waren ihr bis zu diesem Felsen gefolgt, den sie nun wie ihre Burg verteidigte.

Als Friedrich näher kam, erkannte er in dem wunderbaren Mädchen sogleich Marie, sie kam ihm heute viel größer und schöner vor. Ihre langen, schwarzen Locken waren auseinandergerollt, sie hieb nach allen Seiten um sich, so daß keiner, ohne sich zu verletzen, die steile Klippe ersteigen konnte. Als dieselbe Friedrich unter den fremden Männern erblickte, ließ sie plötzlich den Degen fallen, sank auf die Knie und verbarg ihr Gesicht an der kalten Brust ihres Geliebten. Die bärtigen Männer blieben erstaunt stehn. Ist in dir eine solche Gewalt wahrhafter Liebe, sagte Friedrich gerührt zu ihr, so wende sie zu Gott, und du wirst noch große Gnade erfahren!

Die Umstände nötigten indes immer dringender zum Aufbruch. Friedrich ließ daher einen des Weges kundigen Jäger bei Marie zurück, der sie in Sicherheit bringen sollte. Das Mädchen richtete sich halb auf und sah still dem Grafen nach; sie aber zogen singend über die Berge weiter, über denen soeben die Sonne aufging.



Neunzehntes Kapitel.

Der Krieg wütete noch lange fort. Friedrich hatte im Laufe desselben den Ruhm seines alten Namens durch alte Tugend wieder angefrischt. Der Fürst, dem er angehörte, war unter den Feinden. Friedrichs Güter wurden daher eingezogen. Das Kriegsglück wandte sich, die Seinigen wurden immer geringer und schwächer, alles ging schlecht: er blieb allein desto hartnäckiger gut und wich nicht. Endlich wurde der Friede geschlossen. Da nahm er, zurückgedrängt auf die höchsten Zinnen des Gebirges, Abschied von seinen Hochländern und eilte güterlos und geächtet hinab. Über das platte Land verbreitete sich der Friede weit und breit in schallender Freude; er allein zog einsam hindurch, und seine Gedanken kann niemand beschreiben, als er die letzten Gipfel des Gebirges hinter sich versinken sah. Er gedachte wenig seiner eigenen Gefahr, da rings in dem Lande die feindlichen Truppen noch zerstreut lagen, von denen er wohl wußte, daß sie seiner habhaft zu werden trachteten. Er achtete sein Leben nicht, es schien ihm nun zu nichts mehr nütze. —

So langte er an einem unfreundlichen, stürmischen Abend in einem abgelegenen Dorfe an. Die Gärten waren alle verwüstet, die Häuser niedergebrannt, die wenigen übriggebliebenen schienen von den Bewohnern verlassen; es war ein trauriges Denkmal des kaum geendigten Krieges, der an diesen Gegenden besonders seine Wut recht ausgelassen hatte. An dem andern Ende des Dorfes fand Friedrich endlich einen Mann, der auf einem schwarzgebrannten

Balken seines umgerissenen Hauses saß und an einem Stück trockener Brotrinde nagte. Friedrich fragte um Unterkommen für sich und sein Pferd. Der Mann lachte ihm widerlich ins Gesicht und zeigte auf das abgebrannte Dorf.

Ermüdet band Friedrich sein Pferd an und setzte sich zu dem Manne hin. Er befragte ihn, wie so großes Unglück insonderheit dieses Dorf getroffen? — Der Mann sagte gleichgültig und wortkarg: Wir haben uns den Feinden widersetzt, worauf unser Dorf abgebrannt und mancher von uns erschossen wurde. Was kümmert mich aber das, und das Land und die ganze Welt, fuhr er nach einer Weile fort, mir tut's nur leid um mich, denn zu fressen muß man doch haben! — Friedrich sah ihn von der Seite an, wie er so an seinem Brote kauete, sein Gesicht war hager und bleichgelb, und sah nach nichts Gutem aus.

Eine lustige Tanzmusik schallte inzwischen immerfort durch die Nacht zu ihnen herüber. Sie kam aus einem altertümlichen Schlosse, das dem Dorfe gegenüber auf einer Anhöhe stand. Die Fenster waren alle hell erleuchtet. Inwendig sah man eine Menge Leute sich drehen und wirren; manches Paar lehnte sich in die offenen Fenster und sah in die regnerische Gegend hinaus.

Wem gehört das Schloß da droben, wo es so lustig hergeht? fragte Friedrich. Der Gräfin Romana, war die Antwort. Unwillkürlich schauderte er bei dieser unerwarteten Antwort zusammen. Erstaunt drang er nun mit Fragen in den Mann und hörte mit den seltsamsten Empfindungen zu, da dieser erzählte: Als die letzte Schlacht verloren war und alles recht drunter und drüber ging, heisa! da wurde unsere Gräfin so lustig! — Ihr Vermögen war verloren, ihre Güter und Schlösser verwüstet, und als unser Dorf in Flammen aufging, sahen wir sie mit einem feindlichen Offiziere an dem Brande vorbeireiten, der hatte sie vorn vor sich auf seinem Pferde, und so ging es fort in alle Welt. Seit einigen Tagen hatte der Feind dort unten auf den Feldern sein Lager aufgeschlagen; da war ein Trommeln, Jubeln, Musizieren, Saufen und Lachen, Tag und Nacht, und unsere Gräfin mitten unter ihnen, wie

eine Marketenderin. Gestern ist das Lager aufgebrochen und die Gräfin gibt den Offizieren, die heute auch noch nachziehen, droben den Abschiedsschmaus. — Friedrich war über dieser Erzählung in Nachdenken versunken. — Ich sehe den Offizier noch immer vor mir, fuhr der Mann bald darauf wieder fort, der den Befehl gab, unsere Häuser anzustecken. Ich lag eben hinter einem Zaune, ganz zusammengehauen. Er saß seitwärts nicht weit von mir auf seinem Pferde, der Widerschein von den Flammen fiel ihm durch die dunkle Nacht gerade auf sein wohlgenährtes, glattes Gesicht. Ich würde das Gesicht in hundert Jahren noch wiedererkennen. —

Die Lichter in dem Schlosse, während sie so sprachen, fingen indes an zu verlöschen, die Musik hörte auf, und es wurde nach und nach immer stiller. Der Mann wurde seltsam unruhig. Jetzt werden die Offiziere auch fortziehn, wollen wir ihnen nicht sicheres Geleit geben? — sagte er abscheulich lachend, und stand auf. Friedrich bemerkte dabei, daß er etwas Blitzendes, wie ein Gewehr, unter seinem Kittel verborgen hatte. Eh er sich aber besann, war der Mann schon hinter den Häusern in der Finsternis verschwunden. Friedrich trauete ihm nicht recht, er zweifelte nicht, daß er etwas Gräßliches vorhabe. Er eilte ihm daher nach, um ihn auf alle Fälle zu verhindern. Tief im Walde sah er ihn noch einmal von weitem, wie er eben eilig um eine Felsenecke herumbog; darauf verschwand er ihm für immer, und er hatte sich vergebens ziemlich weit vom Dorfe in dem Gebirge verstiegen.

Als er eben auf einer Höhe ankam, um sich von dort wieder zurechtzufinden, stand sehr unerwartet die Gräfin Romana plötzlich vor ihm. Sie hatte eine kurze Flinte auf dem Rücken und dieselbe feenhafte Jägerkleidung, in welcher er sie zum letzten Male auf der Gemsenjagd gesehen hatte. Versteinert wie eine Bildsäule blieb sie stehen, als sie Friedrich so unverhofft erblickte. Dann sah sie ringsherum und sagte: Ich habe mich hier oben verirrt, ich weiß den Weg nicht mehr nach Hause, — führe mich, wohin du willst, es ist alles einerlei! — Friedrich fiel das unge=

wohnte Du auf, auch bemerkte er in ihrem Gesichte jene leidenschaftliche Blässe, die ihn sonst schon oft an ihr gestört hatte. Die Nacht überdeckte schon unten die stillen Wälder, der Mond ging von der andern Seite über den Bergen auf. Er führte sie an Klippen und schwindligen Abhängen vorüber den hohen, langen Berg hinab, sie sprachen kein Wort miteinander.

So kamen sie endlich nach einem mühsamen Wege zu dem Schlosse der Gräfin zurück. Es war eine alte Burg, mitten in der Wildnis, halb verfallen, kein Mensch war darin zu sehen. Das ist mein Stammschloß, sagte Romana, und ich bin die letzte des alten, berühmten Geschlechts.

Sie führte ihn durch die hohen, gewölbten Gemächer. In dem einen Zimmer lag alles vom Feste noch unordentlich umher, zerbrochene Weinflaschen und umgeworfene Stühle; durch das zerschlagene Fenster pfiff der Wind herein und flackerte mit dem einzigen Lichte, das, fast schon bis an den Leuchter herabgebrannt, in der Mitte auf einem Tische stand und spielende Scheine auf eine Reihe altväterischer Ahnenbilder warf, die rings an den Wänden umherhingen.

Sie sind alle schon morsch, die guten Gesellen, sagte Romana in einem Anfalle von gespannter, unmenschlicher Lustigkeit, als sie die Verwüstung betrat, die noch vor so kurzer Zeit vom Getümmel und freudenreichen Schalle belebt war, nahm ihre Stutzflinte vom Rücken und stieß ein Bild nach dem andern von der Wand, daß sie zertrümmert auf die Erde fielen. Dazwischen kehrte sie sich auf einmal zu Friedrich und sagte: Als ich mich vorhin im Gebirge umwandte, um wieder zum Schlosse zurückzukehren, sah ich plötzlich auf einer Klippe mir gegenüber einen langen, wilden Mann stehen, den ich sonst in meinem Leben nicht gesehen, der hatte in der einsamen Stille seine Flinte unbeweglich mit der Mündung gerade auf mich angelegt. Ich sprang fort, denn mir kam es vor, als stehe der Mann seit tausend Jahren immer und ewig so dort oben. — Friedrich bemerkte bei diesen verwirrten Worten, die ihn an den Halbverrückten erinnerten, dem er vorhin gefolgt, daß der

Hahn an ihrer Flinte, die sie unbekümmert in der Hand hielt und häufig gegen sich kehrte, noch gespannt sei. Er verwies es ihr. Sie sah in die Mündung hinein und lachte wild auf. Schweigen Sie still, sagte Friedrich ernst und streng, und faßte sie unsanft an. —

Er trat an das eine Fenster, setzte sich in den Fensterbogen und sah in die vom Monde beschienenen Gründe hinab, Romana setzte sich zu ihm. Sie sah noch immer blaß, aber auch in der Verwüstung noch schön aus, ihr Busen war unanständig fast ganz entblößt; sie hielt seine Hand, er bemerkte, daß die ihrige bisweilen zuckte.

Heftiges, unbändiges Weib, sagte Friedrich, der sich nicht länger mehr hielt, sehr ernsthaft, gehn Sie beten! Beschauen Sie recht den Wunderbau der hundertjährigen Stämme da unten, die alten Felsenriesen und den ewigen Himmel darüber, wie da die Elemente, sonst wechselseitig vernichtende Feinde gegeneinander, selber ihre rauhen, verwitterten Riesennacken und angeborne Wildheit vor ihrem Herrn beugend, Freundschaft schließen und in weiser Ordnung und Frömmigkeit die Welt tragen und erhalten. Und so soll auch der Mensch die wilden Elemente, die in seiner eigenen dunklen Brust nach der alten Willkür lauern und an ihren Ketten reißen und beißen, mit göttlichem Sinne besprechen und zu einem schönen, lichten Leben die Ehre, Tugend und Gottseligkeit in Eintracht verbinden und formieren. Denn es gibt etwas Festeres und Größeres, als der kleine Mensch in seinem Hochmute, das der Scharfsinn nicht begreift und die Begeisterung nicht erfindet und macht, die, einmal abtrünnig, in frecher, mutwilliger, verwilderter Willkür wie das Feuer alles ringsum zerstört und verzehrt, bis sie über dem Schutte in sich selber ausbrennt — Sie glauben nicht an Gott! —

Friedrich sprach noch viel. Romana saß still und schien ganz ruhig geworden zu sein, nur manchmal, wenn die Wälder heraufrauschten, schauerte sie, als ob sie der Frost schüttelte. Sie sah Friedrich mit ihren großen Augen unverwandt an, denn sie wußte alles, was er in der letzten Zeit getan und aufgeopfert, und es war im tiefsten Grunde

nur ihre unbezwingliche Leidenschaft zu ihm im zerknirschenden Gefühl, ihn nie erreichen zu können, was das heftige Weib nach und nach bis zu diesem schwindligen Abgrund verwildert hatte. Es war, als ginge bei seinem neuen Anblick die Erinnerung an ihre eigene ursprüngliche, zerstörte Größe noch einmal schneidend durch ihre Seele. Sie stand auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, nach der einen Seite fort.

Friedrich blieb noch lange dort sitzen, denn sein Herz war noch nie so bekümmert und gepreßt, als diese Nacht. Da fiel plötzlich ganz nahe im Schlosse ein Schuß. Er sprang, wie vom Blitze gerührt, auf, eine entsetzliche Ahnung flog durch seine Brust. Er eilte durch mehrere Gemächer, die leer und offen standen, das letzte war fest verschlossen. Er riß die Tür mit Gewalt ein: welch ein erschrecklicher Anblick versteinerte da alle seine Sinne! Über den Trümmern ihrer Ahnenbilder lag dort Romana in ihrem Blute hingestreckt, das Gewehr, wie ihren letzten Freund, noch fest in der Hand.

Ihn überfiel im ersten Augenblicke ein seltsamer Zorn, er faßte sie in beide Arme, als müßte er sie mit Gewalt noch dem Teufel entreißen. Aber das wilde Spiel war für immer verspielt, sie hatte sich gerade ins Herz geschossen. Der müde Leib ruhte schön und fromm, da ihn die heidnische Seele nicht mehr regierte. Er kniete neben ihr hin und betete für sie aus Herzensgrunde.

Da sah er auf einmal helle Flammen zu den Fenstern hereinschlagen, durch die offene Tür erblickte er auch schon die andern Gemächer in vollem Brande. Kein Mensch war da, die Nacht auch gewitterstill, sie mußte das Schloß in ihrer Raserei selber angesteckt haben, vielleicht um Friedrich zugleich mit sich zu verderben. Er nahm den Leichnam und trug ihn durch das brennende Tor ins Freie hinaus. Dort legte er sie unter eine Eiche und bedeckte sie mit Zweigen, damit sie die Raben nicht fräßen, bis er im nächsten Dorfe die nötigen Vorkehrungen zu ihrem Begräbnisse getroffen. Dann eilte er den Berg hinab und schwang sich auf sein Pferd.

Hinter ihm stieg die Flamme auf die höchste Zinne der Burg und warf gräßliche Scheine weit zwischen den Bäumen. Das Schloß sank wie ein dunkler Riese in dem feurigen Ofen zusammen, über der alten, guten Zeit hielt das Flammenspiel im Winde seinen wilden Tanz; es war, als ginge der Geist ihrer Herrin noch einmal durch die Lohen. —



Zwanzigstes Kapitel.

Es war Friedrich seltsam zumute, als er den andern Tag am Saume des Waldes herauskam und den wirtlichen, zierlich bepflanzten Berg mit seinen bunten Lusthäusern und dunklen Lauben dort auf einmal vor sich sah, auf dem er beim Antritt seiner Reise die ersten einsamen, fröhlichen Stunden nach der Trennung von seinen Universitätsfreunden zugebracht hatte. Überrascht blieb er eine Weile vor der weiten, von der Sonne hellbeschienenen Gegend stehen, die ihm wie ein Traum, wie eine liebliche Zauberei vorkam; denn eine Gegend aus unserm ersten, frischen Jugendglanze bleibt uns wie das Bild der ersten Geliebten ewig erinnerlich und reizend. Dann lenkte er langsam den lustigen Berg hinan.

Dort oben war alles noch wie damals, die Tische und Bänke im Grünen standen noch immer an derselben Stelle, mehrere Gesellschaften waren wieder bunt und fröhlich über den grünen Platz zerstreut und schmausten und lachten, aller kaum vergangenen Not vergessend. Auch der alte Harfenist lebte noch und sang draußen seine vorigen Lieder. Friedrich suchte das luftige Sommerhaus auf, wo er damals gespeist und den eben verlassenen Gesellen frisch zugetrunken hatte. Dort fand er den Namen Rosa wieder, den er an jenem schwülen Nachmittage mit seinem Ringe in die Fensterscheibe gezeichnet. — Er hielt beide Hände vor die Augen, so tief überfiel ihn die Gewalt dieser Erinnerung. Die treuen Züge blitzten noch frisch in der Sonne, aber die Züge jenes wunderschönen Bildes, das er damals in der Seele hatte, waren unterdes im Leben verworren und verloren für immer. —

Er lehnte sich zum Fenster hinaus und übersah die schöne, noch gar wohl bekannte Gegend, und sein ganzer damaliger Zustand wurde ihm dabei so deutlich, wie wenn man ein lange vergessenes, frühes Gedicht nach vielen Jahren wieder liest, wo alles vergangen ist, was einen zu dem Liede verführt. Wie anders war seitdem alles in ihm geworden! Damals segelten seine Gedanken und Wünsche mit den Wolken ins Blaue über das Gebirge fort, hinter dem ihm das Leben mit seinen Reisewundern wie ein schönes, überschwenglich reiches Geheimnis lag. Jetzt stand er an demselben Orte, wo er begonnen, wie nach einem mühsam beschriebenen Zirkel, frühzeitig an dem andern, ernstern und stillern Ende seiner Reise und hatte keine Sehnsucht mehr nach dem Plunder hinter den Bergen und weiter. Die Poesie, seine damalige, süße Reisegefährtin genügte ihm nicht mehr, alle seine ernstesten, herzlichsten Pläne waren an dem Neide seiner Zeit gescheitert, seine Mädchenliebe mußte, ohne daß er es selbst bemerkte, einer höheren Liebe weichen, und jenes große, reiche Geheimnis des Lebens hatte sich ihm endlich in Gott gelöst.

Während er dies alles so überdachte, fiel ihm ein, wie Leontins Schloß ganz in der Nähe von hier sei. Er fühlte ein recht herzliches Verlangen, diesen seinen Bruder und jene Waldberge wiederzusehen. Der Gedanke bewegte ihn so, daß er sogleich sein Pferd bestieg und von dem Berge hinab die schattige Landstraße wieder einschlug.

Die Sonne stand noch hoch, er hoffte den Wald noch vor Anbruch der Nacht zurückzulegen. Nach einiger Zeit erlangte er einen hohen Bergrücken. Die Lage der Wälder, der Kreis von niederern Bergen ringsumher, alles kam ihm so bekannt vor. Er ritt langsam und sinnend fort, bis er sich endlich erinnerte, daß es dieselbe Heide sei, über welche er in jener Nacht, da er sich verirrt und das seltsame Abenteuer in der Mühle bestanden, sein Pferd am Zügel geführt hatte. Der Schlag der Eisenhämmer kam nur schwach und verworren durch das Singen der Vögel und den schallenden Tag aus der fernen Tiefe herauf. Es war ihm, als rückte sein ganzes Leben Bild vor Bild so wieder rückwärts, wie ein Schiff nach langer Fahrt, die wohlbekannten Ufer wie-

der begrüßend, endlich dem alten, heimatlichen Hafen bereichert zufährt.

Ein Gebirgsbach fand sich dort in der Einsamkeit mit seiner plauderhaften Emsigkeit neben ihm ein. Er wußte, daß es der nämliche sei, der die schöne Wiese von Leontins Schlosse durchschnitt, und folgte ihm daher auf einem Fußsteige die Höhen hinab. Da erblickte er nach einem langen Wege unerwartet auch die berüchtigte Waldmühle im Grunde wieder. Wie anders, gespensterhaft und voll wunderbarer Schrecken hatte ihm damals die phantastische Nacht diese Gegend ausgebildet, die heute recht behaglich im Sonnenscheine vor ihm lag. Der Bach rauschte melancholisch an der alten Mühle vorüber, die halbverfallen dastand und schon lange verlassen zu sein schien; das Rad war zerbrochen und stand still.

Auf der einen Seite der Mühle war ein schöner, lichtgrüner Grund, über welchem frische Eichen ihre kühlen Hallen woben. Dort sah Friedrich ein Mädchen in einem reinlichen, weißen Kleide am Boden sitzen, halb mit dem Rücken nach ihm gekehrt. Er hörte das Mädchen singen und konnte deutlich folgende Worte verstehen:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen
Und gehn von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen,
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still.

Diese Worte, so aus tiefster Seele herausgesungen, kamen Friedrich in dem Munde eines Mädchens sehr seltsam vor. Wie erstaunt, ja wunderbar erschüttert aber war er, als sich das Mädchen während des Gesanges, ohne ihn zu bemerken, einmal flüchtig umwandte, und er bei dem Sonnenstreif, der durch die Zweige gerade auf ihr Gesicht fiel, nicht nur eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Mädchen, das ihm damals in der Mühle hinaufgeleuchtet, bemerkte, sondern in dieser Kleidung und Umgebung vielmehr jenes wunderschöne Kind aus längstverklungener Zeit wiederzusehen glaubte, mit der er als kleiner Knabe so oft zu Hause im Garten gespielt, und die er seitdem nie wiedergesehen hatte. Jetzt fiel es ihm auch plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß dies dieselben Züge seien, die ihm in dem verlassenen Gebirgsschlosse auf dem Bilde der heiligen Anna in dem Gesichte des Kindes Maria so sehr aufgefallen waren. —

Verwirrt durch so viele sich durchkreuzende, uralte Erinnerungen, ritt er auf das Mädchen zu, da sie eben ihr Lied geendigt hatte. Sie aber, von dem Geräusche aufgeschreckt, sprang, ohne sich weiter umzusehen, fort, und war bald in dem Walde verschwunden.

Da sah er auf der Anhöhe, wohin sich das Mädchen geflüchtet, eine andere weibliche Gestalt zwischen den Bäumen erscheinen, groß, schön und herrlich. — Es war Friedrich, als begrüße ihn sein ganzes vergangenes Leben hier wie in einem Traume noch einmal in tausend schönwirrenden Verwandlungen; denn je näher er dem Berge kam, je deutlicher glaubte er in jener Gestalt Julie wiederzuerkennen. Er stieg vom Pferde und eilte die Anhöhe hinauf, wo unterdes die liebliche Erscheinung sich wieder verloren hatte.

Oben fand er sie ruhig auf dem Boden sitzend, es war wirklich Julie. Stille, stille, sagte sie, als er näher trat. nicht weniger überrascht als er, und wies auf Leontin, der neben ihr, an einem Baume angelehnt, eingeschlummert

lag. Er war auffallend blaß, sein linker Arm ruhte in einer Binde. Friedrich betrachtete verwundert bald Leontin, bald Julie. Julie schien dabei das Unschickliche ihrer einsamen Lage mit Leontin einzufallen, und sie sah errötend in den Schoß.

Leontin war indes erwacht und machte die Augen groß auf, da er neben der Geliebten auch noch den Freund vor sich sah. Da mag schlafen, wer Lust hat, wenn es wieder so lustig auf der Welt aussieht, sagte er, und sprang rasch auf. Friedrich erstaunte, wie männlicher seitdem sein ganzes Wesen geworden. Aber sage, wie hat dich der Himmel wieder hierher gebracht? fuhr er fort, ich dachte, die Zeit würde uns beide mitverschlingen; aber ich glaube, sie fürchtet sich, uns nicht verdauen zu können. — Friedrich kam nun vor lauter Fragen nicht selber zum Fragen, so sehr es ihm auch am Herzen lag; er mußte sich bequemen, die Geschichte seines Lebens seit ihrer Trennung zu erzählen. Als er auf den Tod der Gräfin Romana kam, wurde Leontin nachdenkend. Julie, die auch sonst schon viel von ihr gehört, konnte sich in diese ihre seltsame Verwilderung durchaus nicht finden und verdammte ihr schimpfliches Ende ohne Erbarmen, ja, mit einer ihr sonst ungewöhnlichen Art von Haß.

Nach vielem Hin- und Herreden, das jedes Wiedersehen mit sich zu bringen pflegt, bat endlich auch Friedrich die beiden, seinen Bericht mit einer ausführlichen Erzählung ihrer seitherigen Begebenheiten zu erwidern, da er aus ihren kurzen, unzusammenhängenden Antworten noch immer nicht klug werden konnte. Vor allem erkundigte er sich nach dem Mädchen, das, wie er meinte, zu ihnen geflüchtet sein müsse. Julie sah dabei Leontin unentschlossen an. — Lassen wir das jetzt! sagte dieser, die Gegend und meine Seele ist so klar und heiter, wie nach einem Gewitter, es ist mir gerade alles recht lebhaft erinnerlich, ich will dir erzählen, wie wir hier zusammengekommen.

Er nahm hierbei eine Flasche Wein aus einem Körbchen, das neben Julie stand, und setzte sich damit an den Abhang mit der Aussicht in die grüne Waldschluft bei der Mühle; Friedrich und Julie setzten sich zu beiden Seiten

neben ihn. Sie wollte ihm durchaus die Flasche wieder entreißen, da sie wohl wußte, daß er mehr trinken werde, als seinen Wunden noch zuträglich war. Aber er hielt sie fest in beiden Händen. Wo es, sagte er, wieder so gut, frisch Leben gibt, wer fragt da, wie lange es dauert! Und Julie mußte sich am Ende selber bequemen, mitzutrinken. Sie hatte sich mit beiden Armen auf seine Knie gestützt, um die Geschichte, die sie beinahe schon auswendig wußte, noch einmal recht aufmerksam anzuhören. Friedrich, der sie nun ruhig betrachten konnte, bemerkte dabei, wie sich ihre ganze Gestalt seitdem entwickelt hatte. Alle ihre Züge waren entschieden und geistreich. So begann nun Leontin folgendermaßen:

Als ich auf jener Alp während der Gemsenjagd von dir Abschied nahm, wurde mir sehr bange, denn ich wußte wahrhaftig nicht, was ich in der Welt eigentlich wollte und anfangen sollte. Was recht Tüchtiges war eben nicht zu tun und meine Tätigkeit, gleichviel, ob am Guten oder am Schlechten, bloß um der Tätigkeit willen abzuarbeiten, wie man etwa spazieren geht, um sich Motion zu machen, war von jeher meine größte Widerwärtigkeit. Wäre ich recht arm gewesen, ich hätte aus lauter Langeweile arbeiten können, um mir Geld zu erwerben, und hinterdrein die Leute überredet, es geschehe alles um des Staates willen, wie die andern tun. Unter solchen moralischen Betrachtungen ritt ich über das Gebirge fort, und es tat mir recht ohne allen Hochmut leid, wie da alle die Städte und Dörfer gleich Ameisenhaufen und Maulwurfshügeln so tief unter mir lagen; denn ich habe nie mehr Menschenliebe, als wenn ich weit von den Menschen bin. Da wurde es nach und nach schwül und immer schwüler unten über dem Deutschen Reiche, die Donau sah ich wie eine silberne Schlange durch das unendliche, blauschwüle Land gehn, zwei Gewitter, dunkel, schwer und langsam standen am äußersten Horizonte gegeneinander auf; sie blitzten und donnerten noch nicht, es war eine erschreckliche Stille. — Ich erinnere mich, wie frei mir zumute wurde, als ich endlich die ersten Soldaten unten über die Hügel kommen und hin und wieder reiten, wirren und blitzen sah.

Ich zog in den Krieg hinunter. Was da geschah, ist dir bekannt. Nach der großen Schlacht, die wir verloren, war das Korps, zu dem ich gehörte, erschlagen und zersprengt, ich selber von den Meinigen getrennt. Ich suchte durch verschiedene Ummwege mich wieder zu vereinigen, aber je länger ich ritt, je tiefer verirrte ich mich in dem verteufelten Walde. Es regnete und stürmte in einem fort, aber ich mochte nirgends einkehren, denn ich war innerlichst so zornig, daß ich mich in dem Wetter noch am leidlichsten befand.

Am Abend des andern Tages fingen endlich die Wolken an sich zu zerteilen, die Sonne brach wieder hindurch und schien warm und dampfend auf den Erdboden, da kam ich auf einer Höhe plötzlich aus dem Walde und stand — vor Juliens Gegend. Ich kann es nicht beschreiben, mit welcher Empfindung ich aus der kriegerischen Wildnis meines empörten Gemüts so auf einmal in die friedens- und segensreiche Gegend voll alter Erinnerungen und Anklänge hinaussah, die, wie du wissen wirst, zwischen ihren einsamen Bergen und Wäldern mitten im Kriege in tiefster Stille lag.

Überrascht blieb ich oben stehen. Da sah ich den blauen Strom unten wieder gehn und Segel fahren, das freundliche Schloß am Hügel und den wohlbekannten Garten ringsumher, alles in alter Ruhe, wie damals. Den Herrn v. A. sah ich auf dem mittelsten Gange des Gartens hinab ruhig spazieren gehen. Auf den weiten Plänen jenseits des Stromes, über welche die eben untergehende Sonne schräg ihre letzten Strahlen warf, kam ein Reiter auf das Schloß zugezogen, ich konnte ihn nicht erkennen. Julie erblickte ich nirgends.

Es ließ mir da oben nicht länger Ruh; ich eilte den Berg hinunter, ich wollte Julie, ihren Vater, den Viktor wiedersehen, die ganze Vergangenheit noch einmal in einem schnellen Zuge durchleben und genießen. Tiefer unten am Abhange erblickte ich den Reiter plötzlich wieder. Es war eine junge, hagere, verlebte Figur, durchaus modern, einer von den gang und gäben alten Jungen mit der Brille auf der Nase. Mich überlief ein Ärger, daß dieses

modische, mir nur zu sehr bekannte Gezücht auch schon bis in diese glücklichverborgenen Täler gedrungen war. Er aber sah mich flüchtig vornehm an, lenkte auf einem bequemeren, aber weiteren Umwege nach dem Schlosse und verschwand bald wieder.

Ein Bauer aus dem Dorfe des Herrn v. A., der auch von der Arbeit nach Hause ging, hatte sich indes neben mir eingefunden. Ich erinnerte mich seines Gesichts sogleich wieder, er aber kannte mich nicht mehr. Von diesem erfuhr ich nach einem schnell angeknüpften Gespräche, daß die Tante schon seit längerer Zeit tot sei. — Ich fragte ihn darauf, wer der fremde Herr sei, der eben vorbeigeritten. Er antwortete mir mit heimlicher Miene: Fräulein Juliens Bräutigam. —

Hier schüttelte Julie lächelnd den Kopf und wollte Leontins Erzählung unterbrechen. Leontin fuhr aber sogleich wieder fort:

Es war inzwischen völlig Nacht geworden, als ich das Dorf erreichte. Ich mochte nach jener Nachricht nun niemand aus dem Hause sprechen, noch sehen — nur einen flüchtigen Streifzug durch den alten, schuldlosen Garten wollt' ich machen, und sogleich wieder fort.

Ich band mein Pferd an einem Baume an und stieg übern Zaun in den Garten. Dort war jeder Gang, jede Bank, ja, jedes Blumenbeet noch immer auf dem alten Platze, so daß die Seele nach so vielen inzwischen durchlebten Gedanken und Veränderungen diesen gemütlichen Stillstand kaum fassen konnte. Der Sturm wütete indes noch immer heftig fort und riß ein Heer von Wolken nebst vielen verspäteten Abendvögeln, die kreischend dazwischen ruderten, in einer unabsehbaren Flucht über den Garten hinaus, während unten die Bäume sich neigten und einzelne Nachtigallentöne aus den Tälern durch den Wind heraufklagten; es war eine rechte dunkelschwüle Gespensternacht.

Ein ungewöhnlich starkes Licht, das aus dem einen Fenster in den Garten hinausschien, zog mich zum Schlosse hin. Ich stellte mich gerade vor das Fenster und konnte das ganze Zimmer übersehen, das von einem Kaminfeuer so hell erleuchtet wurde. Der Herr v. A. saß in einem

Lehnstuhle und las Zeitungen, Julie saß am Kamine und sang, hatte aber den Rücken gegen das Fenster gekehrt, so daß ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Was sie sang, war eine alte Romanze, die mir schon als Kind bekannt war. Sie ist mir noch erinnerlich:

Hoch über den stillen Höhen
Stand in dem Wald ein Haus,
Dort war's so einsam zu sehen
Weit übern Wald hinaus.

Drin saß ein Mädchen am Rocken
Den ganzen Abend lang,
Der wurden die Augen nicht trocken,
Sie spann und sann und sang:

‚Mein Liebster, der war ein Reiter,
Dem schwur ich Treu' bis in Tod,
Der zog über Land und weiter
Zu Krieges-Lust und Not.

Und als ein Jahr war vergangen,
Und wieder blühte das Land,
Da stand ich voller Verlangen
Hoch an des Waldes Rand.

Und zwischen den Bergesbogen,
Wohl über den grünen Plan,
Kam mancher Reiter gezogen,
Der meine kam nicht mit an.

Und zwischen den Bergesbogen,
Wohl über den grünen Plan,
Ein Jägersmann kam geflogen,
Der sah mich so mutig an.

So lieblich die Sonne schiene,
Das Waldhorn scholl weit und breit,
Da führt' er mich in das Grüne.
Das war eine schöne Zeit! —

Der hat so lieblich gelogen
Mich aus der Treue heraus,
Der Falsche hat mich betrogen,
Zog weit in die Welt hinaus.' —

Sie konnte nicht weiter singen,
Vor bitterem Schmerz und Leid,
Die Augen ihr übergingen
In ihrer Einsamkeit.

Julie ging es wohl nicht besser, denn sie stand plötzlich auf, öffnete das Fenster und lehnte sich in die Nacht hinaus. Überhaupt glaubte ich während des Singens eine große Unruhe an ihr bemerkt zu haben. Was ist das für ein erschrecklicher Sturm! hört' ich den Herrn v. A. drin sagen, der bedeutet noch Krieg. Gott steh unsern Leuten bei, die schlagen sich jetzt wohl wieder. — Und ich muß hier sitzen! sagte Julie aus tiefster Seele. — Ich stand seitwärts, an einen Pfeiler gelehnt, und die Töne gingen in dem rasenden Winde gar seltsam wehmütig über den Garten hinaus, in dem ich mir nun wie ein lange Verbannter vorkam, da Julie bald in ihrem Gesange am offenen Fenster wieder also fortfuhr:

Die Muhme, die saß beim Feuer
Und wärmet sich am Kamin,
Es flackert' und sprüht' das Feuer,
Hell über die Stub es schien.

Sie sprach: ‚Ein Kränzlein in Haaren,
Das stünde dir heut gar schön,
Willst draußen auf dem See nicht fahren?
Hohe Blumen am Ufer dort stehn.'

Ich kann nicht holen die Blumen,
Im Hemdlein weiß am Teich
Ein Mädchen hütet die Blumen,
Die sieht so totenbleich.

‚Und hoch auf des Sees Weite,
Wenn alles finster und still,
Da rudern zwei stille Leute, —
Der eine dich haben will.'

Sie schauen wie alte Bekannte,
Still', ewig stille sie sind,
Doch einmal der eine sich wandte,
Da faßt' mich ein eiskalter Wind. —

Mir ist zu wehe zum Weinen —
Die Uhr so gleichförmig pickt,
Das Rädlein, das schnurrt so in einem,
Mir ist, als wär' ich verrückt. —

Ach Gott! wann wird sich doch röten
Die fröhliche Morgenstund'!
Ich möchte hinausgehn und beten,
Und beten aus Herzensgrund!

So bleich schon werden die Sterne,
Es rührt sich stärker der Wald,
Schon krähen die Hähne von ferne,
Mich friert, es wird so kalt!

Ach, Muhme! was ist Euch geschehen?
Die Nase wird Euch so lang,
Die Augen sich seltsam verdrehen —
Wie wird mir vor Euch so bang! —

Und wie sie so grauenvoll klagte,
Klopft's draußen ans Fensterlein,
Ein Mann aus der Finsternis ragte,
Schaut still in die Stube herein.

Die Haare wild umgehangen,
Von blutigen Tropfen naß,
Zwei blutige Streifen sich schlangen,
Wie Kränzlein, ums Antlitz blaß.

Er grüßt' sie so fürchterlich heiter,
Er heißt sie sein' liebliche Braut,
Da kannt' sie mit Schaudern den Reiter,
Fällt nieder auf ihre Knie.

Er zielt' mit dem Rohre durchs Gitter
Auf die schneeweiße Brust hin;
‚Ach, wie ist das Sterben so bitter,
Erbarm' dich, weil ich so jung noch bin!' —

Stumm blieb sein steinerner Wille,
Es blitzte so rosenrot,
Da wurd' es auf einmal stille
Im Walde und Haus und Hof. —

Frühmorgens da lag so schaurig
Verfallen im Walde das Haus,
Ein Waldvöglein sang so traurig,
Flog fort über den See hinaus.

Gegen das Ende ihres Gesanges hatte Julie von ohngefähr meinen Schatten bemerkt, den das Licht vom Zimmer lang und unbeweglich in den Garten warf. Sie sah sich stutzend um, und da sie nichts erblicken konnte, schloß sie nachdenkend und schweigend das Fenster. In diesem Augenblick klopfte es drin an die Stubentür. Sie fuhr erschrocken zusammen und vom Fenster auf. Ich blickte noch einmal hinein und sah jenen gehässigen Reiter, dem ich vorhin begegnet, eilfertig eintreten. Er lebt! rief Julie außer sich vor Freude und stürzte dem Manne um den Hals. —

Hatt' ich schon vorher draußen in dem Fremden sogleich einen von jenen poetischen Jüngern erkannt, die's niemals zum Meister oder überhaupt zu einem Manne bringen, so kam mir jetzt der hagere, blasse Poet neben der gesunden Julie, die unterdes so wunderbar hoch geworden war, und deren große Augen in diesem Augenblicke vor Freude ordentliche Strahlen warfen, gar erbärmlich vor. Mir kamen die Verse aus Goethes Fischerin zwischen die Zähne:

Wer soll Bräutigam sein?
Zaunkönig soll Bräutigam sein!
Zaunkönig sprach zu ihnen
Hinwieder den beiden:
Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam sein,
Ich kann nicht der Bräutigam sein!

Ich schwang mich sogleich wieder über den Gartenzaun, band mein Pferd los und ging, es hinter mir herführend, aus dem Dorfe hinaus.

Da kam ich am andern Ende desselben an dem kleinen Häuschen Viktors vorüber. Ich guckte ihm ins Fenster hinein, das, wie du weißt, im Sommer Tag und Nacht offen steht. Er saß eben mit dem Rücken gegen das Fenster, über einem alten, dicken Buche, den Kopf in die Hand gestützt. Das Licht auf dem Tische flackerte ungewiß umher, die vielen Uhren an den Wänden pickten einförmig immerfort, es war eine unendliche Einsamkeit drinnen. Ich begrüßte ihn endlich mit dem Vers, der ihm im ganzen Faust der liebste war: Ich guckte der Eule in ihr Nest, Hu! die macht' ein paar Augen! Er wandte sich schnell um, und als er mein Gesicht völlig erkannte, sprang er auf, warf die Bücher und alles, was auf dem Tische lag, auf die Erde und tanzte wie unsinnig in der Stube herum. Ich kletterte sogleich durchs Fenster zu ihm hinein, ergriff eine halbbespannte Geige, die an der Wand hing, und so walzten wir beide mit den seltsamsten Gebärden und großem Getös' nebeneinander in der kleinen Stube auf und ab, bis er endlich erschöpft vor Lachen auf den Boden hinsank. Es dauerte lange, ehe wir zu einem vernünftigen Diskurs kamen, während welchem er einen ungeheuren Krug voll Wein anschleppte. Er ist noch immer der Alte, noch immer nicht fetter, nicht ruhiger, nicht klüger, und wie sonst wütend kriegerisch gegen alle Sentimentalität, die er ordentlich mißhandelt.

Gegen Mitternacht endlich, soviel er auch dagegen hatte, zog ich wieder von dannen, das gelobte Land in ruhigem Schlafe hinter mir und die weite Stille ringsumher gesegnend, während Viktor, der mich ein Stück begleitet hatte, auf der letzten Höhe mir wie eine Windmühle in der Dunkelheit mit dem Hute nachschwenkte und nachrief, bis alles in den großen, grauen Schoß versunken war.

In den Krieg denn von neuem in Gottes Namen hinaus! rief ich draußen und nahm die Richtung auf mein Schloß, da ich indes erfahren hatte, daß der Tummelplatz jetzt dort in der Nähe sei. Bei Sonnenaufgang sah ich die Unsrigen in dem weiten Tale bunt und blitzend zerstreut

wieder, und das Herz ging mir auf bei dem Anblick. Die lustige Bewegung, die mir von weitem so mutig entgegenblitzte, war aber nichts anderes, als eine verworrene, grenzenlose Flucht. Der Feind war noch ziemlich weit, ich ritt daher an den zerstreuten Trupps langsam vorüber. Da sah ich den Haufen in dumpfer Resignation herumtaumeln, mehrere weise Mienen achselzuckend zur Schau tragen, als steckten wohl ganz andere Pläne dahinter — keinem hätte das Herz im Leibe zerspringen mögen. Da fiel mir ein, was mir Viktor oft in seinen melancholischsten Stunden gesagt: besser, Uhren machen, als Soldaten spielen.

Ich meinesteils war fest entschlossen, da alles, was mir ehrwürdig und lieb auf Erden war, zugrunde gehen sollte, lieber fechtend selber mit unterzugehn, als gefangen in der gemeinen Schande zurückzubleiben. Ich sprengte eilig auf mein Schloß und bot alle meine Jäger und Diener auf, deren Gesinnung und Treue ich kannte, viele Freiwillige von der Armee gesellten sich wacker dazu, und so verschanzten und besetzen wir mein Schloß und Garten, da ich wohl wußte, daß der Feind bei seiner Verfolgung diesen Weg nehmen und demselben an dieser vorteilhaften Höhe besonders viel gelegen sein mußte. Wir wehrten uns verzweifelt oder vielmehr tollkühn gegen die Übermacht. Die feindlichen Kugeln hatten mein Schloß fürchterlich zerrissen, die Gesimse brannten, ein Burgtor nach dem andern stürzte in den Lohen zusammen, alles war verloren, und ich fiel, der letzte, nieder. — Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich im Sonnenscheine in dem schönen Garten des Herrn v. A. vor der großen Aussicht, und Julie stand still neben mir. —

Hier hielt Leontin inne, denn Julie, die sich schon einige Zeit mit ängstlicher Unruhe umgesehen hatte, sagte ihm etwas ins Ohr, stand schnell auf und ging in den Wald hinein, worauf Leontin, nachdem er ihr eine Weile nachgesehen, folgendermaßen wieder fortfuhr:

Es war mir wie im Traume, als ich so wieder meinen ersten Blick in die Welt tat, alles auf einmal so stille um mich, und Julie neben mir, die mich schweigend und ernsthaft betrachtete. Sie sagte mir damals nichts, aber später erfuhr

und erriet ich folgendes: Der moderne Junge, dem ich damals in der Nacht auf dem Schlosse des Herrn v. A. begegnet, war ein Edelmann aus der Nachbarschaft, der erst unlängst von Universitäten auf seine Güter zurückgekehrt war. Seine fast täglichen Besuche bei Julie, seine ungebundene Art, mit ihr umzugehen, und die voreilig geschwätzigen Andeutungen der anfangs noch lebenden Tante veranlaßten, daß er binnen kurzer Zeit allgemein für Juliens Bräutigam gehalten wurde. Er war nach seiner Art verliebt in Julie, aber ein Mädchen im Ernste zu lieben oder gar zu heiraten, hielt er für lächerlich, denn — er war zum Dichter berufen. Als nachher der Krieg ausbrach und das Gerücht mein Benehmen dabei auch bis dorthin trug, pries er mit grenzenlosem Enthusiasmus, doch immer mit der vornehmen Miene eines eigenen, höheren Standpunktes, solche erzgediegne, lebenskräftige Naturen, ewig zusammenhaltende Granitblöcke des Gemeinwesens usw., aber selbst mit dreinschlagen konnt' er nicht, denn — er war zum Dichter berufen. Übrigens hat er ein ganz ordinär sogenanntes gutes Herz. Daher ritt er, als mich allerhand widersprechende Gerüchte bald für tot, bald für verwundet ausgaben, aus Mitleid für Julie auf Kundschaft aus, und kehrte eben in jener Nacht, da ich ihm begegnete, mit der gewissen Botschaft meines Lebens zurück, und Juliens: Er lebt! das mich damals so schnell vom Fenster und übern Zaun und aus dem Dorfe trieb, galt mir.

Erstaunt erfuhr Julie am Morgen von Viktor meinen schnellen Durchzug, und bald nachher auch das Los meiner Burg. Ohne Verwirrung, im Schreck wie in der Freude, sattelte sie noch in der Nacht, wo sie die Nachricht erhalten, ihr Pferd und ritt, ohne ihren Vater zu wecken, mit einem Bedienten nach meinem Schloß. Der vermeinte Bräutigam, der noch dort war, ließ es sich durchaus nicht nehmen, die Romanze, wie er es nannte, mitzumachen. Er schmückte sich in aller Eile sehr phantastisch und abenteuerlich aus, bewaffnete sich mit einem Schwert, einer Flinte und mehreren Pistolen, obschon die Feinde mein Schloß längst wieder verlassen hatten, da es ihnen jetzt, bei dem großen Vorsprunge der Unsrigen, ganz unnütz geworden war. Julie suchte un=

ermüdlich zwischen den zusammengefallenen Steinen, erkannte mich endlich und trug mich selbst aus den dampfenden Trümmern. Der Bräutigam machte ein Sonett darauf, und Julie heilte mich zu Hause aus.

Da aber meine Verteidigung des Schlosses als unberufen, und in einem bereits eroberten Lande als rebellisch angesehen wird, so wurde mir vom Feinde nachgestellt, und ich befand mich auf dem Schlosse des Herrn v. A. nicht mehr sicher. Man brachte mich daher auf die abgelegene Mühle hier, wo mich Julie täglich besucht, bis ich endlich jetzt wieder ganz hergestellt bin.

So endigte Leontin seine Erzählung. — Und wohin willst du nun? sagte Friedrich. Jetzt weiß ich nichts mehr in der Welt, sagte Leontin unmutig. — Sie mußten abbrechen, denn eben kam Julie wieder zurück und winkte Leontin heimlich mit den Augen, als sei etwas Bewußtes glücklich vollbracht.

Sie hatten indes über diesen Unterhaltungen alle nicht bemerkt, daß es bereits anfing dunkel zu werden. Julie wurde es zuerst gewahr, und zwar nicht ohne sichtbare Verlegenheit, denn jetzt in der Nacht nach Hause zu reiten, war wegen der noch immer umherstreifenden Soldaten für ihr Geheimnis höchstbedenklich, anderseits überfiel sie ein mädchenhafter Schauer bei dem Gedanken, so allein mit den zwei Männern im Walde über Nacht zu bleiben. Am Ende mußte sie sich doch zu dem letztern bequemen, und so lagerten sie sich denn, so gut sie konnten, vergnüglich in das hohe Gras auf der Anhöhe.

Die Nacht dehnte langsam die ungeheuren Drachenflügel über den Kreis der Wildnis unter ihnen, die Wälder rauschten dunkel aus der grenzenlosen Stille herauf. Julie war ohne alle Furcht. Leontin aber, der noch matt war, fing endlich an sich nach kräftigerer Ruhe zu sehnen, und auch Julie wurde die zunehmende Frische der Nacht nach und nach empfindlich. Sie brachen daher auf und begaben sich zu der nahen, alten, verlassenen Mühle, wo Leontin, wie gesagt, schon seit einigen Tagen heimlich sein Quartier hatte. Friedrich wollte draußen auf der Schwelle bleiben und als ein wackrer Ritter die Jungfrau im Kastell be-

wachen, Julie bat ihn aber errötend, mit hineinzugehen, und er willigte lächelnd ein, während einem Bedienten, den Julie mitgebracht, aufgetragen wurde, vor der Tür Haus und Pferde zu bewachen.

Das Stübchen, das sie in Beschlag nahmen, war eng und nur zur Not vor dem Wetter verwahrt. Ein Bett, das Julie für Leontin mitgebracht hatte, wurde verteilt und nebst einigem Stroh auf dem Fußboden ausgebreitet, so daß es für alle drei hinreichte; Licht wagte man nicht zu brennen. Die beiden Grafen nahmen das Fräulein in ihre Mitte, Leontin war vor Müdigkeit bald eingeschlafen. Friedrich bemerkte, wie Julie sich fest aufs Ohr legte und tat, als ob sie schliefe, während sie beide Augen lauschend weit offen hatte und Leontin fortwährend ungestört betrachtete, bis sie endlich auch mit einschlummerte. Friedrich hatte sich mit halbem Leibe aufgerichtet und sah sich, auf den einen Arm gestützt, rings um. Ein Schauder überlief ihn, sich wieder an demselben Orte zu erblicken, wo er damals die grausige Nacht verlebt. Er gedachte des jungen Mädchens wieder, das ihm damals in dieser Stube hier Feuer gepickt, ihm fiel dabei die rätselhafte Gestalt ein, die er heut bei seiner Ankunft vor der Mühle getroffen, und ihre flüchtige Ähnlichkeit mit jener, und er versank in ein Meer von Erinnerungen und Verwirrung. Julie hörte er leise neben sich atmen, es war eine unendlich stille, mondhelle Nacht.

Da erhob sich einmal draußen ein Gesang, von einer Zither begleitet, zuerst vom Walde, dann wie aus der Ferne melodisch schallend, das Haus mit wunderschönen Weisen erfüllend, dann wieder weiter verhallend. Friedrich wagte kaum zu atmen, um die Zauberei nicht zu stören. Doch, je länger er den leise verschwindenden Tönen lauschte, je unruhiger wurde er nach und nach; denn es war wieder jenes alte Lied aus seiner Kindheit, das er einmal in der Nacht auf Leontins Schlosse von Erwin auf der Mauer singen gehört; auch schien es dieselbe Stimme. Er raffte sich endlich auf und trat leise vor die Tür hinaus. Da lag und schlief der Bediente quer über der Schwelle, wie ein Toter. Draußen sah er den Sänger im hellen Monden=

scheine unter den hohen Eichen wandeln. Er lief freudig auf ihn zu — es war Erwin! — Der Knabe wandte sich schnell, und als er Friedrich erblickte, stürzte er mit einem durchdringenden Schrei zu Boden, unter ihm lag seine Zither gebrochen.

Der Bediente auf der Schwelle fuhr über den Schrei taumelnd auf. Verrückt! verrückt! rief er, sich aufmunternd, Friedrich zu, und eilte sehr ängstlich in das Haus hinein, um seine Herrschaft zu wecken. Friedrich schnitt dieser Aufruf wie Schwerter durchs Herz, denn er hatte es aus des Knaben unbegreiflicher Flucht längst gefürchtet.

Erwin sah indes wie aus einem langen Traume mit ungewiß schweifenden Blicken rings um sich her und dann Friedrich an, während sehr heftige innerliche Zuckungen, die sich immer mehr dem Herzen zu nähern schienen, durch seinen Körper fuhren. Abgebrochen durch den Schmerz, aber ohne sein schönes Gesicht zu verziehen, sagte er zu Friedrich: Es war ein tiefes, weites, rosenrotes Meer, dich sah ich darin auf dem Grunde immerfort über hohe Gebirge gehen, ich sang die besten alten Lieder, die ich wußte, aber du erinnertest dich nicht mehr daran, ich konnte dich niemals erjagen, und unten stand der Alte tief im Meere, ich fürchtete mich vor seinen Augen. Manchmal ruhtest du, auf mich zugewendet, aus, da saß ich still dir gegenüber und sah dich viel hundert Jahre an — ach, ich war dir so gut, so gut! — Die Leute sagten, ich sei verrückt, ich hörte es wohl und hörte auch draußen die Uhren schlagen und die Welt ordentlich gehn und schallen wie durch Glas, aber ich konnte nicht mit hinein. Damals war mir wohl, jetzt bin ich wieder krank. — Glaube nur nicht, daß ich jetzt irre spreche, jetzt weiß ich wohl recht gut, was ich rede und wo ich bin — das ist ja der Eichgrund, das ist die alte Mühle — bei diesen Worten versank er in ein starres Nachsinnen. Dann fuhr er unter immerwährenden Krämpfen wieder fort: Dort, wo die Sonne aufgehn wird, ist ein großer Wald, in dem Walde wohnt ein Mann mit dunklen Augen und einer langen Schramme über dem rechten Auge, der kennt mich und euch alle, er — hier nahmen die Zuckungen in immer engern Kreisen auf einmal sehr heftig zu. Der Knabe

nahm Friedrichs Hand, drückte sie fest an seine Lippen und sagte: Mein lieber Herr! Ein plötzlicher Krampf streckte noch einmal seinen ganzen Leib, und er hörte auf zu atmen.

Friedrich, außer sich, stürzte über ihn her und öffnete oben schnell sein Wams, denn es war dieselbe phantastische Kleidung, die der Knabe sonst auf dem Schlosse des Herrn v. A. getragen hatte. Wie sehr erschrak und erstaunte er, als ihm da der schönste Mädchenbusen entgegenschwoll, noch warm, aber nicht mehr schlagend. — Er blieb wie eingewurzelt auf seinen Knien und starrte dem Mädchen in das stille Gesicht, als hätte er es noch nie vorher gesehn.

Leontin und Julie waren unterdes auch aus der Mühle herbeigeeilt. Sie schienen gar nicht erstaunt, Erwin hier zu sehen, noch weniger über die Entdeckung seines Geschlechts, sondern nur bestürzt über seinen jetzigen, unerwarteten Zustand. In stummer Geschäftigkeit, ohne sich wechselseitig zu erklären, waren alle nur bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen — aber alles blieb vergebens, das schöne, seltsame Mädchen war tot.

Julie hatte sie trostlos vor sich auf dem Schoße liegen. Sie ruhte wie ein Engel still und schön. Kein Atem wehte mehr säuselnd durch die zarten, roten Lippen, die sonst zu so wunderschönen Tönen sich auftaten, ihre großen Augen, so lieblich wild, waren auf ewig verschlossen, nur eine einsame Nachtluft bewegte noch ihre Locken hin und her. Leontin und Friedrich saßen stillschweigend gegenüber. Friedrich, dem jetzt auf einmal viele Sonderbarkeiten des Mädchens nur zu klar wurden, klagte sich in tiefem, stummem Schmerze bei sich selber an, daß er ihre zerstörende, verhaltene Liebe zu ihm so schlecht belohnt, daß er sie bei größerer Achtsamkeit hätte schonen und retten können.

Währenddes fing jenseits über dem Walde der Morgen an zu dämmern und beleuchtete die seltsame Gruppe. Da kam plötzlich ein Bedienter von dem Schlosse des Herrn v. A. angesprengt und brachte atemlos die Nachricht, daß ein feindlicher Offizier mit seinem Trupp in der Nähe herumstreife und ihnen, wie er eben von Bauern erfahren, auf der Spur sei. Die Bestürzung aller über diese unerwartete Begebenheit war nicht gering. Leontin und Fried=

rich, die ein Schicksal verfolgte, waren in diesem Augenblick noch ohne weitern Plan; soviel war gewiß, daß Julie zum Vater zurückkehren und das tote Mädchen mitnehmen mußte. Die Leiche wurde daher eiligst auf ein lediges Handpferd gehoben. Dabei entdeckte Julie ein reichgefaßtes Medaillon, welches das Mädchen auf dem bloßen Leibe hängen hatte, und das sonst niemand jemals bei ihr bemerkt. Es war das Porträt eines sehr schönen, etwa neunjährigen Mädchens. Sie nahm es ab und überreichte es Friedrich.

Sein Gesicht veränderte sich, als er den ersten Blick darauf warf; denn es waren die Züge der kleinen Angelina, mit der er als Kind so oft im Garten gespielt, und welcher, wie es ihm nun ganz klar wurde, das Kind Maria auf dem Heiligenbilde des verlassenen Gebirgsschlosses so auffallend ähnlich sah. Er betrachtete es lange gerührt und stillschweigend. Da fielen ihm die rätselhaften Worte wieder ein, die Erwin sterbend von dem Alten im Walde gesagt hatte. Er zweifelte nicht, daß dieser um vieles wissen müsse, was ihnen Licht über das sonderbare Leben der Verstorbenen und ihren Zusammenhang mit seiner eigenen Kindheit geben könne. Er erzählte es Leontin. Dieser erschrak darüber und ward bei jedem Worte aufmerksamer; er schien den Alten selber schon gesehen zu haben, doch sagte er nicht, wann und wo.

Die beiden Freunde beschlossen nun, jenen Winken Erwins zufolge die Richtung nach dem beschriebenen Walde hin zu nehmen, um dort vielleicht eine erwünschte Auflösung zu erhalten, da überdies jene Wildnis von Feinden rein und der Weg Leontin ziemlich bekannt war. Es wurde schnell alles vorbereitet. Sie nahmen herzlichen Abschied von Julie, mit dem Versprechen, einander sobald als möglich wiederzusehen, und Julie ritt nun mit ihrer süßen, traurigen Last, die sie in ihrer bunten Kleidung wie eine abgebrochene Blume auf einem Pferde neben sich herführte, von der einen Seite nach Hause, während sie von der andern gegen Sonnenaufgang in den großen Wald fortzogen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Morgen stieg dampfend aus den Wäldern, als die beiden Grafen schon fern über einen einsamen Wiesengrund hinritten, der seltsamen Ereignisse dieser Nacht gedenkend. Der Weg war für jeden Fremdling fast ungangbar, die Entfernung, die sie in den wenigen Stunden zurückgelegt, ziemlich beträchtlich, sie konnten schon langsamer und gemächlicher ziehn. Da erzählte Leontin Friedrich folgendes:

Es war ein schöner Sommermorgen, da Julie in ihrem Schlafzimmer, das, wie du weißt, auf den Garten hinausgeht, noch schlummerte, als sie draußen von einer bekannten Stimme mit einem bekannten Liede geweckt wurde. Sie trat in den Garten hinaus und sah Erwin, der wieder auf der Blumenterrasse saß und in das glänzende Land hinaussang. Mit pochendem Herzen flog sie zu ihm und fragte ihn nach seinem Herrn. Der Knabe sah sie aber starr an, er war blaß und seltsam verwildert im Gesichte, und aus seinen verwirrten Antworten bemerkte sie bald mit Schrecken, daß er verrückt sei. — In solchem Gemütszustande hatte er uns nämlich in jener Nacht auf dem Rheine so unbegreiflich verlassen, und auf unzähligen Umwegen zu dem Schlosse des Herrn v. A. sich geflüchtet, wahrscheinlich aus Eifersucht, denn die beiden Jäger, die wir damals in der alten Burg trafen, und die dann mit uns auf dem Rheine fuhren, waren, wie ich nachher erfuhr, niemand anders, als Romana und meine Schwester Rosa, welche Erwin bei dem schnellen Lichte des Blitzes, gleichwie mit schärferen Sinnen, plötzlich erkannt hatte. — Friedrich

verwunderte sich hier über die gewagte Kleidung der beiden Weiber und beklagte das unglückliche Ohngefähr, indem ihm dabei alles, was in jener Nacht vorgegangen, wieder erinnerlich ward. — Leontin fuhr fort: Erwin verriet durch seine jetzige verwirrte Unachtsamkeit und seine tiefe, unüberwindliche Neigung zu dir gar bald sein Geschlecht. Das unglückliche Mädchen sang sehr viel, und ihre Lieder zeigten oft eine zeitig aufgereizte und heimlich genährte, heftige Sinnlichkeit. Von ihrem frühesten Leben war auch jetzt nicht das mindeste herauszukriegen. Julie bot alles auf, sie zu retten. Sie nannte sie Erwine, gab ihr Frauenzimmerkleider, suchte überhaupt alles erinnernde Phantastische aus ihrer Lebensweise zu entfernen und taufte sie so, nach dem gewöhnlichen Verfahren in solchen Fällen, in gemeingültige Prosa. Das Mädchen wurde dadurch auch stiller, aber es war eine wahre Grabesstille, von der sie sich nur manchmal im Gesange wieder zu erholen schien.

So traf ich sie, als ich verwundet auf dem Schlosse ankam. Mein erster Anblick verdarb auf einmal wieder viel an ihr, doch nur vorübergehend. Viel heftiger, und uns allen unerklärlich aber erschütterte sie der Anblick der alten Mühle, wohin wir sie mitnahmen, als ich hingebracht wurde; sie zitterte am ganzen Leibe. Julie nahm sie daher künftig niemals mehr mit dorthin. Gestern aber war sie ihr heimlich nachgeschlichen, und sie war es, die du im weißen Gewande singend vor der Mühle trafst. Wir waren in nicht geringer Besorgnis, daß sie dich nicht so plötzlich wiedersehe, und Julie schickte sie daher heimlich mit dem Bedienten sogleich wieder auf das Schloß zurück. Dort muß sie aber in der Nacht ihrer alten Knabentracht habhaft geworden und noch einmal entwichen sein.

Der Schluß von Leontins Erzählung bestätigte Friedrichs Ahnung, daß Erwin wirklich dasselbe Mädchen sein müsse, das ihm damals in jener fürchterlichen Nacht in der Mühle Feuer gemacht und hinaufgeleuchtet hatte, womit auch ihre schon bemerkte Ähnlichkeit vollkommen übereinstimmte. Er versank darüber in Gedanken und sie beschleunigten beide stillschweigend wieder ihre Reise.

Gegen Abend erblickten sie auf einmal von einer Höhe fern unten die Kuppeln der Residenz. Ein von plötzlichem Regen angeschwollener Gebirgsbach hinderte sie zugleich, ihren Weg in der bisherigen Richtung fortzusetzen. Sie blieben eine Weile unentschlossen stehen. Die Dämmerung fing indes an, sich niederzusenken, da bemerkten sie mit Verwunderung Feuerblicke und schnell entstehende und wieder verschwindende Sterne in der Gegend der Residenz, die sie für Raketen hielten. Das sieht recht lustig aus, sagte Leontin. Hier können wir ohnedies nicht weiter, laß uns einen Streifzug dort hinaus wagen und sehen, was es in der Stadt gibt. Wir kommen wohl in der Dunkelheit unerkannt durch und sind, ehe der Tag anbricht, wieder im Gebirge. — Friedrich willigte ein, und so zogen sie ins Tal hinunter.

Noch vor Mitternacht langten sie vor der Residenz an. Der ganze Kreis der Stadt war bis zu den höchsten Turmspitzen hinauf erleuchtet, und lag mit seinen unzähligen Fenstern wie eine Feeninsel in der stillen Nacht vor ihnen. Sie hatten die Kühnheit, bis ins Tor hineinzureiten. Ein verworrener Schwall von Musik und Lichtern quoll ihnen da entgegen. Herren und Damen wandelten wie am Tage geputzt durch die Gassen, unzählige Wagen mit Fackeln tosten dazwischen, sich mannigfaltig durchkreuzend, eine fröhliche Menge schwärmte hin und her. — Nun, was gibt's denn hier noch für eine rasende Freude? fragte Leontin endlich einen Handwerksmann, der ein Schurzfell um den Leib und ein Glas Branntwein hoch in der Hand, unaufhörlich Vivat rief. Der Mann machte eine verteufelt pfiffige Miene und hätte gern die Unwissenheit der beiden Fremden tüchtig abgeführt, wenn ihm nicht eben sein Witz versagt hätte. Endlich sagte er: Der Erbprinz hält heute Hochzeit mit der schönen Gräfin Rosa. Wer will mir da Branntwein verbieten! Mag der Gräfin voriger Bräutigam Wasser saufen, denn er ist lange tot, und ihr Bruder mit den Engeln Milch und Honig trinken, denn er treibt sich in allen Wäldern herum. Hol' der Teufel alle Ruhestörer! Friede! Friede! Es leben alle Patrioten, Vivat hoch! — So taumelte der Branntweinzapf wieder weiter.

Die beiden Grafen sahen einander verwundert an. An Friedrichs Brust schallte die Neuigkeit ziemlich gleichgültig vorüber. Er hatte Rosa längst aufgegeben. Seine Phantasie, die Liebeskupplerin, war seitdem von größern Bildern durchdrungen, alle die hellen Quellen seiner irdischen Liebe waren in einen großen, ruhigen Strom gesammelt, der andere Wünsche und Hoffnungen zu einem andern Geliebten trug. —

Ein Bürger, der ihr Gespräch mit dem Betrunkenen mit angehört hatte, war unterdes zu ihnen getreten und sagte: Es ist alles wahr, was der Kerl da so konfus vorgebracht. Die Gräfin Rosa hatte wirklich vorher schon einen Grafen zum Liebhaber. Der ist aber im Kriege geblieben und es ist gut für ihn, denn er ist mit Lehn und Habe dem Staate verfallen. Der Bruder der Gräfin ebenfalls, aber wir wissen von sicherer Hand, daß man gegen diesen nicht streng verfahren wird und ihm gern verzeihen möchte, wenn er nur zurückkäme und Reue und Besserung verspüren lassen wollte. —

Leontin lachte bei diesen Worten laut auf und gab seinem Pferde die Sporen. Frischauf! sagte er zu Friedrich, ich ziehe mit den Toten, da die Lebendigen so abgestanden sind! Ich mag keinen von ihnen mehr wiedersehen, kommen wir wieder zurück auf unsere grünen Freiheitsburgen!

Sie waren indes an das fürstliche Schloß gekommen. Tanzmusik schallte aus den hellen Fenstern. Eine Menge Volks war unten versammelt und gebärdete sich wie unsinnig vor Entzücken. Denn Rosa zeigte sich eben an der Seite ihres Bräutigams am Fenster. Man konnte sie deutlich sehen. Ihre blendende Schönheit, mit einem reichen Diadem von Edelsteinen geschmückt, funkelte und blitzte bei den vielen Lichtern manches Herz unten zu Asche. — So hatte sie ihr höchstes Ziel, die weltliche Pracht und Herrlichkeit, erreicht. — Sie taugte niemals viel, Weltfutter, nichts als Weltfutter! schimpfte Leontin ärgerlich immerfort. Friedrich drückte den Hut tief in die Augen, und so zogen die beiden dunklen Gestalten einsam durch den Jubel hindurch, zum Tore hinaus und wieder in die Berge zurück.

Nach mehreren einsamen Tagereisen, wobei auch die schönen Nächte zu Hülfe genommen wurden, kamen sie endlich immer höher auf das Gebirge. Die Gegend wurde immer größer und ernster, kaum noch lagen mehr einzelne Hirtenhütten in den tiefen, dunkelgrünen Schluften hin und her zerstreut, es war eine grenzenlose Einsamkeit, nebenaus oft Streifen von unermeßlicher Aussicht. Ihre Herzen wurden wieder stark und weit, und voll kühler Freudenquellen.

Da erblickten sie sehr unerwartet mitten in der Wildnis einen niedrigen, zierlichen Zaun von weißem Birkenholz, dem es ordentlich Mühe zu kosten schien, die wilde Freiheit der Natur, die überall ihre grünen, festen Arme wie zum Spotte ungezogen durchstreckte, im Zaume zu halten. Sie lachten einander beide bei dem ersten Anblicke an, denn überraschender konnte ihnen nichts kommen, als gar eine moderne englische Anlage in dieser menschenleeren Gegend. Sie ritten längs des Zaunes hin, aber nirgends war die geringste Spur eines Einganges. Sie wußten wohl, daß sie bereits in dem großen Walde sein mußten, den Erwine sterbend meinte, auch waren sie nach der langen Tagereise begierig, endlich einmal Menschen, Speise und Trank wiederzufinden, sie banden daher ihre Pferde an und sprangen über den Zaun hinein.

Ein niedlicher Schlangenpfad, mit weißem Sande ausgestreut, führte sie dort bis an ein großes, dichtes Gebüsch von meist ausländischen Sträuchern, wo er sich plötzlich in zwei Arme teilte. Sie schlugen nun jeder für sich allein einen derselben ein, um desto eher zu einer erwünschten Entdeckung zu gelangen. Doch diese schmalen Pfade gingen seltsam genug in einem ewigen Kreise immerfort um sich selber herum, so daß die beiden Grafen, je emsiger sie zuschritten, zwar immer ganz nahe blieben, aber einander niemals erjagen oder zusammenkommen konnten. Einige Male, wo die Gänge sich plötzlich durchkreuzten, stießen sie unverhofft aneinander, trennten sich von neuem und standen endlich, nachdem sie sich beinahe müde geirrt, auf einmal wieder vor dem Zaune, an demselben Orte, wo sie ausgelaufen waren.

Sie lachten und ärgerten sich zugleich über den sinnreichen Einfall. Doch machte sie diese kleine Probe aufmerksam und neugieriger auf die ganze sonderbare Anlage. Sie nahmen daher noch einmal einen beherzten Anlauf und drangen nun mitten durch das dicke Gehege gerade hindurch. Da kamen sie bald auf einen freien Platz zu einem Gebäude. Ihre Augen konnten sich bei dem ersten verwirrenden Anblick durchaus nicht aus dem labyrinthischen, höchst abenteuerlichen Gemisch dieses Tempels herausfinden, so unförmlich, obgleich klein, war alles über- und durcheinander gebaut. Den Haupteingang nämlich bildete ein griechischer Tempel mit zierlichem Säulenportal, welches sehr komisch aussah, da alles überaus niedlich und nur aus angestrichenem Holze war. Sie traten hinein und fanden in der Halle einen hölzernen Apollo, der die Geige strich, und dem der Kopf fehlte, weil nicht mehr Raum genug dazu übrig geblieben war. Gleich aus dem Tempel trat man in einen geschmackvollen Kuhstall nebst einer vollständigen holländischen Meierei in der neuesten Manier, aber alles leer. Über der Meierei hing, wie ein Bienenkorb, eine Art von schwebender Einsiedelei. Den zweiten Eingang bildete ein viereckiger Turm, wie bei den alten Burgen, der eine Ruine vorstellen sollte, und auf dessen Mauer hin und her Blumentöpfe mit Moos umherstanden. Über das ganze Gemisch hinweg endlich erhob sich ein feingeschnitztes, buntes, chinesisches Türmchen, an welchem unzählige Glöcklein im Winde musizierten. Unter diesem Türmchen in dem innersten Gemache saß inmitten des getäfelten Bodens ein unförmlicher, kleiner Chinese von Porzellan mit untergeschlagenen Beinen und dickem Bauche, und wackelte einsam fort mit dem breiten Kahlkopfe, als der einzige Bewohner seines unsinnigen Palastes.

Nein, das ist zu toll! sagte Leontin, was gäb' ich drum, wenn wir den Phantasten von Baumeister noch selber in seinem Zauberneste überraschten! Das ist ja ein wahrer Surrogat-Tempel für allen Geschmack auf Erden.

Währenddes waren sie endlich in dem letzten Gemache des Gebäudes angekommen, welches mit großen, goldenen Buchstaben „Gesellschaftssaal“ überschrieben war. Sie er-

staunten auch wirklich beim Eintritte nicht wenig über die ungeheure Gesellschaft, denn Wände und Decke bestanden daselbst aus künstlich geschliffenen Spiegeln, die ihre Gestalten auf einmal ins Unendliche vervielfältigten. Ihr Kopf war ganz überfüllt und verwirrt von dem Gesehenen. Kein Mensch war in der weiten Runde zu hören, es grauste ihnen fast, länger in dieser Verrückung so einsam zu verweilen, und sie begaben sich daher schnell wieder ins Freie.

Sie durchstrichen darauf noch den andern Teil des Parks, der auf die alltäglichste Art mit Trauerweiden, Baumgruppchen, Brückchen usw. angefüllt war. Auch die üblichen Aushängetafeln mit Inschriften waren im Überfluß vorhanden, nur mit dem Unterschiede, daß hier alle von einer ungeheuren Länge und Breite waren, so daß sie die jungen Bäume, an denen sie befestigt, fast bis auf die Erde herunterzogen. Unsere Reisenden verweilten verwundert hin und wieder, und lasen unter andern: Wachsen, Blühen, Staubwerden. — Gleich daneben stand auf einer andern Tafel die erste Strophe von: Freut euch des Leben! usw. nebst einigen andern Zoten.

So von groben Bäumen verfolgt, waren sie endlich am andern Ende des sonderbaren Parks angekommen, wo derselbe wieder durch ein niedliches Zäunchen von dem Walde geschieden war. Noch eine ungeheure Inschrift begrüßte sie dort folgendermaßen: Gefühlvoller Wanderer! stehe still und vergieße einige Tränen über deine Narrheit! Darunter stand nur noch halbleserlich mit Bleistift geschrieben: und dann kehre wieder um, denn mir bist du doch nur langweilig. Nicht ohne Bedeutung, wie es schien, stieß diese letzte Partie des Gartens, welche besonders kleinlich aus allerlei Zwergbäumen nebst einem kaum bemerkbaren Wasserfalle bestand, auf einmal an den dunkelgrünen Saum des Hochwaldes. Zwischen Felsen stürzte dort ein einsamer Strom gerade hinab, als wollte er den ganzen Garten vernichten, wandte sich dann am Fuße der Höhe plötzlich, wie aus Verachtung, wieder seitwärts in den Wald zurück, dessen ernstes, ewig gleiches Rauschen gegen die unruhig phantastische Spielerei der Gartenanlage fast schmerzlich abstach, so daß die beiden Freunde überrascht

stillstanden. Sie sehnten sich recht in die große, ruhige, kühle Pracht hinaus und atmeten erst frei, als sie wirklich endlich wieder zu Pferde saßen.

Während sie sich so über das Gesehene besprachen, verwundert, keine menschliche Wohnung ringsum zu erblicken, fing indes die Gegend an etwas lieblicher und milder zu werden. Vor ihnen erhob sich ein freundlicher, bis an den Gipfel mit Laubwald bedeckter Berg aus dem dunkelzackigen Chaos von Gebirgen. Hinter dem Berge schien es nach der einen Seite hin auf einmal freier zu werden und versprach eine große Aussicht. Sie zogen langsam ihres Weges fort, der Himmel war unbeschreiblich heiter, der Abend sank schon hernieder und spielte mit seinen letzten Strahlen lustig in dem lichten Grün des Berges vor ihnen. Friedrich hatte lange unverwandt in die Gegend vor sich hinausgesehen, dann hielt er plötzlich an und sagte: Ich weiß nicht, wie mir ist, diese Aussicht ist mir so altbekannt, und doch war ich, solange ich lebe, nicht hier. —

Je weiter sie kamen, je erinnernder und sehnsüchtiger sprach jede Stelle zu ihm; oft verwandelte sich auf einmal alles wieder, ein Baum, ein Hügel legte sich fremd vor seine Aussicht wie in eine uralte, wehmütige Zeit, doch konnte er sich durchaus nicht besinnen.

So hatten sie nach und nach den Gipfel des Berges erreicht. Freudig überrascht standen sie beide still, denn eine überschwengliche Aussicht über Städte, Ströme und Wälder, soweit die Blicke in das fröhlichbunte Reich hinauslangten, lag unermeßlich unter ihnen. Da erinnerte sich Friedrich auf einmal; das ist ja meine Heimat! rief er, mit ganzer Seele in die Aussicht versenkt. Was ich sehe, hier und in die Runde, alles gemahnt mich wie ein Zauberspiegel an den Ort, wo ich als Kind aufwuchs! Derselbe Wald, dieselben Gänge — nur das schöne, altertümliche Schloß finde ich nicht wieder auf dem Berge. —

Sie stiegen weiter und erblickten wirklich auf dem Gipfel im Gebüsche die Ruinen eines alten, verfallenen Schlosses. Sie kletterten über die umhergeworfenen Steine hinein und erstaunten nicht wenig, als sie dort ein steinernes Grabmal fanden, das ihnen durch seine Schönheit so-

wohl, als durch seine mannigfaltige Bedeutsamkeit auffiel. Es stellte nämlich eine junge, schöne, fast wollüstig gebaute weibliche Figur vor, die tot über den Steinen lag. Ihre Arme waren mit künstlichen Spangen, ihr Haupt mit Pfauenfedern geschmückt. Eine große Schlange, mit einem Krönlein auf dem Kopfe, hatte sich ihr dreimal um den Leib geschlungen. Neben und zum Teil über dem schönen Leichnam lag ein altgeformtes Schwert, in der Mitte entzwei gesprungen, und ein zerbrochenes Wappen. Aus dieser Gruppe erhob sich ein hohes, einfaches Kreuz, mit seinem Fuße die Schlange erdrückend.

Friedrich traute seinen Augen kaum, da er bei genauerer Betrachtung auf dem zerbrochenen Schilde sein eigenes Familienwappen erkannte. Seine Augen fielen dabei noch einmal aufmerksamer auf die weibliche Gestalt, deren Gesicht soeben von einem glühenden Abendstrahle hell beleuchtet wurde. Er erschrak und wußte doch nicht, warum ihn diese Mienen so wunderbar anzogen. Endlich nahm er das kleine Porträt hervor, das sie auf Erwinens Brust gefunden hatten. Es waren dieselben Züge, es war das schöne Kind, mit dem er damals in dem Blumengarten seiner Heimat gespielt; nur das Leben schien seitdem viele Züge verwischt und seltsam entfremdet zu haben. Ein wehmütiger Strom von Erinnerung zog da durch seine Seele, dem er kaum mehr in jenes frühste, helldunkle Wunderland nachzufolgen vermochte. Er fühlte schaudernd seinen eigenen Lebenslauf in den geheimnisvollen Kreis dieser Berge mit hineingezogen.

Er setzte sich voller Gedanken auf das steinerne Grabmal und sah in die Täler hinunter, wie die Welt da nur noch in einzelnen, großen Farbenmassen durcheinander arbeitete, in welche Türme und Dörfer langsam versanken, bis es dann still wurde wie über einem beruhigten Meere. Nur das Kreuz auf ihrem Berge oben funkelte noch lange golden fort.

Da hörten sie auf einmal hinter ihnen eine Schalmei über die Berge wehen; die Töne blieben oft in weiter Ferne aus, dann brachen sie auf einmal wieder mit neuer Gewalt durch die ziehenden Wolken herüber. Sie sprangen

freudig auf. Sie zweifelten längst nicht mehr, daß sie sich in dem Gebiete des sonderbaren Mannes befänden, zu dem sie von Erwin hingewiesen worden. Um desto willkommener war es ihnen, endlich einen Menschen zu finden, der ihnen aus diesem wunderbaren Labyrinthe heraushelfe, in dem ihre Augen sowie ihre Gedanken verwirrt und verloren waren. Sie bestiegen daher schnell ihre Pferde und ritten jenen Klängen nach.

Die Töne führten sie immerfort bergan zu einer ungeheuren Höhe, die immer öder und verlassener wurde. Ganz oben erblickten sie endlich einen Hirten, welcher, auf der Schalmei blasend, seine Herde in der Dämmerung vor sich her nach Hause trieb. Sie grüßten ihn, er dankte und sah sie ruhig und lange von oben bis unten an. Wem dient Ihr? fragte Leontin. — Dem Grafen. — Wo wohnt der Graf? — Dort rechts auf dem letzten Berge in seinem Schlosse. — Wer liegt dort, fuhr Leontin fort, auf der grünen Höhe unter den steinernen Figuren begraben? — Der Hirt sah ihn an und antwortete nicht; er wußte nichts davon und war noch niemals dort hinabgekommen. — Sie ritten langsam neben ihm her, da erzählte er ihnen, wie auch er weit von hier in den Tälern geboren und aufgewachsen sei, aber das ist lange her, sagte er, und ich weiß nicht mehr, wie es unten aussieht. Darauf wünschte er ihnen eine gute Nacht, nahm seine Schalmei wieder vor und lenkte links in das Gebirge hinein. — Sie blickten rings um sich, es war eine weite, kahle Heide und die Aussicht zwischen den einzelnen Fichten, die hin und her zerstreut standen, unbeschreiblich einsam, als wäre die Welt zu Ende. Es wurde ihnen angst und weh an dem Orte. Sie gaben ihren Pferden die Sporen und schlugen rechts den Weg ein, den ihnen der einsilbige Hirt zu dem Schlosse des Grafen angezeigt hatte.

Es war indes völlig dunkel geworden. Die Gegend wurde noch immer höher, die Luft schärfer; sie wickelten sich fest in ihre Mäntel ein und ritten schnell fort. Da erblickten sie endlich auf dem höchsten Gipfel des Gebirges das verheißene Schloß. Es war, soviel sie in der Dunkelheit unterscheiden konnten, weitläufig gebaut und alt. Der Weg

führte sie von selbst durch ein dunkles Burgtor in den altertümlichen, gepflasterten Hof, in dessen Mitte sich ein großer Baum über einem steinernen Springbrunnen wölbte.

Das erste, das ihnen dort auffiel, war ein seltsamer Mensch, mit einem langen, breiten Talare über den Achseln, einer Art von Krone, die etwas schief auf dem Kopfe saß, und einem langen Hirtenstabe in der Hand. Er näherte sich ihnen ein wenig, kehrte sich dann stolz wieder um und ging mit einem feierlich abgemessenen Schwebetritte langsam über den Hof, wobei der breite Mantel, wie der Schweif eines sich aufblähenden kalkuttischen Hahnes, hinter ihm drein rauschte. Ein alter Mann war unterdes heruntergekommen und sagte den beiden Gästen, sein Graf sei nicht zu Hause, bat sie aber, abzusteigen. Sie hatten die Augen noch auf jene vorüberschwebende Figur gerichtet und fragten erstaunt, was das zu bedeuten habe? Er sucht den Karfunkelstein, sagte der Alte trocken und führte ihre Pferde ab.

Ein junger Mensch, der sich inzwischen mit einem Lichte eingefunden hatte, bat sie, ihm zu folgen, und führte sie stillschweigend über verschiedene Wendeltreppen und einen langen Bogengang in ein großes, gotisch gewölbtes Gemach mit zwei Himmelbetten, ein paar großen, altmodischen Stühlen und einem ungeheuren runden Tische in der Mitte. Sie bemerkten mit Verwunderung, daß er ein ledernes Reiterwams trug und seine ganze Tracht überhaupt altdeutsch sei. Seine blonden Haare hatte er über der Stirne gescheitelt und in schönen Locken über die Schultern herabhängen.

Er setzte das Licht auf den Tisch und fragte sie, wann sie wieder weiterzuziehen gedächten? Ach, fügte er hinzu, ohne erst ihre Antwort abzuwarten, ach, könnt' ich mitziehn! — Und wer hält Euch denn hier? fragte Leontin. — Es ist meine eigene Unwürdigkeit, entgegnete jener wieder, wohl fehlt mir noch viel zu der ehrenfesten Gesinnung, zu der Andacht und der beständigen Begeisterung, um der Welt wieder einmal Luft zum Himmel zu hauen. Ich bin gering und noch kein Ritter, aber ich hoffe, es durch fleißige Tugendübung mit Gottes Gnade zu werden und

gegen die Heiden hinauszuziehn; denn die Welt wimmelt wieder von Heiden. Die Burgen sind geschleift, die Wälder ausgehauen, alle Wunder haben Abschied genommen, und die Erde schämt sich recht in ihrer fahlen, leeren Nacktheit vor dem Kruzifixe, wo noch eines einsam auf dem Felde steht; aber die Heiden hantieren und gehen hochmütig vorüber und schämen sich nicht. — Er sprach dies mit einer wirklich rührenden Demut, doch selbst in der steigenden Begeisterung, in die er sich bei den letzten Worten hineingesprochen hatte, blieb etwas modern Fades in seinen Zügen zurück. Leontin faßte ihn bei der Hand und wußte nicht, was er aus ihm machen sollte, denn für einen Menschen, der seine ordentliche Vernunft besitzt, hatte er ihm doch beinahe zu gescheit gesprochen.

Unterdes hatte sich der Ritter nachlässig in einen Stuhl geworfen, zog eine Lorgnette unter dem Wams hervor, betrachtete die beiden Grafen flüchtig und sagte, seine letzten Worte wohlgefällig wiederholend: aber die Heiden gehen vorüber und schämen sich nicht. — Recht gut gesagt, nicht wahr, recht gut? — Beide sahen ihn erstaunt an. — Er lorgnettierte sie von neuem. Aber ihr seid doch recht einfältig, fuhr er darauf lachend fort, daß ihr das alles eigentlich so für baren Ernst nehmt! Ihr seid wohl noch niemals in Berlin gewesen? Seht, ich möchte wohl eigentlich ein Ritter sein, aber, aufrichtig gesprochen, das ist doch im Grunde alles närrisches Zeug, welcher gescheite Mensch wird im Ernste an so etwas glauben! Überdies wäre es auch schrecklich langweilig, so strenge auf Tugend und Ehre zu halten. Ich versichere euch aber, ich bin wohl eigentlich ein Ritter, aber ihr faßt das nur nicht, ihr andern Leute, ich halte aus ganzer Seele gleichsam auf die alte Ehre, aber seht, das ist ganz anders zu verstehen — das ist — aber ihr versteht mich doch nicht — das ist — hierbei schien er verwirrt und zerstreut zu werden. Er zog sein Ritterwams vom Leibe und erschien auf einmal in einem überaus modernen Negligé vom feinsten, weißen Perkal, von dem er mit vieler Grazie hin und wieder die Staubfleckchen abzuklopfen und wegzublasen bemüht war.

Nach einer Weile nahm er das Augenglas wieder vor

und musterte die beiden Fremden, sich vornehm auf dem Sessel hin und her schaukelnd. Bei welchem Schneider lassen Sie arbeiten? sagte er endlich. Dann stand er auf und befühlte ihre Hemden an der Brust. Aber, mein Gott! wie kann man so etwas tragen? sagte er, bon soir, bon soir, mes amis! Hiermit ging er, laut ein französisches Liedchen trällernd, ab. In der Tür begegnete er einem Mädchen, das eben mit einem Korbe voll Erfrischungen heraufkam. Er nahm sie sogleich in den Arm und wollte sie küssen. Sie schien aber keinen Spaß zu verstehen und warf den Ritter, wie sie an dem Gepolter wahrnehmen konnten, ziemlich unsanft die Stiege hinab.

Nun wahrhaftig, sagte Friedrich, hier geht es lustig zu, ich sehe nur, wann wir beide selber anfangen, mit verrückt zu werden. — Mir war bei dem Kerl zumute, meinte Leontin, als sollten wir ihn hundemäßig durchprügeln.

Das Mädchen hatte unterdes, ohne ein Wort zu sprechen, mit unglaublicher Geschwindigkeit den Tisch gedeckt und Essen aufgetragen. Ihre Hast fiel ihnen auf, sie betrachteten dieselbe genauer und erschraken beide, als sie in ihr die verlorne Marie erkannten. Sie war leichenblaß, ihr schönes Haar war seltsam aufgeputzt und phantastisch mit bunten Federn und Flitter geschmückt. Der überraschte Leontin nahm sie sanft streichelnd bei dem weichen, vollen Arme, und sah ihr in die sonst so frischen Augen, die er seit ihrem Abschiede auf der Gebirgsreise nicht wieder gesehen hatte. Sie aber wand die Hand los, legte den Finger geheimnisvoll auf den Mund, und war so im Augenblicke zur Tür hinaus. Vergebens eilten und riefen sie ihr nach, sie war gleich einer Lazerte zwischen dem alten Gemäuer verschwunden.

Beide hatte dieses unerwartete Begegnis sehr bewegt. Sie lehnten sich in das Fenster und sahen über die Wälder hinaus, die der Mond herrlich beleuchtete. Leontin wurde immer stiller. Endlich sagte er: Es ist doch seltsam, wie gegenwärtig mir hier eine Begebenheit wird, die mich einst heftig erschütterte; und ich täusche mich nicht, daß ich hier endlich eine Auflösung darüber erhalten werde. Friedrich bat ihn, sie ihm mitzuteilen, und Leontin erzählte:

Ich hatte einst ein Liebchen hinter dem Walde bei meinem Schlosse, ein gutes, herziges, verliebtes Ding. Ich ritt gewöhnlich spät abends zu ihr, und sie litt mich wohl manchmal über Nacht. Eines Abends, da ich eben auch hinkomme, sieht sie ungewöhnlich blaß und ernsthaft aus, und empfängt mich ganz feierlich, ohne mir, wie sonst, um den Hals zu fallen. Doch schien sie mehr traurig, als schmollend. Wir gingen an dem Teiche spazieren, der bei ihrem Häuschen lag, wo sie mit ihrer Mutter einsam wohnte; da sagte sie mir: ich sei ja gestern abends noch sehr spät bei ihr gewesen, und da sie mich küssen wollen, hätte ich sie ermahnt, lieber Gott, als die Männer zu lieben, darauf hätte ich noch eine Weile sehr streng und ernsthaft mit ihr gesprochen, wovon sie aber nur wenig verstanden, und wäre dann ohne Abschied fortgegangen.

Ich erschrak nicht wenig über diese Rede, denn ich war jenen Abend nicht von meinem Schlosse weggekommen. Während sie noch so erzählte, bemerkte ich, daß sie plötzlich blaß wurde und starr auf einen Fleck im Walde hinsah. Ich konnte nirgends etwas erblicken, aber sie fiel auf einmal für tot auf die Erde. —

Als sie sich zu Hause, wohin ich sie gebracht, nach einiger Zeit wieder erholt hatte, schien sie sich ordentlich vor mir zu fürchten, und bat mich in einer sonderbaren Gemütsbewegung, niemals mehr wiederzukommen. Ich mußt' es ihr versprechen, um sie einigermaßen zu beruhigen. Dessenungeachtet trieb mich die Besorgnis um das Mädchen und die Neugierde den folgenden Abend wieder hinaus, um wenigstens von der Mutter etwas zu erfahren.

Es war schon ziemlich spät, der Mond schien wie heute. Als ich in dem Walde, durch den ich hindurch mußte, eben auf einem etwas freien, mondhellen Platz herumbiege, steigt auf einmal mein Pferd und mein eigenes Haar vom Kopfe in die Höh'. Denn einige Schritte vor mir, lang und unbeweglich an einem Baume, stehe ich selber leibhaftig. Mir fiel dabei ein, was das Mädchen gestern sagte; mir grauste durch Mark und Bein bei dem gräßlichen Anblicke. Darauf faßte mich, ich weiß selbst nicht wie, ein seltsamer Zorn, das Phantom zu vernichten, das immer unbeweglich

auf mich sah. Ich spornte mein Pferd, aber es stieg schnaubend in die Höh' und wollte nicht daran. Die Angst steckte mich am Ende mit an, ich konnte es nicht aushalten, länger hinzusehn, mein Pferd kehrte unaufhaltsam um, eine unbeschreibliche Furcht bemächtigte sich seiner und meiner, und so ging es windschnell durch Sträucher und Hecken, daß die Äste mich hin und her blutig schlugen, bis wir beide atemlos wieder bei dem Schlosse anlangten. Das war jener Abend vor unserer Gebirgsreise, da ich so wild und ungebärdet tat, als du mit Faber ruhig am Tische auf der Wiese saßest. — Später erfuhr ich, daß das Mädchen denselben Abend um dieselbe Stunde gestorben sei. — Und so wolle Gott jeden Schnapphahn kurieren, denn ich habe mich seitdem gebessert, das kann ich redlich sagen!

Friedrich erinnerte sich bei dieser wunderlichen Geschichte an eine Nacht auf Leontins Schlosse, wie er Erwine einmal von der Mauer sich mit einem fremden Manne unterhalten gehört und dann einen langen, dunklen Schatten von ihm in den Wald hineingehn gesehen hatte. — Allerdings, sagte Leontin, habe ich selber einmal dergleichen bemerkt, und es kam mir zu meinem Erstaunen vor, als wäre es dieselbe Gestalt, die mir im Walde erschienen. Aber du weißt, wie geheimnisvoll Erwine immer war und blieb; doch so viel wird mir nach verschiedenen flüchtigen Äußerungen von ihr immer wahrscheinlicher, daß dieses Bild in diesem Walde spuke oder lebe, es sei nun, was es wolle. — Ich weiß nicht, ob du noch unsres Besuches auf dem Schlosse der Frau v. A. gedenkest. Dort sah ich ein altes Ritterbild, vor dem ich augenblicklich zurückfuhr. Denn es war offenbar sein Porträt. Es waren meine eigenen Züge, nur etwas älter und ein fremder Zug auf der Stirn über den Augen. —

Während Leontin noch so sprach, hörten sie auf einmal ein Geräusch auf dem Hofe unten, und ein Reiter sprengte durch das Tor herein; mehrere Windlichter füllten sogleich den Platz, in deren über die Mauern hinschweifenden Scheinen sich alle Figuren nur noch dunkler ausnahmen. Er ist's! rief Leontin. — Der Reiter, welcher der Herr des Schlosses zu sein schien, stieg schnell ab und ging hin-

ein, die Windlichter verschwanden mit ihm, und es war plötzlich wieder dunkel und still wie vorher.

Leontin war sehr bewegt, sie beide blieben noch lange voll Erwartung am Fenster, aber es rührte sich nichts im Schlosse. Ermüdet warfen sie sich endlich auf die großen, altmodischen Betten, um den Tag zu erwarten, aber sie konnten nicht einschlafen, denn der Wind knarrte und pfiff unaufhörlich an den Wetterhähnen und Pfeilern des alten, weitläufigen Schlosses, und ein seltsames Sausen, das nicht vom Walde herzukommen schien, sondern wie ferner Wellenschlag tönte, brauste die ganze Nacht hindurch.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Kaum fing der Morgen draußen an zu dämmern, so sprangen die beiden schon von ihrem Lager auf und eilten aus ihrem Zimmer auf den Gang hinaus. Aber kein Mensch war noch da zu sehen, die Gänge und Stiegen standen leer, der steinerne Brunnen im Hofe rauschte einförmig fort. Sie gingen unruhig auf und ab; nirgends bemerkten sie einen neuen Bau oder Verzierung an dem Schlosse, es schien nur das Alte gerade zur Notdurft zusammengehalten. Bunte Blumen und kleine grüne Bäumchen wuchsen hin und wieder auf dem hohen Dache, zwischen denen Vögel lustig sangen. Sie kamen endlich über mehrere Gänge in dem abgelegensten und verfallensten Teile des Schlosses in ein offenes, hochgelegenes Gemach, dessen Wände sie mit Kohle bemalt fanden. Es waren meist flüchtige Umrisse von mehr als lebensgroßen Figuren, Felsen und Bäumen, zum Teil halb verwischt und unkenntlich. Gleich an der Tür war eine seltsame Figur, die sie sogleich für den Eulenspiegel erkannten. Auf der andern Wand erkannte Friedrich höchst betroffen einen großen, ziemlich weitläufigen Umriß seiner Heimat, das große alte Schloß und den Garten auf dem Berge, den Strom unten, den Wald und die ganze Gegend. Aber es war unbeschreiblich einsam anzusehen, denn ein ungeheurer Sturm schien über die winterliche Gegend zu gehen, und beugte die entlaubten Bäume alle nach einer Seite, sowie auch eine wilde Flammenkrone, die aus dem Dache des Schlosses hervorbrach, welches zum Teil schon in der Feuersbrunst zusammenstürzte.

Friedrich konnte die Augen von diesen Zügen kaum wegwenden, als Leontin einen Haufen von Zeichnungen und Skizzen hervorzog, die ganz verstaubt und vermodert in einem Winkel des Zimmers lagen. Sie setzten sich beide auf den Fußboden hin und rollten eine nach der andern auf. Die meisten Blätter waren komischen Inhalts, fast alle von einem ungewöhnlichen Umfange. Die Züge waren durchaus keck und oft bis zur Härte streng, aber keine der Darstellungen machte einen angenehmen, viele sogar einen widrigen Eindruck. Unter den komischen Gesichtern glaubte Friedrich zu seiner höchsten Verwunderung manche alte Bekannte aus seiner Kindheit wiederzufinden.

Der erste Morgenschein fiel indes soeben durch die hohen Bogenfenster, und spielte gar seltsam an den Wänden der Polterkammer und in die wunderliche Welt der Gedanken und Gestalten hinein, die rings um sie her auf dem Boden zerstreut lagen. Es war ihnen dabei wie in einem Traume zumute. — Sie schoben endlich alle die Bilder wieder in den Winkel zusammen und lehnten sich zum Fenster hinaus.

Alles war noch nächtlich und grenzenlos still, nur einige frühe Vögel zogen pfeifend hin und her über den Wald und begrüßten die ersten Morgenstrahlen, die durch die Wipfel funkelten. Da hörten sie auf einmal draußen in einiger Entfernung folgendes Lied singen:

Ein Stern still nach dem andern fällt
Tief in des Himmels Kluft,
Schon zucken Strahlen durch die Welt,
Ich wittre Morgenluft.

In Qualmen steigt und sinkt das Tal;
Verödet noch vom Fest
Liegt still der weite Freudensaal,
Und tot noch alle Gäst'.

Da hebt die Sonne aus dem Meer
Eratmend ihren Lauf:
Zur Erde geht, was feucht und schwer,
Was klar, zu ihr hinauf.

Hebt grüner Wälder Trieb und Macht
Neurauschend in die Luft,
Zieht hinten Städte, eitel Pracht,
Blau' Berge durch den Duft.

Spannt aus die grünen Tepp'che weich,
Von Strömen hell durchrankt,
Und schallend glänzt das frische Reich,
Soweit das Auge langt.

Der Mensch nun aus der tiefen Welt
Der Träume tritt heraus,
Freut sich, daß alles noch so hält,
Daß noch das Spiel nicht aus.

Und nun geht's an ein Fleißigsein!
Umsumsend Berg und Tal,
Agieret lustig groß und klein
Den Plunder allzumal.

Die Sonne steiget einsam auf,
Ernst über Lust und Weh,
Lenkt sie den ungestörten Lauf
In stiller Glorie. —

Und wie er dehnt die Flügel aus,
Und wie er auch sich stellt:
Der Mensch kann nimmermehr hinaus,
Aus dieser Narrenwelt.

Die beiden Freunde eilten sogleich auf das sonderbare Lied hinunter und aus dem Schlosse hinaus. Die Wälder rauchten ringsum aus den Tälern, eine kühle Morgenluft griff stärkend an alle Glieder. Der Gesang hatte unterdes aufgehört, doch erblickten sie in jener Gegend, wo er hergekommen war, einen großen, schönen, ziemlich jungen Mann an dem Eingange des Waldes. Er stand auf und schien weggehn zu wollen, als er sie gewahr wurde; dann blieb er stehen und sah sie noch einmal an, kam darauf auf sie zu, faßte Friedrich bei der Hand und sagte sehr gleichgültig: Willkommen Bruder! —

Wie dem Schweizer in der Fremde, wenn plötzlich ein Alphorn ertönt, alle Berge und Täler, die ihn von der Heimat scheiden, in dem Klange versinken, und er die Gletscher wiedersieht, und den alten, stillen Garten am Bergeshange, und alle die morgenfrische Aussicht in das Wunderreich der Kindheit, so fiel auch Friedrich bei dem Tone dieser Stimme die mühsame Wand eines langen, verworrenen Lebens von der Seele nieder: — er erkannte seinen wilden Bruder Rudolf, der als Knabe fortgelaufen war, und von dem er seitdem nie wieder etwas gehört hatte.

Keine ruhige, segensreiche Vergangenheit schien aus diesen dunkelglühenden Blicken hervorzusehen, eine Narbe über dem rechten Auge entstellte ihn seltsam. Leontin stand still dabei und betrachtete ihn aufmerksam, denn es war wirklich dasselbe Bild, das ihm mitten im bunten Leben oft so schaurig begegnet. O, mein lieber Bruder, sagte Friedrich, so habe ich dich denn wirklich wieder! Ich habe dich immer geliebt. Und als ich dann größer wurde und die Welt immer kleiner und enger, und alles so wunderlos und zahm, wie oft hab' ich da an dich zurückgedacht und mich nach deinem wunderbaren härtern Wesen gesehnt! — Rudolf schien wenig auf diese Worte zu achten, sondern wandte sich zu Leontin um und sagte: Wie geht es Euch, mein Signor Amoroso? Durch diesen Wald geht kein Weg zum Liebchen. — Und keiner in der Welt mehr, fiel Leontin, der wohl wußte, was er meine, empfindlich ihm ins Wort, denn Eure Possen haben das Mädchen ins Grab gebracht. — Besser tot, als eine H— sagte Rudolf gelassen. Aber, fuhr er fort, was treibt euch aus der Welt hier zu mir herauf? Sucht ihr Ruhe: ich habe selber keine, sucht ihr Liebe: ich liebe keinen Menschen, oder wollt ihr mich listig aussondieren, zerstreuen und lustig machen: so zieht nur in Frieden wieder hinunter, eßt, trinkt, arbeitet fleißig, schlaft bei euren Weibern oder Mädchen, seid lustig und lacht, daß ihr euch krähend die Seiten halten müßt, und danket Gott, daß er euch weiße Lebern, einen ordentlichen Verstand, keinen überflüssigen Witz, gesellige Sitten und ein langes, wohlgefälliges Leben bescheret hat — denn

mir ist das alles zuwider. — Friedrich sah den Bruder staunend an, dann sagte er: Wie ist dein Gemüt so feindselig und wüst geworden! Hat dich die Liebe — Nein, sagte Rudolf, ihr seid gar verliebt, da lebt recht wohl!

Hiermit ging er wirklich mit großen Schritten in den Wald hinein und war bald hinter den Bäumen verschwunden. Leontin lief ihm einige Schritte nach, aber vergebens. Nein, rief er endlich aus, er soll mich nicht so verachten, der wunderliche Gesell! Ich bin so reich und so verrückt wie er! — Friedrich sagte: Ich kann es nicht mit Worten ausdrücken, wie es mich rührt, den tapfern, gerechten, rüstigen Knaben, der mir immer vorgeschwebt, wenn ich dich ansah, so verwildert wiederzusehen. Aber ich bleibe nun gewiß auch wider seinen Willen hier, ich will keine Mühe sparen, sein reines Gold, denn solches war in ihm, aus dem wüstverfallenen Schachte wieder ans Tageslicht zu fördern. — O, fiel ihm Leontin ins Wort, das Meer ist nicht so tief, als der Hochmütige in sich selber versunken ist! Nimm dich in acht! Er zieht dich eher schwindelnd zu sich hinunter, ehe du ihn zu dir hinauf.

Friedrich hatte der Anblick seines Bruders auf das heftigste bewegt. Er ging schnell von Leontin fort und allein tief in den Wald hinein. Er brauchte der stillen, vollen Einsamkeit, um die neuen Erscheinungen, die auf einmal so gewaltsam auf ihn eindrangen, zu verarbeiten und seine seltsam aufgeregten Geister zu beruhigen.

Lange war er so im Walde herumgeschweift, als auch Leontin wieder zu ihm stieß. Dieser hatte währenddes wieder jene Bilderstube bestiegen und die Zeit unter den Zeichnungen gesessen. Dabei waren ihm in dieser Einsamkeit die Figuren oft wie lebendig geworden vorgekommen und verschiedene Lieder eines Wahnsinnigen eingefallen, die er, wie Sprüche auf die alten Bilder, den Gestalten aus dem Munde auf die Wand aufgeschrieben hatte.

Die Sonne fing schon wieder an sich von der Mittagshöhe herabzuneigen. Weder Leontin noch Friedrich wußten recht, wo sie sich befanden, denn kein ordentlicher Weg führte vom Schlosse hierher. Sie schlugen daher die ohngefähre Richtung ein, sich über den melancholischen Rudolf be=

sprechend. Als sie nach langem Irren eben auf einer Höhe angelangt waren, hörten sie plötzlich mehrere lebhafte Stimmen vor sich. Ein undurchdringliches Dickicht, durch welches von dieser Seite kein Eingang möglich war, trennte sie von den Sprechenden. Leontin bog die obersten Zweige mit Gewalt auseinander: da eröffnete sich ihnen auf einmal das seltsamste Gesicht. Mehrere auffallende Figuren nämlich, worunter sie sogleich Marie, den Karfunkelsteinspäher und den Ritter von gestern erkannten, lagen und saßen dort auf einer grünen Wiese zerstreut umher. Die große Einsamkeit, die fremdartigen, zum Teil ritterlichen Trachten, womit die meisten angetan, gaben der Gruppe ein überraschendes, buntes und wundersames Ansehen, als ob ein Zug von Rittern und Frauen aus alter Zeit hier ausraste.

Marie war ihnen besonders nahe, doch ohne sie zu bemerken. Sie war mit langen Kränzen von Gras behangen und hatte eine Gitarre vor sich auf dem Schoße. Auf dieser spielte sie und sang das Lied, das sie damals auf dem Rehe gesungen, als dieselbe Friedrich zum ersten Male auf der Wiese bei Leontins Schlosse traf. Nach der ersten Strophe hielt sie, in Gedanken verloren, inne, als wollte sie sich auf das weitere besinnen, und fing dann das Lied immer wieder vom Anfang an. —

Mitten unter den Narren saß Rudolf auf einem umgefallenen Baumstamme, den Kopf vornhin in beide Arme auf die Knie gestützt. Er war ohne Hut und sah sehr blaß aus. Mit Verwunderung hörten sie, wie er mit ihnen allen in ein lebhaftes Gespräch vertieft war. Er wußte dem Wahnsinn eines jeden eine Tiefe und Bedeutung zu geben, über welche sie erstaunten, und je verrückter die Narren sprachen, je witziger und ausgelassener wurde er in seinem wunderlichen Humor. Aber sein Witz war scharf ohne Heiterkeit, wie Dissonanzen einer großen, zerstörten Musik, die keinen Einklang finden können oder mögen.

Leontin, der aufmerksam zugehört hatte, war es durchaus unmöglich, das wilde Spiel länger zu ertragen. Er hielt sich nicht mehr, riß mit Gewalt durch das Dickicht und eilte auf Rudolf zu. Rudolf, durch sein Gespräch exaltiert,

sprang über der plötzlichen, unerwarteten Erscheinung rasch auf und riß dem verrückten Ritter, der neben ihm saß, den Degen aus der Scheide. So mit dem Degen aufgerichtet, sah der lange Mann mit seinen verworrenen Haaren und bleichem Gesichte fast gespensterartig aus. Beide hieben in demselben Augenblicke wütend aufeinander ein, denn Leontin ging unter diesen Verrückten nicht unbewaffnet aus. Ein Strom von Blut drang plötzlich aus Rudolfs Arme und machte der seltsamen Verblendung ein Ende. Alles dieses war das Werk eines Augenblicks.

Friedrich war indes auch herbeigeeilt, und beide Freunde waren bemüht, das Blut des verwundeten Rudolfs mit ihren Tüchern zu stillen, worauf sie ihn näher an sein Schloß führten.

Als er sich nach einiger Zeit wieder erholt hatte, und die Gemüter beruhigt waren, äußerte Friedrich seine Verwunderung, wie er so einsam in dieser Gesellschaft aushalten könne.

Und was ist es denn mehr und anders, sagte Rudolf, als in der andern gescheiten Welt? Da steht auch jeder mit seinen besondern, eigenen Empfindungen, Gedanken, Ansichten und Wünschen neben dem andern wieder mit seinem besondern Wesen, und wie sie sich auch, gleichwie mit Polypenarmen, künstlich betasten und einander recht aus dem Grunde herauszufühlen trachten, es weiß ja doch am Ende keiner, was er selber ist oder was der andere eigentlich meint und haben will, und so muß jeder dem andern verrückt sein, wenn es übrigens Narren sind, die überhaupt noch etwas meinen oder wollen. Das einzige Tolle bei jenen Verrückten von Profession aber ist nur, daß sie dabei noch glücklich sind.

Bei diesen Worten erblickte er das vielerwähnte Medaillon von Erwin, das Friedrich nur halbverborgen unter dem Rocke trug. Er ging schnell auf Friedrich zu. Woher hast du das? fragte er, und nahm das Bild zu sich. Er schien bewegt, als sie ihm erzählten, von wem sie es hatten und daß Erwin gestorben sei, doch konnte man nicht unterscheiden, ob es Zorn oder Rührung war. Er sah darauf das Bild lange Zeit an und sagte kein Wort.

Durch die Ermattung von dem Blutverluste, sowie durch den unerwarteten Anblick des Porträts, schien seine Wildheit einigermaßen gebändigt. Die beiden Freunde drangen daher in ihn, ihnen endlich Aufschluß über das alles zu geben, und, wo möglich, seine Lebensgeschichte zu erzählen, auf welche sie beide sehr begierig waren, da sie wohl bemerkten, daß er mit diesem Mädchen und vielen andern Rätseln in einem nahen Zusammenhange stehen müsse. Er war heut wirklich ruhig genug dazu. Er setzte sich, ohne sich weiter nötigen zu lassen, neben ihnen auf den Rasen und begann sogleich folgendermaßen:



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wenn ich mein Leben überdenke, ist mir so totenstill und nüchtern, wie nach einem Balle, wenn der Saal noch wüst und schwül qualmt und ein Licht nach dem andern verlöscht, weil andere Lichter durch die zerschlagenen Fenster hineinschielen, und man reißt die Kleider von der Brust und steigt draußen auf den höchsten Berg und sieht der Sonne entgegen, ob sie nicht bald aufgehn will — Doch ich will ruhig erzählen:

Die erste Begebenheit meines Lebens, an die ich mich wie an einen Traum erinnere, war eine große Feuersbrunst. Es war in der Nacht, die Mutter fuhr mit uns und noch einigen fremden Leuten, auf die ich mich nicht mehr besinne, im Kahne über einen großen See. Mehrere Schlösser und Dörfer brannten ringsumher an den Ufern und der Widerschein von den Flammen spiegelte sich bis weit in den See hinein. Meine Wärterin hob mich aus dem Kahne hoch in die Höhe und ich langte mit beiden Armen nach dem Feuer. Alle die fremden Leute im Kahne waren still, meine Mutter weinte sehr; man sagte mir, mein Vater sei tot. —

Noch eines Umstandes muß ich dabei gedenken, weil er seltsam mit meinem übrigen Leben zusammenhängt. Als wir nämlich, soviel ich mich erinnere, gleichsam aus Flammen in den Kahn einstiegen, erblickte ich einen Knaben etwa von meinem Alter, den ich sonst nie gesehn hatte. Der lachte uns aus, tanzte an dem Feuer mit höhnenden Gebärden und schnitt mir Gesichter. Ich nahm schnell einen Stein und warf ihn ihm mit einer für mein Alter ungewöhnlichen

Kraft an den Kopf, daß er umfiel. Sein Gesicht ist mir noch jetzt ganz deutlich und ich wurde den widrigen Eindruck dieser Begebenheit niemals wieder los. — Das ist alles, was mir von jener merkwürdigen Nacht übrig blieb, deren Stille, Wunderbilder und feurige Widerscheine sich meinem kindischen Gemüte unverlöschlich einprägten. In dieser Nacht sah ich meine Mutter zum letzten Male.

Nachher erinnere ich mich wieder auf nichts, als Berge und Wälder, große Haufen von Soldaten und blitzenden Reitern, die mit klingendem Spiele über Brücken zogen, unbekannte Täler und Gegenden, die wie ein Schattenspiel schnell an meiner Seele vorüberflogen.

Als ich mich endlich zum ersten Male mit Besinnung in der Welt umzuschauen anfing, befand ich mich allein mit dir in einem fremden, schönen Schloß und Garten unter fremden Leuten. Es war, wie du weißt, unser Vormund, und das Schloß, obschon unser Eigentum, doch nicht unser Geburtsort. Wir beide sind am Rheine geboren. — Es mochte mir hier bald nicht behagen. Besonders stach mir gegen das niemals in meiner Erinnerung erloschene Bild meiner Mutter, die ernst, hoch und schlank war, die neue, kleine, wirtschaftliche und dickliche Mutter zu sehr ab. Ich wollte ihr niemals die Hand küssen. Ich mußte viel sitzen und lernen, aber ich konnte nichts erlernen, besonders keine fremde Sprache. Am wenigsten aber wollte mir das sogenannte gewisse Etwas in Gesellschaften anpassen, wobei ich mich denn immer sehr schlecht und zu allgemeiner Unzufriedenheit präsentierte. Mir war dabei das Verstellen und das zierliche Niedlichtun der Vormünderin und des Hofmeisters unbegreiflich, die immer auf einmal ganz andere Leute waren, wenn Gäste kamen. Ja, ich erinnere mich, daß ich den letztern einige Male, wenn er so außer dem gewöhnlichen Wege besonders klug sprach, hinten am Rocke zupfte und laut auflachte, worauf ich denn jedesmal mit drohenden Blicken aus dem Zimmer verwiesen wurde. Mit Prügeln war bei mir nichts auszurichten, denn ich verteidigte mich bis zum Tode gegen den Hofmeister und jedermann, der mich schlagen wollte. So kam es denn endlich, daß ich bei jeder Gelegenheit hintenangesetzt wurde. Man

hielt mich für einen trübseligen Einfaltspinsel, von dem weder etwas zu hoffen noch zu fürchten sei. Ich wurde dadurch nur noch immer tiefsinniger und einsamer und träumte unaufhörlich von einer geheimen Verschwörung aller gegen mich, selbst dich nicht ausgenommen, weil du mit den meisten im Hause gut standest.

Ein einziges liebes Bild ging in dieser dunklen, schwerer Träume vollen Zeit an mir vorüber. Es war die kleine Angelina, die Tochter eines verwandten italienischen Marchese, der sich auch vor den Unruhen in Italien zu uns geflüchtet hatte und lange Zeit dort blieb. Du wirst dich des lieblichen, wunderschönen Kindes erinnern, wie sie von uns Deutsch lernte und so schöne, welsche Lieder wußte. Ich hatte damals Tag und Nacht keine Seelenruh vor diesem schönen Bilde. Inzwischen glaubte ich zu bemerken, daß sie überall dich mehr begünstigte, als mich; ich war ihr zu wild, sie schien sich vor mir zu fürchten. Mein alter Argwohn, Haß und Bangigkeit nahm täglich zu, ich saß, wie in mir selbst gefangen, bis endlich ein seltsamer Umstand alle die Engel und Teufel, die damals noch dunkel in mir rangen, auf einmal losmachte.

Ich war nämlich eines Abends eben mit Angelina im Garten an dem eisernen Gitter, durch das man auf die Straße hinaussah. Angelina stand am Springbrunnen und spielte mit den goldenen Kugeln, welche die Wasserkunst glänzend auf und nieder warf. Da kam eine alte Zigeunerin am Gitter vorbei und verlangte, als sie uns drinnen erblickte, auf die gewöhnliche ungestüme Art, uns zu prophezeien. Ich streckte sogleich meine Hand hinaus. Sie las lange Zeit darin. Währenddes ritt ein junger Mensch, der ein Reisender schien, draußen die Straße vorbei und grüßte uns höflich. Die Zigeunerin sah erstaunt mich, Angelina und den vorüberziehenden Fremden wechselseitig an, endlich sagte sie, auf uns und ihn deutend: Eines von euch dreien wird den andern ermorden. — Ich blickte dem Reiter scharf nach, er sah sich noch einmal um, und ich erkannte erschrocken und zornig sogleich das Gesicht desselben unbekannten Knaben wieder, der uns bei unsrem Auszuge aus der Heimat an dem Feuer so verhöhnt hatte.

— Die Zigeunerin war unterdes verschwunden, Angelina furchtsam fortgelaufen, und ich blieb allein in dem großen, dämmernden Garten und glaubte fest, nun als Mörder auch sogar von Gott verlassen zu sein; niemals fühlte ich mich so finster und leer.

In der Nacht konnt' ich nicht schlafen, ich stand auf und zog mich völlig an. Es war alles still, nur die Wetterhähne knarrten im Hofe, der Mond schien sehr hell. Du schliefst still neben mir, das Gebetbuch lag noch halb aufgeschlagen bei dir, ich wußte nicht, wie du so ruhig sein könntest. Ich küßte dich auf den Mund, ging dann schnell aus dem Hause, durch den Garten, und kehrte niemals mehr wieder.

Von nun an geht mein Leben rasch, bunt, ungenügsam, wechselnd, und in allem Wechsel doch unbefriedigt. Ich will nur einige Augenblicke herausheben, die mich, wie einsam erleuchtete Berggipfel über dem dunkelwühlenden Gewirre, noch immer von weitem ansehn.

Als ich zu Ende jener Nacht die letzte Höhe erreicht hatte, ging eben die Sonne prächtig auf. Die Gegend unten, soweit die Blicke reichten, war mit bunten Zelten, unermeßlich blitzenden Reihen, und Lust und Schallen überdeckt. Einzelne bunte Reiter flogen in allen Richtungen über den grünen Anger, einzelne Schüsse fielen bis in die tiefste Ferne hin und her im Walde. Ich stand wie eingewurzelt vor Lust bei dem Anblick. Ich glaubte es nun auf einmal gefunden zu haben, was mir fehlte und was ich eigentlich wollte. Ich eilte daher schnell hinunter und ließ mich anwerben.

Wir brachen noch denselben Tag von dem Orte auf, aber schon da auf dem Marsche fing ich an zu bemerken, daß dieses nicht das Leben war, das ich erwartete. Der platte Leichtsinn, das Prahlen und der geschäftige Müßiggang ekelte mich an, besonders unerträglich aber war mir, daß ein einziger, unbeschreiblicher Wille das Ganze wie ein dunkles Fatum regieren sollte, daß ich im Grunde nicht mehr wert sein sollte, als mein Pferd — und so versenkten mich diese Betrachtungen in eine fürchterliche Langeweile, aus der mich kaum die Signale, welche die Schlacht ankündigten, aufzurütteln vermochten.

Damals bekam mein Oberst von meinem Vormund, der mich aufgespürt hatte, einen Brief, worin er ihn bat, mich auszuliefern. Aber es war zu spät, denn das Treffen war eben losgegangen. Mitten im blitzenden Dampfe und Todesgewühl erblickt' ich plötzlich das bleiche Gesicht des Unbekannten wieder mir feindlich gegenüber. — Wütend, daß das Gespenst mich überall verfolgte, stürzte ich auf ihn ein. Er focht so gut, wie ich. Endlich sah ich sein Pferd stürzen, während ich selbst, leicht verwundet, vor Ermattung bewußtlos hinsank. Als ich wieder erwachte, war alles ringsum finster und totenstill über der weiten Ebene, die mit Leichen bedeckt war. Mehrere Dörfer brannten in der Runde, und nur einzelne Figuren, wie am jüngsten Gericht, erhoben sich hin und her und wandelten dunkel durch die Stille. Ein unbeschreibliches Grausen überfiel mich vor dem wahnwitzigen Jammerspiel, ich raffte mich schnell auf und lief, bis es Tag wurde.

In einem Städtchen las ich in der Zeitung die Bekanntmachung meines Vormunds, daß ich in dem Treffen geblieben sei, auch hörte ich, daß der Marchese mit seiner Tochter unser Schloß wieder verlassen habe. Ich war zu stolz und aufgeregt, um nach Hause zurückzukehren. Indes erwachte das Bild der kleinen Angelina von neuem in meinem Herzen. Ich bildete mir die liebliche Erinnerung mit allen Kräften meiner Seele aus, und so malte ich damals jenes Engelsköpfchen, das du hier zu meinem Erstaunen mitgebracht hast. Es ist Angelinens Porträt.

Mein unruhiges und doch immer in sich selbst verschlossenes Gemüt bekam nun auf einmal die erste entschiedene Richtung nach außen. Ich warf mich mit einem unerhörten Fleiße auf die Malerei und streifte mit dem Gelde, das ich mir dadurch erwarb, in Italien herum. Ich glaubte damals, die Kunst werde mein Gemüt ganz befriedigen und ausfüllen. Aber es war nicht so. Es blieb immer ein dunkler, harter Fleck in mir, der keine Farben annahm und doch mein eigentlicher, innerster Kern war. Ich glaube, wenn ich in meiner Angst einen neuen Münster hätte aus mir herausbauen können, mir wäre wohler geworden, so felsengroß lag immer meine Entzückung auf mir. Meine

Skizzen waren immer besser als die Gemälde, weil ihre Ausführung meistens unmöglich war. Gar oft in guten Stunden ist mir wohl eine solche Glorie von nie gesehenen Farben und unbeschreiblich himmlischer Schönheit vorgekommen, daß ich mich kaum zu fassen wußte. Aber dann war's auch wieder aus, und ich konnte sie niemals ausdrücken. — So schmückt sich wohl jede tüchtige Seele einmal ihren Kerker mit Künsten aus, ohne deswegen zum Künstler berufen zu sein. Und überhaupt ist es am Ende doch nur Putz und eitel Spielerei. Oder würdet ihr den nicht für töricht halten, der sich im Wirtshause, wo er übernachtet, eifrig auszieren wollte? Und wir machen soviel Umstände mit dem Leben und wissen nicht, ob wir noch eine Stunde bleiben!

An einem schönen Sommerabende fuhr ich einmal in Venedig auf dem Golf spazieren. Der Halbkreis von Palästen mit ihren still erleuchteten Fenstern gewährte einen prächtigen Anblick. Unzählige Gondeln glitten aneinander vorüber über das ruhige Wasser, Gitarren und tausend weiche Gesänge zogen durch die laue Nacht. Ich ruderte voll Gedanken fort und immerfort, bis nach und nach die Lieder verhallten und alles um mich her still und einsam geworden war. Ich dachte an die ferne Heimat und sang ein altes, deutsches Lied, eines von denen, die ich noch als Knabe Angelina gelehrt hatte. Wie sehr erstaunte ich, als mir da auf einmal eine wunderschöne weibliche Stimme von dem Altan eines Hauses mit der nächstfolgenden Strophe desselben Liedes antwortete. Ich sprang sogleich ans Ufer und eilte auf das Haus zu, von dem der Gesang herkam. Eine weiße Mädchengestalt neigte sich zwischen den Orangenbäumen und Blumen über den Balkon herab und sagte flüsternd: Rudolf! Ich erkannte bei dem hellen Mondenscheine sogleich Angelina. Sie schien noch mehr sprechen zu wollen, aber die Tür auf dem Balkon öffnete sich von innen, und sie war verschwunden.

Verwundert und entzückt in allen meinen Sinnen, setzt' ich mich an einen steinernen Springbrunnen, der auf dem weiten, stillen Platze vor dem Hause stand. Ich mochte ohngefähr eine Stunde dort gesessen haben, als ich die Glastür

oben leise wieder öffnen hörte. Angelina trat, sich furchtsam auf dem Platze umsehend, noch einmal auf den Balkon heraus. Ihre schönen Locken fielen auf den schneeweißen, nur halbverhüllten Busen herab, sie war barfuß und im leichtesten Nachtkleide. Sie erschrak, als sie mich wirklich noch unten erblickte. Sie legte den Finger auf den Mund, während sie mit der andern Hand auf die Tür deutete, lehnte sich stillschweigend über das Geländer und sah mich so lange Zeit unbeschreiblich lieblich an. Darauf zog sie ein Papierchen hervor, warf es mir hinab, lispelte kaum hörbar: gute Nacht! und ging zaudernd wieder hinein. — Auf dem Zettel stand mit Bleistift der Name einer Kirche aufgeschrieben.

Ich begab mich am Morgen zu der benannten Kirche und sah das Mädchen wirklich zur bestimmten Stunde mit einer ältlichen Frau, die ihre Vertraute schien, schon von weitem die Straße heraufkommen. Ich erschrak fast vor Freuden, so überaus schön war sie geworden. Als sie mich ebenfalls erblickte, wurde sie rot vor Scham über die vergangene Nacht und schlug den Schleier fest über das Gesicht. Auf dem Wege und in der Kirche erzählte sie mir nun ungestört, daß sie schon lange wieder in Italien zurück seien, daß ihr Vater, da ihre Mutter bei ihrer Geburt in Todesnot war, das feierliche Gelübde getan, sie, Angelina, als Klosterjungfrau dem Himmel zu weihn, und daß der dazu bestimmte Tag nicht mehr fern sei. — Das verliebte Mädchen sagte dies mit Tränen in den Augen.

Wir kamen darauf noch oft, bald in der Kirche, bald in der Nacht am Balkon zusammen; der Tag, wo Angelina aus dem väterlichen Hause fort ins Kloster sollte, rückte immer näher heran, und wir verabredeten endlich, miteinander zu entfliehn.

In der Nacht, die wir zur Flucht bestimmt hatten, trat sie, mit dem Notwendigsten versehen und reich geschmückt wie eine Braut, hervor. Die heftige Bewegung, in der ihr Gemüt war, machte ihr Gesicht wunderschön, und ich sehe sie in diesem Zustande, in diesem Kleide, noch wie heute vor mir stehn. Sie war noch in ihrem Leben nicht um diese Zeit allein auf der Gasse gewesen, sie wurde daher noch im

letzten Augenblick von neuem schüchtern und halb unschlüssig; sie weinte und fiel mir um den Hals. Ich faßte sie endlich um den Leib und trug sie in den Kahn, den ich im Golf bereit hielt. Ich stieß schnell vom Ufer ab, das Segel schwoll im lauen Winde, der Halbkreis der erleuchteten Fenster versank allmählich hinter uns, und wir befanden uns allein auf der stillen, unermeßlichen Fläche.

Die Liebe hatte sie nun ganz in meine Gewalt gegeben. Sie wurde nun ruhig. Innerlichst fröhlich, aber still, saß sie fest an mich gedrückt und sah mit den weit offenen, sinnigen Augen unverwandt ins Meer hinaus. Ich bemerkte, daß sie oft heimlich zusammenschauerte, bis sie endlich ermüdet einschlummerte.

Da rauschte plötzlich ein Kahn mit mehreren Leuten und Fackelschein vorüber nach Venedig zu. Der eine von ihnen schwang eben seine Fackel und ich erblickte bei dem flüchtigen Scheine den unbekannten, wunderbar mit mir verknüpften Fremden wieder, der mitten im Kahne aufrecht stand. Ich fuhr unwillkürlich bei dem Anblick zusammen, und höchst seltsam, obschon die ganze Erscheinung ohne das mindeste Geräusch vorübergeglitten war, so wachte doch Angelina in demselben Augenblicke von selber auf und sagte mir erschrocken, es habe ihr etwas Fürchterliches geträumt, sie wisse sich nun aber nicht mehr darauf zu besinnen. Ich beruhigte sie und sagte ihr nichts von dem Begegnis, worauf sie denn bald von neuem einschlief.

Ein lauter Freudenschrei entfuhr ihrer Brust, als sie nach einigen Stunden die hellen Augen aufschlug, denn die Sonne ging eben prächtig über der Küste von Italien auf, die in duftigem Wunderglanze vor uns da lag. Es war der erste überschwengliche Blick des jungen Gemütes in das freie, lüstern lockende, reiche, noch ungewisse Leben. Wir stiegen nun ans Land und setzten unsre Reise zu Pferde nach Rom fort. Dieses Ziehen in den blauen, lieblichen Tagen über grüne Berge, Täler und Flüsse, rollt sich noch jetzt blendend vor meiner Erinnerung auf, wie ein mit prächtig glänzenden, wunderbaren Blumen gestickter Teppich, auf dem ich mich selbst als lustige Figur mit buntgeflickter Narrenjacke erblicke.

In Rom nisteten wir uns in einem entlegenen Quartiere der Stadt ein, wo uns niemand bemerkte. Wir führten einen gar wunderlichen, ziemlich unordentlichen Haushalt miteinander, denn Angelina gewöhnte sich sehr bald auch an das freie, sorglose Künstlerwesen. Sie hatte, gleich als wir ans Land stiegen, Mannskleider anlegen müssen, um nicht erkannt zu werden, und ich gab sie so für meinen Vetter aus. Die Tracht, in der sie mich nun auch frei auf allen Spaziergängen begleitete, stand ihr sehr niedlich; sie sah oft aus wie Correggios Bogenschütz. Sie mußte mir oft zum Modell sitzen, und sie tat es gern, denn sie wußte wohl, wie schön sie war. Damals wurden meine Gemälde weniger hart, angenehmer und sinnreicher in der Ausführung.

Indes entging es mir nicht, daß Angelina anfing, mit der Mädchentracht nach und nach auch ihr voriges, mädchenhaftes, bei aller Liebe verschämtes Wesen abzulegen, sie wurde in Worten und Gebärden keder, und ihre sonst so schüchternen Augen schweiften lüstern rechts und links. Ja, es geschah wohl manchmal, wenn ich sie unter lustige Gesellen mitnahm, mit denen wir in einem Garten oft die Nacht durchschwärmten, daß sie sich berauschte, wo sie dann mit den furchtsam dreisten Mienen und glänzend schmachtenden Augen ein ungemein reizendes Spiel der Sinnlichkeit gab.

Weiber ertragen solche kühnere Lebensweise nicht. — Ein Jahr hatten wir so zusammen gelebt, als mir Angelina eine Tochter gebar. Ich hatte sie einige Zeit vorher auf einem Landhause bei Rom vor aller Welt Augen verborgen, und auf ihr eigenes Verlangen, welches meiner Eifersucht auffiel, blieb sie nun auch noch lange nach ihrer Niederkunft mit dem Kinde dort. —

Eines Morgens, als ich eben von Rom hinkomme, finde ich alles leer. — Das alte Weib, welches das Haus hütete, erzählt mir zitternd: Angelina habe sich gestern abend sehr zierlich als Jäger angezogen, sie habe darauf, da der Abend sehr warm war, lange Zeit bei ihr vor der Tür auf der Bank gesessen und angefangen so betrübt und melancholisch zu sprechen, daß es ihr durch die Seele ging, wobei sie öfters ausrief: Wär' ich doch lieber ins Kloster gegangen! Dann

sagte sie wieder lustig: Bin ich nicht ein schöner Jäger? Darauf sei sie hinaufgegangen, habe, während schon alles schlief, noch immerfort Licht gebrannt und am offenen Fenster allerlei zur Laute gesungen. Besonders habe sie folgendes Liedchen zum öftern wiederholt, welches auch mir gar wohlbekannt war, da es Angelina von mir gelernt hatte:

‚Ich hab' gesehn ein Hirschlein schlank
Im Waldesgrunde stehn,
Nun ist mir draußen weh' und bang',
Muß ewig nach ihm gehn.

Frischauf, ihr Waldgesellen mein!
Ins Horn, ins Horn frischauf!
Das lockt so hell, das lockt so fein,
Aurora tut sich auf!'

Das Hirschlein führt den Jägersmann
In grüner Waldesnacht,
Talunter schwindelnd und bergan
Zu niegesehner Pracht.

‚Wie rauscht schon abendlich der Wald,
Die Brust mir schaurig schwellt!
Die Freunde fern, der Wind so kalt,
So tief und weit die Welt!'

Es lockt so tief, es lockt so fein
Durchs dunkelgrüne Haus,
Der Jäger irrt und irrt allein,
Findt nimmermehr heraus. —

Gegen Mitternacht ohngefähr, fuhr die Alte fort, hörte ich ein leises Händeklatschen vor dem Hause. Ich öffnete leise die Lade meines Guckfensters und sah einen großen Mann, bewaffnet und in einen langen Mantel vermummt, unter Angelinas Fenster stehn, seitwärts im Gebüsch hielt ein Wagen mit Bedienten und vier Pferden. In demselben Augenblicke kam auch Angelina, ihr Kind auf dem Arme, unten zum Hause heraus. Der fremde Herr

küßte sie und hob sie geschwind in den Wagen, der pfeilschnell davonrollte. Eh' ich mich besann, herauslief und schrie, war alles in der dicken Finsternis verschwunden.

Auf diesen verzweifelten Bericht der Alten stürzte ich in das Zimmer hinauf. Alles lag noch wie sonst umher, sie hatte nichts mitgenommen, als ihr Kind. Ein Bild, das nach ihr kopiert war, stand noch ruhig auf der Staffelei, wie ich es verlassen. Auf dem Tische daneben lag ein ungeheurer Haufen von Goldstücken. Wütend und außer mir, warf ich alle das Gold, das Bild und alle andern Bilder und Zeichnungen hinterdrein zum Fenster hinaus. Die Alte tanzte unten mit widrig vor Staunen und Gier verzerrten Gebärden wie eine Hexe zwischen dem Goldregen herum, und ich glaubte da auf einmal in ihren Zügen dieselbe Zigeunerin zu erkennen, die mir damals an dem Gartengitter prophezeit hatte. — Ich eilte zu ihr hinab, aber sie hatte sich bereits mit dem Golde verloren. — Ich lud nun meine Pistolen, warf mich auf mein Pferd und jagte der Spur des Wagens nach, die noch deutlich zu kennen war. Ich war vollkommen entschlossen, Angelina und ihren Entführer totzuschießen. — So erbärmliches Zeug ist die Liebe, diese liederliche Anspannung der Seele! —

So durchstreifte ich fast ganz Italien nach allen Richtungen, ich fand sie nimmermehr. Als ich endlich, erschöpft von den vielen Zügen, auf den letzten Gipfeln der Schweiz ankam, schauderte mir, als ich da auf einmal aus dem italienischen Glanze nach Deutschland hinabsah, wie das so ganz anders, still und ernsthaft mit seinen dunklen Wäldern, Bergen und dem königlichen Rheine dalag. — Ich hatte keine Sehnsucht mehr nach der Ferne und versank in eine öde Einsamkeit. Mit meiner Kunst war es aus. —

Dagegen lockte mich nun bald die Philosophie unwiderstehlich in ihre wunderbaren Tiefen. Die Welt lag wie ein großes Rätsel vor mir, die vollen Ströme des Lebens rauschten geheimnisvoll, aber vernehmlich, an mir vorüber, mich dürstete unendlich nach ihren heiligen, unbekannten Quellen. Der kühnere Hang zum Tiefsinn war eigentlich mein angebornes Naturell. Schon als Kind hatte ich oft meinen Hofmeister durch seltsame, ungewöhnliche

Fragen in Verwirrung gebracht, und selbst meine ganze Malerei war im Grunde nur ein falsches Streben, das Unaussprechliche auszusprechen, das Undarstellbare darzustellen. Besonders verspürte ich schon damals dieses Gelüst vor manchen Bildern des großen Albrecht Dürer und Michel Angelo. Ich studierte nun mit eisernem, unausgesetztem Fleiß alle Philosopheme, was die Alten ahneten und die Neuen grübelten oder phantasierten. Aber alle Systeme führten mich entweder von Gott ab, oder zu einem falschen Gott.

Alles aufgebend und verzweifelt, daß ich auf keine Weise die Schranken durchbrechen und aus mir selber herauskommen konnte, stürzt' ich mich nun wütend, mit wenigen lichten Augenblicken schrecklicher Reue, in den flimmernden Abgrund aller sinnlichen Ausschweifungen und Greuel, als wollt' ich mein eigenes Bild aus meinem Andenken verwischen. Dabei wurde ich niemals fröhlich, denn mitten im Genuß mußte ich die Menschen verhöhnen, die, als wären sie meinesgleichen, halb schlecht und halb furchtsam, nach der Weltlust haschten und dabei wirklich und in allem Ernst zufrieden und glücklich waren. Niemals ist mir das Hantieren und Treiben der Welt so erbärmlich vorgekommen, als damals, da ich mich selber darin untertauchte.

Eines Abends sitz' ich am Pharotisch, ohne aufzublicken und mich um die Gesellschaft zu bekümmern. Ich spielte diesen Abend wider alle sonstige Gewohnheit immerfort unglücklich, und wagte immer toller, je mehr ich verlor. Zuletzt setzte ich mein noch übriges Vermögen auf die Karte. — Verloren! hört' ich den Bankhalter am andern Ende der Tafel rufen. Ich springe auf und erblicke den geheimnisvollen Unbekannten, den ich fast schon vergessen hatte. Er wurde sichtbar bleich, als er mich erkannte. Ich weiß nicht, mit welcher Medusengewalt gerade in diesem Augenblicke sein Bild auf meine Seele wirkte. In der Verblendung dieses Anblicks warf ich alle Karten nach dem Orte, wo die Erscheinung gestanden, aber er war schon fort und schnell aus der Stube verschwunden. Alle sahen mich erstaunt an, einige murrten, ich stürzte zur Tür hinaus auf die Straße.

Ich ging eilig durch die Gassen und blickte rechts und links in die erleuchteten Fenster hinein, wie da einige soeben ruhig und vollauf zu Abend schmausten, dort andere ein Lomberchen spielten, anderswo wieder lustige Paare sich drehten und jubelten, und allen so philisterhaft wohl war. Mich hungerte gewaltig. Betteln mocht' ich nicht. Schmaust, jubelt und dreht euch nur, ihr Narren! rief ich, und ging mit starken Schritten aus dem Tore aufs Feld hinaus. Es war eine stockfinstere Nacht, der Wind jagte mir den Regen ins Gesicht.

Als ich eben an den Saum eines Waldes kam, erblickte ich plötzlich hart vor mir zwei lange Männer, heimlich lauernd an eine Eiche gelehnt, die ich sogleich für Schnapphähne erkannte. Ich ging im Augenblick auf sie los, und packte den einen bei der Brust. Gebt mir was zu essen, ihr elenden Kerle! schrie ich sie an, und mußte auch gleich darauf laut auflachen, was sie über diese unerwartete Wendung der Sache für Gesichter schnitten. Doch schien ihnen das zu gefallen, sie betrachteten mich als einen würdigen Kumpan, und führten mich freundschaftlich tiefer in den Wald hinein.

Wir kamen bald auf einen freien, einsamen Platz, wo bärtige Männer, Weiber und Kinder um ein Feldfeuer herumlagen, und ich bemerkte nun wohl, daß ich unter einen Zigeunerhaufen geraten war. Da wurde geschlachtet, geschunden, gekocht und geschmort, alle sprachen und sangen ihr Kauderwelsch verworren durcheinander, dabei regnete und stürmte es immerfort; es war eine wahre Walpurgisnacht. Mir war recht kannibalisch wohl. Übrigens war es, außer daß sie alle ausgemachte Spitzbuben waren, eine recht gute, unterhaltende Gesellschaft. Sie gaben mir zu essen, Branntwein zu trinken, tanzten, musizierten und kümmerten sich um die ganze Welt nicht.

Mitten in dem Haufen bemerkte ich bald darauf ein altes Weib, die ich bei dem Widerscheine der Flamme nicht ohne Schreck für dieselbe Zigeunerin wiedererkannte, die mir als Kind geweissagt hatte. Ich ging zu ihr hin, sie kannte mich nicht mehr. — Von unserm letzten Zusammentreffen bei Rom wußte oder mochte sie nichts wissen. — Ich

reichte ihr noch einmal die Hand hin. Sie betrachtete alle Linien sehr genau, dann sah sie mir scharf in die Augen und sagte, während sie mit seltsamen Gebärden nach allen Weltgegenden in die Luft focht: Es ist hoch an der Zeit, der Feind ist nicht mehr weit, hüte dich, hüte dich! Darauf verlor sie sich augenblicklich unter dem Haufen, und ich sah sie nicht mehr wieder. Mir wurde dabei nicht wohl zumute und die abenteuerlichen Worte gingen mir wunderlich im Kopfe herum.

Indes brachten mich die andern Gesellen wieder auf andere Gedanken. Denn sie drängten sich immer vertraulicher um mich, und erzählten mir ihre verübten Schwänke und Schalkstaten, worunter eine besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein junger Bursch erzählte mir nämlich, wie seine Großmutter vor vielen Jahren einmal einer reisenden, welschen Dame, die mit einem Herrn im Wirtshause übernachtete, ihr kleines Kind gestohlen habe, weil es so wunderschön aussah. Er beschrieb mir dabei alle Nebenumstände so genau, daß ich fast nicht zweifeln konnte, die reisende, welsche Dame sei niemand anders, als Angelina selbst gewesen. — Ich sprang auf und drang in ihn, mir die Geraubte sogleich zu zeigen. Bestürzt über meinen unerklärlichen Ungestüm, antwortete er mir: Das geraubte Fräulein wuchs teils unter uns, teils unter unsern Brüdern in einer Waldmühle auf, wo sie vor einigen Tagen plötzlich mit Mann und Maus verschwunden ist, ohne daß wir wissen, wohin? —

So war also Erwine deine Tochter! fiel hier Friedrich seinem Bruder erstaunt ins Wort. — Seit ich dieses kleine Bild hier gesehen, sagte dieser, und ihre weitere Geschichte und Namen von euch gehört habe, ist es mir gewiß. Ich habe sie später, nachdem ich schon von der Welt geschieden war, manchmal von der Mauer gesehn und gesprochen, wenn ich des Nachts an Leontins Schlosse vorbeistreifte. Aber mir war der Knabe, für den ich sie hielt, wie ihr, nur reizend als eine besondere neue Art von Narren, als von welcher mir noch keiner vorgekommen war. Denn auch ich konnte und mochte niemals etwas von ihrem früheren Leben aus ihr herauskriegen. Das gute Kind

fürchtete wahrscheinlich noch immer Strafe für die unwillkürliche, schändliche Verbindung, in der sie ihre Kindheit zugebracht. — Doch, hört nun meine Geschichte völlig aus, denn das viele Plaudern ist mir schon zuwider:

Noch vor Tagesanbruch also, als wir so lagen und erzählten, kam ein junger Kerl von der Bande, der auf Kundschaft ausgeschickt worden war, mit fröhlicher Botschaft zurück, die sogleich den ganzen Haufen in Alarm brachte. Der reiche Graf, sagte er nämlich aus, wird heute abend auf dem Schlosse seinen Geburtstag feiern, da gibt's was zu schmausen und zu verdienen! Es wurde sogleich beschlossen, dem Feste, auf was immer für eine Art, ungeladen beizuwohnen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, wir brachen daher alle schnell auf und zogen lustig über das Gebirge fort.

Gegen Abend lagerten wir uns auf einem schönen, waldigen Berge, dem gräflichen Schlosse gegenüber, das jenseits eines Stromes ebenfalls auf einer Anhöhe mit seinen Säulenportalen und seinem italienischen Dache sich recht lustig ausnahm. Wir wollten hier die Dunkelheit abwarten. Der letzte Widerschein der untergehenden Sonne flog eben wie ein Schattenspiel über die Gegend. Unten auf dem Flusse zogen mehrere aufgeschmückte Schiffe voll Herren und Damen mit bunten Tüchern und Federn lustig auf das Schloß zu, während von beiden Seiten Waldhörner weit in die Berge hinein verhallten.

Als es endlich ringsumher still und finster wurde, sahen wir, wie im Schlosse drüben ein Fenster nach dem andern erleuchtet wurde und Kronleuchter mit ihren Kreisen von Lichtern sich langsam zu drehen anfingen. Auch im Garten entstand ein Licht nach dem andern, bis auf einmal der ganze Berg mit Sternen, Bogengängen und Girlanden von buntfarbigen Glaskugeln erleuchtet, sich wie eine Feeninsel aus der Nacht hervorhob. Ich überließ meine Begleiter ihren Beratschlagungen und Kunstgriffen und begab mich allein hinüber zu dem Feste, ohne eigentlich selber zu wissen, was ich dort wollte.

Von der Seite, wo ich auf dem Berge hinaufgekommen, war kein Eingang. Ich schwang mich daher auf die Mauer und sah, so da droben sitzend, in den Zaubergarten hinein,

aus dem mir überall Musik entgegenschwoll. Herren und Frauen spazierten da in zierlicher Fröhlichkeit zwischen den magischen Lichtern, Klängen und schimmernden Wasserkünsten prächtig durcheinander. Auch mehrere Masken sah ich wie Geister durch den lebendigen Jubel auf und ab wandeln.

Mich faßte bei dem Anblick auf meiner Mauer oben ein blindes, wildes, unglückseliges Gelüst, mich mit hineinzumischen. Aber meine von Regen und Wind zerzauste Kleidung war wenig zu einem solchen Abenteuer eingerichtet. Da erblickte ich seitwärts durch ein offenes Fenster eine Menge verschiedener Masken in der Vorhalle des Schlosses umherliegen. Ohne mich zu besinnen, sprang ich von der Mauer herab und in das Vorhaus hinein. Eine Menge Bedienten, halb berauscht, rannten dort mit Gläsern und Tellern durcheinander, ohne mich zu bemerken oder doch weiter zu beachten. Ich zettelte daher den bunten Plunder von Masken ungestört auseinander und zog zufällig eine schwarze Rittertracht nebst Schwert und allem Zubehör hervor. Ich legte sie schnell an, nahm eine daneben liegende Larve vor und begab mich so mitten unter das Gewirre in den Glanz hinaus.

Ich kam mir in der Fröhlichkeit vor wie der Böse, denn mir war nicht anders zumute, als dem Zigeunerhauptmann auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern. Am Ende eines erleuchteten Bogenganges hörte ich auf einmal einige Damen ausrufen: Sieh da, die Frau vom Hause! Welche Perlen! Welche Juwelen! Ich sehe mich schnell um und erblicke — Angelina, die in voller Pracht ihrer Schönheit die Allee heraufkommt. — Mein mörderischer Zorn, der mich damals durch ganz Italien hin und her gehetzt hatte, war längst vorüber, denn ich war nicht mehr verliebt. Es war mir eben alles einerlei auf der Welt. Ich wandte mich daher, und wollte, ohne sie zu sprechen, in einen andern Gang herumbiegen. Wie sehr erstaunte ich aber, als Angelina mir schnell nachhüpfte und sich vertraulich in meinen Arm hing. — Kennst du mich? rief ich ganz entrüstet. — Wie sollt' ich doch nicht, sagte sie scherzend, hab ich dir denn nicht selber die Halskrause zu der Maske genäht? —

Ich bemerkte nun wohl, daß sie mich verkannte, konnte aber nicht wissen, für wen sie mich hielt, und ging daher stillschweigend neben ihr her.

Wir waren indes von der Gesellschaft abgekommen, die Musik schallte nur noch schwach nach, die Beleuchtung ging gar aus, von fern gewitterte es hin und wieder. Warum bist du still? sagte sie wieder. Ich weiß nicht, fuhr sie fort, ich bin heut traurig bei aller Lust, und ich könnte es auch nicht beschreiben, wie mir zumute ist. Aber ihr harten Männer achtet gar wenig darauf. — Wir kamen an eine Laube, in deren Mitte eine Gitarre auf einem Tischchen lag. Sie nahm dieselbe und fing an, ein italienisches Liedchen zu singen. Mitten in dem Liede brach sie aber wieder ab. Ach, in Italien war es doch schöner! sagte sie, und lehnte die Stirn an meine Brust. Angelina! rief ich, um sie zu ermuntern. Sie richtete sich schnell auf und lauschte dem Rufe wie einem alten, wohlbekannten Tone, auf den sie sich nicht recht besinnen konnte. — Dann sagte sie: Ich bitte dich, singe etwas, denn mir ist zum Sterben bange! Ich nahm die Gitarre und sang folgende Romanze, die mir in diesem Augenblick sehr deutlich durch den Sinn ging:

Nachts durch die stille Runde
Rauschte des Rheines Lauf,
Ein Schifflein zog im Grunde,
Ein Ritter stand darauf.

Die Blicke irre schweifen
Von seines Schiffes Rand,
Ein blutigroter Streifen
Sich um das Haupt ihm wand.

Der sprach: ‚Da oben stehet
Ein Schlößlein überm Rhein,
Die an dem Fenster stehet:
Das ist die Liebste mein.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Bis ich gekommen sei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Und alles ist vorbei.‘

Ich bemerkte hier bei dem Scheine eines Blitzes, daß Angelina heftig geweint hatte und noch fortweinte. Ich sang weiter:

Viel Hochzeitleute drehen
Sich oben laut und bunt,
Sie bleibet einsam stehen,
Und lauschet in den Grund.

Und wie sie tanzen munter,
Und Schiff und Schiffer schwand,
Stieg sie vom Schloß herunter,
Bis sie im Garten stand.

Die Spielleut' musizierten,
Sie sann gar mancherlei,
Die Töne sie so rührten,
Als müßt' das Herz entzwei.

Da trat ihr Bräut'gam süße
Zu ihr aus stiller Nacht,
So freundlich er sie grüßte,
Daß ihr das Herze lacht.

Er sprach: ‚Was willst du weinen,
Weil alle fröhlich sein?
Die Stern' so helle scheinen,
So lustig geht der Rhein.

Das Kränzlein in den Haaren
Steht dir so wunderfein,
Wir wollen etwas fahren
Hinunter auf dem Rhein.'

Zum Kahn folgt' sie behende,
Setzt' sich ganz vorne hin,
Er setzt' sich an das Ende
Und ließ das Schifflein ziehn.

Sie sprach: ‚Die Töne kommen
Verworren durch den Wind,
Die Fenster sind verglommen,
Wir fahren so geschwind.

Was sind das für so lange
Gebirge weit und breit?
Mir wird auf einmal bange
In dieser Einsamkeit!

Und fremde Leute stehen
Auf mancher Felsenwand,
Und stehen still und sehen
So schwindlig übern Rand.‘ —

Der Bräut'gam schien so traurig
Und sprach kein einzig Wort,
Schaut in die Wellen schaurig
Und rudert immerfort.

Sie sprach: ‚Schon seh' ich Streifen
So rot im Morgen stehn,
Und Stimmen hör' ich schweifen,
Am Ufer Hähne krähn.

Du siehst so still und wilde,
So bleich ist dein Gesicht,
Mir graut vor deinem Bilde —
Du bist mein Bräut'gam nicht!‘ —

Ich bitte dich um Gottes willen, unterbrach mich hier Angelina dringend, nimm die Larve ab, ich fürchte mich vor dir. — Laß das, sagte ich abwehrend, es gibt fürchterliche Gesichter, die das Herz in Stein verwandeln, wie das Haupt der Medusa. — Ich hatte fast zu viel gesagt und griff rasch wieder in die Saiten:

Da stand er auf — das Sausen
Hielt an in Flut und Wald —
Es rührt mit Lust und Grausen
Das Herz ihr die Gestalt.

Und wie mit steinern'n Armen
Hob er sie auf voll Lust,
Drückt ihren schönen, warmen
Leib an die eis'ge Brust.

Licht wurden Wald und Höhen,
Der Morgen schien blutrot,
Das Schifflein sah man gehen,
Die schöne Braut drin tot.

Kaum hatte ich noch die letzte Strophe geendigt, als Angelina mit einem lauten Schrei neben mir zu Boden fiel. Ich schaue ringsum und erblicke mein eigenes, leibhaftiges Konterfei im Eingange des Bosketts: dieselbe schwarze Rittermaske, die nämliche Größe und Gestalt. — Laß mein Weib, verführerisches Blendwerk der Hölle! rief die Maske außer sich, und stürzte mit blankem Schwerte so wütend auf mich ein, daß ich kaum Zeit genug hatte, meinen eigenen Degen zu ziehn. Ich erstaunte über die Ähnlichkeit seiner Stimme mit der meinigen, und begriff nun, daß mich Angelina für diesen ihren Mann gehalten hatte. In der Bewegung des Gefechts war ihm indes die Larve vom Gesicht gefallen, und ich erkannte mit Grausen den fürchterlichen Unbekannten wieder, dessen Schreckbild mich durchs ganze Leben verfolgt. Mir fiel die Prophezeiung ein. Ich wich entsetzt zurück, denn er focht unbesonnen in blinder Eifersucht und ich war im Vorteil. Aber es war zu spät, denn in demselben Augenblicke rannte er sich wütend selber meine Degenspitze in die Brust und sank tot nieder.

Mein dunkler, wilder, halb unwillkürlicher Trieb war nun erfüllt. Finsterer, als die Nacht um mich, eilte ich den Garten hinab. Ein Kahn stand unten am Ufer des Stromes angebunden. Ich stieg hinein und ließ ihn den Strom hinabfahren. Die Nacht verging, die Sonne ging auf und wieder unter, ich saß und fuhr noch immerfort.

Den andern Morgen verlor sich der Strom zwischen wilden, einsamen Wäldern und Schlüften. Der Hunger trieb mich ans Land. Es war diese Gegend hier. Ich fand

nach einigem Herumirren das Schloß, das ihr gesehen. Ein alter, verrückter Einsiedler wohnte damals darin, von dessen früherem Lebenslaufe ich nie etwas erfahren konnte. Es gefiel mir gar wohl in dieser Wüste und ich blieb bei ihm. Kurze Zeit darauf starb der Alte und hinterließ mir seine alten Bücher, sein verfallenes Schloß und eine Menge Goldes in den Kellern. Ich hätte nun wieder in die Welt zurückkehren können mit dem Schatze zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen. Aber ich passe nirgends mehr in die Welt hinein. Die Welt ist ein großer, unermeßlicher Magen und braucht leichte, weiche, bewegliche Menschen, die er in seinen vielfach verschlungenen, langweiligen Kanälen verarbeiten kann. Ich tauge nicht dazu, und sie wirft solche Gesellen wieder aus, wie unverdauliches Eisen, fest, kalt, formlos und ewig unfruchtbar. —

So endigte Rudolf seine Erzählung, welche die beiden Grafen in eine nachdenkliche Stille versenkt hatte. Leontin hatte sich, als Rudolf das Schloß der Angelina beschrieb, an jenen kurzen Besuch erinnert, den er nach dem Brande mit Friedrich auf dem Schlosse der weißen Frau abgelegt, und konnte sich der Vermutung nicht erwehren, daß diese vielleicht Angelina selber war. — Es war unterdes dunkel geworden, der Mond trat eben über den einsamen Bergen hervor. Ihr wißt nun alles, gute Nacht! sagte Rudolf schnell und ging von ihnen fort. Sie sahen ihm lange nach, wie sein langer, dunkler Schatten sich zwischen den hohen Bäumen verlor.

Als sie wieder oben in ihrem Zimmer waren, ergriff Leontin Mariens Gitarre, die sie dort vergessen hatte, und sang über den stillen Kreis der Wälder hinaus:

Nächtlich dehnen sich die Stunden,
Unschuld schläft in stiller Bucht,
Fernab ist die Welt verschwunden,
Die das Herz in Träumen sucht.

Und der Geist tritt auf die Zinne,
Und noch stiller wird's umher,
Schauet mit ·em starren Sinne
In das wesenlose Meer.

Wer ihn sah bei Wetterblicken
Stehn in seiner Rüstung blank:
Den mag nimmermehr erquicken
Reichen Lebens frischer Drang. —

Fröhlich an den öden Mauern
Schweift der Morgensonne Blick,
Da versinkt das Bild mit Schauern
Einsam in sich selbst zurück.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Friedrich und Leontin vermehrten nun auch den wunderlichen Haushalt auf dem alten Waldschlosse. Der unglückliche Rudolf lag gegen beide und gegen alle Welt mit Witz zu Felde, so oft er mit ihnen zusammenkam. Doch geschah dies nur selten, denn er schweifte oft tagelang allein im Walde umher, wo er sich mit sich selber oder den Rehen, die er sehr zahm zu machen gewußt, in lange Unterredungen einzulassen pflegte. Ja, es geschah gar oft, daß sie ihn in einem lebhaften und höchst komischen Gespräche mit irgend einem Felsen oder Steine überraschten, der etwa durch eine mundähnliche Öffnung oder durch eine weise vorstehende Nase eine eigene, wunderliche Physiognomie machte. Dabei bildeten die Narren, welche er auf seinen Streifzügen, die er noch bisweilen ins Land hinab machte, zusammengerafft, eine seltsame Akademie um ihn, alle ernsthaften Torheiten der Welt in fast schauerlicher und tragischer Karikatur travestierend. Jeder derselben hatte seine bestimmte Tagesarbeit im Hauswesen. Durch diese fortlaufende Beschäftigung, die Einsamkeit und reine Bergluft kamen viele von ihnen nach und nach wieder zur Vernunft, worauf sie dann Rudolf wieder in die Welt hinaussandte und gerührt auf immer von ihnen Abschied nahm.

In Friedrich entwickelte diese Abgeschiedenheit endlich die ursprüngliche, religiöse Kraft seiner Seele, die schon im Weltleben, durch gutmütiges Staunen geblendet, durch den Drang der Zeiten oft verschlagen und falsche Bahnen suchend, aus allen seinen Bestrebungen, Taten, Poesien und

Irrtümern hervorleuchtete. Jetzt hatte er alle seine Pläne, Talentchen, Künste und Wissenschaften unten zurückgelassen, und las wieder die Bibel, wie er schon einmal als Kind angefangen. Da fand er Trost über die Verwirrung der Zeit, und das einzige Recht und Heil auf Erden in dem heiligen Kreuze. Er hatte endlich den phantastischen, tausendfarbigen Pilgermantel abgeworfen, und stand nun in blanker Rüstung als Kämpfer Gottes gleichsam an der Grenze zweier Welten. Wie oft, wenn er da über die Täler hinaussah, fiel er auf seine Knie und betete inbrünstig zu Gott, ihm Kraft zu verleihen, was er in der Erleuchtung erfahren, durch Wort und Tat seinen Brüdern mitzuteilen. — Leontin dagegen wurde hier oben ganz melancholisch und wehmütig, wie ihn Friedrich noch niemals gesehen. Es fehlte ihm hier alle Handhabe, das Leben anzugreifen. —

Eines Tages, da sie beide zusammen einen ihnen bis jetzt noch unbekannten Weg eingeschlagen und sich weiter als gewöhnlich von dem Schlosse verirrt hatten, kamen sie auf einmal auf einer Anhöhe zwischen den Bäumen heraus zu einer wundervollen Aussicht, die sie innigst überraschte. Mitten in der Waldeseinsamkeit stand nämlich ein Kloster auf einem Berge; hinter dem Berge lag plötzlich das Meer in seiner schauerlichen Unermeßlichkeit; von der andern Seite sah man weit in das ebene Land hinaus. Es schien eben ein Fest in dem Kloster gewesen zu sein, denn lange, bunte Züge von Wallfahrern wallten durch das Grün den Berg hinab und sangen geistliche Lieder, deren rührende Weise sich gar anmutig mit den Klängen der Abendglocken vermischte, die ihnen von dem Kloster nachhallten.

Leontin sah ihnen stillschweigend nach, bis ihr Gesang in der Ferne verhallte und die Gegend in dämmernde Stille versank. Dann nahm er die Gitarre, die hier überall seine Begleiterin war, und sang folgendes Lied:

Laß, mein Herz, das bange Trauern
Um vergangnes Erdenglück,
Ach, von dieser Felsen Mauern
Schweifet nur umsonst dein Blick!

Sind denn alle fortgegangen:
Jugend, Sang und Frühlingslust?
Lassen, scheidend, nur Verlangen
Einsam mir in meiner Brust?

Vöglein hoch in Lüften reisen,
Schiffe fahren auf der See,
Ihre Segel, ihre Weisen
Mehren nur des Herzens Weh.

Ist vorbei das bunte Ziehen,
Lustig über Berg und Kluft,
Wenn die Bilder wechselnd fliehen,
Waldhorn immer weiter ruft?

Soll die Lieb' auf sonn'gen Matten
Nicht mehr baun ihr prächtig Zelt,
Übergolden Wald und Schatten
Und die weite, schöne Welt? —

Laß das Bangen, laß das Trauern,
Helle wieder nur den Blick!
Fern von dieser Felsen Mauern
Blüht dir noch gar manches Glück!

Beide Freunde wurden still nach dem Liede und gingen schweigend nebeneinander wieder nach dem Schlosse zurück. Die abgefallenen Blätter raschelten schon unter ihren Tritten auf dem Boden, ein herbstlicher Wind durchstrich den seufzenden Wald und verkündigte, daß die fröhliche Sommerzeit bald Abschied nehmen wolle. Sie schienen beide besondern Gedanken und Entschlüssen nachzuhängen, die sie an jenem Platze gefaßt hatten.

Als der Mond die alten Zinnen des Schlosses beleuchtete, trat Leontin auf einmal reisefertig vor Friedrich. Ich ziehe fort, sagte er, der Winter kommt bald, mir ist, als läge das ganze Leben wie diese Felsen hier auf meiner Brust, und ein Strom von Tränen möchte aus dem tiefsten Herzen ausbrechen, um die Berge wegzuwälzen; ich muß

fort, ziehe du auch mit! — Friedrich schüttelte lächelnd den Kopf, aber im Innersten war er traurig, denn er fühlte, daß sich ihr Lebenslauf nun bedeutend und vielleicht auf immer scheiden werde.

Leontin zog endlich sein Pferd hervor und führte es langsam am Zügel hinter sich her, während ihm Friedrich noch eine Strecke weit das Geleite gab. Der volle Mond ging eben über dem stillen Erdkreise auf, man konnte in der Tiefe weit hinaus den Lauf der Ströme deutlich unterscheiden. Leontin war ungewöhnlich gerührt und drang nochmals in Friedrich, mit hinunterzuziehn. Du weißt nicht, was du forderst, sagte dieser ernst, locke mich nicht noch einmal hinab in die Welt, mir ist hier oben unbeschreiblich wohl, und ich bin kaum erst ruhig geworden. Dich will ich nicht halten, denn das muß von innen kommen, sonst tut es nicht gut. Und also ziehe mit Gott! Die beiden Freunde umarmten einander noch einmal herzlich, und Leontin war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Ihm zogen nun bald auch Vögel, Laub, Blumen und alle Farben nach. Der alte, grämliche Winter saß melancholisch mit seiner spitzen Schneehaube auf dem Gipfel des Gebirges, zog die bunten Gardinen weg, stellte wunderlich nach allen Seiten die Kulissen der lustigen Bühne, wie in einer Rumpelkammer, auseinander und durcheinander, baute sich phantastisch blitzende Eispaläste und zerstörte sie wieder, und schüttelte unaufhörlich eisige Flocken aus seinem weiten Mantel darüber. Der stumme Wald sah aus wie die Säulen eines umgefallenen Tempels, die Erde war weiß, soweit die Blicke reichten, das Meer dunkel; es war eine unbeschreibliche Einsamkeit da droben.

Rudolfs seltsam verwildertem Gemüt war diese Zeit eben recht. Er streifte oft halbe Tage lang mitten im Sturm und Schneegestöber auf allen den alten Plätzen umher. Abends pflegte er häufig bis tief in die Nacht auf seiner Sternwarte zu sitzen und die Konjunkturen der Gestirne zu beobachten. Eine Menge alter astrologischer Bücher lag dabei um ihn her, aus denen er verschiedenes auszeichnete und geheimnisvolle Figuren bildete.

Nach solchen Perioden machte er dann gewöhnlich wieder größere Streifzüge, manchmal bis ans Meer, wo es ihm eine eigene Lust war, ganz allein auf einem Kahne mit Lebensgefahr in die wilde, unermeßliche Einöde hinauszufahren. Bisweilen verirrte er sich auch wohl in den Tälern zu manchem einsamen Landschlosse, wenn er in der Faschingszeit die Fenster hellerleuchtet sah. Er betrachtete dann gewöhnlich draußen die Tanzenden durchs Fenster, wurde aber immer bald von den rasenden Trompeten und Geigen wieder vertrieben.

Als er einmal von so einem Zuge zurückkam, erzählte er Friedrich, er habe unten, weit von hier, einen großen Leichenzug gesehen, der sich bei Fackelschein und mit schwarzbehängten Pferden langsam über die beschneiten Felder hinbewegte. Er habe weder die Gegend, noch die Personen gekannt, die der Leiche im Wagen folgten. Aber Leontin sei bei dem Zuge, ohne ihn zu bemerken, an ihm vorübergesprengt. — Friedrich erschrak über diese düstere Botschaft. Aber er konnte nicht erraten, welchem alten Bekannten der Zug gegolten, da sich Rudolf weiter um nichts bekümmert hatte.

Friedrich setzte indes noch immer seine geistlichen Betrachtungen fort. Er besuchte, so oft es nur das Wetter erlaubte, das nahgelegene Kloster, das er an Leontins Abschiedstage zum ersten Male gesehen, und blieb oft wochenlang dort. Rudolf konnte er niemals bewegen, ihn zu begleiten, oder auch nur ein einziges Mal die Kirche zu besuchen. Er fand in dem Prior des Klosters einen frommen, erleuchteten Mann, der besonders auf der Kanzel in seiner Begeisterung, gleich einem Apostel, wunderbar und altertümlich erschien. Friedrich schied nie ohne Belehrung und himmlische Beruhigung von ihm, und mochte sich bald gar nicht mehr von ihm trennen. Und so bildete sich denn sein Entschluß, selber ins Kloster zu gehen, immer mehr zur Reife.

Der Winter war vergangen, die schöne Frühlingszeit ließ die Ströme los und schlug weit und breit ihr liebliches Reich wieder auf. Da erblickte Friedrich eines Morgens,

als er eben von der Höhe schaute, unten in der Ferne zwei Reiter, die über die grünen Matten hinzogen. Sie verschwanden bald hinter den Bäumen, bald erschienen sie wieder auf einen Augenblick, bis sie Friedrich endlich in dem Walde völlig aus dem Gesichte verlor.

Er wollte nach einiger Zeit eben wieder in das Schloß zurückkehren, als die beiden Reiter plötzlich vor ihm aus dem Walde den Berg heraufkamen. Er erkannte sogleich seinen Leontin. Sein Begleiter, ein feiner, junger Jäger, sprang ebenfalls vom Pferde und kam auf ihn zu.

Setzen wir uns, sagte Leontin gleich nach der ersten Begrüßung munter, ich habe dir viel zu sagen. Vor allem: kennst du den? Hierbei hob er dem Jäger den Hut aus der Stirne, und Friedrich erkannte mit Erstaunen die schöne Julie, die in dieser Verkleidung mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Wir sind auf einer großen Reise begriffen, sagte er darauf. Die Jungfrau Europa, die so hochherzig mit ihren ausgebreiteten Armen dastand, als wolle sie die ganze Welt umspannen, hat die alten, sinnreichen, frommen, schönen Sitten abgelegt und ist eine Metze geworden. Sie buhlt frei mit dem gesunden Menschenverstande, dem Unglauben, Gewalt und Verrat, und ihr Herz ist dabei besonders eingeschrumpft. — Pfui, ich habe keine Lust mehr an der Philisterin! Ich reise weit fort von hier, in einen andern Weltteil, und Julie begleitet mich. — Friedrich sah ihn bei diesen Worten groß an. — Es ist mein voller Ernst, fuhr Leontin fort, Juliens Vater ist auch gestorben und ich kann hier nicht länger mehr leben, wie ich nicht mag und darf.

Friedrich erfuhr nun auch, daß sie Land und alles, was sie hier besessen, zu Gelde gemacht, und ein eigenes Schiff bereits in der abgelegenen Bucht, die an das erwähnte Kloster stieß, bereit liege, um sie zu jeder Stunde aufzunehmen. — Er konnte, ungeachtet der schmerzlichen Trennung, nicht umhin, sich über dieses Vorhaben zu freuen, denn er wußte wohl, daß nur ein frisches, weites Leben seinen Freund erhalten könne, der hier in der allgemeinen Misere durch fruchtlose Unruhe und Bestrebung nur sich selber vernichtet hätte.

Sie sprachen dort noch lange darüber. Julie saß unterdes still, mit dem einen Arme auf Leontins Knie gestützt, und sah überaus reizend aus. — Seid ihr denn getraut? fragte Friedrich Leontin leise. — Julie hatte es dessenungeachtet gehört, und wurde über und über rot.

Es wurde nun sogleich beschlossen, die Trauung noch heute in dem Kloster zu vollziehen. Man begab sich daher in das alte Schloß, die Felleisen wurden abgeschnallt und Julie mußte sich umziehen. Friedrich bereitete unterdes fröhlich alles, was sich hier schaffen ließ, zu einem lustigen Hochzeitsfeste, während Leontin, der sich in dieser Lage als feierlicher Bräutigam gar komisch vorkam, allerhand Possen machte, und die seltsamsten Anstalten traf, um das Fest recht phantastisch auszuschmücken.

Endlich erschien Julie wieder. Sie hatte ein weißes Kleid, die schönen, goldenen Haare fielen in langen Locken über den Nacken und die Schultern, man konnte sie nicht ansehen, ohne sich an irgend ein schönes, altdeutsches Bild zu erinnern. Sie bestiegen nun alle ihre Pferde und zogen so, Julie in die Mitte nehmend, auf das Kloster zu. Als sie die letzte Höhe vor demselben erreichten, wo auf einmal das Meer durch die Wälder und Hügel seinen furchtbar großen Geisterblick hinaufsandte, tat Julie einen Freudenschrei über den unerwarteten, noch nie gehabten Anblick, und sah dann den ganzen Weg über mit den großen, sinnigen Augen stumm in das wunderbare Reich, wie in eine unbekannte, gewaltige Zukunft. Die Glockenklänge von dem Klosterturme kamen ihnen wunderbar tröstend aus der unermeßlichen Aussicht entgegen.

In dem Kloster selbst war eben das Wallfahrtsfest, das alle Jahre einige Male gefeiert wurde, wiedergekehrt. Die Einsamkeit ringsherum war wieder bunt belebt, eine Menge Pilger war, als sie dort ankamen, in kleinen Haufen unter den grünen Bäumen vor der Kirche gelagert, die Kirche selbst mit Blumen und grünen Reisern freundlich geschmückt. Friedrich hatte schon früher den Prior von ihrer Ankunft benachrichtigen lassen, und so wurden denn Leontin und Julie noch diesen Vormittag in der Kirche feierlich zusammengegeben.

Die Menge fremder Pilger freute sich über das fremde Paar. Nur eine hohe, junge Dame, die einen dichten Schleier über das Gesicht geschlagen hatte, lag seitwärts vor einem einsamen Altare voll Andacht auf den Knien und schien von allem, was hinter ihr in der Kirche vorging, nichts zu bemerken. Friedrich sah sie; sie kam ihm bekannt vor. — Diese einsame Gestalt, das unaufhörliche Ringen und Brausen der Orgeltöne, der fröhliche Sonnenschein, der draußen vor der offenen Tür auf dem grünen Platze spielte, alles drang so seltsam rührend auf ihn ein, als wollte das ganze vergangene Leben noch einmal mit den ältesten Erinnerungen und langvergessenen Klängen an ihm vorübergehen, um auf immer Abschied zu nehmen. Ihm fiel dabei recht ein, wie nun auch Leontin fortreise und wahrscheinlich nie mehr wiederkomme, und eine unbeschreibliche Wehmut bemächtigte sich seiner, so daß er ins Freie hinaus mußte. Er ging draußen unter den hohen Bäumen vor der Kirche auf und ab und weinte sich herzlich aus.

Die Zeremonie war unterdes geendigt, und sie ritten wieder nach dem alten Schlosse zurück. Auf dem grünen Platze vor demselben empfing sie unter den hohen Bäumen ein reinlich gedeckter Tisch; große Blumensträuße und vielfarbiges Obst stand in silbernen Gefäßen zwischen dem golden blickenden Wein und hellgeschliffenen Gläsern, alle das fröhlich bunte Gemisch von Farben gab in dem Grün und unter blauheiterm Himmel einen frischer lockenden Schein. Man hatte, was in dem Schlosse nicht zu finden war, schnell aus dem Kloster herbeigeschafft. Rudolf ließ sich nirgends sehen.

Sie aßen und tranken nun in der grünen Einsamkeit, während der Kreis der Wälder in ihre Gespräche hineinrauschte. Julie saß still in die Zukunft versenkt und schien innerlich entzückt, daß nun endlich ihr ganzes Leben in des Geliebten Gewalt gegeben sei.

So kam der Abend heran. Da sahen sie zwei Männer, die in einem lebhaften Gespräche miteinander begriffen schienen, aus dem Walde zu ihnen heraufkommen. Sie erkannten Rudolf an der Stimme. Kaum hatte ihn Julie,

die schon von dem vielen Weine erhitzt war, erblickt, als sie laut aufschrie und sich furchtsam an Leontin andrückte. Es war dieselbe dunkle Gestalt, die sie aus dem Wagen bei dem Leichenzuge ihres Vaters einsam auf dem beschneiten Felde hatte stehen sehen. —

O seht, was ich da habe, rief ihnen Rudolf schon von weitem entgegen, ich habe im Walde einen Poeten gefunden, wahrhaftig, einen Poeten! Er saß unter einem Baume und schmälte laut auf die ganze Welt in schönen, gereimten Versen, daß ich bis zu Tränen lachen mußte. Gib dich zufrieden, Gevatter! sagte ich so gelind als möglich zu ihm, aber er nimmt keine Vernunft an und schimpft immerfort. — Rudolf lachte hierbei so übermäßig und aus Herzensgrunde, wie sie ihn noch niemals gesehen.

Sie hatten indes in seinem Begleiter mit Freuden den lang entbehrten Herrn Faber erkannt. Leontin sprang sogleich auf, ergriff ihn, und walzte mit ihm auf der Wiese herum, bis sie beide nicht mehr weiter konnten. Et tu Brute? — rief endlich Faber aus, als er wieder zu Atem gekommen war, nein, das ist zu toll, der Berg muß verzaubert sein! Unten begegne ich der kleinen Marie, ich will sie aus alter Bekanntschaft haschen und küssen, und bekomme eine Ohrfeige; weiter oben sitzt auf einer Felsenspitze eine Figur mit breitem Mantel und Krone auf dem Haupte, wie der Metallfürst, und will mir grämlich nicht den Weg weisen, ein als Ritter verkappter Phantast rennt mich fast um; dann falle ich jenem Melancholikus da in die Hände, der nicht weiß, warum er lacht; und nachdem ich mich endlich mit Lebensgefahr hinaufgearbeitet habe, seid ihr hier oben am Ende auch noch verrückt. — Das kann wohl sein, sagte Leontin lustig, denn ich bin verheiratet (hierbei küßte er Julie, die ihm die Hand auf den Mund legte) und Friedrich da, fuhr er fort, will ins Kloster gehn. Aber du weißt ja den alten Spruch: sie haben sich zu Toren gemacht vor der Welt. — Und nun sage mir nur, wie in aller Welt du uns hier aufgefunden hast?

Faber erzählte nun, daß er auf einer Wallfahrt zu dem Kloster begriffen gewesen, von dessen schöner Lage er schon

viel gehört. Unterwegs habe er am Meere von Schiffsleuten vernommen, daß sich Leontin hier oben aufhalte, und daher den Berg bestiegen. — Rudolf verwandte unterdes mit komischer Aufmerksamkeit kein Auge von dem kurzen, wohlhäbigen Manne, der mit so lebhaften Gebärden sprach. Faber setzte sich zu ihnen, und sie teilten ihm nun zu seiner Verwunderung ihre Pläne mit. Rudolf war indes auch wieder still geworden und saß wie der steinerne Gast unter ihnen am Tische. Julie blickte ihn oft seitwärts an und konnte sich noch immer einer heimlichen Furcht vor ihm nicht erwehren, denn es war ihr, als verginge diesem kalten und klugen Gesichte gegenüber ihre Liebe und alles Glück ihres Lebens zu nichts.

Die Nacht war indes angebrochen, die Sterne prangten an dem heitern Himmel. Da erklang auf einmal Musik aus dem nächsten Gebüsche. Es waren Spielleute aus dem Kloster, die Leontin bestellt hatte. Rudolf stand bei den ersten Klängen auf, sah sich ärgerlich um und ging fort.

Leontin, von den plötzlichen Tönen wie im innersten Herzen erweckt, hob sein Glas hoch in die Höhe und rief: Es lebe die Freiheit! Wo? — fragte Faber, indem er selbst langsam sein Glas aufhob. — Nur nicht etwa in der Brust des Philosophen allein, erwiderte Leontin, unangenehm gestört. Diese allgemeine, natürliche, philosophische Freiheit, der jede Welt gut genug ist, um sich in ihrem Hochmute frei zu fühlen, ist mir ebenso in der Seele zuwider, als jene natürliche Religion, welcher alle Religionen einerlei sind. Ich meine jene uralte, lebendige Freiheit, die uns in großen Wäldern wie mit wehmütigen Erinnerungen anweht, oder bei alten Burgen sich wie ein Geist auf die zerfallene Zinne stellt, der das Menschenschifflein unten wohl zufahren heißt, jene frische, ewig junge Waldesbraut, nach welcher der Jäger frühmorgens aus den Dörfern und Städten hinauszieht, und sie mit seinem Horne lockt und ruft, jener reine, kühle Lebensatem, den die Gebirgsvölker auf ihren Alpen einsaugen, daß sie nicht anders leben können, als wie es der Ehre geziemt. — Aber damit ist es nun aus. — Wenn unserer Altvordern Herzen wohl mit dreifachem Erz ge-

wappnet waren, das vor dem rechten Strahle erklang, wie das Erz von Dodona; so sind die unsrigen nun mit sechsfacher Butter des häuslichen Glückes, des guten Geschmacks, zarter Empfindungen und edelmütiger Handlungen umgeben, durch die kein Wunderlaut bis zu der Talggrube hindurchdringt. Zieht dann von Zeit zu Zeit einmal ein wunderbarer, altfränkischer Gesell', der es noch ehrlich und ernsthaft meint, wie Don Quixote, vorüber, so sehen Herren und Damen nach der Tafel gebildet und gemächlich zu den Fenstern hinaus, stochern sich die Zähne und ergötzen sich an seinen wunderlichen Kapriolen, oder machen wohl gar auch Sonette auf ihn, und meinen, er sei eine recht interessante Erscheinung, wenn er nur nicht eigentlich verrückt wäre. — Das alte große Racheschwert haben sie sorglich vergraben und verschüttet, und keiner weiß den Fleck mehr, und darüber auf dem lockern Schutt bauen sie nun ihre Villen, Parks, Eremitagen und Wohnstuben, und meinen in ihrer vernünftigen Dummheit, der Plunder könne so fortbestehn. Die Wälder haben sie ausgehauen, denn sie fürchten sich vor ihnen, weil sie von der alten Zeit zu ihnen sprechen und am Ende den Ort noch verraten könnten, wo das Schwert vergraben liegt. — Leontin ergriff hierbei hastig die Gitarre, die neben ihm auf dem Rasen lag, und sang:

O könnt' ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald,
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt!

Und dürft' von allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Was sie da unten hantieren,
Von Gott verlassen, zerstreut;

Von fürstlichen Taten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,
Und was die Seele mag stärken,
Verträumend die lange Nacht!

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End',
Da wird den Falschen genommen
Ihr unechtes Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht,
Gehaun sein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Da wird Aurora tagen
Hoch über den Wald hinauf,
Da gibt's was zu siegen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, auf!

Und so, sagte er, will ich denn in dem noch unberührten Waldesgrün eines andern Weltteils Herz und Augen stärken, und mir die Ehre und die Erinnerung an die vergangene große Zeit, sowie den tiefen Schmerz über die gegenwärtige heilig bewahren, damit ich der künftigen, bessern, die wir alle hoffen, würdig bleibe, und sie mich wach und rüstig finde. Und du, fuhr er zu Julie gewendet fort, wirst du ganz ein Weib sein, und, wie Shakespeare sagt, dich dem Triebe hingeben, der dich zügellos ergreift und dahin oder dorthin reißt, oder wirst du immer Mut genug haben, dein Leben etwas Höherem unterzuordnen? Und dämmert endlich die Zeit heran, die mich Gott erleben lasse! wirst du fröhlich sagen können: Ziehe hin! denn was du willst und sollst, ist mehr wert, als dein und mein Leben? — Julie nahm ihm fröhlich die Gitarre aus der Hand und antwortete mit folgender Romanze:

Von der deutschen Jungfrau.

Es stand ein Fräulein auf dem Schloß,
Erschlagen war im Streit ihr Roß,
Schnob wie ein See die finstre Nacht,
Wollt' überschrein die wilde Schlacht.

Im Tal die Brüder lagen tot,
Es brannt' die Burg so blutigrot,
In Lohen stand sie auf der Wand,
Hielt hoch die Fahne in der Hand.

Da kam ein röm'scher Rittersmann,
Der ritt keck an die Burg hinan,
Es blitzt sein Helm gar mannigfach,
Der schöne Ritter also sprach:

,Jungfrau, komm in die Arme mein!
Sollst deines Siegers Herrin sein.
Will baun dir einen Palast schön,
In prächt'gen Kleidern sollst du gehn.

Es tun dein' Augen mir Gewalt,
Kann nicht mehr fort aus diesem Wald,
Aus wilder Flammen Spiel und Graus
Trag' ich mir meine Braut nach Haus!'

Der Ritter ließ sein weißes Roß,
Stieg durch den Brand hinauf ins Schloß,
Viel Knecht' ihm waren da zur Hand,
Zu holen das Fräulein von der Wand.

Das Fräulein stieß die Knecht' hinab,
Den Liebsten auch ins heiße Grab,
Sie selbst dann in die Flammen sprang,
Über ihnen die Burg zusammensank.

Faber brach, als sie geendigt hatte, einen Eichenzweig von einem herabhängenden Aste, bog ihn schnell zu einem Kranze zusammen und überreichte ihr denselben, indem er mit altritterlicher Galanterie vor ihr hinkniete. Julie drückte den Kranz mit seinen frischgrünen, vollen Blättern lächelnd in ihre blonden Locken über die ernsten, großen Augen, und sah so wirklich dem Bilde nicht unähnlich, das sie besungen. —

Es ist seltsam, sagte Faber darauf, wie sich unser Gespräch nach und nach beinahe in einen Wechselgesang aufge=

löst hat. Der weite, gestirnte Himmel, das Rauschen der Wälder ringsumher, der innere Reichtum und die überschwengliche Wonne, mit welcher neue Entschlüsse uns jederzeit erfüllen, alles kommt zusammen; es ist, als hörte die Seele in der Ferne unaufhörlich eine große, himmlische Melodie, wie von einem unbekannten Strome, der durch die Welt zieht, und so werden am Ende auch die Worte unwillkürlich melodisch, als wollten sie jenen wunderbaren Strom erreichen und mitziehen. So fällt auch mir jetzt ein Sonett ein, das euch am besten erklären mag, was ich von Leontins Vorhaben halte. Er sprach:

In Wind verfliegen sah ich, was wir klagen,
Erbärmlich Volk um falscher Götzen Thronen,
Wen'ger Gedanken, deutschen Landes Kronen,
Wie Felsen, aus dem Jammer einsam ragen.

Da mocht' ich länger nicht nach euch mehr fragen,
Der Wald empfing, wie rauschend! den Entflohnen,
In Burgen alt, an Stromeskühle wohnen,
Wollt' ich auf Bergen bei den alten Sagen.

Da hört' ich Strom und Wald dort so mich tadeln:
‚Was willst, Lebend'ger du, hier überm Leben,
Einsam verwildernd in den eignen Tönen?

Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln,
Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben,
Das will der alte Gott von seinen Söhnen!‘

Friedrich sagte: Es ist wahr, wovon Ihr Sonett da spricht, und doch billige ich Leontins Plan vollkommen. Denn wer, von Natur ungestüm, sich berufen fühlt, in das Räderwerk des Weltganges unmittelbar mit einzugreifen, der mag von hier flüchten, so weit er kann. Es ist noch nicht an der Zeit, zu bauen, solange die Backsteine, noch weich und unreif, unter den Händen zerfließen. Mir scheint in diesem Elend, wie immer, keine andere Hülfe, als die Religion. Denn wo ist in dem Schwalle von Poesie, An-

dacht, Deutschheit, Tugend und Vaterländerei, die jetzt, wie bei der babylonischen Sprachverwirrung, schwankend hin und her summen, ein sicherer Mittelpunkt, aus welchem alles dieses zu einem klaren Verständnis, zu einem lebendigen Ganzen gelangen könnte? Wenn das Geschlecht vor der Hand einmal alle seine irdischen Sorgen, Mühen und fruchtlosen Versuche, der Zeit wieder auf die Beine zu helfen, vergessen und wie ein Kleid abstreifen, und sich dafür mit voller, siegreicher Gewalt zu Gott wenden wollte, wenn die Gemüter auf solche Weise von den göttlichen Wahrheiten der Religion lange vorbereitet, erweitert, gereinigt und wahrhaft durchdrungen würden, daß der Geist Gottes und das Große im öffentlichen Leben wieder Raum in ihnen gewönne, dann erst wird es Zeit sein, unmittelbar zu handeln, und das alte Recht, die alte Freiheit, Ehre und Ruhm in das wiedereroberte Reich zurückzuführen. Und in dieser Gesinnung bleibe ich in Deutschland und wähle mir das Kreuz zum Schwerte. Denn, wahrlich, wie man sonst Missionarien unter Kannibalen aussandte, so tut es jetzt viel mehr not in Europa, dem ausgebildeten Heidensitze.

Faber kam aus tiefen Gedanken zurück, als Friedrich ausgeredet hatte. Wie Ihr da so sprecht, sagte er, ist mir gar seltsam zumute. War mir doch, als verschwände dabei die Poesie und alle Kunst wie in der fernsten Ferne, und ich hätte mein Leben an eine reizende Spielerei verloren. Denn das Haschen der Poesie nach außen, das geistige Verarbeiten und Bekümmern um das, was eben vorgeht, das Ringen und Abarbeiten an der Zeit, so groß und lobenswert als Gesinnung, ist doch immer unkünstlerisch. Die Poesie mag wohl Wurzel schlagen in demselben Boden der Religion und Nationalität, aber unbekümmert, bloß um ihrer himmlischen Schönheit willen, als Wunderblume zu uns heraufwachsen. Sie will und soll zu nichts brauchbar sein. Aber das versteht Ihr nicht und macht mich nur irre. Ein fröhlicher Künstler mag sich vor Euch hüten. Denn wer die Gegenwart aufgibt, wie Friedrich, wem die frische Lust am Leben und seinem überschwenglichen Reichtume gebrochen

ist, mit dessen Poesie ist es aus. Er ist wie ein Maler ohne Farben.

Friedrich, den die Zurückrufung der großen Bilder seiner Hoffnungen innerlichst fröhlich gemacht hatte, nahm statt aller Antwort die Gitarre, und sang nach einer alten, schlichten Melodie:

Wo treues Wollen, redlich Streben
Und rechten Sinn der Rechte spürt,
Das muß die Seele ihm erheben,
Das hat mich jedesmal gerührt.

Das Reich des Glaubens ist geendet,
Zerstört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos ist unsre Zeit.

O Einfalt gut in frommen Herzen,
Du züchtig schöne Gottesbraut!
Dich schlugen sie mit frechen Scherzen,
Weil dir vor ihrer Klugheit graut.

Wo findst du nun ein Haus, vertrieben,
Wo man dir deine Wunder läßt,
Das treue Tun, das schöne Lieben,
Des Lebens fromm vergnüglich Fest?

Wo findest du den alten Garten,
Dein Spielzeug, wunderbares Kind,
Der Sterne heil'ge Redensarten,
Das Morgenrot, den frischen Wind?

Wie hat die Sonne schön geschienen!
Nun ist so alt und schwach die Zeit;
Wie stehst so jung du unter ihnen,
Wie wird mein Herz mir stark und weit!

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

Den blöden Willen aller Wesen,
Im Irdischen des Herren Spur,
Soll er durch Liebeskraft erlösen,
Der schöne Liebling der Natur.

Drum hat ihm Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Not auf Gott vertraun,
Daß aller Herzen freier werden,
Eratmend in die Klänge schaun.

Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit soll er vor allen
Streng hüten sein unschuld'ges Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen,
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O laßt unedle Mühe fahren,
O klinget, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad', so ihr erfahren,
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das andre ist erbärmlich Ding. —

Den Morgen seh' ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich all aus Herzensgrund!

Faber reichte Friedrich, der die Gitarre wieder weglegte, die Hand zur Versöhnung. — Der Morgen warf unterdes wirklich schon vom Meere her ungewisse Scheine über den dämmernden Himmel, hin und wieder erwachten schon frühe Vögel im Walde, alle Wipfel fingen an sich frischer zu rühren. Da sprang Leontin fröhlich mitten auf den Tisch, hob sein Glas hoch in die Höh' und sang:

Kühle auf dem schönen Rheine
Fuhren wir vereinte Brüder,
Tranken von dem goldnen Weine,
Singend gute deutsche Lieder.
Was uns dort erfüllt' die Brust,
Sollen wir halten,
Niemals erkalten,
Und vollbringen treu mit Lust!
Und so wollen wir uns teilen,
Eines Fels verschiedne Quellen,
Bleiben so auf hundert Meilen
Ewig redliche Gesellen!

Alle stießen freudig mit ihren Gläsern an, und Leontin sprang wieder vom Tische herab. Denn soeben sahen sie Rudolf, unter beiden Armen schwer bepackt, aus der Burg auf sie zukommen. Lustig! lustig! rief er, als er den gläserklirrenden Jubel sah, frisch, spielt auf, Flöten und Geigen! Da habt ihr Gold! Hierbei warf er zwei große Geldsäcke vor ihnen auf die Erde, daß die Goldstücke nach allen Seiten in das Gras hervorrollten. — Das ist ein lustiges Metall, fuhr er fort, wie es in die fröhliche, unschuldige Welt hinaushüpft und rollt, mit den verwunderten Gräsern funkelnd spielt und mit dunkelroten, irren Flammen zuckt, liebäugelnd, klingend und lockend! Verfluchter, unterirdischer, rotäugiger Lügengeist, der niemals hält, was er verspricht! Da, nehmt alles, greift zu! Kauft Ehre, kauft Liebe, kauft Ruhm, Lust und alles Ergötzen der Erde, seid immer satt und immer wieder durstiger bis ans Grab, und wenn ihr einmal fröhlich und zufrieden werdet, so mögt ihr mir danken. —

Alle sahen ihn erstaunt an. Faber sagte: Ich achte

das Geld nur, wenn ich es brauche. Aber Dichter brauchen immer Geld. Und hiermit packte er ruhig seine Taschen voll, so daß er mit dem aufgeschwollnen Rocke sehr lächerlich anzusehen war.

Rudolf nahm hierauf kurzen Abschied von allen und wandte sich wieder nach seinem Schlosse zurück. Friedrich eilte ihm nach, er wollte ihn so nicht gehn lassen. Da kehrte er sich noch einmal zu ihm. Du willst ins Kloster? fragte er ihn, und blieb stehn. Ja, sagte Friedrich, und hielt seine Hand fest, und was willst du nun künftig beginnen? — Nichts — war Rudolfs Antwort. — Ich bitte dich, sagte Friedrich, versenke dich nicht so fürchterlich in dich selbst. Dort findest du nimmermehr Trost. Du gehst niemals in die Kirche. — In mir, erwiderte Rudolf, ist es wie ein unabsehbarer Abgrund, und alles still. — Friedrich glaubte dabei zu bemerken, daß er heimlich im Innersten bewegt war. — O könnt' ich alles Große wecken, fuhr er dringender fort, was in dir verzweifelt und gebunden ringt! Hast du doch selber erzählt, daß dich alle wissenschaftliche Philosophie nicht befriedigte, daß du darin Gott und dich nie erkanntest. So wende dich denn zur Religion zurück, wo Gott selber unmittelbar zu dir spricht, dich stärkt, belehrt und tröstet! — Du meinst es gut, sagte Rudolf finster, aber das ist es eben in mir: ich kann nicht glauben. Und da mich denn der Himmel nicht mag, so will ich mich der Magie ergeben. Ich gehe nach Ägypten, dem Lande der alten Wunder. — Hiermit drückte er seinem Bruder schnell die Hand und ging mit großen Schritten in den Wald hinein. Sie sahen ihn nicht mehr wieder.

Lange blickten sie ihm nach und bedauerten den unglücklich Verwirrten, als ein Schiffer ankam, um Leontin an die Abfahrt zu mahnen, indem soeben ein günstiger Wind vom Lande trieb. Alle sahen einander stillschweigend an und schienen erschrocken, da nun der Augenblick wirklich da war, den sie selber lange vorbereitet hatten.

Der Schiffer übernahm das wenige Gepäck, und sie machten sich sogleich auf den Weg nach dem Meere. Friedrich begleitete sie. Langsam rückten Berge und Wälder bei

jedem Schritte immer weiter hinter ihnen zurück, das Meer rollte sich vor ihren Blicken auseinander.

Friedrich sagte unterwegs: Mir scheint unsre Zeit dieser weiten, ungewissen Dämmerung zu gleichen! Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, dunkle Wolken ziehn verhängnisschwer dazwischen, ungewiß, ob sie Tod oder Segen führen, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen und wunderbare Himmelszeichen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln wieder durch unsre Nächte, fabelhafte Sirenen selber tauchen, wie vor nahen Gewittern, von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigem Finger warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unsere Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe, wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehn. Denn aus dem Zauberrauche unsrer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zur Lust und fröhlichem Dichten, sich so gern mit der Welt vertrüge, wird, wie Prinz Hamlet, zu sich selber sagen: Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wut einander verwechseln. — Wunder werden zuletzt geschehen, um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen, die weiße

Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verweint, wie eine befreite Schöne, in neuer Glorie empor. — O Leontin! wer von uns wird das erleben! —

Sie waren unterdes ans Gestade gekommen. Leontin umarmte hierauf noch einmal die Freunde, Friedrich küßte Julie auf die Stirn, und die drei bestiegen ihr Schiff. Faber ritt landeinwärts fort. Friedrich kehrte ins Kloster zurück, um es niemals mehr zu verlassen.

Als er in die Kirche eintrat, fand er dort noch alles leer und still. Nur einige fromme Pilger waren noch hin und her in den Bänken zerstreut. Auch die hohe, verschleierte Dame von gestern bemerkte er wieder unter ihnen. Er kniete vor einen Altar und betete. Als er wieder aufstand und sich umwandte, wobei ihm durch ein offenes Fenster die Morgenhelle gerade auf Brust und Gesicht fiel, sank plötzlich die Dame ohnmächtig auf den Boden nieder. Mehrere Bedienten sprangen herbei und brachten sie vor die Tür, wo ein Wagen ihrer zu warten schien. — Es war Rosa.

Friedrich hatte nichts mehr davon bemerkt. Beruhigt und glückselig war er in den stillen Klostergarten hinausgetreten. Da sah er noch, wie von der einen Seite Faber zwischen Strömen, Weinbergen und blühenden Gärten in das blitzende, buntbewegte Leben hinauszog, von der andern Seite sah er Leontins Schiff mit seinem weißen Segel auf der fernsten Höhe des Meeres zwischen Himmel und Wasser verschwinden. Die Sonne ging eben prächtig auf.



Anmerkungen.

An Literatur zu Ahnung und Gegenwart ist zu erwähnen:

Eichendorff, H. v.: J. v. Eichendorff, sein Leben und seine Schriften. Im 1. B. der S. W. Leipzig 1864.

Keiter, H.: J. v. Eichendorff, sein Leben und seine Dichtungen. Köln 1887.

Minor, J.: Zum Jubiläum Eichendorffs. Zsch. f. d. Philologie 21. B. 1889 S. 214 ff.

Donner, J. O. E.: Der Einfluß Wilhelm Meisters auf den Roman der Romantiker. Akademische Abhandlung. Helsingfors 1893.

Hoeber, E.: Eichendorffs Jugenddichtungen. Berlin 1894.

Krüger, H. A.: Der junge Eichendorff. Oppeln 1898.
Dazu Rezensionen: R. Steig, Deutsche Literaturzeitung 1899 S. 263 ff. — O. F. Walzel, Euphorion VII 1900 S. 801 ff.

Weichberger, K.: Untersuchungen zu Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart. Jena 1901. — Derselbe: Gräfin Zichy in Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart. Euphorion XIII 1906 S. 785. Hiezu Kosch, Euphorion XIV 1907 S. 320 u. H. K. A. XI, S. XII.

Reinhard, E.: Eichendorffstudien. Münstersche Beiträge zur neuern Literaturgeschichte V. Heft Münster 1908.

Müller, J. E. V.: Eichendorffs poetisches Bilderbuch. Festschrift der Hansaschule zu Bergedorf. Hamburg 1908.

Wegener, H.: Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“. Leipzig-Gohlis 1909.

Rausse, H.: Cervantes' Einfluß auf Eichendorff. Eichendorffkalender 3. Jg. Regensburg 1912.

Abkürzungen.

Die römischen Zahlen bedeuten die bereits erschienenen oder im Druck befindlichen Bände der vorliegenden Ausgabe (H. K. A.), und zwar:

IV = Dichter und ihre Gesellen.
X = Historische, politische und biographische Schriften.
XI = Tagebücher.
XII = Briefe von Eichendorff.
XIII = Briefe an Eichendorff.
W. = Eichendorffs Werke, Berlin 1841 f.
S. W. = Eichendorffs Sämtliche Werke, Leipzig 1864.
A. = Ahnung und Gegenwart. 1815. Nürnberg.

Zur äussern Entstehungsgeschichte.

A. Tagebuchstellen Eichendorffs.

1811 Juni 26.

Diesen Monat fleißig am Romane. XI 279 Z. 29.

1811 Juli 28.

Diesen Monat . . . Roman . . . XI 284 Z. 16 f.

1811 August 22.

N. B. Diesen Monat: Anfangs an meinem Roman. XI 286 Z. 35 f.

1811 September 3.

Früh von 7—10 Jurisprudenz, dann bis 1 Poesie. Nachmittags von 3—5 und später Jurispr: dann Poesie etc. XI 287 Z. 14 ff.

1811 September 29.

Abends bei Licht immer fröhlich am Romane gedichtet oder Schlegels Geschichte gelesen. XI 293 Z. 16 ff.

1811 Oktober 4.

Um 9¾ Uhr früh, da ich eben am Tische beim Romane saß, fühlte ich und Wilhelm erstaunt zwei Erdstöße, die das ganze Haus wiegten. XI 293 Z. 29 ff.

1811 November 16.

Diese ganze Zeit über folgende Lebensweise . . . Um 5 Uhr wieder ein girô und Castanien. Darauf am Roman

geschrieben bis 9 Uhr, wo Souper beim Lothringer . . . XI 300 Z. 12 ff.

1811 Dezember 9

Lebensart um diese Zeit: . . . Darauf französische langweilige Stunde und Dr. Zas bis fünf Uhr, wo Herumlaufen und Äpfel. Dann Roman bis 9 Uhr, wo zu Lothringer . . . XI 303 Z. 27 ff.

1811 Dezember 20.

Ich fing seit einigen Tagen an am Hermann zu schreiben, ließ es aber und setzte wieder meinen Roman fort. XI 303 Z. 37 ff.

1812 Januar 16.

Fing ich wieder an . . . früh um 5 Uhr aufzustehen, wo ich bis nach 7 in der ungeheizten Stube am Romane schrieb. XI 304 Z. 29 ff.

1812 Februar 3.

N. B. Jetzt fingen wir auch an täglich gegen halb 2 Uhr zu Mittag zum Lothringer bei Licht zu gehen und dann abends bis um halb 11 zu dichten. XI 307 Z. 29 ff.

1812 Februar 29.

Um diese Zeit . . . abends Poesie. XI 311 Z. 19 ff.

B. Briefstellen und andere Zeugnisse.

1810 Dez. 27. Loeben an die Brüder Eichendorff:

Eure Romane zu lesen . . . bin ich sehr ungeduldig. Kann mein Wunsch nicht erfüllt werden? XII 240.

1813 März 21. Loeben an Eichendorff:

Wann werde ich denn endlich die Freude haben, Deinen Roman, Wilhelms Dramen, Gedichte von Euch beiden, die ich zum voraus liebe wie eine Braut, wirklich an meinen Lippen zu fühlen? XIII 13 Z. 9 ff.

1814 Juni 7. Loeben an Eichendorff:

Wie ungeduldig bin ich Deinen Roman zu lesen! Wie gar ungeduldig! . . . In Hinsicht des Bekanntwerdens Deines Romans ist es klüglich getan, daß ihn ein von dem ganzen Publikum beachteter Dichter wie Fouqué herausgibt. XIII 23 Z. 27 ff.

1814 August 22. Loeben an Eichendorff:

Ich ergebe mich ganz darein, daß jemand, der Dir ferner steht als Dein erster und treuester Freund, daß Fouqué Dein Werk herausgibt. Er hat und liebt die Gunst eines vielartigen Publikums, er ist ohne Mystisches und Antikes in seinen Werken, und es ist ein Mittel für Deinen Roman, bekannt zu werden; ich billige die Maßregel zu vieler Rücksicht, obwohl die erste Idee, Fr. Schlegel sollte Dein Werk herausgeben (oder Adam Müller), mir analoger erschien. Ein Recht aber habe ich doch vielleicht auf das Erzeugnis Deiner Poesie und Liebe; nämlich Dich zu bitten, mir die fertige Handschrift zu meinem Vorgenuß hierher zu senden, ich schicke sie dann unmittelbar und unverzüglich an Fouqué! . . . XIII 57 Z. 15 ff.

1814 Oktober 1. Eichendorff an Fouqué:

Ich hatte denselben vollendet, ehe noch die Franzosen in Moskau waren, und teilte ihn Friedrich Schlegeln und seiner Frau mit. Der Beifall dieser beiden Vortrefflichen überraschte und entzückte mich. Sie ermunterten mich, ihn drucken zu lassen und von der letzteren Hand rühren zu diesem Endzwecke die vielen Korrekturen her, die sich in diesem Manuskripte befinden und mir als ein Andenken an ihre liebevolle Sorgfalt teuer sind. Kein Buchhändler mochte indes damals und auch noch später bei der mißlichen Lage der guten Sache, den Druck des Buches übernehmen, da ich darin Anspielungen auf die neuesten Begebenheiten nicht vermeiden konnte und wollte. Endlich faßte der Strom unserer großen Zeit mich selbst und ließ mich nicht wieder los bis jetzt. . . . Ich sehe nun wohl ein, daß währenddes der eigentliche Zeitpunkt eines allgemeinen Interesses für diesen Roman verstrichen ist, ich konnte mich aber nicht entschließen, etwas daran zu ändern. . . . Ew. Hoch- und Wohlgeboren erhalten demnach den Roman wörtlich so, wie er damals niedergeschrieben wurde. Sollte er in dieser Gestalt . . . noch eines öffentlichen Anteils fähig und in poetischer Hinsicht überhaupt des Druckes wert sein, und Ew. Hoch- und Wohlgeboren dort ein Verleger dafür bewußt sein, so bitte ich, über das Manuskript, Titel, Zueignung usw. ganz nach Gutdünken zu verfügen und sich meines innigsten Dankes zu versichern. Loeben, welcher neulich einen durch die Zeitereignisse und die Verschiedenheit unserer Naturen

und Sinnesart lange unterbrochenen Briefwechsel mit mir wieder anknüpfte, bat mich so dringend und liebevoll um eine vorläufige Mitteilung dieses Romans, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte, obschon ich zweifle, daß er ihm gefallen wird. . . . XII 8 f.

1814 Oktober 12. Loeben in seinem Tagebuch:

Florens' Roman ist eine Romanze des Frühlings, der ewig währt. R. Pissin. O. H. Graf von Loeben, Sein Leben und seine Werke. Berlin 1905 S. 291.

1814 Oktober 20. Loeben an Eichendorff:

Aus dem langen Brief, in dem Loeben seine Eindrücke über den Roman wiedergegeben, den Eichendorff selbst wieder mit Bleistiftnotizen kommentiert hat (XIII 58 ff.), und der dadurch für die innere Entstehungsgeschichte sehr ergebnisreich ist, folgen hier nur die für die äußere Entstehungsgeschichte wichtigen Stellen.

Ich würde an Deiner Stelle eine Andeutung über die Zeit seiner Entstehung und Vollendung hinzufügen. [*Ist bereits geschehen,* bemerkt Eichendorff.] *Ich werde Deinen Roman allsobald an Fouqué befördern. Eine Bemerkung mußt du mir erlauben. . . . Die Einleitungsstanzen sind mir sehr wert und ich verstehe sie; aber für die meisten Leser werden sie dunkler und weniger klar nud gerundet hintreten, als das übrige . . . oder antwortest Du mir darauf: es sei ja für die Freunde nur überschrieben, und das übrige nur für alle? Das läßt sich hören. Ich habe heute an den herrlichen Perthes geschrieben, ihm aber von Deinem Romane nichts gesagt, da Du ihn Fouqué übergibst und ich mich bescheiden werde ihm der erste Liebende zu sein.* XIII 63 f.

1814 Oktober 22. Loeben in seinem Tagebuch:

Gott segne und geleite diesen Brief, [den er der Sendung des Manuskripts an Fouqué beigelegt]. Pissin 291.

1814 November 26. Fouqué an Eichendorff: XIII 66 ff.

[Fouqué ist auch der Ansicht, daß der unbestimmte Schluß bleiben soll.] . . . *Nur genügen mir in dieser Hinsicht die zueignenden Stanzen nicht, und ich bitte Sie, ein Vorwort aufzusetzen, welches die mir in ihrem Briefe geäußerte Ansicht und*

Gesinnung ausspreche. Ich hätte mich bei der Gewalt, die Ihr Zutrauen mir verliehen hat, nicht lange bedacht, als Herausgeber zu erscheinen, und die mir nötig scheinende Rede selbst zu sprechen, aber erst ganz vor kurzem gab ich ein Werk meines Freundes Chamisso heraus, und es müßte dem Publikum anmaßend erscheinen, wenn ich schon wieder als Geleitsmann eines Dichters aufträte. Schicken Sie mir also . . . das gewünschte Vorwort recht bald, sowie auch Ihre Erklärung, ob Sie nicht auf dem Titelblatte statt Florens sich lieber Joseph Freiherr von Eichendorff nennen wollen. Ich wünsche sehr das letztere. Der Mündigkeit und Kraft Ihrer Poesie scheint mir das pseudonyme Spiel nicht mehr zuzusagen. Um mit vollständiger Ehrlichkeit zu verfahren, gestehe ich Ihnen noch, daß es mir anfangs oftmalen vorkam, als schaue die Sinnlichkeit allzu dreist an manchen Stellen durch Ihre Blumengänge; ja, ich wollte eine gewissenhafte Rücksprache darüber mit Ihnen nehmen, bevor ich das Werk einem Verleger anböte. Doch plötzlich trat es vor meinen Geist, daß bereits Dorothea zensiert hat, und vor dieser frommen, klaren Frau beug ich mein Haupt mit fröhlicher Ergebung. . . . Nur einmal, und natürlich in ganz anderer Hinsicht, bin ich nicht Dorotheas Meinung. Mir scheint nämlich, als müsse allerdings Faber am Schlusse in das Land hineinreiten, so wie Sie es früher gestellt hatten; ja ich bekenne sogar, daß mir der Grund der Änderung und gewissermaßen die Änderung selbst unverständlich bleibt. Entscheiden Sie, lieber Baron, wie es damit gehalten werden soll. . . . Im übrigen werde ich sogleich vorläufig mit meinem Verleger in Unterhandlung treten, und bitte Sie daher, mir ja recht bald alles Erbetene mitzuteilen. . . . Jetzt eben wird es mir klar, daß notwendig ein Korrekturzettel Dorotheas, die Abreise Fabers betreffend, verloren gegangen sein muß. Daher mein gänzliches Mißverstehen Ihrer Ansicht. Sie können es vielleicht ergänzen. Doch bleibe ich vorläufig bei der Meinung, Faber müsse in das feste Land hineinreiten. . . . XIII 67 f.

1814 Dezember 25. Eichendorff an Fouqué:

Es tut mir sehr leid, daß sich mein Buch mit Ihrem Namen, Herr Baron, als dem besten Vorworte, nicht schmücken darf; doch ehre ich Ihre Ansicht, die es verhindert. Tief gerührt

hat mich Ihre Bemerkung, daß die Sinnlichkeit manchmal allzu dreist aus verschiedenen Stellen meines Romans hervorblicke. Auch ich habe bisweilen bei späterer Durchlesung des Buches ganz dasselbe empfunden, aber niemals beim ersten Schreiben desselben — und so oft ich dann in diesen Dingen etwas verändern wollte, kam es mir jedesmal vor, als führe ich mit einem Tuche verwischend über die frischen Farben eines Gemäldes, und ich ließ wieder alles, wie es war. Es freut mich daher außerordentlich, daß auch Sie, Herr Baron, sich zuletzt mit dieser meiner Ansicht aussöhnen. Ew. Hochundwohlgeboren erhalten beiliegend auch das verlangte, durchaus notwendig gewordene Vorwort, wodurch denn nun die Zueignung in Stanzen ganz wegfiele. Ebenso erfolgt auch hiemit der Korrekturzettel, der durch mein Versehen allerdings zurückgeblieben war. Doch bin auch ich vollkommen Ihrer Meinung, daß Faber in das Land hinausreiten, und daher das Ausgestrichene an dieser Stelle des Manuskripts stehen bleiben müsse. — Was endlich die Vorsetzung meines wirklichen völligen Namens vor das Buch anbetrifft, so wüßte ich keinen besonderen Grund, den Namen Florens beizubehalten, und folge auch hierin, wie in allem anderen, gern Ihrem liebevollen Rate und Ihrer besseren Einsicht. . . . XII 10 f.

1814 Dezember 30. Loeben an Kerner:

Die zwei Gedichte von Florens stehen in einem reichen, lieblichen Roman von ihm, der bald erscheinen wird. . . . J. Kerner, Briefwechsel mit seinen Freunden. Stuttgart und Leipzig 1897. I 401.

1815 Januar 6. Vorwort Fouqués. Abdruck im Apparatbande dieser Ausgabe.

1815 Januar 28. Eichendorff an Philipp Veit:

Mein Roman erscheint zu Ostern bei Schrag in Nürnberg, ich bekomme 1 Friedrichsd'or für den Druckbogen. XII 14.

1815. Eichendorff an denselben:

Mein Roman ist auch endlich erschienen mit einem Vorwort von Fouqué, das mich sehr gefreut hat. XII 15.

1816 Januar 29. Eichendorff an Fouqué:

So geschah es, daß ich meinen inzwischen gedruckten Roman erst bei der Rückkehr in Deutschland zu Gesicht

bekam, und da waren Sie es, verehrtester Herr Baron, der mich der erste, als ein treuer Hüter unseres heiligsten Reichs, am Rheine mit Ihrem Vorworte freundlich empfing. Ich kann es nicht sagen, mit welcher innerlichsten Freudigkeit mich diese Ihre Worte erfüllt und über mich selbst erhoben haben. Ich danke Ihnen herzlich dafür, sowie überhaupt für die ermunternde tätige Teilnahme, mit der Sie mein Werk beehrt. Das Honorar und eine Menge von Exemplaren ist während meiner Abwesenheit meiner Frau in Schlesien richtig zugekommen. XII 15 f.

1816 März 30. Loeben an Eichendorff:

. . . leid hat es mir getan . . . daß ich . . . die Erscheinung Deines Romans durch die öffentlichen Anzeigen erfuhr. . . . Deinen lieblichen Roman wiederzulesen . . . bin ich recht sehnsüchtig. . . . XIII 69, 71.

1816 Mai 3. Loeben an Eichendorff:

Deinen Roman wirst du mir hoffentlich nun bald schicken. XIII 72.

1816 Juni 15. Eichendorff an Fouqué:

Daß ich im verflossenen Herbst 30 Friedrichsd'or in Golde für meinen Roman von Herrn Schrag richtig erhalten habe, werden Sie bereits aus meinem letzten Briefe wissen. . . . Nicht ohne Bestürzung wurde ich seitdem eines Irrtums gewahr. Als ich nämlich zur Armee abging, trug ich meiner Frau in Berlin auf, wenn mein Roman während meiner Abwesenheit erscheinen sollte, vor allem sogleich Ihnen ein Exemplar davon zuzusenden. Das erstere geschah nun wirklich, das letztere aber unterblieb aus Versehen, indem das für Sie bestimmte Exemplar durch ein sonderbares Mißverständnis in andre Hände kam. Ich bitte Sie daher dringenst, mich wegen dieser großen Ungeschicklichkeit gütigst zu entschuldigen. Nehmen Sie dagegen, wenn es gleich nun lächerlich spät kommt, beifolgendes Buch als ein Andenken an einen Ihrer aufrichtigen Verehrer nebst dem nochmaligen innigsten Danke für Ihre liebreiche Verwendung wohlwollend an; denn Ihnen gehört doch dieses Buch ganz: in dem Frühlingsabglanz Ihres eignen freudigen Beispiels ist es heimlich entstanden und gediehen, und ohne Ihre hilfreiche Gunst wäre es nie bekannt worden. . . . XII 17.

1816 Juni 29. Fouqué an Eichendorff:

Ihr mir ohnehin schon so lieber Roman ist mir nun noch teurer, da ich ihn aus der Hand des Dichters besitze. . . . XIII 73.

C. Zeitgenössische Besprechungen des Romans.

Die nächsten Freunde teilten ihren ersten Eindruck, den sie beim Lesen des Romans im Manuskripte empfunden, Eichendorff brieflich mit. Erhalten ist das Urteil von Friedrich und Karoline de la Motte Fouqué in ihrem Briefe vom 26. November 1814. XIII 66 ff. Weit ausführlicher hatte Loeben sein Urteil begründet in dem Schreiben vom 20. Oktober 1814, das Eichendorff wieder selbst kommentiert hat. XIII 58 ff. Vom mündlichen Urteil Friedrich und Dorothea Schlegels, die den Roman in Wien entstehen sahen, ist nichts überliefert, auch Dorothea Schlegels Korrekturzettel (sieh Fouqués Brief XIII 68 und den Eichendorffs XII 10 ff) sind verloren.

Die öffentliche Aufmerksamkeit scheint der Roman beim Erscheinen wenig erregt zu haben. Erwähnung in den Tagesblättern hat er aber doch gefunden, denn in seinem Briefe vom 30. März 1816 beklagt Loeben sich, daß er die Erscheinung des Romans erst *„durch die öffentlichen Anzeigen erfuhr"*. XIII 69. Es konnte leider keine festgestellt werden.

Die nächste erhaltene Kritik hat Adolf Schöll geliefert, zuerst in seinem Brief an den Dichter vom 21. Oktober 1832 XIII 102 ff., der von H. v. E. in der Biographie verwertet worden ist. Später erstreckte er seine Untersuchungen auf die übrigen Werke Eichendorffs und veröffentlichte den Aufsatz im 75. und 76. Band der „Jahrbücher der Literatur." Wien 1836 S. 96—139 und S. 58—102. Vgl. auch Schölls „Gesammelte Aufsätze zur klassischen Literatur" Berlin 1884 S. 245—352.

Dazwischen fällt die kurze Erwähnung des Romans in Heines Romantischer Schule, dem 1835 zum erstenmal erschienenen Teil: *„ . . . welch ein vortrefflicher Dichter ist der Freiherr von Eichendorff; die Lieder, die er seinem Roman „Ahnung und Gegenwart" eingewebt hat, lassen sich von den Uhlandschen gar nicht unterscheiden. . . ."* H. Heines sämtliche Werke, herausg. v. E. Elster, Leipzig und Wien V. B. S. 350.

Einen Teil der Rezension Schölls, im vorliegenden Druck S. 400—401, hat Hermann von Eichendorff in die Biographie aufgenommen. Die in Goedekes Grundriß VIII B. S. 186 verzeichnete Rezension F. G. Kühnes in den Berliner Jahrbüchern 1883 Nr. 57 behandelt ausschließlich Eichendorffs Gedichte.

Karl Gutzkow äußerte sich (sieh jetzt Werke, herausgeg. von H. H. Houben XII. Bd. S. 82): *„Die Dramen Uhlands, die Romane Eichendorffs, die dramatisch-epischen Versuche eines Lenau erreichten die wenigsten der Anforderungen, welche das strenge ästhetische Gesetz an sie machte, noch weniger die Höhe eines für die Literatur durch sie möglich werdenden Fortschrittes“.*

Ähnlich ablehnend schrieb Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrh. Leipzig 1853 I. Bd. S. 410):

„. . . seine Romane sind ein unausgesetztes Stilleben, in dem die Bewegung nur eine scheinbare ist. Wir leben bei ihm in einem beständigen Sonntag und beständig bei gutem Wetter, in beständiger Poesie. Auf die Länge wirkt das ermüdend, und wir sehnen uns lebhaft nach einer Zeit wirklicher zweckmäßiger Beschäftigung; wir sehnen uns nach Regen, Staub, Nebel, wir sehnen uns nach etwas derber, hausbackener Prosa. Das Spiel wie der Feiertag sind nur zur Sammlung da, sie haben keinen Sinn, wenn sie nicht eine geordnete, regelmäßige Tätigkeit unterbrechen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese fixierte sonntägliche Stimmung wenigstens zum Teil daraus herleiten, daß Eichendorff geborener Katholik ist, nicht reflektierter Katholik, wie seine romantischen Glaubensgenossen. Die katholische Auffassung macht den Feiertag zum Hauptzweck und Mittelpunkt des Lebens. Die Arbeit ist ihr eine Last, deren sie sich gern entledigt. . . .“

Über „Ahnung und Gegenwart“ im einzelnen sprach sich Julian Schmidt später ausführlich aus (3. Aufl. Berlin 1856, II. Bd. S. 400 ff.): *„. . . Den ganzen Umfang und die Richtung seines (Eichendorffs) Talentes können wir aus seinem ersten Roman Ahnung und Gegenwart ersehen. Er war unmittelbar vor den Freiheitskriegen geschrieben und wurde zu*

Anfang 1815 von Fouqué herausgegeben. Über den Titel gibt eine Stelle Auskunft, die wir zugleich als Stilprobe mitteilen.

— — Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie, gleich dem unbewegten Spiegel eines Sees, imstande ist, den Himmel in sich aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang rings um ihn her, diese seit seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschiedenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien aussehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlich schönen Spiele der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch einmal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwengliche Zukunft legt sich, wie ein Morgenrot, blühend über die Bilder, und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns, und wir erkennen wohl alle die Gegenden und Gestalten wieder, aber sie sind größer, schöner und gewaltiger und wandeln in einem andern wunderbaren Lichte.

Das Vorbild des Romans ist Franz Sternbald. Die Abenteuer laufen bunt und ohne innern Zusammenhang ineinander; nur die erhöhte Stimmung, welche die Welt in einem verklärten Licht erblickt und sie gegen den Auflösungsprozeß der Aufklärer in Schutz nimmt, gibt ihnen die gemeinsame Farbe. Was man sonst mit dem Begriff der Komposition verbindet, eine fortgehende Spannung, Darlegung der Verhältnisse, welche die Verwickelung herbeiführen, Ökonomie in der Verwickelung der Charaktere, damit man sie zuletzt in ihren Motiven vollständig durchschaut, von allem diesem ist bei Eichendorff ebensowenig die Rede als bei Tieck. Alle Augenblicke verflüchtigt sich die Begebenheit in Stimmungen, die sich bald in landschaftlichen Naturschilderungen, bald in freier Lyrik ausdrücken, die Welt der Töne und Farben überwuchert den epischen Inhalt. — Die eingestreuten Lieder sind von einem wunderbaren Wohlklang; sie kristallisieren sich zwar nie zu einem geschlossenen Bilde, aber sie werden von einem innigen Naturgefühl durchweht, und es spiegelt sich in ihnen ein warmes funkelndes Sonnenlicht. So ist es auch in den einzelnen Szenen, die wirklich angeschaut sind, was freilich nicht von allen gilt. Sie treten hell und scharf vor das Auge und erregen für einen Augenblick die Phantasie auf das lebhafteste; freilich nur auf einen Augenblick, denn das Licht fällt nur auf einzelne Teile, und diese werden mit so über-

mütiger Laune durcheinandergeworfen, daß man sich zuweilen an Arnim erinnern würde, wenn nicht der frische Ton einen vorteilhaften Kontrast gegen die verdrießliche Stimmung dieses Dichters bildete. Dafür geht Eichendorff der historische Sinn ab, der Arnim so sehr auszeichnet. Zwar hat er vermieden, sich auf das historische Gebiet zu begeben, was uns in Franz Sternbald bei der unvollkommen historischen Anschauung so peinlich wird, er bleibt in der Gegenwart; aber auch diese wird in einem unklaren Lichte angeschaut, es sind romantische Bilder des Studenten- und Kriegslebens, der Maskenbälle und Sommerreisen nach abgelegenen Schlössern, kurz ein stoffloses poetisches Treiben, das in der Gegenwart zwar auch vorkommt, aber doch erst an dem bürgerlichen Ernst seine feste Grundlage gewinnt. Die poetische Welt Eichendorffs schwebt in der Luft; sie hat zu den vaterländischen Zuständen keine andere Beziehung als das Mißbehagen an der Prosa des Lebens. In dieser Beziehung ist Eichendorff ganz Romantiker: er gründet seine Dichtung nicht auf den Inhalt des Lebens, sondern auf dessen Gegensatz; aber schon hier unterscheidet er sich dadurch von der romantischen Schule, daß diese Trennung vom Leben ihm keineswegs als ein wünschenswertes Ziel erscheint, sondern daß er eine tiefe Sehnsucht nach dem Leben empfindet. In den literarischen Satiren, die im ganzen auf einen mäßigen Raum eingeengt sind, bekämpft er fast ebenso die Schönseligkeit der selbstgenügsamen Kunst als die Nüchternheit des Rationalismus. So bricht sein natürliches Gefühl einmal aus, als in einer Gesellschaft ein Gedicht auf die Jungfrau Maria im modernsten Stil vorgetragen wird:

> *Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los, und fangen dagegen schon wieder, ihre festen Glaubenssätze Wunder und Wahrheiten zu verpoetisieren und verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Tun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmütig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstande oder der Poesie allein, sondern allen Dreien, dem ganzen Menschen angehört, bloß mit ihrer Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben als an das Christentum, und eins mit dem andern ver-*

wechseln und zersetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird.

Diese Empörung der Sittlichkeit gegen das zwecklose Spiel der Poesie ist der Grundzug des Buchs. Der Dichter Faber, der vorzugsweise diesen Übermut der abstrakten Poesie vertritt, ist wie Waller in Arnims „Dolores“ die am schlechtesten behandelte Person des Buchs.

Wie wollt ihr, daß die Menschen eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn ihr auch selber nicht glaubt, was ihr schreibt und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles nichtsnutziges Spiel, und es hilft euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. . . . Bis in den Tod verhaßt sind mir jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwinseln wollen und wie ein Strohfeuer weder die Schlechten verbrennen, noch die Guten erleuchten und erwärmen. . . . Habe ich nicht den Mut besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. . . . Die Menge, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenschein und langt rührend nach dem ewigen Licht, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demut und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht und so besingt er die Welt. . . . Die Welt ist wirklich so bedeutsam, jung und schön, wie sie unser Gemüt in sich selber anschaut. . . . Ihr Dichter seid alle eurer Unschuld über den Kopf gewachsen, und wie ihr eure Gedichte ausspendet, sagt ihr immer: Da ist ein prächtiges Kunststück von meiner Kindlichkeit, da ist ein wohleingerichtetes Stück von meinem Patriotismus und von meiner Ehre. . . . Einer dieser Dichter war nach seiner Art verliebt; aber ein Mädchen im Ernst zu lieben oder gar zu heiraten, hielt er für lächerlich, denn er war zum Dichter berufen. Als nachher der Krieg ausbrach, pries er mit grenzenlosem Enthusiasmus, doch immer mit der vornehmen Miene eines eigenen höhern Standpunkts, solche erzgediegene lebenskräftige Naturen, ewigzusammenhaltende Granitblöcke des Gemeinwesens usw.; aber selbst mit dreinschlagen, konnte er nicht, denn — er war zum Dichter berufen.

Tieck und seinen Freunden kommt es darauf an, die freie Kunst in ein Asyl zu retten, wohin der Wellenschlag des gemeinen Lebens nicht dringt; Eichendorff sehnt sich, das wirkliche Leben poetisch zu verklären. Er hat den Drang nach Wahrheit

in seinem Herzen, aber er kennt den Ernst der Arbeit nicht, und darum zeigt ihm das Leben immer nur einen schönen blendenden, aber doch inhaltlosen Schein. Das heitere Maskenspiel, das er geschildert, geht in trübe verworrene Gestalten aus. Nicht bloß der geniale Übermut, der mit frecher Willkür sich der Gesetze zu bemeistern strebt, wie die Gräfin Romana, das stolze Weib, das aus Überdruß im schmählichen Selbstmord endet, oder der finstere Rudolf, der nicht glauben kann, und der deshalb den sonderbaren Entschluß faßt, sich der Magie zu ergeben und nach Ägypten, dem Lande aller Wunder, zu pilgern, sondern auch Friedrich, der edle ritterliche Held, der alle idealen Seiten Arnims und Fouqués in sich vereinigt, wird von der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit dieses Lebens niedergedrückt. Er geht in ein Kloster, also er flieht noch weiter als die Jünger der absoluten Kunst aus der Wirklichkeit.

> *Mir gleicht unsere Zeit dieser weiten ungewissen Dämmerung; Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, die Welt liegt unten in weiter, dumpfstiller Erwartung. Kometen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln durch unsere Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes unvermeidliches Unglück hin. Unsere Jugend erfreut kein sorglosleichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsere Väter, uns hat frühe der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampfe sind wir geboren, und im Kampfe werden wir, überwunden oder triumphierend, untergehn. Denn aus dem Zauberreiche unserer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren. . . . Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und ungewaffnet trifft. . . . Ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem wird beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, Recht und Unrecht beide Parteien in blinder Wut miteinander verwechseln. . . .*

Diese Zeit abzuwarten und sich auf sie vorzubereiten, ist wohl ein Kloster der ungeeignetste Ort; noch ungeeigneter als das Reich der Schatten, in welches die frühern poetischen Idealisten sich flüchteten. Diese unbewußte Ironie gegen sein eigenes Prinzip ist Eichendorff niemals los geworden; und darum ist in den übrigen Novellen (Viel Lärmen um nichts 1833; Dichter und

ihre Gesellen 1834) das behagliche Nichtstun, die Flucht vor dem Kampf die Weisheit des Lebens: entweder der unbefangene Taugenichts oder der frei über dem Gewühl der Welt schwebende Dichter, der mit Bildung und Verstand sein Nichtstun zu genießen weiß."

Theodor Mundt wieder meint (Geschichte der Literatur der Gegenwart, Leipzig 1853, 2. Aufl. S. 354): „. . . *Diese Singvogelnatur hat andauernde Harmlosigkeit genug, um einen ganzen Roman, ein ganzes Leben lyrisch verhallen zu lassen, wie es in dem Roman ‚Ahnung und Gegenwart' (1815), welchen zuerst Fouqué eingeführt, und der Novelle ‚Dichter und ihre Gesellen' (1834) geschieht.*"

Die andern von H. A. Krüger (S. 5) angeführten Kritiker nahmen auf „Ahnung und Gegenwart" nicht weiter Bezug. Schmidt und Mundt waren wohl die letzten Stimmen, die Eichendorff vor seinem Tode noch über den Roman vernahm.

Da in Schölls Rezension „Ahnung und Gegenwart" immer wieder herangezogen wird, so folgt hier die ganze Abhandlung im Wortlaut. Schöll schreibt:

„*An einem lichten Herbstmorgen eine Spätlerche hören, ihr mit den Blicken über die Stoppeln empor nachzufolgen, wie sie sich immer höher am eigenen Jubel hinaufspinnt, erregt ein heiteres Verwundern, gemischt mit Wehmut und Erinnerung, weil von der schöneren Jahreszeit, die aus dieser Stimme spricht, eben diese Stimme der letzte Rest ist, die einzige Wirklichkeit dessen, woran sie mahnt. Der Herbst hat auch seine Schönheiten; aber von jener grünen Saat ist er entblößt, aus welcher diese Lerche mit ihren ersten Liedern aufstieg, und das Jugendfest des Jahres, von dem sie im Glanz des Morgens noch kühn erzählt, ist unter ihr erloschen.*

Dieser Stimmung möcht' ich die Empfindung vergleichen, die bei Eichendorffs Gedichten mich befällt. Zwar der echte Dichter vergegenwärtigt immer Vergangenes, nicht gerade eine alte Geschichte, aber etwas von dem, was jede Gegenwart bedarf, jede voraussetzen muß, ohne es wirklich zu haben. Es ist indes noch eine bestimmtere Vergangenheit, woran dieser Dichter erinnert, ist, wie gesagt, eine schöne Jahreszeit, die wirklich da war; ich weiß, was ich meine, wenn ich sie den letztver-

gangenen Frühling deutscher Poesie nenne. In Eichendorffs Liedern, in der blühenden Bewegung seiner Novellen lebt noch der frische Hauch, der Phantasieglanz dieser Tage, die so nah und doch so weit verschwunden sind; seine Dichtung, so reine Persönlichkeit sie atmet, ist zugleich Stimme jenes größeren Chores, dessen unverabredete Harmonie zu Anfang unseres Jahrhunderts eine allgemeine Begeisterung verriet; in den Ergüssen seiner Dichterseele fließen die Quellen dieses Geistes fort, aus welchen in der vorigen Generation unsere ganze Bildung sich verjüngt hat. Und dieser Geist wäre verschwunden? Aus der Welt gewiß nicht; aber aus der Tagesordnung, der Sitte, der Literatur muß er wohl verschwunden sein, ist anders die Bemerkung richtig, daß vor einigen Jahrzehnten die Muse der Poesie vorn an der Spitze all ihrer Schwestern ging, und jetzt hinter den andern, hinter der Wissenschaft, den Studien ausländischer Literatur, der Historie, ja der Tageschronik schmiegsam und ohne Glorie nachfolgt. Es war von jeher so: die Blüte des Jahres muß der Frucht weichen. Der Wechsel ist notwendig, die Frucht ist nützlich; nur sollte man sich nicht verhehlen, daß der Reichtum falber, zerstreulicher Blätter in der Fruchtzeit mit der Schönheit der Apfelblüte nicht wetteifern kann, die fliegende Spreu der Tenne nicht mit dem durchsonnten Rauche des blühenden Kornfeldes. Nicht anders ist vieles, was unsern Vätern als beseelte Dichtung entgegensproßte, für die Gegenwart nur noch als Malz der Wissenschaft hingebreitet. Anderes, was die Gegenwart erzeugt, verrät in seiner spröden Gestalt, daß ihm die Sonne ferner, die Umgebung feindlicher ist, und seine Blüte nicht einmal eine nachfolgende Frucht bedeutet. Sehr vieles erinnert durch loseren Bau und laulichen Duft an die Zwangswärme des Treibhauses. Es war von jeher so; aber die es erlebten, glaubten es nicht. So ward Griechenlands Dichtung in Rom zur Stilübung, aber Properz rief aus: Cedite Graeci! Nescio quid majus nascitur Iliade. So erfuhr der Minnesang, wie Görres einmal sagte, seine Verholzung in den Meisterschulen; aber die guten Meister und Merker merkten es nicht. So verlor sich die französische Tragödie in Deklamation; aber Voltaire bewies, er habe den Sophokles verbessert. So ist jetzt die Blüte der Romantik — Romantik? Hier find' ich Anstoß bei vielen: dessen bin ich gewiß. Zuvörderst, wenn ich die romantische Poesie über

die gegenwärtige setze, wird man mich für einen grämlichen alten Herrn halten. Allein ich ging noch in die Schule, als bereits Walter Scott der deutschen Phantasie einen Straußenmagen angebildet, auch noch, als Lord Byron die Empfindung an die heißen Bäder und das Sodawasser gewöhnt hatte, womit er — laut seinem Tagebuche — die Wildheit seiner begabten Natur zur Weichheit extenuierte, und als ich zu studieren anfing, war es in Deutschland schon Mode, von Victor Hugo den Likör-Champagner, den er so umständlich vor des Leser's Augen bereitet, so sorgfältig die Kohlensäure bindet, hinzunehmen für neue Romantik. Alt kann ich also nicht sein; aber man lasse mich einmal grämlich sein, man lasse mich einige, wenn immer schneidende, Antithesen hinstellen, und ich sehe zu, ob die Literaturgeschichte mir die Beweise versagt. Diese Antithesen könnten etwa so lauten: Jene sogenannten Romantiker, die jetzt im Schatten stehen, ergriffen die Zeit, und sie verwandelte sich ihnen in die Geschichte: unsere gegenwärtigen Dichter ergreifen die Geschichte, und sie verwandelt sich in ihre Studierstube; jene Romantiker ergriffen die Natur, und sie verwandelte sich ihnen in Dichtung: die Gegenwärtigen ergreifen die Dichtung, und sie wandelt sich in ein naturhistorisches Experiment; jene ergriffen die Torheit des Augenblicks, und sie wurde zum heitern Märchen: diese greifen das Märchen auf, und es wird zur Biographie ihrer Prosa; jene ergriffen den Ernst, und er enthüllte sich und war derselbe Glaube, der die Blüten aller Jahrhunderte geschwellt, die Blüten hatten: diese gebrauchen den Glauben, und er wird zu einem Mittel augenblicklichen Genusses.

Diese Sätze sind hart; und nicht so schroff wie in ihnen, liegt vor den Augen der Welt der Abstand, den sie aussprechen; allein die Vermittlungen, die den Abstand auszufüllen scheinen, liegen außerhalb der Poesie in Bildungszuständen, welche die Kritik des Schönen nicht anerkennen kann, und doch werden sie unter dem Namen der Kritik so häufig geltend gemacht, daß die entgegentretende Hervorhebung des reinen Gegensatzes nicht ungerecht sein kann. Es sei vergönnt, auf die Tatsachen hinzuweisen, von welchen sie bekräftigt wird.

Jene zurückgesetzten Dichter ergriffen die Zeit, und sie verwandelte sich ihnen in die Geschichte. — Arnim z. B., als er 1808

und 9 seine Trösteinsamkeit und den Wintergarten dem damals gebeugten Deutschland bot, was anders war die Seele dieser schönen Gaben, als die innigste Teilnahme an der Gegenwart, der Schmerz der Zeit, dessen ganzes Dunkel der Tiefsinn des Dichters in sich gesogen hatte? Dieses Dunkel aber der Gegenwart weitete sich nach dem Maße seines Geistes zu einem schattenden Gezelt, ein stiller Garten wuchs darunter empor, und in seinen Gängen traten dem Dichter sinnvolle Rätsel, prophetische Phantasien auf, Geister der näheren und entfernten Vergangenheit, wahre Bilder der Geschichte, verschiedenartig von Jahren und Sitten, an Rede und Gebärde, und doch verkörpert auf einem und demselben Grunde bewußtvoller Betrachtung, wo sie sich erklärten und einander ablösten. Nicht, wie unsere unerfahrne Jugend, warf sich dieser Dichter zum Dolmetscher der Zeit auf, sondern indem er die Zeit meinte und mit seinen Augen hinausblickte auf die Winterflur der Gegenwart, besprach sich seine Phantasie mit der Geschichte, die Geschichte steuerte aus ihrer Chronik Gaben für jegliches Bedürfnis, die Phantasie flocht ihre Sinnspiele ein, und der Dichter schloß heiter mit einer prophetischen Anschauung von der Geburt der Zukunft. Unter den Historiographen sind wohl nicht viele, die in dem Drudenfuß der Quellenkritik und Standpunkte so viel wahre Geschichte gefangen haben, als hier auf dem schwarzen Spiegel einer trauernden Dichterphantasie hervortritt. In demselben Jahre (1808 und 9) hatte das energische Gemüt des Heinrich von Kleist, in seinem tiefen Gefühl der Kränkung des Vaterlandes und in der treuen Hoffnung, die seine Oden an den Kaiser und den Erzherzog ausströmten, die Jugendtat unserer Ahnengeschichte, den Lebenskampf gegen die Römer, wiedergeboren. Eine Tragödie voll mächtiger Gestaltung, voll Charakterschärfe, voll des echtesten Pathos. „Der heilige Zorn" — sagt der geistreiche Biograph dieses drastischen Dichters — „der heilige Zorn, wie er vielleicht nur wenig Herzen begeisterte, samt dem Gefühl der Not und des Unglücks unseres Vaterlandes waren es, die dem Dichter eingaben, das großartige Gemälde der Hermannsschlacht zu entwerfen." Eben damals kam, von Jean Paul öffentlich begrüßt, Sigurd der Schlangentöter von Fouqué heraus. Fouqué zuerst hat unserem Volke seinen

lang vergessenen Stamm-Mythus wieder vergegenwärtigt[1]. *Auch ihn, den „muschelfrohen Pellegrin", trieb nur die Ahnung eines ernsten Kampfes, in dem alte Kräfte sich bewähren sollten, zurück durch die Geschichte bis unter den Baum der Sage. Hier konnte sich Schmerz, Sehnsucht, Mut, wie die Zeit sie erregte, ohne sie stillen zu können, austräumen in Riesenbildern, die das Menschengeschick in seinen Grundzügen abschatten. Es war zur selben Zeit, daß Friedrich Schlegel in Wien die kühnen Worte sang: „Der junge Löwe schlummert noch verborgen". Und ebendort sammelten gleichzeitig in Eichendorffs Seele sich die Bilder seiner ersten größeren Dichtung, des Romans, den bei seiner späteren Herausgabe Fouqué „ein getreues Bild jener gewitterschwülen Zeit" nannte. Mit Recht; denn auch hier wird die Wirklichkeit in die Anschauung ihrer Gründe zurückgeleitet. Von den äußeren Zügen der Zeit sind freilich nur wenige, aber tiefe, in Eichendorffs Ahnung und Gegenwart verzeichnet. Bestimmte Geschichten der Vorzeit werden darin auch nicht erzählt; dennoch ist der Inhalt kein anderer, als das Ringen des frommen und tüchtigen Geistes, dessen vergangene Gestalt damals in die Erinnerung aller Begabten trat, mit den Widersprüchen der Gegenwart, nur übergetragen auf den blühenden Boden einer von Natur kindheitern jugendlichen Phantasie.*

Diese Beispiele gehören alle demselben kurzen Zeitraum. Sie könnten vermehrt werden. Sie beweisen, wie damals den Dichtern, indem sie die Zeit ergriffen, nicht ihr oberflächliches Wesen, sondern die geschichtliche Grundlage zum Inhalt — die Sage, die nur die bedeutende Abbreviatur der Geschichte ist, zum Gegenstand — der Geist der Geschichte zum Geiste ihrer Dichtung ward.

Soll ich nun den Revers zeichnen, wie unsere heutigen Dichter zur Geschichte kommen? Aber wer wüßte das nicht? Der

---

[1] *1807 hat zwar von der Hagen seine erste Bearbeitung der Nibelungen, 1808 Wilhelm Grimm einen Aufsatz über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältnis zur nordischen herausgegeben. Bemühungen, die einen besseren Erfolg hatten als die früheren redlichen Versuche, die von Bodmer ausgingen und von Joh. Müller gewürdigt wurden; allein die allgemeinere Teilnahme trat sehr allmählich ein.*

Wagenfabrikant sagt: ich will einen Galawagen bauen, geht in aller Seelenruhe in seinen Schuppen, wählt das Eisenzeug, das Holzzeug, das Lederzeug und das andere Zeug; das wird zusammengewagnert, geschmiedet, gesattlert, geposamentiert: Stimmung braucht man hierzu keine, nur Material und Mechanik: so steht nach einigem Schweiß der preiswürdige Galawagen da. Unsere Dichter sagen: ich will einen historischen Roman von Anno bis Anno schreiben. Nicht daß ihren Geist gerade die Ideen bewegten, die sich in der erwählten Zeit ausgeprägt haben: Ideen braucht es nicht, sondern nur allgemeine Ansichten, die man gelernt hat: und die Geschichten sind gleichgültig, ob schottisch oder italienisch, aus dem elften oder sechzehnten Jahrhundert, nur kennen muß man sie, als Material. Und solche Arbeit, von mechanischer Wahl, nicht von innerer Poesie ausgehend, soll dann doch objektive Poesie werden. Wodurch? durch materielle Wahrheit; durch Fülle des Inhalts und Zweckmäßigkeit der Ausführung. O ja, die Anschaulichkeit und Erörterung, die auf diesem Wege entsteht, hat eine gewisse Analogie zur Gestalt der Poesie; nur daß sie von dieser selbst himmelweit verschieden ist. Es werden immerhin, je nachdem die Verfasser gebildet sind, erfahren, mit Einbildungskraft und Geschmack begabt, Werke von reichem Inhalt, verständige, interessante Bücher; nur keine Dichtungen. Und warum das nicht? Weil sie nicht aus Phantasie, nicht aus der Bildung und dem Nachsinnen eines Geistes, der sich selbst bedingt, hervorgeschaffen, sondern durch Konstruktion eines an sich bereits bedingten Stoffes fabriziert sind. Ein gutes Fabrikat verachte kein Mensch, es gehört viel dazu, ein gutes Fabrikat zu liefern, aber das beste, wenn auch der Einbildung und des Verstandes, ist so wenig Poesie als ein sinnreiches Putzmöbel. Die besten historischen Romane des neueren Geschmacks verhalten sich zu Dichtungen, wie Panoramen zu Gemälden. Geht in die Panoramen; aber sagt mir nicht, sie seien Schöpfungen eines Malergenies. Wer dies optische Schauspiel für echten Kunstgenuß hält, für den hat Raphael umsonst gemalt. Aber ein gutes Panorama ist vollkommener als die meisten jener Romane. Es läßt die mechanischen Bedingungen und Mittel, wodurch es wirkt, nicht bemerken: die Wirkung selbst tritt mit eins, wie ein Zauber, hervor. Das vermögen jene Romane nicht. Hier sehen wir nicht etwa

bloß das Beschriebene, wir sehen die Beschreibung, und müssen sie selbst mitmachen von A bis Z, müssen das Resultat sauer verdienen. Ein Charakter oder ein Turnier, ein Parteienverhältnis, eine Lokalität, oder was es sei, immer lassen es diese Erzähler auf dem Wege der Konstruktion und Definition, bald aus nebeneinander gesetzten Zügen, bald nivellierend und lavierend durch ein allmähliches Eingrenzen der Attribute entstehen. — Diese Konstruktionslinien müssen wir nachziehen, sein Feld und seinen Mann mit dem Poeten triangulieren, und zuletzt so gut sein, zu glauben, dies von uns selbst ausgerechnete Exempel sei lebendig. Walter Scott, der Vater dieser Methode, schildert manchmal eine Schöne nicht anders wie ein Zimmermeister die Trabeatur eines Dachstuhls, so stückweise schiebt und legt er die einzelnen Züge der Persönlichkeit zusammen. Es gehört wenig Scharfsinn dazu, um zu bemerken, wie oft er seine Charaktere auf ganz ähnliche Art aus einer Verbindung psychologischer Gemeinplätze mit physiognomischen erbaut, die nicht unrichtig sind, aber aller Tiefe der Individualität entbehren. Nur durch das unaufhörliche Hinhalten und Aufhalten des Lesers in äußerlichem, doch reich ausgeführtem Beiwesen aller Art wird ein Schein des Individuellen bewirkt. In diesem Äußerlichen der Personen und Handlungen wird sinnlich Auffallendes und pathologisch Wirksames breit und stark angebracht, und der Gegensatz dieser materiellen Fülle und Schwere mit der Einfachheit und Nüchternheit innerer Charakteristik erzeugt für die Leser eine abwechselnde Erholung der Einbildungskraft und des Verstandes. Der Verstand erholt sich bei den stets leichtfaßlichen Charakterschilderungen und Reflexionen von der Ermüdung, die ihm die Beschreibungen verursachen, die Einbildung erholt sich bei den letzteren, die ihr mit Löffeln eingegeben werden, damit sie gern ruhe, wenn wieder die abstrakte, mitunter plumpe Charakteristik moralischer Persönlichkeiten und Gesinnungen eintritt. Man hat, nachdem der erste Enthusiasmus für Scott sich gesetzt hatte, wiederholte Klagen geführt, jeden Knopf müsse man sich auf dem Rocke seines Helden ausmalen lassen. Man hätte zugleich bemerken sollen, daß mit diesem Tadel nicht ein besonderer Auswuchs der Manier, sondern die ganze verworfen werde. Sie kann ohne diese Knopfbeschreibungen nicht sein. Die Zudringlichkeit der letzteren ist es, wodurch sie die

fehlende Energie innerer Anschauung kompensiert. Die Ausdauer, womit sie der Erzähler durchsetzt, und seine Mechanik kompakter Situationen können allein verbergen, daß die Grundstimmung seiner Produktion eine ungeheure Gleichgültigkeit gegen alle ihre Gestalten ist.

Man wird einwenden, dieser Vorwurf treffe nur einzelne historische Romane, nicht die Gattung. Ihre Natur schließe eine tiefere Anlage und feinere Verwicklung, eine mehr schöpferische als beschreibende Darstellung mit nichten aus. Ich gebe dies insoweit zu, daß von den vorhandenen Werken dieser Art einige durch sinnvolle Wechselbeleuchtung der Charaktere tiefere Interessen anregen, und mit einer gewählten Verteilung des beschreibenden Elements eine größere Harmonie im Vortrag erreichen; und damit wiederhole ich meine Anerkennung fleißiger Talente, welchen eine vorhandene reiche Literatur mit Vorbildern in allen Arten dichterischer Charakteristik, allen Stilen lebendiger Erzählung an die Hand geht. Daß aber jene innere, durch ein wahres Gedicht hindurchwaltende Notwendigkeit und jene geheime Seligkeit des Schaffens, welche sich in echten Dichterwerken, selbst durch die herbsten Stoffe und düstersten Töne hindurch, fühlen läßt, vermißt werde, auch in den besten Romanen dieser Schule vermißt werde, davon liegt der Grund zu sehr in der Natur der Gattung, als daß nicht auf diese selbst, wie sie vorliegt, der Vorwurf sich richten müßte. Was will diese Gattung überall? Eine Fülle von Geschichtlichem in seiner einstigen Wirklichkeit vergegenwärtigen: eine Fülle, daher die Ausdehnung, oft Vielbändigkeit der Produkte, Mannigfaltigkeit der Personen, Lokale, Begebenheiten: eine Fülle von Geschichtlichem, daher die gesuchte Treue in allem, was Kostüm heißen kann, die mehr oder weniger offenen Einleitungen, Anmerkungen, Auseinandersetzungen bloß historischen, nicht poetischen Inhalts. Nun kann es wohl das ein- und andermal sich treffen, daß eine originale Dichterphantasie in einem historischen Komplex das findet, was sie will, und seinen Geist als den ihrigen, sein Bild in ihrem Bilde wiedergebiert. Es liegt aber nahe, warum dies nur selten sein kann. Darum, weil jedes Genie eminent individuell, andererseits jede Geschichte auch viel individueller ist, als daß man sich ihrer Wahrheit und Lebhaftigkeit mit jeder Stimmung oder gar ohne alle Stimmung bemächtigen könnte. Nun gar, daß

die breite, sinnliche Entfaltung einzelner Szenen und Zustände einer Zeit, wie sie in dieser wirklich waren, in gleicher Masse, und Folge, der Bewegung einer Dichterphantasie adäquat sei, dafür spricht ebensowenig innere Glaubwürdigkeit, als für die Hoffnung, durch Ausmalen und Staffieren des Überlieferten schon die wahren organischen Triebkräfte einer Geschichtsepoche zur Erscheinung bringen zu können. Nein, wenn einmal eine Dichterindividualität eingeht in den individuellen Geist einer Zeit, so wird ein drittes Individuelles entstehen, welches weder ein subjektiver Ausdruck des Dichters, noch eine Kopie der Zeit sein wird. Das Aussehen der Zeit kann seine Züge so, wie sie in die Überlieferung hineinscheinen, nur behalten auf dem Grunde eines passiven, sekundär produzierenden, nicht eines mit freier Liebe wiedergebärenden Geistes. Dieser wird den Geist der einstigen Geschichte so in sich verkörpern, wie derselbe auf dem Boden der Phantasie sich gestaltet. Je gewisser es derselbe Geist bleiben wird, um so weniger wird er als Abschrift seiner einstigen Wirklichkeit erscheinen; weil er übersetzt ist in das Gebiet reiner Erklärung, und weil, übersetzt in andere Sprache, dieselben Gedanken andere Buchstaben und andere Wendungen anziehen müssen, um dieselben zu bleiben. So gerade wird das Innerste der Zeit, was ihre Wirklichkeit selbst nicht vergegenwärtigen, darum nicht vergegenwärtigen konnte, weil jedes Wirkliche nur in einem Zusammenhange wahr ist, der an keinem seiner Momente ganz erscheint — dieser Zusammenhang, dieses Innerste des Ganzen wird somit anschaulich gerade durch die Umgestaltung des Äußern in die Phantasie.

Ich weiß dafür kein besseres Beispiel als Arnims Kronenwächter. Wer sehen kann, schaut hier in die Tiefen der Geschichte; und er wird nicht ohne eine Fülle menschlichen Anteils, nicht ohne Schauer der Andacht diese Urkunde der Zeitenschöpfung lesen. Hier ist die große, folgenschwere Scheidung unserer ganzen Bildung seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorgestellt, nicht bloß so, wie sie damals auf der Oberfläche der Wirklichkeit aussah, sondern in der Gestalt, wie sie, vorgebildet im Mutterschoß der voraufgegangenen Geschichte, und im eigenen Werden auf jeder Stufe und in jedem Punkte vorwärts wie rückwärts deutend, schon dieselbe Entwicklung und Verwicklung war, welche durch die folgenden Perioden hindurch bis

in das Innere unserer Zeit sich fortgepflanzt hat. Es ist keine Seite in dem Buche, in der dieser Prozeß der Geschichte sich nicht rührte und regte. Blöder Sinn nimmt Anstoß an der Verschmelzung der Sage und des Wunderbaren mit dem Historischen. Er weiß nicht, daß diese in der Geschichte heimlich flossen, daß man nur so die Wahrheit des Geschehenen bilden kann. Die wahre Geschichte in der Wirklichkeit selbst ist die Geschichte aller Zeiten. Oder hängen nicht in Wirklichkeit alle Zeiten ungetrennt zusammen? Fließt der Moment, den der Historiograph auf seinem Papier Abschnitt nennt, nicht etwa lückenlos in der wirklichen Geschichte aus einem früheren hervor und in den nächsten über? So sind, streng genommen, alle Abschnitte falsch. Und wer nur ein Stück Geschehenes erzählt, der erzählt die Geschichte nicht. Soll in diesem dennoch die Geschichte erscheinen: das kann nur Phantasie vollbringen; sie allein vermag mit der Erscheinung ihr geheimstes Leben, den bewegenden Geist, anschaulich zu machen. Notwendig muß daher in ihr das Erscheinende sich anders zeigen, als auf der Fläche der Wirklichkeit. Ganz verschieden von dieser wahrheitspiegelnden Phantasie ist die Einbildungskraft, die nur ein Schema gegebener Realität mit Pigmenten der Vorstellung ausfüllt. Sie steht selbst in der Halbheit des Wirklichen. Indem sie empirischen Linien und Bezügen folgt, bekennt sie, daß die Form ihrer Tätigkeit außer ihr, jenseits ihrer selbst liegt; indem sie als Ganzes vorstellen will, was nur Moment und Übergang war, erreicht sie keine Vollendung, erschleicht etwa eine scheinbare.

Können dies jene bezeichneten historischen Romane verleugnen? Sieht man nicht deutlich mehr als einem Kapitel an, daß der Held diesen oder jenen Schauplatz nur durchstreifen muß, um Anlaß zur Beschreibung irgendeines historischen Faktums zu geben; der und jener Zufall ihm nur begegnet, damit eine berühmte Zeitfigur auch noch zum Spiel komme? Kann man aber diese Bemerkung wiederholt machen ohne die andere, daß der ganze Held keine lebendige Gestalt, sondern eine bloße Veranlassungspuppe für den Geschichtsdekorateur sei? Man könnte sich das endlich gefallen lassen, wenn in der Geschichte selbst ein großartiges Interesse sich konzentrierte. Auch das leisten diese Romane nicht. Immer ist es eine Privatnovelle, mit äußerlichen Zufällen ans Historische geknüpft (nicht aus seinem Geiste ge-

staltet), die zum Lockbrote dienen muß, den Leser durch die Ausschnittbilder der Geschichte durchzuködern. In keinem von beiden liegt das Gewicht der Einheit. In der Novelle nicht; denn sie ist nur die Kupplerin für einige historische Momente; in diesen nicht; denn sie gelten nicht nach ihrer wahren Bedeutung, sondern nach dem äußern Einflusse auf die Privatnovelle, und der Held dieser ist es, dessen Hochzeit oder Wahnsinn oder beides den Schluß macht.

Um nicht von den geringeren Nachfolgern der englischen Romanenmanufaktur zu sprechen, so umfaßt z. B. Spindlers Jude eine Menge zum Teil sehr kräftig gezeichneter historischer und nicht historischer Dinge. Mit Ereignissen und Zuständen des fünfzehnten Jahrhunderts sind die Privatgeschichten eines senatorischen und eines israelitischen Hauses dicht durchschlungen. Die beiden letzteren gelangen zu einem Abschlusse, das Zeitbild nicht. Soll es Hintergrund oder Staffierung sein, so ist von ihm viel zu viel, soll es Hauptsache sein, viel zu wenig gegeben. Da ist Reichtum der Erfindung, Charakterkunst, pathetische Kraft, Geist im einzelnen, auch Zartheit; das Ganze aber ist wild und roh. Ein großes Talent überwuchert sich hier in der Lust am Ausgestalten. Darum erscheint weder ein freies, poetisch versöhntes Bild der Zeitgeschichte, noch verbindet die halsstarrigen, überdauerhaften Gestalten ein reiner Strom der Dichtung. — Andere laden nicht solche Zentner Ballast, steuern aber desto schwächer. Noch viel deutlicher bei solchen sieht man durch die Untiefen auf die Indifferenz am Grunde. Die nackten Studien, die dergleichen Dichter nicht in Fluß bringen, liegen als Sandbänke offen da. Dies ist auch einer von den vielen Vorzügen der französischen Romantik. Wie vortrefflich langweilig zeichnet doch Victor Hugo in Notredame den Plan des alten Paris; wenn schon diese weitläufige, trockene, prosaische Topographie zum Verständnisse seiner exorbitanten Fabel ganz entbehrlich ist! Wie mühsam erbaut er die Kirche Notredame aus modernen Kunstreflexionen und zusammengekitteten architektonischen Phrasen! Wo seid ihr nur, liebe andächtige Leser? In der Geschichte oder in der Studierstube? — Etwas anderes, aber nicht unergötzlich ist es, wenn Eugen Sue einen langen Roman hindurch mit nautischen Ausdrücken um sich wirft, um dann am Schlusse einen Anhangsbogen mit Berichtigungen dieser

falschgebrauchten See-Redensarten auszufüllen. Man sieht, wie das alles aus lebendiger dichtericher Anschauung floß! Wo wart ihr nun, liebe Leser; auf der Salamandre oder in der Studierstube? Bei unsern deutschen Historiko-Poeten sah ich diesen Beichtbogen verschiednemal mitten durch die Erzählung durchschimmern, und beneide den Leser, der bei den anstudierten Halsbergen keinen Beigeschmack von drunterliegenden Schlafröcken fühlt, an den Zöpfen die Schweißtropfen nicht sieht, die es gekostet hat, sie anzubinden. Das ist die Objektivität der Darstellung. Wahr ist es, eine Dichterseele läßt sich darin selten spüren, und eben darum, weil keine Dichterseele belebend hineintrat, blieb die vorgestellte Zeit ruhig in ihrem Grabe liegen, während der Vorsteller mit gewöhnlichem Novellenwerg ihr objektives Kleid wattierte.

Solcher Objektivität gegenüber muß auch Eichendorffs Ahnung und Gegenwart ein subjektiver Roman heißen; subjektiv, weil nur ein und dasselbe Dichtergemüt durch seine ganze Schöpfung das gleiche Licht, Klima, den gleichen Puls des Lebens verbreitet hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Schlösser, die sich da erbauen, in Hübners Zeitungslexikon und Gottschalks Ritterburgen nicht zu finden sind; auch stehen sie auf einmal da, ohne daß man den Verfasser Zirkel und Reißbrett hätte anschleppen sehen. Seine Personen auch nehmen sichs heraus, zu leben, ohne daß sie über ihre einstmalige Existenz Brief und Siegel hätten. Aber so gewiß, was je Geschichte war, nur hervorgegangen ist aus dem Grunde, den wir ganz nur in der Tiefe unseres Wesens besitzen, lebendig nur im Schwung des Geistes erkennen: so gewiß ist auch Geschichte in dieser innig sich vertiefenden, lebendig sich umschwingenden Dichtung. Alles, was hier erfunden ist, ist nur gefunden in der Mitte der Phantasie, wo sich das nicht mehr unterscheidet, was dem Menschen ewig angeboren und was von ihm äußerlich erfahren ist. Was hier als Entwicklung, Natur und Führung gedichteter Wesen im Lichte der Anschauung sich bewegt, ist ebensowohl Geschichte, die immer geschieht, als es deutlich erkennen läßt, welche Zeit und welches Volk der edle Dichter mit Liebe und Schmerz umfaßte. Man wird hier nicht in einem fremden Stück Welt herumgeführt, das trotz aller Benamung und Abschilderung doch nicht vertraut wird, sondern in Gottes Natur,

die nur lichter, völliger, heimatlicher aufgeht als in der Zersplitterung wirklicher Tage. Was der Unruhe der Zeit damals fehlte und jetzt fehlt, wie es immer muß, spricht in tiefen, vollen Tönen und harmonischen Übergängen diese Dichtung durch. Ahnung und Gegenwart, wie jede in der andern lebend, jede die andere zur Wahrheit nötigt, ist ihr Inhalt; freilich ein Inhalt sehr verschieden von allerlei konstruierter Auffassung eines Wirklichen, die, um außerordentlich zu scheinen, einen didaktisch breiten Apparat zu Hilfe nimmt. Und diesen Unterschied im Auge sagt' ich, für jene Dichter, welchen Eichendorff sich anreiht, verwandelte die Zeit sich in Geschichte; Moderne geben für Geschichte die Evokationen ihrer Studierstube.

Zum andern hab' ich mir erlaubt zu sagen: Jene Dichter ergriffen die Natur, und sie verwandelte sich ihnen in Dichtung; wogegen dann zu betrachten sein wird, wie sich Neueren die Dichtung selbst zum naturhistorischen Experiment umkehre. — Man kann überhaupt die deutsche Poesie seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts von der voraufgegangenen darnach unterscheiden, daß das Schöne aus den Banden der Rhetorik und den Abstraktionen des Idealismus zur Naturwahrheit und Lebensmitte der Anschauung zurückkehrte. Unstreitig war es Goethes herrliche Erscheinung, die diese schöne Epoche heraufführte. Seine klare Besprechung sagte allen schüchternen Phantasien den Morgen an. Goethes Jugendlieder, nur der Widerhall unbefangener Gefühle, sein Werther, nur der unverholene Erguß aller Kräfte des Gemüts in den Abgrund einer Leidenschaft, sein Götz, nur die einfach energische Darstellung sittlicher Tüchtigkeit und Verdorbenheit — waren ebenso viele unwidersprechliche Urkunden, daß nichts poetischer sein könne, als der unverkünstelte, vollkommene Ausdruck dessen, was imstande ist unmittelbar ein Menschenherz auszufüllen, nichts so seelenvoll, als das reine Bekenntnis erschöpfender Hingebung an eine wirkliche Seele, keine Darstellung durchgreifender, in welcher Art es sei, als die in der Form des wahrhaft Menschlichen sich vollende. In der Tat, das war nach einer Periode verblümelter Etikette und markloser Aufklärung eine wunderbare Rückkehr zur gesunden Natur, eine Versöhnung mit dem Dasein, in der sich die Denkart, die Sitte, die Sprache unserer Nation merkwürdig verjüngte.

Je weniger Religion damals der gebildeten Welt übrig geblieben war, je geteilter Philosophie und Wissenschaft überhaupt noch im kritischen Kampfe gegen Eklektik und Formalismus rang, je ärmer im ganzen die Zeit war an gesunden Organen geistiger Gemeinschaft, um so mehr war Belletristik und Poesie das Hauptorgan der allgemeinen Bildung, und der genesenden, erfrischten Bildung Hauptorgan die Goethische Poesie. Nicht sie zuerst (Frankreich hatte seinen Diderot, England seinen Sterne, wir unsern Lessing), nicht sie allein — wie vielseitig regte sich nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts deutsche Produktion! — aber sie vorzüglich teilte jedem Begabteren Mut und Lust und Drang mit, die spanischen Stiefeln hohler Theorie vom Fuß, die Papilloten einer sich selbst parodierenden Konvenienz vom Kopf zu streifen und mit Unbefangenheit die Schrift Gottes in seiner Schöpfung zu lesen, zu fassen, zu verkünden. Dieses Zutrauen, rasch verfangend, öffnete plötzlich an allen Enden neue Jugendquellen. Die jungen Geister aber, die am entschlossensten zu diesen Quellen drangen, mit Entzücken sich daraus berauschten und rückhaltlos ihre Begeisterung aussprachen, dieselben wurden bald, so verschieden sie waren an Gaben und Haltung, mit einem gemeinschaftlichen Namen Romantiker genannt.

Die Benennung und Unterscheidung der Romantik ist von Friedrich Schlegel ausgegangen, von August, wie so viele Gedanken seines Bruders, für die Öffentlichkeit gestempelt worden. Diese Benennung hat ihren natürlichen Zusammenhang. Sobald es einmal dahingekommen war, daß man das Ideale nicht mehr in der bloß figürlichen Anwendung des Wirklichen auf das Abstrakte, sondern in der gediegenen Natur selbst, das Schöne nicht mehr in der Subtraktion oder Bemäntelung des Menschlichen, sondern in seiner Vollendung suchte und fand: sobald mußte sich dieselbe Richtung in der Betrachtung der Geschichte und Sitte, der Überlieferung und des Volksglaubens geltend machen. Auch hier wurde man geneigt und fähiger, in der Erscheinung schon das Höhere, in der blühenden Gestalt die Seele, im Bilde Geist zu finden. Die Bemerkung konnte nicht ausbleiben, daß tiefer in der Geschichte vor jener Periode des Formalismus, die man überwunden hatte, eine Bildung und Verfassung der Gesellschaft liege, in der das Ideale unmittelbar gegenwärtig, das Heilige in der Erscheinung positiv ausgeprägt,

das Schöne mit der Gliederung der Wirklichkeit verschmolzen war. Dieser Bildungszustand konnte der romanische heißen. Denn die Entstehung der romanisch genannten Völker durch Versetzung der Römer und ihrer Provinzialen mit germanischen Stämmen hatte ihn eingeleitet, die Verbreitung des Christentums, deren Zentrum Rom war, ihn beseelt und geordnet. Romanisch hießen gleich im Beginne des Mittelalters die Sprachen der so entstandenen Völker. Roman und Romanze waren alte Namen für größere und erzählende Lieder, Sagen- und Rittergedichte des Mittelalters. Was diesen und der darin herrschenden Anschauungsweise gemäß war, hatte die spätere Zeit romantisch genannt. Wenn man nun vor kurzem noch mit diesem Ausdrucke zumeist das Fabelhafte, Wilde, phantastisch Unwahre bezeichnet hatte — auch Lessing pflegte Abenteuerliches und Illusorisches so zu nennen —: verstanden jetzt umgekehrt die, welche die Anschauungsweise des Mittelalters würdigen und lieben lernten, die Schönheit seiner Anschauung, die Poesie seiner Sinnesart darunter. Im Gegensatze gegen die altklassische Bildung nannte man die christliche romantisch; im Gegensatze gegen die modernklassische rhetorische Dichtkunst hieß die junge, in der Fülle der Natur und Geschichte sich begeisternde Poesie die romantische.

Welchen vielverzweigten Einfluß diese Romantik auf die Wiedererweckung der älteren deutschen Dichtungen, für die vorher nur wenige Poeten oder Gelehrte wenig Beachtetes hatten tun können, so wie auf die Kenntnis der romanischen Dichtung des Mittelalters und seiner Nachblüte geübt, welchen vorteilhaften Einfluß sie auf die Kritik und Wissenschaft des Schönen durch ihre Rückführung auf positive Poesie und Sittengeschichte geübt und fortgepflanzt hat, dies ist nicht sowohl verkannt, als noch selten in gehöriger Vergleichung mit dem Widerspruche der Zeit erwogen und ins Einzelne verfolgt. Noch mehr aber vermisse ich in unseren Literaturgeschichten die gebührende Würdigung der Veränderungen, welche die Romantik mittelbar in der Behandlung des Historischen, im Verständnis der Sage, im Studium der klassischen Philologie, in der Vernunft und Naturwissenschaft bewirkt hat. Dies klingt vielleicht übertrieben; aber nur weil man bisher die Romantik, soviel ich weiß, bloß zwei Betrachtungsweisen unterzog, die beide einseitig sind. Was

nämlich von dieser poetischen Form und Richtung allgemeinere Anerkennung fand, hat die referierende und kontrollierende Kritik zu ausschließlich in die Masse gefaßt und beurteilt, wie es als Eigenschaft solcher Schriftsteller oder Produkte dieser Schule erschien, die berühmt geworden waren. Dagegen sobald von der romantischen Schule oder Tendenz im ganzen die Rede war, hat man sie nach ihrer negativen Seite als Verirrung und Ausschweifung behandelt, da sie diese doch nicht anders zum Geleit hatte als von jeher jede historische Erscheinung ihre eigene Parodie, jede lebhaftere eine um so greller auffallende. Hieraus ist die Ansicht entsprungen, die noch heute vorherrscht: Einige kritische und poetische Talente hätten in Befehdung von Vorurteilen und kühner Befreiung der Phantasie sich an die Grenzen des Erlaubten gewagt, ein Haufe schwacher Nachzügler sei drüber hinaus in den Unsinn gerannt. So kurz wird sichs nicht abmachen lassen.

Man blicke nur etwas tiefer in die Biographien derjenigen Romantiker, die man gelten lassen will, und blicke auf die Lebenswege und Berührungen der Männer, die in den ersten Dekaden unseres Jahrhunderts in den Wissenschaften des Geistes, der Historie, der Sprache das Bedeutendste geleistet: bald wird sich zeigen, daß weder die akkreditierten Häupter jener poetischen Schule für sich allein standen, noch die Romantik überhaupt eine spezielle Richtung, vielmehr lebendig durch die Zeit verbreitete Stimmung, Erinnerung, Entwicklung war.

Der Kampf um die Ehre der Phantasie und um ihre Rechte in der Geschichte und Sprache, der Religion und Kunst, dem Volksleben und Leben des Einzelnen, dieser notwendige und des Geistes würdige Kampf war das innere Wesen und wahre Treiben der Romantik. Dieselbe Anerkennung und Erkenntnis des produktiven Denkens in der Natur und Ideenwelt, ward nun auch in der Philosophie erobert, in der Betrachtung der Weltgeschichte angewendet, in jedem Studium eines Organischen geltend gemacht. Auf diesen zusammenhängenden Eroberungen und Wiederbegründungen ruht das beste Teil unserer heutigen Bildung. Nicht als ob die kunstanschauende und dichtende Tätigkeit, worin der Hauptanteil der Romantiker an diesen Bestrebungen bestand, Organ aller übrigen gewesen; aber eines der Hauptorgane war sie und dasjenige, welches am schnellsten und

verbreitbarsten wirkte — wie denn Dichtung vielen verkündet, was sie aus dem Munde der Wissenschaft nicht verstehen — war zugleich das Organ, welches die Enden der Aufgabe schon in der neuen Anschauungsweise vereinigte; weil immer die Betrachtung und Erschaffung des Schönen Geist und Natur in der Mitte des Zeitgeistes zusammenführt. Indem nun zu Ende des vorigen Jahrhunderts Belletristik das bedeutendste Bildungsmedium, und zur Zeit der französischen Übermacht Dichtung, diese himmlische Milchschwester der Erinnerung und Hoffnung, fast die einzige Erholung des gebildeten Deutschen war, wurde sie auch — sie hat diesen Beruf in ihren schönsten Perioden — die Vermittlerin der übrigen Geistestätigkeiten.

Zum Teil waren es dieselben Kritiker und Dichter, von welchen die romantische Richtung eingeleitet ward, die auch die Wissenschaften bewegten; zum Teil standen sie in Berührung, Freundschaft und Zusammenhang mit den Männern der Wissenschaft. Friedrich Schlegel war der erste, der in der Literaturgeschichte, so wie Winkelmann vor ihm in der der alten Kunst, das konkrete Prinzip der Nationalität und der zusammenhängenden Entwicklung aus einem Stammgrunde der Sittlichkeit mit bestimmter Fassung heraushob, und auf lebendige Weise anwandte. Seine ersten philologischen Aufsätze, die nun bald ein halbes Jahrhundert alt sind, kann man noch heute in den Vorträgen berühmter Philologen deutlich durchklingen hören. Wie spätere Leistungen seines Bruders, der auf Friedrichs Wegen ging, eingegriffen haben, ist bekannter. In jenen neunziger Jahren, da jener einen so vorteilhaften Einfluß auf Literarhistorie übte, hatte sich in Wackenroders reiner Seele schon eine Betrachtungsweise christlicher Kunst ausgebildet, die erst geraume Zeit nachher zur Anerkennung kam. Derselbe beschäftigte sich mit altdeutscher Literatur, wovon zum Teil später von der Hagen, Büsching und die andern bekannten Erneuerer dieser Studien Nutzen ziehen konnten. Was für dieselben Erinnerungen Tieck (Bearbeitungen der Volksbücher seit 1797. Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter 1803. Frauendienst 1812), Arnim und Brentano, die so viel Unbeachtetes erkannten, aufsuchten, sammelten, welches dann in Kompendien überging — was die Letzteren vor allem durch des Knaben Wunderhorn (1806—8) ebensosehr für den

Wiederauflaut verklungener, heimatlicher Sänge und Sitten als für die Befruchtung der lebenden Lyrik getan haben, läßt sich nicht verkennen, kaum berechnen. Die vergessenen Seiten der Geschichte, die durch solche liebevolle Bemühungen zur überraschenden Vorstellung kamen, die edeln Gesinnungen, die dabei ausgesprochen wurden, wie in Arnims Nachschrift zum Wunderhorn, die in diesen Vorstellungen und Gesinnungen tätigen und nun sich weiter bewegenden Ideen — waren die wirklichen Mittel und wesentlichen Gründe, welchen im neuen Jahrhundert der umfassendere Geist der Geschichtschreibung verdankt wurde, der dann auch in die vertrocknete Rechtswissenschaft ein begeisterndes Ferment brachte. Auch unmittelbar hat in die letztere Arnims und anderer Romantiker Freund, Jakob Grimm, eingegriffen. Auf seine und seines Bruders Wilhelm durch eine Reihe von Jahrzehnten bis heute fortgehenden Verdienste um wissenschaftliche Kenntnis der Literatur unserer Väter noch eigens hinzuweisen bin ich überhoben. Wie bedeutend aber seine deutsche Grammatik auf die der klassischen Sprachen zurückgewirkt hat, mögen die Philologen bekennen. Eine andere, nicht so besonnene, aber als Übergang notwendige, wenngleich in sich unhaltbare Veränderung der klassischen Studien, der Versuch Creuzers, Religion und Kunst des Altertums in ihrer Gegenseitigkeit aufzufassen, war nichts anderes, als Folge der Wirkung — Creuzer sprach es in seiner Selbstbiographie aus — welche die Romantik auf seine Vorstellungsweise geübt. Nicht dies, wovon er ausging, noch das Ziel war falsch; aber die Ausführung, übereilt und ungeschickt, verlor beides. Wie angemessen trotzdem dieser Versuch dem Bildungsfortschritte, der nicht, wie er, sich verlor, zu seiner Zeit gewesen, beweist schon die Gunst Schellings und die Freundschaft Hegels, die für Creuzer und sein Streben sich aussprachen. Vorangegangen war Creuzern Friedrich Schlegel (Poesie der Griechen 1798. Weisheit der Indier 1806) und Görres, der Freund Arnims und Brentanos (Mythengeschichte 1810). Ihm bleibt das Verdienst, in einer Art von prophetischem Tone das ursprüngliche Verhältnis von Ideengeschichte und Völkerverzweigung verkündigt zu haben, dessen Betrachtung dann in die neuere Religionsphilosophie eingegangen ist, und dessen sorgfältige Entwicklung in Zukunft die Aufgabe der allgemeinen Ethnographie, wie auch

in anderem Durchschnitt der Kunst- und Bildungsgeschichte sein wird. Seine Rückführung dessen, was ein Volk scheinbar spielend sich idealisiert, die Dichter scheinbar bloß aus sich schaffen, auf Positives, auf die wirkliche Phantasie der Geschichte, war dasselbe, was alle Romantiker wollten oder meinten, verband ihn mit ihnen. Seine „deutschen Volksbücher" wirkten in gleicher Beziehung auf einen weiteren Umkreis mit Nachdruck. Zur Herausgabe derselben war ihm auch Eichendorff behilflich, der, seit 1807, bei gemeinschaftlichem Aufenthalt in Heidelberg, mit ihm, Brentano und Arnim befreundet, bei einem Ausfluge nach Paris (1808) die dortige Bibliothek für ihn benützte. — Was war das Gemeinschaftliche dieser Bestrebungen und so vieler, die im Zusammenhang standen? Die gerührte Erkenntnis war es, daß, was man bisher zerstreut gesehen, in der Geschichte als Verkettung von Zufällen und Absichten Einzelner, in den Gebieten der Kunst als isolierte Leistungen persönlicher Talente, jetzt sich den Schauenden zur innig verbundenen Entwicklung vereinigte, in der eine mütterliche Notwendigkeit ihre zerstreuten Kinder umfaßt. Die Geschichte wurde den so Schauenden, die äußere der Völker wie die innere der Geister, die vergangene wie ihre eigene untereinander, wurde ihnen zu einer ewigen Natur. Wie diese Anschauung Platz gewann, mußte auch die Betrachtung der Natur selbst historischer, menschlicher werden. Der Mechanismus der Naturforschung wich der gleichen Bewegung. Derselbe Arnim, der so lebhaft vaterländische Erinnerung und Dichtung förderte, war gleich bei seinem ersten Auftritt für die Naturwissenschaft tätig (Theorie der elektrischen Erscheinungen 1799), und wirkte fortwährend mit mehr Besonnenheit für solche Erklärung als viele, die sich zu den Philosophen zählten. Hardenberg vereinigte in seltener Weise Dichtung und Naturforschung. „In der letzten" — sagt ein Erkennender — „sind seine Wahrnehmungen, Kombinationen und Ahnungen oft seiner Zeit vorausgeeilt." Viele der Naturgelehrten, die damals Einfluß nahmen, waren dem einen und anderen jener dichterischen Geister genau befreundet. Und wie es charakteristisch ist, daß die Spekulation selbst, in dieser Periode, sich Naturphilosophie nannte, so waren die Führer derselben gar wohl ihrer harmonischen Bestimmung mit jenen Sehern des Schönen und Geweihten der Natur sich bewußt.

Schelling lebte in Jena mit August und mit Friedrich Schlegel, mit dessen innigem Freunde Hardenberg, mit Tieck u. a. in vertrautem Umgange. Schlegels Wort, grade aus dieser Zeit, von einem sich verbreitenden Bunde der Geister, welches von Voß so komisch mißnommen wurde, war nicht leer; nur daß nicht die Einzelnen den Bund veranstalteten, sondern durch eine höhere Veranstaltung sich verbündet fanden, mit solchen sowohl, die sie von Angesicht erkannt, als mit andern, die unberedet im Einklang wirkten. Insofern freilich ward eine alte Kirche im Geist erneuert. Nicht nur die Naturphilosophie war zugleich spekulative Restitution der christlichen Dogmatik, während in der Poesie ein Geist ungeheuchelter Frömmigkeit auflebte; auch in der wirklichen Theologie der Zeit wurde der abscheidende Kritizismus von selbst zur positiven Quelle zurückgeleitet, und in eben dem Zeitpunkt, der in Jena mit Schelling und Schlegel den Sänger der geistlichen Lieder und den Verfasser der Genofeva vereinigte, gab (1799) Tiecks und Wackenroders Jugendfreund, Schleiermacher, seine Reden heraus über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Was er bei diesen Gebildeten als am allgemeinsten anerkannt voraussetzte, um davon aufzusteigen zur Offenbarung, war die gegenwärtige Macht des Schönen, die göttliche Natur der Poesie. Er irrte nicht: sie war damals das reine Mittel versöhnender Begeisterung — ich frage, ob es die heutige noch ist? — ihre mannigfaltig verbreitete Frühlingswärme war die heimliche Gleichstimmung der vielartigsten Bestrebungen. Und darum auch, als bereits die Geschichte, die so viele besondere Zwecke zu erreichen hat, die Wiederauflösung dieser allgemeineren Gleichstimmung forderte: schied die Poesie nicht ohne das volle Vermächtnis ihrer Wahrheit. Ihr verklärter Geist zog ein in seiner ganzen Reinheit in die lautere Betrachtung Solgers, der in seiner Jugend die Feste der Romantik mitgefeiert hatte, auf der Universität mit von der Hagen, Raumer u. a. vertraut, mit Schelling und dessen Bruder in naher Berührung, als reifer Mann Tiecks persönlicher Freund geworden war (Erwin 1815).

Ein solcher Zusammenhang wird nicht verabredet, die Natur der Zeit war poetisch; so floß in natürlichen Quellen dem Dichter sein Traum und floß aus ihm zurück in den Sinn der Zeit.

Kaum waren daher in irgendeiner gleich kurzen Periode unserer Literatur die Veränderungen der Rede, des Verses und Stiles so zahlreich und bedeutend; in manchem wurde der Sprachgebrauch überfordert, in vielem bereichert und — wunderbar für eine so oft gehäutete Sprache — einfacher und geschmeidiger gemacht. Wenn daher auch die Teilnahme, die eine Zeitlang den neuen Flor der Lyrik begleitete, stufenweise abgenommen hat, so ist doch der größte Teil der poetischen Formen, die das jetzige Lied gebraucht, Erbteil oder Fortwirkung der romantischen Poesie. Wenn ihre Dramen nicht in ihre Bühnen-Repertoirs aufgenommen sind, so ist dies doch mit den Ablegern der Fall, die von ihnen genommen waren. Von wie vielen Novellen-Motiven gilt dasselbe! Der Sprachgebrauch mit seinem scheinbar oberflächlichen Wechsel ist die unvermerkte Macht, die auch den Abgewendeten und jeden mehr als er weiß an den Entwicklungen im Reich der Geister teilzunehmen zwingt. Auf diesem natürlichen Wege ist von dorther eine Menge nunmehr Geläufiges in die Praxis der Belletristen, die es freilich auch zu entseelen wußte, die Ansichten der Unterrichteten und aller übergegangen. Und so manche durch jene Dichter und Ausleger vertiefte Wortbedeutung — wie etwa innere Anschauung, Gemüt usw., oder treffende Redensart, z. B. Ironie einer Sache — dazumal von andern für Unsinn erklärt — ist seitdem so mundgerecht und um die Teetische gewöhnlich geworden, daß ihr Sinn eher wohl jetzt erst möchte abhanden gekommen sein.

Jene Poesie, die in der Tat einen Zug zum Abenteuerlichen hatte, und in ihrer Fortleitung zum Teil wirklich dahinein sich verlor, war in ihrem Hervorgang weit tiefere Natur und ist wieder in der Bildung unseres Geschlechtes weit mehr Natur geworden, als es die neuere, die soviel natürlicher scheint, vermochte und je vermögen wird. Was ist aus Walter Scott in unsere Sinnesart übergegangen, als daß ein schottischer Stamm clan, ihr Kleid plaid, ihr Dudelsack bagpipe heißt? Welche Einsicht haben uns Raupachs Tragödien geöffnet, als daß man auch Intriguenstücke mit Schillers Jamben spreizen und den Fehler, die Fünfzahl der Akte zu überschreiten, dadurch vermeiden kann, daß man den ersten Vorspiel nennt?

Wir werden überschüttet mit poetischen Produktionen aller Art, und doch ist ihre Verflüchtigung noch rascher als ihre

Folge; ihre sterbenden Blumen lassen keinen Lebenskeim in uns zurück. Daß es nicht so mit den Blüten der Romantik war, beweisen eben die vielartigen Wiederholungen ihrer Züge, Bilder, Mittel (wie sehr auch unter anderen Fassungen) in der jetzigen Literatur. Jene scheinbare Künstlichkeit war natürlich und wirkte fort; die jetzige Dichtung dichtet auch das sich an, daß sie Dichtung sei; darum experimentiert sie in Manieren, wetteifert in Manieren; aber das Notwendige, das sie selbst nicht hat, wie sollte sie es geben — und diese Angriffe auf die Gunst des Lesers, diese Purzelbäume, um pikant zu sein, beliebter Toilettenhüter zu werden — welche Harmonie können sie untereinander haben!

Die Geister, welche die vergangene Epoche unserer Poesie schufen, rangen treulich, jeder in seiner Art, einen anerschaffenen Drang zu befriedigen, wofür erst Name und Bild aus der Tiefe der Seele oder der Ferne der Zeiten oder dem Kampfe der Erfahrung geholt und gewonnen sein wollte — in dieser anerschaffenen Natur ergriffen sie sich, und waren Dichter. Aber die jetzigen Jungen — wer wollte ihnen alle Begeisterung, Liebe, Erfahrung, Streben absprechen — nein doch; nur daß es zu spät kömmt. Kaum die ersten Funken davon sind da, so haben sie schon von Uhland oder Schwab gelernt wie man Lieder und Romanzen, von Goethe wie man Behaglichkeit, von Tieck oder Jean Paul wie man Humor, von Fouqué oder Chamisso wie man Terzinen, von Rückert wie man Ghaselen oder Makamen machen muß. Kaum daß sie sich ein wenig unglücklich fühlen, sehen sie schon an Byron wie man sich durch Selbstpeinigung, an Platen durch offenen Hochmut, an Heine durch graziöse Frivolität entladen oder trösten kann. O, und kennen sie nicht ebensogut die alten Italiener und Spanier, Shakespeare und die serbischen Volkslieder und die nordischen Sagen und Aristophanes und Alexander Dumas und Sakontala, Béranger, die Alpensänger, Sophokles, Hafis, Bulwer — und alles! — So, überragt von einer nahegerückten ganzen Welt der Dichtung und gestört von der Literaturbrandung der Gegenwart, werden schwächere Talente fremder Form dienstbar, reizbare konfus, biegsame gewandt auf Kosten der Tiefe, stärkere, um originell zu sein und jeden Schein des Gelehnten zu meiden, manieriert und bizarr. Bildung, Lektüre, wie sie nun einmal

gesteigert und gebreitet zugleich sind, treiben jeden offenen Kopf immer schon um einen Schritt oder mehrere weiter voraus im Bewußtsein über Dichtung, als er im dichterischen Selbstbewußtsein gekommen ist; so wird, was unbefangener Erguß der Seele sein sollte, Willkür und bedenkliche Wahl. Das äußerlich Seltsame verriet früherhin minder Affektation, als jetzt oft das Einfache. Daß wir eine allseitig zugängliche und verdolmetschte, ja unvermeidliche Idealwelt fertig da haben, die weit reicher ist als unsere Wirklichkeit, macht die hervorbringende Tätigkeit in jener meist zu einem Probieren neuer Fälle unter bekannten Gesetzen, also — zum naturhistorischen Experiment. Immer traf dies Los jede Dichtung, die mehr Tochter der Dichtung als der Natur war. Scheinbar wohl war dies noch mehr bei den Romantikern als gegenwärtig der Fall: sie gerade brachten auf alle Weise die Poesie der Vergangenheit in Erinnerung: aber dies selbst war damals Bedürfnis der Gegenwart, notwendige Liebe, erst tätig zu eroberndes Mittel für noch unerbrochene Ideen. Jetzt ist die Sehnsucht gestillt, die Liebe Gelehrsamkeit, die Eroberung breiter Besitz, die Idee Kapital der Wissenschaft. Das dichterische Spiel mit ihr mystifiziert sich wissentlich: damals war sie ihm mystifiziert: eine Natur, die, aus prophetischer Liebe ergriffen, Dichtung wurde.

Übrigens nehme man den Ausdruck, den ich versuchte, in jedem zulässigen Sinne, so wird er sich rechtfertigen lassen. Man kann unter Natur verstehen, was gemeinhin darunter verstanden wird, die Landschaft unter dem Himmel, mit der die Jahreszeiten spielen; auch diese hat keine Art deutscher Dichtung tiefer aufgenommen und gespiegelt als die romantische. Gilt ja doch selbst die Umkehrung, dichterische Mienen und Augenblicke der Natur romantisch zu nennen.

Wenn früher im achtzehnten Jahrhundert die Poesie ins Freie ging, mußte sie wenigstens Horazen und einen ähnlichen Haushofmeister mitnehmen, keinenfalls durfte es ohne irgendein moralisches oder satirisches Parasol geschehen. Wenn die Natur bei der Dichtung einsprechen wollte, mußte sie sich erst frisieren lassen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts fingen sie an, einander wieder mehr zu trauen, und sich zuweilen ohne Zeremonie zu besprechen. Daß nunmehr die Dichtung am liebsten ins Freie ging, das war schon ein geheimer Spuk der Romantik,

und als diese in ihrem Zauberkessel die altgewordene Dichtung zum Kinde umkochte, setzte sie es aus im wilden Walde. Grüne Klüfte und Waldbäche waren das erste, was die kindliche Poesie mit Lust und Schauern erblickte, Waldvögel und Hirsche ihre ersten Gespielen; auch unheimlicherem Wilde ging sie nach, und hörte nachts die Stimme der Waldfrau in ihrer Zauberhöhle singen. Am frühen Morgen erkletterte sie zerfallene Burgen, besah in ihrer Einsamkeit die Schildwappen. Auf verwachsenen Pfaden an alten Bäumen stand sie still vor vereinsamten Kreuzen und Heiligenbildern. Da lagen auch in leeren Klausnerhütten alte Bücher offen, Legenden, Chroniken. Unter freiem Himmel, im Schatten des Laubes las und träumte sie drüberhin. Diese Wildnis war die Wiege der romantischen Poesie. Sie hat nachher noch viel anderes erfahren und durchgemacht, Städte und Sitten der Menschen kennen gelernt; aber überallhinein blickte ihr der grüne Naturgrund ihrer Jugend nach, immer wieder erholte und stärkte sie in seinem Schoß ihre Seele, bald schwelgend und spielend, bald sinnend und büßend. Ihr war die Natur mehr, als früher dem Geschäftsverstande oder dem Gleichnisdrechsler, mehr als jetzt dem beschreibungsüchtigen Reisenden oder dem Novellisten, der sich aus ihr die Rezepte seiner Staffagen zusammenliest.

Was ist Natur? Ist da wirklich etwas, das in den Bergen langsam-leise baut, den Bäumen strebt, Quellen über Steine treibt, dann im Gestaltenspiel der Tiere sich loswurzelt, zerstreut, und doch in diesen Gestalten, wie ein Geist in zerstreuten Gedanken, nur sich selbst rührt und sie wieder auch umfaßt? Ist es nicht dasselbe, was im Menschen aufwacht und wacht und dennoch zu gleicher Zeit schlafend ihn trägt, träumend reizt und mahnt, ihn gefangen behält in seinem Bewußtsein und von ihm unbewußt die Spuren seiner Werke und Gedanken im Schoße behält und an der Stirn? Wenn es nicht ein bloßer Notbehelf ist, daß wir alles dies Natur nennen, weil in dem allem eine gemeinsame, verschlungene, ebenso rastlose als ruhige Seele sich entfaltet und spiegelt, sucht, verwirrt, nachruft — wenn, wie ich glaube, dies die Natur ist: dann gehört mehr dazu, um sie wiederzugeben, als eine geschickte Erinnerung an ihre Farben und Formen, mehr als gewählte Schilderungen ihrer bewegten Momente oder sichtbaren Gegensätze — viel mehr! Es kann nicht

genug sein, daß ein Natürliches sich angenehm zerstreue, wie in manchem Gedicht von Gustav Pfizer; auch die Umfassung, damit es Natur sei, muß natürlich, jene magnetische Bindung sein, die sehr verschieden ist von einem Schema des Verstandes. Es kann nicht genug sein, daß über einem Zug der Natur ein waches Auge sich aufschlage, wie in manchem Gedicht des Grafen Platen, wo horazisch-epigrammatische Distinktion uns ein natürliches Bild darreicht zwischen zwei Fingern wie eine Pomeranze. Damit die Seele der Natur da sei, muß auch ihr Traum mitten im wachen Blick unveräußerlich ruhig gefühlt werden. Es kann auch umgekehrt das heiße Brüten über die Erscheinung der Sache nicht ausmachen, wie bei den französischen Romantikern, noch das Zerfließen der Sinne, wie etwa bei Lamartine; sondern, sei es in der energischen Wildheit, sei es in der elegischen Auflösung, der menschlichwählende Sinn muß im Triebe, das behaltende Bewußtsein mitten im Unbewußten gleichwiegend gegenwärtig sein, weil auch sie in diesem wunderbaren Spiel natürlich sind. Goethe verstand das, als Jüngling und Mann.

Es ist dasselbe in der Natur, was jetzt als Bangen, Magie, Verwirrung erscheint, wenn wir in uns versinken wollen, jetzt als tiefe Ruhe, Lethestrom, Wehmut, wenn wir uns selbst enteilen und verlassen: die Dichtung, die da wahre Natur gibt, läßt immer beides in einem schauen und empfinden: so wird es freie Natur.

So find' ich sie in den Märchen, die Tieck einst schrieb, in Hardenbergs besinnungsvollen Träumen; so bekennt sie sich in Fouqués Undine, und viele Momente in seinen andern Dichtungen wiegen sich so in ihrer Seele. Die einfachsten Zauber der Natur — ohne Zauber ist keine — atmen die Reiseschatten von Justinus Kerner; ihre reinsten Wunder die Gesänge Uhlands, die immer Stamm, Laub und volle Blüten beisammen haben. Noch einige wären zu nennen. In wie wenig Worten oft wie viel Natur! Unschuldig und tiefbewußt zugleich, ganz verschieden von gewissen Gedichten und Erzählungen der jetzigen Mode, die den Freund der Poesie in allen Kolonien Ost- und Westindiens, in China und der Mongolei herumführen, als könnte er nicht die Reisebeschreibungen selbst lesen. Gedichte und Romane können spielen wo sie wollen; aber sobald sie, statt

innerer Schwingen, trockene Namen, fremdartige Bilder, Sitten zu Hebeln brauchen; dann seien es immerhin die bestimmtesten Länder- und Völker-Natürlichkeiten, der Geist im Gedicht ist doch nicht Natur, er ist Absicht, Attake auf den Leser. Es kursieren solche marinierte Gedichte, Negerarbeiten, Bilder des Orients, Romane à la Chinoise usw. Das sind auch naturhistorische Experimente, am Leser angestellt. Mit exotischem Gewürz, wie einen Wüstling, sucht man seinen abgestumpften Sinn zu reizen, versucht, wieviel Opium sein gebildeter Verstand vertragen kann, welchen Reiz fremde Spezereien, Tiere, Kanibalentänze, Gaukeleien auf das europäische Sensorium üben. Die altmodischen Mobiliar-Pagoden, Tapetenbilder, Meerkatzen sind in die Literatur eingezogen. Warum nicht auch das? Nur schön im Geist werden wir schwerlich werden durch diesen Zerstreuungstrost armer reicher Leute.

Erst muß das Natürliche im Dichter selbst Natur geworden sein, ehe es poetisch wahr sein kann. Das erzwingt kein Studium. Angeboren bis zum Vergessen, erlebt und wiedergefunden will es sein. Immer ist darum die heimatliche Natur für den gebornen Dichter die rechte; und fremde geht nur durch natürliche Wahlverwandtschaft ein in seine Poesie, nicht durch Landschaftreisen, Studium von Karten und Reisebüchern. Sei der Boden der Heimat vergleichungsweise an Schönheiten arm für den Gast, der Eingeborne entlockt ihm mehr Seele als der buntesten Fremde, der Dichter wurzelt mit seiner Dichtung in ihm, und mir war immer Arnims Wort ehrwürdig, daß er nirgend anders als unter dem leichten Sande seiner Heimat begraben sein wolle. Unter ihm ruht er jetzt; er hat auch gelebt auf ihm, und die Zerstreulichkeit dieses Bodens, die Spiele der Wolken und Dünen, der Wellen und Lichter um die Ufer der Ostsee sind in seiner Dichtung zu Ehren gekommen.

Auf solche Weise lebt auch in Eichendorffs Poesie die Natur seiner Heimat, eine südlichere und geschwellt von der Liebe, bewegt von der Herzhaftigkeit des Dichters. Die Anschauungen seiner Jugend sind in ihm unsterblich geworden. Seine Lieder sind nicht, wie die größere Hälfte der zeitläufigen, auf gedruckte Vorbilder gepfropft, Buchstabenableger; sie rauschen wie aus dem grünen Schoß des mütterlichen Bodens hervor, der Waldbach gibt ihnen Antwort, der Vogel stimmt ein und

die väterlichen Berge tragen den Widerhall. Gleich in jenem ersten Roman ist ein Reichtum der Landschaft, nicht schmückender Naturschilderung, sondern gegenwärtiger, harmonischer Anschauung. Unwillkürlich nimmt in seinen erzählenden Gedichten überall die natürliche Umgebung der Geschichte eine symbolische Stimmung an. Das unverwüstliche Angesicht der Schöpfung schaut drein, wenn die Menschen ringen und irren, die Sterne der Nacht sind Zeugen ihrer Träume und ihres Genusses, das unbefleckliche Sonnenlicht ihres Rechtes und ihrer Schuld. Selbst in seinen dramatischen Werken, wo andere mit kleinen Buchstaben und großen Klammern lange Fingerzeige fürs Theaterwesen einschalten, hat Eichendorff die malerischen Gründe und Beleuchtung der Szene in den Dialog selbst hineingetragen. Seine Novellen führen mit den einfachsten Mitteln in bezaubernde Gegenden ein, wo die urfrische Luft des Hochgebirgs Brust und Auge labt, der Sonnenduft der Täler um kräftigrasche Gedankenspiele wallt; und wenn eben der Humor sich von Klippe zu Klippe über Wipfelwellen hin am Springstock geschwungen hat, nach einer leichten Wendung über uns auf einmal die unhörbar atmende Feier einer Sommernacht herabsinkt, in der kaum ein Zweig, ein Mondblick auf den Blättern sich bewegt und ungestört das Reh seinen Hals ruhig zum blinkenden Quell hinabbeugt. Und doch unterbrechen niemals dieses Dichters Naturbeschreibungen die Erzählung, noch greift diese hart in die Naturbilder hinein, aus dem einfachen Grunde, weil von Anfang seine Gestalten und Handlungen ihre Gründe und farbigen Spielkreise mit sich bringen, die einfassende Natur nur die begleitende Ruhe der Bewegung, eins mit dem andern und für das andere gedacht ist. Diese Harmonie der Darstellung ist der unnachahmlich zarte Fruchtstaub echter Poesie, der die Oberfläche der Früchte nur solcher Bäume ziert, die in ihrem rechten Boden festgewurzelt sind. Nicht der transportable Pantograph, nur eine dem Jugendgrund getreue, aus der Selbsterfahrung hervorgewachsene Phantasie haucht so ihren Gebilden naturgleiche Anmut ein. Eichendorffs Dichtungen sind Zeugnisse im guten Sinn für die Wahrheit, die er in seinem jüngsten Roman („Dichter und ihre Gesellen") schlicht und nervös ausspricht: „Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatlichen Berge; wo du auch seist, es findet dich doch einmal wieder, und wär' es durchs

offene Fenster im Traum; k e i n e n D i c h t e r n o c h l i e ß s e i n e H e i m a t l o s".

Dies führt mich auf die dritte meiner Antithesen; darauf, daß den Romantikern die T o r h e i t d e r Z e i t zum heitern Märchen wurde; neuere mit dem Märchen in die Lebensbeschreibung ihrer Prosa hinabgleiten. — Dasselbe Lied der heimischen Berge, von dem E i c h e n d o r f f sagt, daß es nach langer Trennung seine Kinder wieder zu erreichen wisse, pflegt, wenn es so von den Bergen herkömmt und lautere Geister plötzlich anweht, während ihr Blick auf dem Zeitgewimmel ruht, ein Licht in sie zu schlagen, das, hineinscheinend in die zerstiebenden und verfliegenden Tropfen der Zeit, den lachenden Regenbogen des Märchens zurückwirft. Das Märchen ist immer ein alter Geist, der zum Kinde wird in einer andern Gegenwart, und ist ein Kind, das mit Wahrheiten der Vergangenheit spielt. Das Märchen ist ein alter Bekannter, bei dessen Anblick uns die Wirklichkeit zum Traum wird, und ist selbst ein Traum, der uns dennoch eine bekannte Wirklichkeit scheinen will. Und so war der Morgen unseres Jahrhunderts von selber märchenhaft. Denn in einer leidenden und verwirrten, dazu aufgeklärten und verwässerten Gegenwart, fanden sich wie auf einmal die großen Wiegensagen unserer Ahnen, blühende Erinnerungen alter Herrlichkeit und Liebe, Ideen wieder, die noch gestern veraltete barbarische Irrtümer hießen; und die Unschuld der Natur, welche abzutöten Pädagogik sich bis dahin bemühte, war plötzlich wieder da, wie ein Kind, das seinen Hofmeister überlistet. Grade so, aus List und Unschuld zusammengesetzt, ist das Märchen. Seltsame Zeit! Man war von Ausländern, stolzen Feinden, geschlagen, entwaffnet, beherrscht, und man fühlte sich doch heldenmäßig, lebte in Gedanken und Bildern der Ritterlichkeit. Man redete in Gesellschaft noch gelerntermaßen nach den Regeln einer Art Komplimentier-Moral; im Herzen aber vergötterte man die unbefangene Natur. Man war unterrichtet, daß es keine Geister, keine Heiligen, keine Offenbarung gebe, und dabei sah man Inspirierte, Begeisternde vor sich, empfand einen tiefen unwiderstehlichen Zug nach den verklärten Gestalten des Glaubens. Es war wohlbekannt, daß es verstorbene Zeugen, Mächte und Gestalten der Geschichte, nicht der Gegenwart und Sitte seien, die gleichwohl, unwillkürlich vorhanden und allein befriedigend,

für die Wahrheit der Wirklichkeit gelten mußten. Diese Wirklichkeit aber, so ungenügend sie nun in ihrer Konvenienz und Verkleidung erschien, beharrte darum nicht minder in der Genügsamkeit ihrer allgemeinen deutschen Bibliothekare, in dem Stolz ihrer Kritiker auf reinen Nichtbesitz, dem Formalismus des Immerbesserwerdens, worin ihre Pädagogen immer schlechter wurden. Wie konnte nun einem, der die Ideen der Vergangenheit in sich und seinesgleichen wieder tief aufleuchten sah, dieses anders denn als ein Wunder erscheinen? Die Wirklichkeit bot keine Erklärung dieses Auflebens. Und wie konnte ihm, wenn er aus solchen Ideen die Wirklichkeit betrachtete, diese anders denn als ein Zauber- und Maskenspiel erscheinen? Aus Ideen war sie nicht zu erklären. Geradeso, sinnreich und widersinnig zugleich, ist das Märchen. Unter unbegreiflichen Voraussetzungen eine unabweisliche Begreiflichkeit, mit Annahmen, die der Schicklichkeit widersprechen, die wirklichsten Wahrheiten zeigen, das ist seine Natur und war die Gestalt jener Tage. Indem also feine Geister, von idealem Lichte voll, in die gangbaren Meinungen und Versicherungen hineinblickten, die ohne Dogma lehrten, ohne Idee idealisierten und ohne Substanz existierten, mußte der absichtslose Witz, den dieses leere Regeln des Regelns an sich selbst ausübte, jenem Lichte durchsichtig werden, und sein Durchschein in alle sieben Farben der heiteren Iris ausbrechen.

So versöhnlich sehen wir die Torheit, die alles bestätigt, was sie leugnet, in Tiecks Zerbino durchs Licht geführt. Wir sehen diese Torheit als erklärte Feindin der Phantasie mitten im Reiche der letzteren. Die Phantasie baut über ihr und um sie her ihre Wunder so klar und offen, daß sie zur einfachsten Wirklichkeit werden; wogegen die Verfechter der einfachen Wirklichkeit sich ebensosehr durch sich selbst als Phantasien darstellen. Je breiter sie sich machen, je eifriger sie werden, um so mehr müssen sie die Unverwüstlichkeit der Phantasie bezeugen, und hieraus springt und sprudelt die genußreiche Heiterkeit dieses komischen Märchens. — Wie ganz anders wirken die bekannten neueren Versuche in der höheren Komik, die das Aristophanische Lustspiel verjüngen wollten. Sie vergaßen nur das großartig Märchenhafte der Aristophanischen Fabeln. In der verhängnisvollen Gabel und dem romantischen Ödipus, wo

es, zumal in jener, an einzelnen Schönheiten nicht fehlt, ist die strafende Parabase, nicht, wie bei Aristophanes, Gegensatz und Übertritt aus einer phantastischen Höhe in die äußerste Wirklichkeit — ein Schritt, der bei solchem Abstande selbst wieder phantastisch wirkt — diese Platensche Parabase ist vielmehr Nerv und poetischer Stamm des Ganzen. Nehmt einmal dem Aristophanes seine Parabasen: Ihr habt noch die ganze Flamme der Poesie, nur einige derbe Reflexe weniger, die sie in ihrer Wirkung verdeutlichten, die Doppelverkehrung des Idealen und Realen steigerten. Nehmt der rezensierenden Gabel und dem pasquillartigen Ödipus die Parabasen: so bleiben wenige zerstreute Motive, schöne Verse; Witzfunken, kein Witzfeuer. So ist's nicht mehr Para-basis, sondern Basis. Poesie kann darin immer noch sein; aber nicht komische, sondern satirische. Die Satire ist es, die nicht das Ideale schafft, sondern nur, daß es sein sollte dadurch bekennt, daß sie das Gegenteil straft. Diese Satire aber, was ist sie anders als, was ich sage, Biographie der Prosa, das zürnende Geständnis, daß der Poet verdammt sei, in dieser Prosa zu leben, die er bei Namen nennt? Ja er, er selbst lebt darin; sonst würde er etwas anderes zu schauen wissen, als diese prosaischen Leute rechts und links, an die sein Scharfschützenblick sich heftet; würde etwas anderes zu zeichnen haben, als die Züge der Wirklichkeit, die ihn ärgern, und vielleicht aus Schuld seiner, nicht ihrer Prosa. Auch die Grobheit reicht nicht aus zur Komik, wenn sie nur mit einigen lyrischen Klängen ihre Parodie erleichtert, wenn sie nicht der unternehmende, sich verjubelnde Übermut ist, womit der Athener die Höhen der Stadt oder gar den Olymp erobert.

Aber wenn der komische Witz nicht mehr die Höhe der Märchenfreiheit erreicht, in der seine Flamme erst rein wird: so liegt es mit am Charakter unserer Zeit. Sie ist nicht phantastisch. Sie enthält keinen ernstlich gemeinten Widerspruch gegen die Idee, wie sie auch kein hinopferndes Bekenntnis für dieselbe hegt. Man läßt dies und jenes gelten, an sich kommen, ficht für keines. Die Zöpfe, die der jungen Poesie im vorigen Jahrhundert opponierten, protegiert niemand mehr, will keiner tragen, auch der nicht, dem der Zopf unterdessen in aller Stille in die Seele hineingewachsen ist. Wäre daher die wirkliche Komik unserer Zeit aufzuzeigen, so kann es nicht mehr diese sein, daß zwei

Parteien sich einfach widersprechen, eine poetische, die in sich wirklich, und eine nüchterne, die sich zum Trotz poetisch würde; sondern das Komische unserer Verfassung ist, daß die Parteien sich nicht mehr unterscheiden können. Es kommen keine Dichter mehr auf, weil die Leser alle selbst dichten können; es macht keine Kritik sich Bahn, weil sie selbst kritisiert wird; keiner spielt seine Rolle durch, weil er die andern Rollen auch kann. — Dieses Lustspiel hat Eichendorff dargestellt in seinem Philisterkrieg. — Hier bilden die Poetischen ein Korps, haben es auf eine große Expedition, Seefahrt zu Lande und Vertilgung der Philister abgesehen. Die Philister ihrerseits werden durch den Angriff genötigt zu widerstehen. Aber unter den Poetischen selbst war es nur ein ähnlicher Zwang des Zufalls, der ihr philiströses Element in poetische Bewegung brachte, und bei den Philistern regt sich gegenteils ein revolutionäres, phantastisches Prinzip. Haben die Poetischen ihren Narren, so fehlt den Philistern ihr Hanswurst auch nicht, der sogar in idiopathischer Verwandtschaft mit dem Bürgermeister steht. Lieben die Philister die Bequemlichkeit, so wird sie im Lager der Poetischen nicht minder gepflegt, und unfehlbar würde hier eine philiströse Langeweile einreißen, brächten nicht überlaufende Philister eine poetische Kurzweil mit. Die Heldin der Poetischen verliebt sich in das Philistergenie; dessen prosaisches Liebchen bezaubert den romantischen Seekönig; und wieder wird von jener Heldin ein alter intriganter Philister hingerissen. Es kömmt dahin, daß die umgeschlagenen Prosaischen ihre Gegner so weit überbieten, daß sie sogar über die Romantik hinaus bis in Teutoniens Urwald zurückdringen. Wenn nun auch Narr, Kritikus und Minnesänger jenen Exaltierten nacheilen, und mit ihnen aus dem Urwalde zurück ins Lager der Poetischen den Riesen Grobianus bringen, der alles teutonisch einrichten soll: so hat dies nur die Folge, daß nun beide Parteien, vollends ununterscheidbar, vom Riesen durcheinandergejagt, mitsamt ihm unter einem auffahrenden Pulverturm eklatant zusammenfallen; ein Schluß, der tragisch wäre, blieben nicht zugleich doch beide Parteien übrig im Parterre und hinter den Kulissen.

Hier liegt das Erheiternde darin, daß Poesie und Prosa, wie sehr sie vermischt scheinen, sich doch entgegengesetzt sind, von selbst ihren Gegensatz herstellen: erheiternd ist dies, weil nur

durch diesen Gegensatz mit der andern jede das bleibt, was sie ist. Könnte das Philisterium poetisch werden, so würde es ideal. Damit wäre uns schlecht gedient. Was hätten wir an einem idealen Braten, einem vortrefflich vorgestellten Geldsack, einer eingebildeten Schlafmütze? Recht herzlich real sind offenbar diese Sachen gar nicht zu verachten, obgleich in den Augen der Poesie gemeiner Plunder. Könnte die Poesie Prosa, häusliche Einrichtung werden, so wäre das entweder eine sehr unbequeme Häuslichkeit, oder die Poesie würde eine phlegmatische Philisterin; in beiden Fällen wäre sie unendlich schlechter als die wahre Prosa. Fürchten wir nichts! Alles, was das Philisterium von der Poesie an- und aufnimmt, ist nur eine kurze Motion, ein bißchen Konfusion etwa; dann setzt sich das liebe Philisterium desto breiter, die ganze Poesie geht ihm nur so als unschädliche Redensart um den Bart, und alles bleibt beim alten. Desto besser für die Poesie; so bleibt sie lautere Freiheit. Wenn man sie pflanzen könnte wie Rüben, anziehen wie einen Rock, lernen wie Brotwissen oder wie ein Amt durch Dekret überkommen, dann wäre sie ohne Zweifel nicht mehr die himmlische. Aber indem die prosaische Masse, auch nach dem besten Willen, sich mit Idealen zu bemengen, unausbleiblich in den eigenen Schwerpunkt zurücksinkt, löst die Poesie als reine Idealität sich ab, und indem nicht sie die Masse zu tragen braucht, die unter ihr von selbst sich erhält, bleibt ihr daran eine wirkliche Basis, von der sie immer neu, immer anders als freie Idealität sich abstrahlen kann. Und wir nun, die wir denn doch nicht die Poesie selbst sind, sondern von Geburt und durch tägliche Kost Philister, aber solche, die auch der Poesie bedürfen: für uns ist es erheiternd, zu sehen, daß wir Philister bleiben sollen, damit uns Poesie bleibe; und daß die Idealität der Poesie, wenn ihr die Prosa zu sehr nahe kömmt, diese nur noch gründlicher zu sich selbst bringt. Die uns die Poesie prosaisch machen wollten, die liefen dem Grobian in die Finger; die in der Prosa selbst phantasieren wollten, flogen mit dem Pulverturm auf. Aber das Publikum ist übrig, schickt sich an zum Nachhausegehn, denkt an Abendessen und Bett, wohlbewußt, daß der Pulverturm nur Vorstellung war.

Dem historischen Mythus nach ist dieser Philisterkrieg die Fortsetzung des Zerbino. Wenn der letztere der Nachwelt erzählen wird, daß die Romantik ein Fest der Poesie war, welches

die Widersacher nur erhöhen konnten, so wird E i c h e n d o r f f s Lustspiel die Erzählung hinzufügen, wie dieses Fest unterging, nicht durch Sieg der Widersacher, sondern dadurch, daß die Zeit es aufnahm, in der es nun tolle Prosa, Niederschlag, Redensart wurde.

Was die Romantiker gewollt hatten, war in ihnen schon da, als sie es wollten: die Darstellung sanktionierter Ideen. Diese sollten nun ganz objektiv eingeführt werden, übergehen in die gewöhnliche Wirklichkeit. Aber sie waren schon objektiv, gerade dadurch, daß die Wirklichkeit ihnen widersprach. Dadurch waren sie etwas an sich, begrenzt durch das andere, beschäftigt durch den Gegensatz, in sich reflektiert durch die Scheidung.

Im Mittelalter allerdings hatten diese Ideen auf andere Weise Objektivität gehabt, dadurch nämlich, daß sie selbst untereinander im höchsten Kampfe lagen. Durch diesen Kampf hatten alle Ideen Wirklichkeit gehabt, jede dadurch ihre eigene, daß sie der Wirklichkeit der andern widersprach; denn eben deshalb ging immer eine aus der andern wirklich hervor. Aber darum auch in steter Abwechslung des Übergewichtes erlagen sie einander, und eine entlassene, geistlose Wirklichkeit ging aus ihnen hervor. Hierdurch wurde durch die Wirklichkeit selbst etwas Ideales, denn sie hatte festen Charakter und Halt nur durch die inwohnenden Ideen gehabt. Deshalb erscheint die Wirklichkeit der neuen Geschichte überall als bloße Parodie des Mittelalters; in Titeln, Ehren, Sitten, Kleidern eine zurückgebliebene leere Einbildung mittelalterlicher Formen. Man respektierte ganz einen „Herrn von", der nicht der Herr davon war, einen Abbé, der nicht im Kloster, noch für die Kirche, sondern am Spieltisch für Damen lebte, man war Kavalier ohne Pferd, gepriesener Odensänger ohne Stimme mit der Schreibfeder, Rat und riet nichts, trug einen Degen, als wäre man Ritter, aber nur von Porzellan. Das Reale davon war in den vergangenen Ideen. Diese leere Einbildung mußte wieder, weil eine leere, in sich zusammensinken. Die Einbildung wandte sich also gegen sich selbst, gegen ihre Form, den Nachschimmer des Mittelalters. Indem sie, als Bildung und Aufklärung, vermeintlich bloß die Barbarei des Mittelalters verzehrte, löste sie in sich selbst sich auf, eiferte gegen einen Schatten, der sie selbst war. Und so ging die Einbildung in ihrer eigenen Aufklärung unter, wie ein Nebel, und siehe, was

diese zu zerstören gemeint, stand, obwohl fern, doch licht und groß und herrlich hinter ihr, die Gestaltung des Mittelalters, die Erinnerung der Ideen.

Diese Morgenstunde spiegelte die Romantik. Sie war das reine Element, war zwischen den Nebeln des Tals und den lichten Waldhöhen und Gipfeln der Ferne das Medium, durch welches die Gründe in den Anblick der Gegenwart hereintraten. Wenn ihr daher von Gegnern vorgeworfen wurde, sie sei ein duftiger Nebel, so wußten diese Gegner nicht, daß sie selbst dieser Nebel waren. Denn die Romantik hatte keine nähere Gegenwart, um daran das Bild der Gründe abzuwerfen, als diesen niedergehenden Nebel der Aufklärung. Je mehr derselbe sich wehrte und kräuselte, um so mehr hielt er das Morgenlicht auf, und um so heller wurde das Bild der Romantik an ihm zurückgeworfen. Als aber der Nebel sich ganz in Luft auflöste und in dem Äther zerfloß, dessen Spiegelspeise er gewesen war, da löste sich mit ihm auch der Reflex auf, der Tag stieg höher, die Form war wieder fern, und ein gleichgültiger Vordergrund verspeiste das Morgenlicht.

Dieses Morgenlichtes erster Erguß war G o e t h e gewesen. Sein Blick war nicht auf die Gründe gerichtet, deren Abglanz er so rein dahertrug; er wußte sich nur das Ziel, den Vordergrund zu erleuchten. Er liebte daher die Romantiker nicht, die ihn liebten. Er mochte es nicht leiden, daß sie ihn priesen wegen des Bildes, das er dahertrug, von dem er dachte, daß es zufällig sei, und er ebensogut jedes andere würde mitgenommen haben, hätte es auf seinem Wege gelegen. Dem Nebel war er nicht gram, sofern er daran sich reflektierte; er nahm ihn zum „Schleier" seiner Dichtung, hielt aber den Vordergrund für die Wahrheit. Daß die Wahrheit vielmehr die Idee war, konnte er nicht sehen; denn er kam von ihr und blickte hinauswärts. Die Romantiker waren dem Nebel gram; sie glaubten, er halte das Bild der Ferne auf; aber eben dadurch erschien es nahe. Daß der Nebel die Spiegelspeise war, konnten sie nicht sehen; denn sie waren das Bildlicht, und blickten einwärts in die Idee. Die Romantiker meinten, das Bild der Idee müsse alles und der Grund Gegenwart werden; Goethe meinte, der Vordergrund müsse alles werden. Darüber wurde der Nebel zu Wasser und ließ beide durch, Goethen und die Romantik. Beide fielen auf die Seite, der sie

zugewendet waren, die Romantik in die Erinnerung, Goethe in den Vordergrund.

Aber Goethe fand nicht wieder eine Liebe, wie diejenige war, die er verschmähte. Das Licht blieb nicht mehr freies Morgenlicht, sondern ward gebunden von den Formen der Gegenwart, sctzte das Bild der Idee ab und verwandelte sich in die Farbenlehre des Daseins. Nicht Liebe, Ehe kam Goethen entgegen. Er sollte nun dem Vordergrund alles werden, sein westöstliches Klima, sein geognostischer Boden, sein Edukations- und Finanzrat; sollte der Gegenwart alles machen, ihre Ökonomie, Kunst, Altertum und ihre mimische Komplimentenreligion. Und das tat er nach bester Möglichkeit, indem er immer zierlich zeigte, was sich vorfand, und immer etwas weniger als sich vorfand, aus guten Gründen. Aber die Ahnung ward ihm, daß er im Begriff sei, sich in eine geschmackvolle Montur der Zeit zu verwandeln. Sie wirkte heimlich die entgegengesetzte Bewegung in ihm, die reine Abstraktion, daß er in Wahrheit an nichts von dem allem teilnahm, woran er teilnahm. Diese Abstraktion trennte seine herrliche Phantasie rein in sich: auf der einen Seite war sie nun bloß noch Motiv, auf der andern, als dieselbe, bloßer Stoff. „Man kann schmelzen, man kann wägen, wird gediegen, läßt sich scheiden", und somit reicht der Künstler statt des Kunstwerkes die Barren und Blöcke. Aber in der Poesie sind die Blöcke etwas anderes als für die Plastik: man sieht zu, und es sind keine Stoffe, sind vielmehr offene, unbestimmte Motive, Sinnanregungen, Betrachtungsanflüge, die sich ins Heimatlose verlaufen. Darum wurde auch die Antike Goethes Evangelium, weil an ihr das moderne Auge nichts erschaut als das Motiv. Auf der andern Seite kam daher sein Behagen am bloßen Sammeln und fachmäßigen Ordnen, Schematisieren. Die Sachen sind da, selbst die Theaterzettel alle gebunden, selbst die Visitenkarten an Schnüre gereiht, alles rubriziert, numeriert, datiert, was will man mehr? Seine Poesie war nun in ihm rein ideal, sein bloßer lautloser Atem. Als Schöpfung lag sie hinter ihm, schwebte auf Dichtung und Wahrheit, den Erinnerungen aus seinem früheren Leben. Da spielte die schöne Morgensonne fort, und auch der bewußte Nebel spielte mit. Gegen die Wirklichkeit hingegen war seine Freiheit nur Mystifikation, und Goethe, der seinen Morgen gefeiert hatte mit einer Apotheose der Leidenschaft und

der Schwärmerei, seinen Mittag mit einer der Ökonomie, feierte seinen Nachmittag mit einer Apotheose des Kanzleistils.

Es scheint, die Romantiker hatten doch recht, wenn sie behaupteten, die heimischen Gründe, die Symbole allgemeiner Erfahrung, die Ideen der Geschichte müssen dem Lichte der Poesie seinen Inhalt geben. Zu Maskenspielen konnte es Faust noch bringen, zu Handlungen nicht mehr. Nachdem er die Helena beschworen, Papiergeld gemacht, Lektionen rekapituliert, über die er schon im ersten Stadium hinaus war, und seinen schönsten Augenblick in einem großen Graben gesucht hatte, fand er doch keinen andern Schluß als einen romantischen; eine Hilfe, die vielleicht zu spät kam. Denn wer bürgt, daß dieser Himmel nicht auch nur phantasmagorisch ist, so gut wie der griechische Olymp und so viele andere Dekorationen?

Aber die Wirklichkeit verhielt sich in derselben Abstraktion gegen Goethe. Sie zollte ihm Ehre, den Nachhall des Beifallrufes, den die Romantiker zuerst durchgesetzt hatten; aber eine leere Form der Ehre; denn in Wahrheit erholte sie sich bei Müllner und seinem Schicksalsgespenst, erheiterte sich an Kotzebues Nachlaß, ließ sich rühren durch den Hund (des Aubry), mit dem es der vergötterte Heros nicht aufnehmen konnte. Wenn's hoch kam, labte man sich an Byron, lieber doch am großen Unbekannten und den kleinen Bekannten, wie sie Eichendorff nannte, lieber an Clauren, am Vergißmeinnicht-Almanach, am Freischütz und wo nicht sonst.

Diese Leute hatten alle auch so was wie Romantik, wie auch Antikes und noch mehr nebenbei, und so wußte jetzt jedermann, daß es mit jener nicht Ernst sei, sondern nur so dergleichen getan und drüber hinaus ohne Schaden. Die wahre Romantik trat, wie gesagt, zurück in die Erinnerung; ihr Bild löste sich auf in Klänge. Die Lyrik, die ihr Wunderhorn hervorgerufen, tönte fort zur Feier des Friedens, der den Kriegsjahren gefolgt war, tönte weiter und wieder, und irrt durch die Welt. Da und dort einmal widerhallte sie im Gebirg, und zur Antwort kam ihr eine alte Geisterstimme aus dem letzten Stein einer Bergruine oder die Sennerin schlug einen Lerchenwirbel ihr nach hoch in die freie Luft. Da und dort einmal fängt ein junger Bursch ihre verlorenen Klänge auf, und singt sie eine Weile weiter, bis ihm der

Staub der Chaussee die Stimme versetzt. Woher das kam, aus welcher Gegend diese Töne hervorgehen, wird nicht gefragt; sie liegt weit hinter der Gegenwart. Der Wind nur bringt die vereinzelte Laute hervor; die Jäger, die sie ausstießen, wohnen weit im einsamen Wald. Sie kamen einmal zur Stadt; aber man sagte ihnen: Was wollt ihr? Alte Märe erzählen: die haben wir jetzt besser bei van der Velde; Schwänke, von euren Wanderungen: wir haben sie rührender bei Weißflog, gescheiter bei Zschokke, kitzlicher bei Clauren; Schauspiele aufführen, als hätten wir nicht die solidesten von Auffenberg, Raupach, episch bei Wilibald Alexis, dessen Name schon romantisch ist, lyrisch bei Kind, Hell und andern, die ebenso schöne allegorische Namen haben. Liebe Leute, wir haben eure Romantik in der zweiten und dritten vermehrten und verbesserten Auflage; der Zeitgeist — ihr kennt doch diese hohe Person — verlangt jetzt mehr; geht mit ihm vorwärts oder bleibt zu Hause.

Wer diese Geschichte, viel anmutiger als ich sie erzählen konnte, lesen will, dem empfehle ich Eichendorffs Viel Lärmen um Nichts, eine Novelle, die in würdiger Gesellschaft, in einem Bändchen nämlich mit Brentanos Die mehreren Wehmüller, 1833 erschienen ist. Darin wird der hohe Zeitgeist gebührend wahrgenommen, der große Reichtum des Herrn Publikums an Geld und Novellenmachern, Dampfmaschinen und Almanachen, unglücklichen Engländern und seidenen Schnupftüchern beneidenswert geschildert. Wem anders könnte die reizendste und blühendste aller idealen Damen, gleichsam die personifizierte Schönheit und Poesie, zur Gemahlin bestimmt sein, als dem Mäcen alles Schönen und Schmackhaften, Protektor aller Dichterinnen und ihrer gelegten und verlegten goldenen Eier, diesem Patron aller Journal-Kuriere, diesem Güterbesitzer und vornehmen Dilettanten, kurz dem Herrn Publikum? Gewiß, die bezaubernde Tochter des Feenlandes muß sein werden! Dahin arbeiten auch seine Freunde und Diener, die unternehmenden Novellisten, die kritischen Schlauköpfe, die gewandten Vielliebchen-Appreteurs planmäßig, rapid. Die Schöne, trotz einiger scheuen Seitenblicke, wird aufmerksam; der reiche Herr — er hätte es just nicht nötig, aber er war von jeher galant, er läßt sich's gefallen; zu seinem Metier gehört es einmal, alles

Köstliche zu erwerben; er will sie. Einige unheimliche Jäger und Abenteuer spuken zwar dazwischen; doch der Zufall selbst muß helfen, alles geht vortrefflich, das Wunderkind wird mit Emphase die Seinige, und die brillanteste Hochzeit von der Welt wird gefeiert. Nun ist es nur fatal und fast unglaublich, daß es hinterher erst scheinen und verlauten will, es sei dabei ein kleines Quidproquo vorgegangen, und Herr Publikum — er hatte sich's doch etwas kosten lassen! — habe nicht eigentlich die wunderbare Schöne davongetragen, sondern eigentlich — ihre Kammerjungfer. Die Gelehrten sind nicht ganz einig; aber sehr wahrscheinlich wird es gemacht, daß mit der Liebe und Hand der Wunderbaren, fast gleichzeitig, ein anderer, ein Landstreicher, freilich edel geboren, aber verarmt, in aller Stille beglückt worden, und, auf einem einsamen Jagdschlosse mit ihr vermählt, unverzüglich abgereist sei.

Dieses und noch manches andere, sowohl von den Verhältnissen jenes hohen Herrn als dem heimlichen Waldschlosse und seinen Bewohnern erzählt die Novelle, wie mich dünkt, sehr lieblich. Daß sie wahr sei, wird mir noch aus einem besondern Grunde glaubhaft. Ich hörte nämlich einmal eine Stimme: das sei eine Novelle „von viel Lärmen um Nichts". Wessen Stimme das nur gewesen sein mag? Der Witz ist entlehnt, dem Gegner selbst abgeborgt und nachgesprochen. Das ist — wer ihn kennt — so ziemlich Herrn Publikums Art. Denn es nur so kurz hinzuwerfen, verrät offenbar Ärger mit etwas Furcht, näher auf die Sache einzugehen; und dieser Ärger, wenn herauskommen soll, er habe statt der Gräfin das Kammerkätzchen, die Furcht vor der Aufklärung eines so zarten Geheimnisses — ist in seiner Situation so natürlich, so verzeihlich, für jeden andern aber so bloß ergötzlich, daß ich den verdrießlichen Stoßseufzer niemand als ihm zuschreiben kann, und darin keinen kleinen Beweis dafür sehe, daß die Novelle nicht um Nichts, sondern um einen wirklichen error personae Lärm geschlagen. — Oder hätte ich doch mißhört, und meinte die Stimme vielleicht nach der andern Seite hin, mit dem Jagdschlosse und seinen Bewohnern sei es nichts; dieses sei nicht wirklich? Damit nun freilich hat es eine eigene Bewandtnis, fast eben wie mit den Höfen alter Kaiser im Innern der Berge oder den Traumkirchen im Walde. Man kömmt hinein, weiß nicht wie, sieht alles so deutlich: morgen kann man

die Stelle nicht mehr finden. Was von wenigen nur so selten gesehen wird, davon will ich auch nicht behaupten, es sei wirklich; aber davon machte die Novelle auch keinen Lärm; und jene bewegten Gestalten in dem Waldschlosse schienen mir ihre vergängliche Beschaffenheit wohl zu wissen. Ich sah dort ein schönes Weib, die sang:

Aus der Heimat hinter den Blitzen rot
Da kommen die Wolken her,
Aber Vater und Mutter sind lange tot,
Es kennt mich dort keiner mehr.
Wie bald, wie bald kommt die stille Zeit,
Da ruhe ich auch, und über mir
Rauschet die schöne Waldeinsamkeit,
Und keiner mehr kennt mich auch hier.

Sie also wissen es, daß es ihre Bestimmung ist, vergessen zu werden. Ein altes Märchen, ein sehr altes — schon der göttliche Platon wollte es durch Tradition überkommen haben — behauptet, daß eben dieses vorgewußte Einsinken in Vergessenheit die Geburt der Seele sei. Wo aber das Märchen selbst vergessen worden und das Vorwissen ganz in ihm ausgelöscht sei, da, meinte er, finde sich das, was die Menschen Wirklichkeit nennen, die verlorene Seele, die seelenlose Wahrheit. Würde nicht Platon von den meistverbreiteten Gedichten unserer Tage sagen müssen, sie haben keine Seelen? Wenn er z. B. sähe, wie der hörnen Siegfried und der Tod des Tasso, die Zarin und Genoveva über den gleichen handfesten Kothurnleisten geschlagen werden, wenn er hörte, wie aus allen eine Hauptstimme, mit inständigen Bitten oder zudringlichen Erklärungen, feurig beschwörend oder aktenmäßig auseinandersetzend, immer sagt und fragt: Bin ich nicht wirklich und leibhaftig der und der, die und die? Seht ihr wohl ein, daß dies meine wirkliche Lage ist, so und nicht anders, darum und aus keiner andern Ursache, und dies wirklich meine Gemütsart und Leidenschaft? Hört doch, wie ich klage; hört, wie ich die Weltgeschichte anrufe aus den besten Gründen, die ich alle Punkt für Punkt angebe; hört, wie ich zürne, ich erklär' es euch ja, warum mein Zorn keine Grenzen kennt; seht, wie ich sterbe, und damit ihr's versteht, sterb' ich durch zwei Akte hindurch — wenn Platon das sähe, er würde sagen: Sehr verständig, ihr Guten, biographiert ihr eure Prosa;

wahre Seelen könnt ihr nun nicht sein, da ihr euch so sehr an die Wirklichkeit anklammert. Ihr gedenkt eurer so gut, daß ihr das Wissen, welches vor euch hätte sein müssen, jetzt erst aufbringt, und daß ihr das, was ihr vergessen müßtet, um Erinnerung zu sein, so fleißig erinnert, daß ich alles an euch vergesse, ausgenommen die einzige Erinnerung an eure Furcht, vergessen zu werden.

Gute Motive, glaubt man, wenn sie, recht aus der Natur der Wirklichkeit geschöpft, eine bedeutende Handlung bilden, machen ein Drama; wenn sie recht ins Licht gesetzt werden, seine Poesie. — Das Märchen fehlt! Nichts kann Poesie sein, worein wir uns nicht vertiefen, uns ganz hinein vergessen. Wirksam kann es ohne dies wohl sein; wirksam ist auch eine Ohrfeige, eine Leiche; Rhabarber und Zwiebel sind wirksam; schön ist nichts, wohinein sich nicht eine Seele ganz versenkt hat. Damit wir aber unser selbst vergessen können über einer Vorstellung, muß erst sie vorwissend ihrer selbst vergessen. Denn sie kann nicht dadurch rein für uns wirklich werden, daß sie immerfort den Gedanken ihrer Wirklichkeit herauskehrt, sondern nur dadurch, daß der Gedanke ganz versenkt ist in das Bild der Wirklichkeit, und mit ihm in die Vergänglichkeit hingegeben. Wo dagegen aller Aufwand der Darstellung dahingeht, die Motive an sich auszusprechen und in rhetorischer Deklaration deutlich zu machen, da seh' ich überall die Meinung des Dichters und die Logik des Vorgangs so klar, daß ich über die Vorstellung erhaben bin, und ganz ruhig bei mir bleibe. Und wenn ich sehe, daß diese Logik darauf hinarbeitet, mich zu erschüttern, dann stoß' ich die anmaßende Vorstellung von mir. Denn ich erlaube keinem Menschen, mich zu erschüttern, dem nicht selbst ein Gott den Busen erschüttert. Eitle Menschen, die sich was darauf einbilden, einen Charakter zu durchschauen, und Weichherzige, die keiner Exposition eines Unglücks widerstehen können: von diesen freilich genießen bei solchen Vorstellungen die einen das Behagen ihrer eigenen Wohlweisheit, die andern den süßen Schmerz ihrer Rührbarkeit. Wer aber die Nüchternheit fühlt, mit der der Wirt seine Gäste zu berauschen denkt, wendet sich ab.

Besonnen ist auch die Poesie; um so viel mehr besonnen als die Prosa, je mehr sie ihren ganzen Sinn in das verhaucht, was

sie vorstellt. Die Nüchternheit nur, die selbst gar nicht erfüllt ist von dem, was sie gibt, sondern es nach Absichten traktiert, ist die wahre Prosa. Sie wird nicht bloß erkannt an der Inkongruenz ihrer Absicht mit dem Ausdrucke, da jene kalt, dieser warm ist; ebensooft verrät sie durch die heterogene Natur die Stoffe, die sie zusammengreift, ihr gleichgültiges Innere. Wenn z. B. ein vielbändiger Roman in Parteikämpfe und Staatsaktionen des Mittelalters griechische Religionsmythen einflicht, diese wieder mit orientalischen verschmilzt, und neben christlichen Symbolen und Legenden die Verzückungen eines abstrakten Idealismus, unter Stammrittern und Seeräubern moderne Denker, neben Gott das Fatum und Nereiden und Evaschlange und Sphärenharmonie in einen Rahmen bringt —: welche ist die Wahrheit des Ganzen? Die biographische, denk' ich, daß der Verfasser — von allem diesem in der Schule gelernt, in Büchern gelesen, in Zirkeln gesprochen, in Muße sich Gedanken gemacht, und daß in d i e s e r Folge, in d i e s e m Zusammenhang keines mit dem andern streitet. Denn ein gedachtes Feuer wird durch gedachtes Wasser nicht gelöscht, und in einem bloß vorgestellten Winter kann auch der Sommer vorkommen. Ich wüßte nicht, welche Art von Roman geeigneter sein könnte als die bezeichnete, zu der Überzeugung zu führen, daß alle Elemente aller Poesie ganz von selbst schon in der Prosa des Lebens nebeneinander und durcheinander liegen, und daß man sie im Konversationslexikon noch vollständiger finden kann.

Dieses, das Konversationslexikon, hab' ich immer für das Epos unserer Epoche gehalten. Seien wir ehrlich genug, zu gestehen, daß es uns ist, was den Griechen Homer war. Hierin liegt auch die gründlichste Rechtfertigung für jene allumfassenden Romane. Was können sie dafür, daß der Leser interessiert sein will, ohne selbst sich für irgend etwas bestimmt zu interessieren? Einstmals war der Leser gefühlvoll, interessierte sich zärtlich für die Wahl des Herzens, für den Mond: da wußte der Dichter wohin. Dann war er frivol, interessierte sich für epikuräische Gutschmecker, die allmählich aus platonischen Schwärmern hervorgingen: da wußte der Dichter wohin. Dann war er stürmisch-hochherzig, interessierte sich für flegelhafte Genies, die den Herzog erstachen, Nonnen raubten, Gesindel prügelten: das war auch zu machen. Aber das ist längst vorbei. Weder

dies will man jetzt, noch daß der Poet doktrinär sei wie Klinger, noch humoristisch wie Jean Paul, noch phantastisch wie Hofmann, noch sonst etwas Dagewesenes; aber — interessante Geschichten soll er erzählen. Lieber Gott, was ist interessant? Dem Naturforscher ist der Wurm interessant, der den Menschen anekelt; dem Krämer der Wollpreis, der dem Gelehrten nichts ist; dem Jüngling das Mädchen, das sein Vormund ein Gänschen nennt; dem Archäologen ein Scherben, der für den Philosophen nicht existiert — alles ist interessant und alles ist uninteressant. Aber dieses All ist die Prosa. Gibt es denn gar nichts, das für alle interessant und für niemand uninteressant wäre? Wir wollen sehen. Für die Romantiker — ich weiß, daß sie jetzt auch uninteressant sind; aber ich muß doch auf sie zurückkommen — für die Romantiker gab es etwas, das ihnen unbedingt galt, und von dem sie glaubten, daß es allen Menschen unbedingt gelte. Darauf wollten sie bauen, damit ihre Poesie Grund habe, Gestalt gewinne, nicht in die Breite der Prosa zerlaufe.

Sie hatten sich dieses Unbedingte nicht ausgesucht, aber gefunden, erfahren im Ernst der Zeit. Durch innere Verwandlung — wie ich oben in dem letzten meiner Paradoxen sagte — war dieser Ernst der Zeit den Anschauenden zu einem erneuten G l a u b e n geworden; wenn heut umgekehrt die Anschauung des Glaubens von absichtlichen Dichtern für den Genuß des Augenblicks verbraucht wird.

Der Eingang unseres Jahrhunderts war ernst; dies wird jeder zugeben. Wieviel Spaß hatten doch zu ihrer Zeit Voltaire gemacht oder Diderot samt den deutschen Nachäffern; wieviel Spaß in ihrer Art W i e l a n d, M u s ä u s, T h ü m m e l; und K o t z e b u e fuhr noch immer fort, seine Spässe zu machen: aber sie wollten nicht mehr verschlagen. Es war die Zeit gekommen, daß die Gebildeten an den schlichten Volkssinn appellieren sollten, die Zeit, daß die Freigeister, wenn sie die Frucht des Kreuzes nicht kannten, wenigstens das Holz des Kreuzes fühlen sollten. Ein allgemeiner Bußtag war ausgeschrieben, bei dessen Beginne Völker und Fürsten vor einer äußeren Gewalt und bei dem Schlusse vor Gott ins Knie sanken. — Die deutsche Dichtung — denn echte Dichtung ist immer eine Prophetin — hatte diese Andacht vorausgefeiert. Sie war, als ihr die Erde keinen Spiegel mehr bot, dem Himmel des Christentums zuge-

wendet, und seine Lichtbildungen traten ihr still und allmählich über die Dunkelheit der Gegenwart hervor. In der Zeit, wo sogar ein Klopstock als betagter Mann mit hohen Erwartungen auf die Anfänge der französischen Revolution hinblickte, gab es Jünglinge, vereinzelte, unbeachtete Jünglinge in Deutschland, die teilnahmslos für die Bewegung der Zeit, nach dem höchsten Ruhepunkt aller Bewegung die ganze Schwermut ihres Geistes hingezogen fühlten. Ihnen — wie die Vermächtnisse des frühverstorbenen Wackenroder zeigen — lehrte Sehnsucht, Ahnung, in sich gehender Sinn, daß der Mensch ein ziellos Irrender, ein Gespenst seiner eigenen Einbildung bleiben müßte, wenn es nicht für ihn ein Unbedingtes gäbe, in dessen Vergegenwärtigung er mit allen seinen Trieben und Gedanken sich versenken kann. Das, was für solche reines Bedürfnis ward, war so schon selbst anschauende Erfüllung, der Lebensstrom ihnen geöffnet, der aus dem Opfer der Gottheit quillt. Die Zeichen der Kirche wurden wieder wunderkräftig, wenn es anders ein Wunder ist, Seelen umzugestalten und die ganze innere Welt eines Menschengeistes zu verklären. Wohl gab es, nachdem einzelne Erscheinungen durch die unmittelbare Macht der Innigkeit Anklang gefunden, auch eitle Schwärmer, schwachmütige Heuchler, nicht anders, wie es früher und gleichzeitig erheuchelte Freigeister und Tugendhelden gab. Aber wenn man das Verlieren der Wirklichkeit — deren Natur es doch ist, sich zu verlieren — wenn man dies Verlieren der Wirklichkeit im Geiste in das Urbild der Gottheit und in das Wunder der Menschwerdung Schwärmerei nennen will, so war es eben damals für reichbegabte Dichter, für Dichter, die sich als solche dokumentierten, ein unwillkürlicher Glaubenssatz, daß diese Schwärmerei der Morgen und Abend sei, aus dem der Tag der Dichtung werde. Und im Gegenteil kann unsere heutige Poesie zeigen, was bei einem Dichten ohne Schwärmerei herauskömmt: Früchte, die nähren können oder auch beizen, aber nicht beseligen, nicht den Menschen über sich erheben. Man nenne immerhin den beschaulichen Novalis, weil seine Besonnenheit sich innerlich wieder besann, einen Schwärmer: es sind doch wenige, die ihn ohne Achtung und Anteil so nennen, und wenige werden leugnen, daß seine geistlichen Lieder eine hinnehmende Liebe atmen, die man in Konsistorial-Gesangbüchern gar oft vermißt; daß sein Roman, obgleich er die Wirk-

lichkeit bis zu Blume und Fels in Legende verwandelt, uns dennoch ein höheres Gefühl des Daseins gibt, als moderne Erzählungen, die von Wirklichkeit strotzen.

Was ist Schwärmerei? Sie ist ein Heraustreten aus dem wirklichen Bewußtsein; aber nicht dies allein; die echte tritt in ein höheres. Jene Dichter empfanden, daß die Poesie hinausgehe über das unmittelbare Bewußtsein, aber nicht hinaus in leere Ideale, sondern in die, welche Gott in seiner Offenbarung geschaffen hat und alle Tage wiederschafft. Den einen war dies Verhältnis selber bewußt, bei andern war es nur faktisch das Ergebnis reinen Triebes, gleichsam die unsichtbare Morgenluft des Geistes, die ihn zum Anblick göttlicher Schöpfung weckte. Bei dem jungen G o e t h e war es so Natur, die reine Natur des Geistes, derenthalb er weder mit L a v a t e r s zu idiopathischer Pietät, noch mit H e r d e r s zu transszendenter Theologie sich befriedigen konnte, und es war noch dieser reine Zug, der seine erste Anschauung des F a u s t zurückführte auf Gestalten, die von der gottgeschaffenen Taufe des deutschen Glaubens geweiht und ewig wahr sind. Hier wob in seiner tiefen Klarheit, in seiner berufenen Unruhe, einzugehen auf Zweifel und Lebensverwirrung, in seiner tätigen Hoffnung, das Heilige wiederzufinden in der Tiefe des Menschlichen, aus der Brechung des Irdischen selbst es heraufzufördern, verjüngt und wieder verjüngt, verknüpft und wieder entbunden, verfolgt durch alle Maße stets neu dies Unverlierbare zu gewinnen — in dieser Klarheit und Unruhe wob hier derselbe Geist, der die deutschen Dome gebaut hat, Gotteshäuser, wogegen unsere protestantischen Kirchen Schulstuben sind. — G o e t h e hatte keine feste Einsicht in die Göttlichkeit seines Schaffens. Er war fromm genug gewesen, die Gestalten „walten zu lassen, weil sie sich zudrängten“, weil ihm Erinnerung und Wehmut ihr Recht verkündigte. Aber als sie vollendet und selbstlebend ihn verließen, wußte er nicht, daß sie frei seien; er nahm an, was ihm andere sagten, sie ständen noch in der Wirklichkeit, wären unvollendet; er glaubte, durch Kunstgriffe ihnen fremdartige, erwählte Studien als Fortführung und Ende anheften zu können. Aber die ersten Bildungen des Faust sind stärker als ihr Meister; in unbezwinglicher Keuschheit stoßen sie leicht die wohlmeinend nachspielenden Träume von sich ab, und vergehen frei und unaufhaltsam in ihre eigene Tiefe;

wie Gretchen, die nicht Angst, nicht Beschwörung, nicht Liebe vom sühnenden Tode zurückzuhalten vermögen. Wer kann noch fragen, wo Gottes ewiger Himmel näher sei: in jenem von letzter, immer noch geschickter Hand gefertigten Transparent-Gemälde, wo (unter Beihilfe schöner, christlicher Motive) durch klägliche Übervorteilung des Mephisto der alte Grillenfänger stufenweis in den Himmel gehoben werden soll — oder dort, wo in der Nacht des Kerkers das arme Opfer unendlichen Vertrauens, die Schuldig-Unschuldige, durch bloße Ergebung Ketten und Todesangst, die Gespenster der Schuld und Schrecken des Gerichts und die Versuchungen der Liebe überwindet. Ich frage nicht. — Goethe konnte meinen, in einer Antike (die jedoch keine war, sondern seine angenommene Zubereitungsweise der Dinge) das wahre Gleichgewicht gefunden zu haben: die einsehende Zukunft wird urteilen, daß er nicht durch Prometheus, Pandora, Helena, noch weniger durch Kunst und Altertum, noch durch das Utopien seiner Wanderjahre, sondern durch die Lehrjahre und durch jene Fülle eingeborner, schaffender Entschlüsse, die vor seinem Wendepunkt von 1816 hervorgingen, der Seher seiner beiden Jahrhunderte war.

Über die Religion, die unsere Geschichte, unsere Bildung, unsere Sprache gemacht hat, sehen wir vergeblich hinweg; sie hält doch in den feinsten Nerven unsere Gedanken fest, und läßt sie innerlich, wenn sie an tote Elemente sich heften, leer und hohl. Diese Religion ist auch da, wo es die Oberfläche nicht verrät, der innere Grund aller gehaltigen Poesie. Die Romantiker hatten vollkommen recht, wenn sie in der christlichen Symbolik, der Brechung des Geistes in sich, das positive Maß unserer Dichtung sahen. Nur daß die Einsicht in dies Verhältnis noch nicht die Erfüllung des Maßes, der äußere Anzug der Symbolik noch nicht ihr Wunder ist. Selbst in Tiecks Genofeva fand ein besonnener Prüfer ein Überwiegen der Einsicht und Absicht über die mitschaffende Notwendigkeit. Und doch war hier ein echter Beruf in so vielen lichten Erklärungen und tieferfahrnen Zügen unverkennbar. Die reflektierende Anwendung, die vielleicht in manchen andern der bestimmten Rundung und unbefangenen Erfüllung des Ganzen Eintrag tut, war damals eben auch insofern natürlicher, unschuldiger, als die Einsicht, von der sie ausging, und die in ihr hervortrat, erst wieder zu gewinnen

und durch die Bildung durchzusetzen war. Diese Einsicht war selbst Gedanke der Bildungsgeschichte, war bestimmt, dem Zeitalter durch die Talente, die in seiner Tiefe arbeiteten, wiedergeschenkt zu werden. Dies war ihre Notwendigkeit. Und darum glänzte in solchem Abspiegel von Bildungen, die dem Morgenlicht unseres Glaubens entstiegen waren, ein fruchtbarer Strahl aufklärender Liebe weiter. Es war Gewinn für alle, daß die heiligen Sagenbilder und Volkslegenden wieder nahe kamen; jene religiösen Gedichte, deren Züge schon die Ahnung wirken, daß sie nicht aus einer einzelnen Hand hervorgegangen sind, sondern in ihnen der Inhalt vieler Menschenseelen zur Blüte gekommen ist. Dann wurde hierdurch der wahre Sinn für die kirchlichen Gemälde und Bildwerke unserer Vorfahren erst aufgeschlossen und erweitert. Diesem ferner wird in unsern Tagen eine Verjüngung der bildenden Künste verdankt. Und alles dies hatte zu Geleit und Folge, daß eine zunehmende Anerkennung vom Tiefsinn der christlichen Symbolik und von der Schönheit der heiligen und kirchlichen Tradition nunmehr ziemlich allgemein verbreitet ist. Schon Kotzebue mußte in seinem „Schutzgeist“ Zeugnis ablegen, daß diese Anerkennung bis in die Oberfläche der Zeit gedrungen sei; freilich auch ein Zeugnis, wieviel die Oberfläche davon faßte: das Oberflächliche. Sie trug, wie immer, nur neue Ausdrücke in ihre Rhetorik, neue Gegenstände in ihr Repertoir, änderte die Devisen, sonst nichts. Es wäre sehr unnütz, diese Romantik einiger Modeschreiber zu beseitigen, die von dem Inhalte ungefähr so begeistert waren, wie es diejenigen von der Lady Morgan, von Bolivar oder von der Nation sind, die ihre Hüte und Bänder nach ihnen benennen. Der Freischütz schien davon der Gipfel. Aber noch heute wird eine ähnliche Karikatur, die nach einer der geistvollsten Legenden, von dem normannischen Robert, sich benennt, dazu verwendet, die Ohren der Menge mit Musikluxus, die Augen mit unzüchtigen Tänzen, die gemeine Sinnlichkeit mit Gespenstergrausen zu irritieren und für den Augenblick zu füllen.

Und doch, wieviel feiner noch ist der Mißbrauch, womit eine vielgewandte Poesie der Gegenwart sich darin gefällt, die innigsten geistigen Bewegungen des Glaubens nachzumachen, nur um eine magische Beleuchtung in ihr Vaux-hall zu bringen, oder um durch plötzliches Abwerfen und Verzischen der Begeisterung

einen wollustähnlichen Reiz zu üben. Wohin wird es mit unserer Bildung noch kommen? Übertriebener Unterricht, Schwelgen in Lektüre, tatenlose Verbreitung aller Empfindungs- und Denkweisen haben die Folge, daß wir in kaum gereifter Jugend schon alles das, was wir erüben, tun, erfahren sollten, auf einem leichten Surrogatboden der Wirklichkeit hastig und bedürfnislos durchgesehen und durchgespielt haben, daß wir neben einer erfahrungsarmen Gegenwart einen unendlichen Reichtum mit halbem Bewußtsein im Schlaf erleben. Die inneren Mächte unseres Lebens rinnen so in bestandlosen Träumen ineinander; wir erkennen einander nicht mehr in unsern höchsten Angelegenheiten; nur das Animalische und Finanzielle bleibt als sichere Wirklichkeit gemeinsam. — Was wird dabei aus dem Glauben? — Die Mysterien des Glaubens hören nicht auf: sie kehren so sicher wieder, als der Frühling alljährlich die Natur wieder zum Kinde macht, als dem hingreisenden Menschengeschlecht neue Säuglinge am Busen junger Mütter folgen. Die Mysterien des Glaubens hören nicht auf; aber nur noch geheimnisvoller, noch vertiefter wird ihr Sakrament, je selbstischer die Wirklichkeit alle seine heiligen Gefäße in den Schmelztiegel ihrer Veränderungen wirft. Auch dies hat sich der Glaube selbst prophezeit; auch dies ist von den Dichtern geschaut worden, die, in reiner Begeisterung auf den Boden der Religion zurückgetreten, von da aus die labyrinthisch erweiterten Vorhöfe überblickten. — Arnims Halle und Jerusalem liest die Gegenwart nicht; aber sie spielt einen Teil seines Inhalts. Freilich sieht das Ganze mit seinen Verschlingungen und Metamorphosen, mit seinen unerschöpflichen Erschließungen mannigfaltiger Tiefen wie ein langer, langer und doch entfliehender Traum aus. Und darüber haben sich die verwundert, die selbst nur atmen und ausatmen in einem solchen Traum. Sie selber würden es doch hochübel nehmen, wenn man ihr Ankleiden und Essen, Trinken und Schlafen für ihr wahres Dasein oder das Geschäft ihres Tages für ihr eigentliches Wesen erklären wollte. Sie wollen auch etwas sein am Triebrad der Zeit, wenigstens in ihrem Denken und Wissen die heterogensten Erscheinungen des Einst und Jetzt besitzen, die entferntesten Zwecke umfassen, in ihre Konversation alles aufnehmen, in alles sich mitteilen. Woher sonst und wozu die Menge Journale, Repertorien, Lesegesellschaften, Vereine, Eilposten? So mögen

sie doch aufweisen, was sie in die Zeit gesetzt, das darin bestehe; etwa ein Buch, das, wenn es nicht schon weggeschwemmt ist, in jedermanns Händen etwas anderes wird, etwa eine Anstalt, die Mittel schafft, deren Zwecke sie nicht beherrschen kann — und mögen aufweisen, was das Resultat ihres Denkens und ihrer Konversation ist; etwa Nichts oder im bessern Fall ein Wechsel von Gedanken und Absichten, ein unaufhörliches Verwandeln in ihnen selbst. Aber dieser unendliche Reichtum des Traumes ist es ja, den jenes Studentenspiel und Pilgerabenteuer von Arnim mit dem schärfsten Verständnis voll wunderbarer Ähnlichkeiten abschattend, mit der freiesten Umfassung voll offener Wahrheit verschlingend, mit der innigsten Liebe jeden Inhalt in den Lebenspunkten der Wandelgebilde mitfühlt und zart und spannkräftig verfolgt. So, indem der Dichtergeist mit der reinsten Hingebung eingegangen ist ins Innere des Zeitentraums, gibt er ihm die letzte Wahrheit, daß er ihn nicht sich setzen und verhärten läßt, sondern im Aufnehmen unermüdlich und leicht ihn hinnimmt, und auflösend all die schimmernden Verkleidungen und seufzenden Betörungen der Weltseele, fortleitend all ihre blutigen Anstöße und unblutigen Leiden, an ihren eigenen Rätselzügen sie zurückspinnt in das einige Herz, von wo aus all ihre Lust und Unlust sich schied, wohin jeder Trieb und jedes Ermüden strebt, in das heilige Grab, den Mittelpunkt der Welt. Diese gesprächreiche, sinnvertiefte Vision des Dichters, der der sprödeste und weichste zugleich war, den Deutschland trug, wird wieder gelesen werden, wenn die jetzige Aufklärung so abgezeitigt sein wird, als die des vorigen Jahrhunderts an seinem Ende war.

Die Phantasie, die das erstgeborene Kind des Glaubens und die Person der Natur ist, erscheint ihren Halbgeschwistern, der Einbildung und der Willkür, unbeständig und schwärmend; sie schauert, wo die letzteren sich anziehen lassen; sie denkt weiter, wo diese ruhen wollen; aber sie allein trägt in sich das reine Wissen, woher und wohin; und sie allein wird nicht zuschanden im Untergang, weil sie selbst in ihre Tiefe sich löst. — Auch in dieser Treue, dieser Stärke des Glaubens, die sich nicht in die Breite der Selbsterhaltung verkaufen läßt, sondern im runden Umschwunge sich und ihre Gestalten in den harmonischen Strom des Mittelpunktes hingibt, gesellt sich Eichendorffs Poesie

diesen bewußtvollen Dichtungen, die den Augenblick in die Wahrheit versenken. In der Art, wie sie dies tut, hat sie ihre eigene Weise. Wenn man zuerst hineintritt in die Bilder seiner Novellen, wird man empfangen von blühender Natur und klingenden Melodien, man findet sich unter freudigregsamen Gästen: da gibt es Grüße, Feste, Abenteuer; das Reich der Jugend geht hoch auf: man glaubt, der Dichter wolle nur die Schönheit der Welt und den wohlgemachten Menschen mit seinen kräftig erkennenden Sinnen feiern. Aber die Feste spielen sich hinüber in Zerstreuung, ehe man sich's versah; die sich grüßten, verfehlen einander, und wenn nun die bauenden Gründe fortrauschen in der Emsigkeit der Natur, weht von ihnen heimliche Wehmut nieder; wenn von den Bergen herüber die Lieder entfernter und tiefer nachhallen, gemahnt es anders als bei ihrem ersten Erklingen. Wie es nun auch die dichtende Führung wenden mag: wenn sie das einemal die schlagenden Wellen des Lebens erneuert, das andremal die Wege des Irrtums tiefer ins Dunkel verfolgt: immer läßt sie uns am Lichte der Verwandlung erfahren, daß jene Gestalten, die wir so harmlos nahmen, von einer ernsteren Bestimmung begleitet seien, und dann wieder, daß doch diese höhere Bestimmung, die wir anfangs in ihnen nicht kannten, kein fremdes, hinzugetretenes, nur ihr eigenstes inneres Wesen, ihr mütterliches Schicksal sei. So wird dann, vor unsern Augen, selbst den Versinkenden das Grab zur Wiege; und die, welchen eine Stätte des Glücks bereitet ist, betreten sie nicht ohne eine Weihe, die diesem Glück eine andere Bedeutung, als die des Selbstgenügens, in dem Bewußtsein der Sterblichkeit zugesellt. — In seinen Trauerspielen hat der Dichter — im Ezelin: — alles versammelt, was blühende Heldenkraft zeigen kann, um an ihr zu zeigen, daß ihr höchster Trotz von selbst in eine Feuerschrift der göttlichen Gerechtigkeit sich bricht — im letzten Helden von Marienburg: alles, was den gediegensten Gottesstreiter zeigen kann, nur um an ihm zu zeigen, daß sein Sieg ein anderer ist als das Siegen im irdischen Kampf. — Eichendorffs erster Roman und sein neuester endigen damit, daß die Dichtung hinübergeht in Religion. So klar sie die Wirklichkeit wiedergeboren hat, so treu sie mit der Seele hingegangen ist durch die Spiele und Kämpfe ihrer Entfaltung, um so gewisser nur weiß die Schönheit, daß sie ihre Ruhe nicht hat in der Welt, die dies-

seits dem Opferaltar erscheint: sie nimmt in ihrem Arm die Seele mit sich in seine Flamme und verschwindet aus dem Schein in die ewige Wahrheit.

* * *

Die durchgesprochenen historischen Gegensätze sind es, deren Vergegenwärtigung und Schätzung unerläßlich ist, um die Poesie des Freiherrn von Eichendorff in ihrer natürlichen Entwicklung und in ihrem wahren Zusammenhange zu verstehen und zu würdigen. Mitten in jenem wirklichen Kampfe der Geister erwachte die Jugend dieser Poesie, ward rasch hineingezogen, und kam durch ihren Anteil daran zu sich selbst. Unter der großen Aufregung aller Bildungselemente und dem drückenden politischen Unglück im ersten Dezenium unseres Jahrhunderts erwuchs und stählte sich die Sehnsucht und der fromme Geist des Jünglings. Die hierunter gespannte Innigkeit der Jugend und die Glut jener Tage, ungewiß gestellte Hoffnungen neben tiefer Anschauung und Treue drängten, nach der Studienzeit und manchen frühen lyrischen Anklängen, sich zusammen zu seinem ersten poetischen Werk — Ahnung und Gegenwart, Roman in drei Büchern, der bereits 1811 vollendet war — und gaben den Zügen dieser Dichtung eine Raschheit und Wärme, eine fliegende Lebhaftigkeit, eigen gepaart mit wehmutsvollem Ernst. Den Faden der Geschichte bilden die Erfahrungen eines jungen Grafen. Treu im Hoffen, im Lieben und im Dienste des Vaterlandes, sieht er die Bilder seiner Hoffnung untergehen in der Verwirrung der Zeit, das Glück seiner Liebe im Leichtsinn der Gesellschaft versinken, das Vaterland fallen, dem er seine Kräfte und Güter geopfert. Nach manchem fröhlichen Jugendfest, manchem edeln Genuß der Freundschaft und Begeisterung, nach vergeblichen Arbeiten, täuschenden Verbindungen und blutigen Kämpfen, lösen in rascher Folge die einzelnen Rätsel seines Weges und das innere Rätsel seiner Erfahrung ihm sich auf; reif zum Frieden, erwählt er den geistlichen Stand. Die Erzählung ist bündig, in breiten, einfachen Strichen, romanzenartigen Bildern. Der Inhalt, gleich dem jedes wahren Epos, ist der Widerspruch und die Einheit der göttlichen und der menschlichen Welt, der Poesie und Wirklichkeit. Nach diesem Thema sind die Hauptgestalten gesetzt, ihrem Charakter und Schicksale

nach ebenso viele Brechungen dieses ursprünglichen Gegensatzes, der die einen hebt und wendet, die andern verzerrt und zerreißt und in skizzierten Nebenfiguren sich weiter abschattet. Sie alle trägt und umgibt, stets gegenwärtig, eine unschuldig blühende Natur, als vollkommene Wirklichkeit, ein gerechtes Schicksal, als himmlische Vollkommenheit. An ihnen allen ist die Schönheit, niedersteigend oder aufsteigend, ein bestimmter Übergang jener Natur und dieses himmlischen Berufes, hier lieblich bildend, dort witzig störend, bald Strahl, bald Flamme. So treten sie aus einem Grunde einander gegenüber, verbinden sich, scheiden sich, werden verwandelt. Die Züge sind nicht künstlich verschlungen, aber sinnvoll zusammengehalten. Die Ausführung ist oft von der reinsten Blüte, bisweilen härter, die Form überhaupt mehr lyrisch als episch, nicht nur durch viele, sehr schöne Lieder, sondern durch den Ton des Ganzen; denn die Anschauung ist immer schon erfüllt, der Mittelpunkt immer der Oberfläche nah. Während daher im einzelnen Mitteltöne fehlen, ist die Harmonie des Ganzen großartig und echte Begeisterung. Die religiöse Poesie hat solche Art. Sie erblickt alles schon in der Bedeutung der Einheit; das Widersprechende daher verzerrt sich rasch an ihr, das Wahre fließt ungehemmt in dasselbe Licht. Die Träume in diesem Buch, die Gesänge, Gesinnungen sind das Wirkliche, stets blühende Gestalt; die Züge der Wirklichkeit werden dagegen zum Angedeuteten, stets vergehende Schatten. Die Lokalfarben — nur die Farben, nicht die einzelnen Gestalten — sind aus der wirklichen Zeit der Dichtung, die Gewitterschimmer jener Verwirrung in der Bildung des Geschlechtes, wie sie damals unter den Streichen der Not scharf sichtbar wurde, und darüber die hohen Bilder guter alter Zeit, in den Herzen aussehend wie Hoffnung, in der Gegenwart ohne Fußpunkt. Den Mythus dieser Tage erzählt unvergleichlich die Romanze im zweiten Buch (Kap. 12) von dem wunderlichen Alten und der schönen Prinzessin. Und wie zugleich mit dem Dunkel der Not, in deren Mitte noch der Dichter schrieb, auch die Erinnerung der Ideen am Horizont der Gegenwart versinken werde, prophezeit gegen Ende der Dichtung das tiefgestimmte Lied:

Nächtlich dehnen sich die Stunden,
Unschuld schläft in stiller Bucht,

Fernab ist die Welt verschwunden,
Die das Herz in Träumen sucht.

Und der Geist tritt auf die Zinne,
Und noch stiller wird's umher,
Schauet mit dem starren Sinne
In das wesenlose Meer.

Wer ihn sah bei Wetterblicken
Steh'n in seiner Rüstung blank:
Den mag nimmermehr erquicken
Reichen Lebens frischer Drang. —

Fröhlich an den öden Mauern
Schweift der Morgensonne Blick,
Da versinkt das Bild mit Schauern,
Einsam in sich selbst zurück.

Bald nachdem diese Dichtung vollendet war, brach der Morgen an; der Dichter bewies, daß er nicht um zu spielen an die innern Saiten der Zeit gerührt hatte; seit dem Februar 1813 freiwilliger Jäger, seit dem Herbst Offizier, focht er im Wiederherstellungskriege bis zum endlichen Siege mit, und blieb bis ins Frühjahr 1816 in Frankreich. Wie ganz er aber von dem Taumel des Übermutes entfernt war, der dazumal viele hinriß, mit welcher Demut er über den Anteil an der Befreiung dachte, beweisen die schönen Worte, die er an Fouqué, als ihn dieser 1815 zur Herausgabe von Ahnung und Gegenwart bestimmte, anstatt einer Vorrede schrieb. Von dem Rückblicke, den sein Buch gewähren konnte, will er das hochmütige Erstaunen über sich selbst, seitdem so Großes vollbracht zu haben, ferne wissen, den Ernst aber hofft er, der im Glücke ebenso not tue als im Unglück. „Laßt uns Gott preisen, jeder nach seiner Art! Ihm gebührt die Ehre, uns ziemet Demut, Wachsamkeit, und frommer, treuer Fleiß." — Er trat in preußischen Staatsdienst. Neun Jahre verflossen, ehe seinem ersten Dichterwerk neue folgten.

Die Prophezeiungen des Dichters vom Zurücksinken der Erinnerungsbilder und Hoffnungsträume, und seine Besorgnis eines überspannten Selbstgefühles der Zeitkinder waren inzwi-

schen erfüllt, und die Musik der Poesie, als man ihre Noten in Zeitungsblätter verwandeln wollte, zum Galimathias geworden. Wie dieser Galimathias brauste und sauste, und versausend sich niederschlug, gab nun der Dichter 1824 zum Besten in einem dramatischen Märchen in fünf Abenteuern, betitelt: Krieg den Philistern! Die Grundzüge des Inhalts habe ich oben mitgeteilt. Wer das Terrain kennt, und nicht nach falscher Leseweise im Idealen Allegorie und in den Figuren Pasquille rät, sondern frei der Bewegung des Witzes folgt, wird sich zum heitersten Genuß erhoben fühlen. Dies mannigfaltige Versteckenspiel und Rollenaustausch von Poesie und Prosa in zierlichen Touren bis zu einer unschädlichen Berserkerwut ergötzt in Wahrheit. Das idyllische Gemälde der Stadtpromenade, die kurze phantastische Szene zwischen dem Turmwächter und dem Narren, die wohlgetroffene Teegesellschaft, und zwischendurch die keimende, wachsende Verwirrung — alles in geistreichen Zügen und lachenden Farben geht lustig auf. Und wie dann das Stück rückwärts in die Zeitalter hineingeht, ist die Erscheinung jener Unschuldigen, Glücklichen, die als die Zeitlosen am Saume aller Zeiten wohnen, und ihr anmutiges Los in so wohllautenden Worten singen, von der reinsten Wirkung. Wie köstlich ist doch die Romanze von Engeln und Bengeln, die der Narr auf diesen Höhen singt! Dann das beau siècle und das graziöse Menuett im französischen Garten, darauf der kernhafte, mittelalterliche Wegelauerer, endlich der Urwald, wo der ungeheure verschlafene Riese um sein Metfaß flennt — es muß im Original gelesen werden; und wenn nun diese monströse Figur des äußersten Hintergrundes plötzlich in die modernen Wäldchen des Vordergrundes tritt, so kann man sich das knallende Finale denken.

Nicht anders wie in diesem Lustspiele, wenn auch minder ergötzlich, hatte die wirkliche Ironie der Zeit die Jagd nach Idealen aufgelöst, und den prosaischen Nennwert der Zustände wieder hergestellt. Die Poesie, nicht mehr bemengt mit den Ansichten und Absichten des Zeitgeistes, war wieder allen denen, für die es überhaupt eine gab, eine Idealität geworden. Und in dieser Anschauung ihrer freien Bedeutung, der kein Bürgerrecht im praktischen Leben erteilt werden kann, noch darf, spiegelte unser Dichter ihre blühende Welt in zwei Novellen, die zunächst nach dem Philisterkrieg herauskamen: Aus dem Leben

eines Taugenichts, und: Das Marmorbild (nebst einem Anhange von Liedern und Romanzen), 1826. Die erstere dieser Novellen zeigt im klarsten Spiegel die Idealität der Poesie in sich, ihre Unschuld und Zwecklosigkeit; die andere, kürzere, ist ein milde warnendes Bild vor dem Scheine dieser Idealität nach außen, dem täuschenden Schimmer der Traumwelt. Jene läßt schauen, was für ein liebenswürdiger Taugenichts die Poesie ist, solange sie in sich selbst befangen bleibt; diese läßt ahnen, was für eine Sirene sie werde, wo sie außerhalb ihrem eigenen Umkreis an den Grenzen der Wirklichkeit wiederscheint. Wenn dort die wirkliche Welt im Äther der Phantasie zum anmutigen, heitern Traumbild wird, so wird hier vom verwirrten Phantasiebilde, wie von einem Gespenst, das Blut des wirklichen Lebens ausgesaugt. — Der Taugenichts mußte und muß die Herzen aller Leser gewinnen; er ist, ohne es zu merken, die eingefleischte Poesie. Seine Seele ist Kinderglauben, sein Blut Humor, sein Verstand Wohllaut, unschuldige Liebe sein Auge, und sein Herz ihm selbst ganz unbewußte Wehmut. Er versteht nichts von allem auf der Welt und an der Welt, als die Wunder der Erscheinung, den Einklang ihrer Töne, den Witz ihrer bildlichen Spiele; und daß es nur seine eigene reingestimmte Seele sei, die, jeden Augenblick ihm entschlüpfend und aus den Bildern der Welt zurückfallend in sein Auge, diese erst schön und das Auge selig macht: das ahnt er nicht. Von einer Verwechslung und Verkennung zur andern, von einem Mißverständnis zum andern, immer glücklich, immer verbessert, irrt und fährt und tanzt er durch die Welt. Viel zu besitzlos, um Sorgen zu haben, zu leichtsinnig, um Absichten zu hegen, zu einfältig, um verführt zu werden, zu seelenvoll, um Langeweile zu fühlen, schlüpft er nicht nur durch alle Netze, womit der Weltgeist seine Kinder fängt und bindet, arglos hindurch, er spielt noch obendrein mit den Netzfäden, und webt sich ein Paradies daraus; und nur mit den Füßen, im bloßen Gehen webt er's; denn sein Kopf weiß nichts davon, daß er es gemacht hat. Arbeitend geht er müßig, liebend verkennt er harmlos die Geliebte, wandernd wird er, ohne es zu wissen, entführt; für ein Frauenzimmer gehalten, läßt er die Leute sich in ihn verlieben und merkt's nicht, ist gefangen und lebt frei, erhält Briefe, die nicht an ihn sind, und versteht sie doch, und so fort und fort macht er sich alles, was ihm wider-

führt, willenlos zum Gedicht, und wird nur endlich enttäuscht, um ganz in den Hafen des Glücks einzulaufen. Seine geistvolle Albernheit macht uns mit zum Kinde, seinem himmlischen Unverstand kann kein Leser widerstehen, und mancher, der sich in dieser Wiege des Frühlings geschaukelt hat, ruft aus: Wie glücklich muß der Dichter sein! Wie gemütlich ist seine Welt! — Aber ein Dichter muß viel gelitten haben, ehe sich die Poesie so klar und schlackenlos in seiner Seele befreit hat; tief muß er den Wermut des Lebens in sich gesogen haben, bevor er seine Blume so süß und lauter andern bieten kann, und er muß edel sein, um die Treber der Erfahrung so ganz für sich zu behalten, und ohne den kleinsten bittern Anzug nur den reinen Wein zu geben. Glaube nicht, weil du hier die Natur siehst ohne den Schatten des Todes, sie sei dem Dichter noch nicht gestorben; nur weil sie ganz in ihm gestorben ist, hat sie den Tod hinter sich, und das auferstandene Kind ist von seinen Spuren gereinigt. Daß es nicht die lebende, nur die selige Wirklichkeit sei, die er gibt, wie sehr mußte das der Dichter wissen, um sie mit so unmerklicher Sorgfalt stets im freien Schweben zu erhalten, daß sie den Boden der baren Wirklichkeit nirgends berühren, immer nur in seinem Abglanze hingleiten darf. Wie Uhland in dem schönen Sonett von Justinus Kerners Dichtung sagt, er habe sie über Wipfeln hinziehen sehen wie einen Frühling in der Luft, der sich nicht in die Täler senken durfte, so darf auch die Lebenspoesie dieses glücklichen Taugenichts nirgends ernsthaft Fuß fassen und sich setzen: sie würde schnell zerteilt und aus sich selbst verschlagen werden: nur als der Heimatlose ist er überall zu Hause; und wer in das blühende Traumschicksal dieses Begünstigten ganz einging, der wird gerade am Schluß, wo doch sein Glück erst wirklich und wahr wird, einen leisen Anflug von Wehmut empfinden. So ist, wenn ein reiner Gesang verklingt, der erste Moment der Stille ganz heimlich ein namenloser Schmerz. — Ja, wer von sich hoffen kann, daß er in Wirklichkeit ohne Entschluß zu handeln, ohne Geld zu reisen und ohne Absichten zum Zweck zu kommen vermöge, darf sich in der Welt das Glück dieses Taugenichts versprechen, wie ihm Dichterphantasie überredende Klarheit zu geben verstand. Wer aber solche Bürgschaften nicht hat, wird um so dankbarer einem Dichter sein, der so rein das menschlichste Bedürfnis, die Befrie-

digung im Schönen, ihm stillt. Und wer dennoch glauben könnte, in der wirklichen Welt sich das Schöne zum Besitztum und Lebensgenuß zu erwerben, für den hat der Dichter seinem Taugenichts die andere Novelle, das Marmorbild, zugesellt. Diese Novelle zeichnet den bösen Zauber des Schönen in der verirrten Einbildung. Er ist am größten in solchen gebildeten Zeiten, wo viel Vergangenes ideal geworden ist. Es gibt dann Ideen, die, nicht mehr in der Wirklichkeit befestigt, nicht mehr verwickelt in die Gegenwart, aber mannigfaltig bewegt in Nachgefühlen, verlorenen Bildern, Sagen, Gedichten, an den Grenzen der Wirklichkeit dämmernd sich festhalten. Gerade solche überlebte Ideen, die man gewöhnlich Ideale nennt, reizen in ihrer Unbestimmtheit leicht die niederen Lebenstriebe, Eitelkeit und Sinnenlust, und gewinnen, von der Wirklichkeit dieser Triebe getragen, ein scheinbares Leben. Indem sie von geschäftiger Einbildung mit den schimmernden Farben ausgestattet werden, die in ihnen dem gereizten Triebe ein fernes Bild seiner Erfüllung vorspiegeln, steigert sich an ihrem Scheine dieser sehnsüchtige, leidenschaftliche Trieb; und da es die Glut und Reflexion eben dieses Triebes ist, von der sie ihr Scheinleben borgen, so wächst mit seiner Entzündung ihre illusorische Wirklichkeit und träumerische Gewalt. Immer unentbehrlicher werden ihm diese Phantome seines eigenen Begehrens, immer mehr vergißt er, daß es nur sein Durst ist, den er von ihren Gespensterlippen saugte. Der Mangel der Befriedigung selbst, weil das wesenlose Bild, in dem sein Abstrahl befangen ist, jeder wirklichen Berührung entweichen muß, mehrt seinen Durst, steigert den Trieb zur Unbändigkeit; und so lodernd ohne natürliche Nahrung kann er nur sich in sich selbst und das Leben, dem er angehört, zerstören. — Ideale Bilder des Genusses sind in der Poesie von selbst gereinigt; gleiten sie aber aus ihrer Region herab in die niedere Einbildungskraft, dann werden sie verführende Schatten. Ihre Schuld ist es nicht, sie klagen über ihre Macht, wie das Zaubermädchen Loreley; aber diese Wehmut auch macht sie noch reizender für die heimliche Lust. Gestalten des Glaubens sind heilig, solange der Glaube lebt; er ist aber überwunden, versenkt, und sie dauern fort als halbverstandene, fremdverwandte Bilder, dann wird von der nachgebliebenen toten Spur einstiger Andacht und Seligkeit das Unklare lebender

Seelen, ihre Ahnung und Lüsternheit angelockt, und was der Vergangenheit heilig war, wird zur Verkleidung der Lust und Sünde. Darum erschienen im Mittelalter die Heidengötter als verführende Zauberwesen; die damals bekanntesten Weisen des Altertums, Aristoteles und Virgil, hießen Schwarzkünstler; und die Erinnerung an ein versunkenes, geistreichüppiges Leben ging als magischer Spielmann um, der die träumend Nachgezogenen in den Venusberg lockte, aus dem keine Rückkehr war. — In Italien, wohin der Verfasser die Sage seines Marmorbildes verlegt, wird so Erinnerung und alte Kunst, heimlich vermählt mit junger Lust und neuer Sehnsucht, noch jetzt für manchen zauberhaft lebendig. Die Novelle läßt erkennen, wie leicht ein unschuldiges Gemüt die Fülle seines Busens unbewußt von Blendbildern sich entwenden läßt, die es um sein wirkliches Leben betrügen wollen. Sie lehrt aber auch die Formel, die den Zauber löst, die einzig wahre, unwiderstehliche. Und sie krönt die Anmut ihrer Bilder durch Versöhnung mit dem wirklichen Leben im Lichte wahrer und unvergänglicher Ideale.

Es gibt freilich noch ein drittes Wunderbares, welches weder göttliche Idee noch zauberhaftes Ideal, sondern das Entsetzlichste und zugleich zahmer als Wassersuppen ist. Das hieß einst Geistererscheinung, heimliches Gericht, Hungerturm, dann Fatum, Zigeunerspruch, verhängnisvoller Schalttag. Wie dieses, hindurchgegangen durch schottisch-deutsche Romantik, zur Shakespeare-Verbesserung sich bildete; in dieser neuen Jugend aber, obgleich selbst Fatum, vom Fatum hingerafft wurde, hat der Dichter gelegentlich spezifiziert in Meierbeths Glück und Ende, Tragödie mit Gesang und Tanz. 1828.

In demselben Jahre erschien sein Ezelin von Romano, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Die Anlage ist echt tragisch und historisch. Es ist der Betrachtung würdig, wie dieser Held im Gefühl überlegener Kräfte und Zwecke sich über seine Zeit hinaussetzt, erst mit festem Willen die nötigen Opfer einfordert, dann mit erhitztem Geist sich für die Wetterflamme des göttlichen Zornes hält, und bald gegen alles, was seinen Absichten, wenn auch ohne Schuld, im Wege steht, wie gegen ausgemachtes Verbrechen wütet. Die Furien des Kriegs und der Meute treiben ihn von einer Grausamkeit zur andern, so daß er die Gewohn-

heit, zu schrecken und niederzuschmettern, nicht mehr von Pflicht und Not, die fieberhafte Überspannung ehrgeizigen Selbstgefühls nicht mehr vom Beruf zu großen Zwecken, den Taumel des Übermuts und Zornes von Notwehr und Verhängnis nicht mehr unterscheiden kann. Erst hören wir ihn selbstsüchtigen Parteien gegenüber: „Bei Gott, sie sollen mir den Kaiser nennen auf Knien ihren einz'gen wahren Herrn; denn wer zu herrschen nicht versteht, gehorche! — — Des großen Kaisers Herrschaft will ich pflanzen in diesen Boden, eh' er ganz zerspalten! Mir hat er anvertraut des Reichs Panier, als seinem Vogt, und mit dem Banner will ich — mich stellen in den Strom der Zeit!" Aber unter diesem Aufgebot der Pflicht regen sich kühnere Gedanken. Weiter auf der blutigen Siegesbahn, spricht er zu sich: „Wenn mastenlos das Schiff im Sturme treibt, seh'n alle todbleich nach dem Steuermann; nun denn, ich fühl's: der Kaiser nicht, ich bin's, der retten kann." Die Stimme der Warnung mißhört er. Der kühne Gedanke wird unter dem Siegesjubel in Padua zur Tat, wo er das kaiserliche Panier von der Burgbrüstung wirft und seines aufpflanzt. Umsonst beschwört ihn der edelste seiner Freunde kniend um Rückkehr; er verliert den Freund und mehr. Vor seinem Geiste schweben Kronen. Schon glaubt er sich den berufenen Vollstrecker der Geschichte. Als ihm Mailand winkt, bricht er in die verwegene Hoffnung aus: „Ich sag': Ein Reich wird sein von Deutschlands Alpen bis an Neapels duftberauschten Strand!" Er will der Schönen den gold'nen, ew'gen Reif um die Stirne winden. „Doch" — setzt er furchtbar hinzu — „träumt nur nicht von Glück und guten Tagen! Ein Kriegsgespenst, vom Scheitel bis zur Zeh' in Blut getaucht, wird erst das Land durchschreiten" usw. Nach diesem angemaßten Richtscheit mißt er nun sein Amt, und redet im Gerichtsaal zu den Seinen: „Um Rache rings schrein laut der Völker Sünden, in unsre Hand gab Gott der Rache Schwert!" Über den eigenen Neffen bricht er den Stab; alle, die von ihm weichen, je teurer sie ihm sind, um so ergrimmter achtet er sie nun Verräter, vergießt Ströme unschuldigen Bluts, wirbt mit Brand und Mord, überrennt Freunde: „Bin ich der Strom, der durch die Felsen bricht, so reiß' ich auch die Bäche alle mit mir fort zum Meere!" und wenn die Menschlichkeit sich regt: „o wer's vermöcht', Blut abzuwaschen!" so schlägt noch höher die

verzweifelte Begierde auf, die nicht vergebens so gräßlich geworben haben will; und der Wahnwitz entbrennt. „Gerüstet bin ich, hineinzugreifen in den Schwung des grausen Räderwerks, und selber mir zu stellen Not und Glück!" Sein wahres Schicksal sieht er nun nur noch im Traum, und selbst als die ergreifendste Warnung das Geständnis wenigstens, daß er nicht wisse, wohin der innere Drang ihn jage, und, um äußere Wahl zu haben, zu tief schon wate im Blut, ihm abgedrungen hat, sträubt er sich dagegen wie gegen gemeinen Schwindel, stürzt sich von neuem in Hoffnung und Tat. Bereits gebannt, von anschwellenden Feinden umdrängt, greift er noch nach der Krone der Lombarden — vergeblich —; im Angesicht seiner sinkenden Sterne tut er noch Wunder der Tapferkeit; aber das weiß er jetzt, daß der Himmel wider ihn ist, und spricht zu seinem furchtbarsten Gegner: „Lad' mich in jenem Reich, dem du entstiegen! Hier Platz den Lebenden! Hier hab' ich recht!" — Aber auch hier nicht; denn dies ist das letzte Wort seiner Freiheit. Getroffen, gefangen, schlägt er erst im Kerker das Auge auf, um mit einem Blick den Abgrund seines Wahns und die Unheilbarkeit seiner Wunde zu erkennen. Er reißt den Verband auf — — „Zerbrich, elender Leib! Hier bin ich, Herr!"

Wir begreifen in dieser anschaulichen Entwicklung den schrecklichen Helden einer zerrütteten Zeit, der die Welt um sich her nicht schonungsloser als sein eigenes Leben zerfleischt, und selber das gewaltigste Opfer der Flammen ist, die er schleudert. Auch die Gestalten umher, der stolzmutige jugendliche Ansedisio, der alte stahlfeste Gorgia, Boso der reine Held, der scharfe Pelavicino, Azzo in seiner mäßigen Klugheit, der streng adelige Magold und jener würdige Mönch Antonio, verbinden sich durch Charakter und Anteil zur Auseinandersetzung und stufenweisen Beleuchtung der tragischen Handlung. Ihre Bewegung schildert, wie in so durchwühlter, aufgerissener Zeit Recht und Schuld, Verstand, Tugend, List, Menschenstärke und die ewige Macht blendend sich öffnen, schlagend kreuzen und doppelt scharf sich scheiden. So ist die Führung des Planes und der Charaktere poetisch und tadellos. Nur in der Sprache, so frei sie gehalten ist von leerer Deklamation, so energisch in Hauptstellen, find' ich auszusetzen, daß öfter im einzelnen die Farben und Stimmungstöne, welche die lebendige Vorstellung auf den Grund der

dichtenden Seele zurückwarf, zu herrschend im Ausdruck geworden sind. Dies gerade ist mehr lyrisch als dramatisch. Zwar darf diese durchstimmende Seele der Betrachtung keineswegs in der Tragödie fehlen; aber sie muß hier, unausgesprochen vom Dichter, die reine Wirkung von der Berührung und Folge der bestimmten Vorgänge und ihrer individuellen Ausdrücke sein. Denn die Empfindung der Gegenwart und praktischer Bewegung soll vorherrschen; welches nur durch eine stets treffende Punktuation des Ausdrucks erreicht wird. Wo aber aus dem Einzelbestimmten das allgemeine Licht schon stark hervorblüht, da überwiegt der Eindruck der Vergangenheit und schon gestillten Beschauung. So schön daher und zweckmäßig eingreifend die Episode von Magolds Tochter Violante gedichtet ist, so scheint mir doch die Empfindung, in der sie zum Teil gehalten ist, zu vertieft und melodisch. Der Drang der Handlung, die ringsumher bewegte Luft ist zwar darin enthalten, aber nicht in ihren eigentlichen Zügen, sondern schon gleichnisartig zur freien Stimmung erhoben als Gewitterschein, Liedesanklang, Traum. Dies würde nicht auffallen, wäre das übrige minder dramatisch. Dagegen die durchs Ganze eingeschlungenen komischen Szenen, die zum Teil vortrefflich gelungen sind, harmonieren wesentlich. Im allgemeinen erhalten sie den Charakter der Existenz gegenwärtig, indem sie zeigen, wie selbst in den ungemeinsten Zeitläufen ein gemeines Element als breite Grundfläche sich behauptet, welches, trotz aller aktuellen Beteiligung an den gewaltigen Vorgängen, in Wahrheit doch unbeteiligt bleibt, und als Indifferenzpunkt im Durchschnitt gegen die hochsinnigen Meister und Züchtiger des Geschlechtes recht behält. Diese leichten Szenen dienen auch gut im besondern. Denn im ersten Teile der Handlung verhindern sie, daß nicht der Eindruck von Not und unglücksvoller Spannung überwiege, dem seine Steigerung vorbehalten bleiben muß. Man sieht an ihnen, daß in allem Jammer eine unzerstörliche Vitalität, ein Egoismus, der Abbruch verdient, ein Leichtsinn, der durch ihn hingleitet, vom Prinzip der Dauer erübrigt wird. Im Fortschritt erklärt die heitere Episode von Zilie und Carrara, daß hinwieder die tragischen Häupter nicht einfach unter den Begriff der Schuld fallen können, da diese andern, die aus verwandten Prinzipien handeln und an den gleichen Abgründen hinstreifen, nur darum, weil sie minder

mächtig und umfassend streben, glücklicher durchkommen. Und gegen Ende geben die witzigen Auftritte im niedrigen Kreise, als Abschnitzel und Widerspiele des tragischen Witzes der Handlung und ihrer Gegensätze, eine mannigfaltig motivierte Empfindung von der Auflösung und dem Untergange dieser Widersprüche. Das Ganze bleibt ein Dichterwerk, und geht in einer großartigen Anschauung nieder.

Zwei Jahre später kam vom Verfasser ein zweites Trauerspiel heraus: Der letzte Held von Marienburg (in 5 Aufzügen. 1830). — Von einigen Strichen im Anfange und wenigen Stellen im ganzen läßt sich vielleicht dasselbe bemerken, was ich gegen einen Teil der Ausführung im Ezelin erinnert habe. Aber bald und siegreich gewinnt die Darstellung eine drastische Kraft und praktische Entwicklung, die uns in die Gegenwart einer großen, inhaltvollen Bewegung versetzt; und ihr Schluß ist durchdrungen von der reinsten Begeisterung, die auf der Adlerhöhe tragischer Anschauung den großen Geist der Geschichte mit gleichen Schwingen, so tief in Vergangenheit, wie fern in Zukunft gebreitet, schwebend hält. — Der Ordensmeister Plauen ist das herrlichste Gegenbild des Ezelino. Auch er ist ein Held göttlicher Heimsuchung, aber nicht, wie jener, geblendet vom eigenen Blitzlicht, noch übernommen vom Gefühl der Kraft, sondern ganz über die eigene Menschlichkeit emporragend. Auch er bringt schonungslos der Notwendigkeit Opfer, aber mit dem vollen Wissen, dem ewigen Rechte, nicht seinem Ruhm, und mit der vollen Einstimmung, sich selber mit zu opfern. Groß durch Glauben, Wachsamkeit, schlagende Entschlossenheit erficht er Sieg; aber nicht diese Ehre war's, um die er focht; schafft Rettung dem Lande und erhält die Ordensburg; aber nicht dies Wohl der einzelnen, Lebenden ist es, was ihm genügen kann. Fest gesichert will er den Boden wissen, auf dem das Kreuz errichtet ist, und den Orden geheiligt und rein gestärkt, der es wahren und durch Gehorsam preisen soll. Dazu bereitet er neuen Kampf mit sicherem Arm, und faßt mit strenger Hand die Zügel des Ordens. Auch er überschreitet menschlichen Vertrag und Brauch; doch nur weil er unbeugsam nach göttlichem Maße mißt, dem die Pflichtschuldigen ohne Zwang sich nicht fügen. Weder Demut, noch Klugheit, noch Liebe verläßt ihn dabei; und dennoch ist es diese Überschreitung, die

den einzigen Freund, der zu seinem Herzen und Haupte am nächsten hinanreicht, von ihm abwendig, und in Tat und Handlung, nicht in Gesinnung und Freundschaft, ihm untreu macht. Aber diese Wendung, die seine herrlichen Pläne vereitelt, der Würde, die er nicht um seinetwillen trug, ihn entkleidet, den Orden sinken macht, den s e i n Geist hob — ist doch, mehr als der Freund weiß, der sie wider Gefühl aus Überzeugung einschlug, der echteste Freundesdienst. Sie ist es, die ihm seine Heldenreinheit erhält. Nachdem er, mit würdevoller Entsagung in die Einsamkeit zurückgetreten, die göttlichen Zwecke selbst, soviel daran s e i n Teil war, Gott geopfert hat, der auch den reinen Tropfen seines Stromes kann in seinem Strome untergehen lassen —: nach dieser letzten Weihe: sind es doch nur seine hinterlassenen Vorbereitungen, die den wankenden Orden halten, und sein bloßes Bild wirft die siegreichen Feinde von den Wällen des Haupthauses zurück. Es ist der Moment seines Todes, in welchem er so vor unsern Augen unsterblich wird, und zugleich in wahrster Wirkung schon mit dem scheidenden Geiste in ferne Zukunft reicht. Diese Erhebung und Öffnung der Anschauung ist vom Dichter zur höchsten Wahrheit gebracht, und dieser Schluß in der einfachen Treue der Ausführung übt heilige Gewalt auf ein empfängliches Gemüt. — Die Abschattung der Ordenscharaktere und Zustände ist vortrefflich. Der gediegene G ü n t h e r, der ehrsüchtige K ü c h e n m e i s t e r, der köstliche alte Lebemann S c h ö n f e l d, der gelehrte K ö n i g, H a n s v o n B a y s e n der ritterliche Jüngling und der gefallene W i r s b e r g — sie alle geben treffliche Bilder und lebendig wechselnde Gruppen. — Ich bewundere den Reichtum unserer Bühnen, die ein so vorzügliches, der edelsten Wirkung fähiges Stück nicht brauchen. Soviel ich weiß, ist es einmal auf einer Provinzialbühne aufgeführt worden.

Die nächste Gabe unseres Dichters war 1833 die Novelle: V i e l L ä r m e n u m N i c h t s, die oben besprochen wurde. In den Trauerspielen waren es wirkliche Ideen, historische Mächte, die in der Aufhebung ihres wirklichen Gegenteils sich offenbarten. In der tragischen Anlage von „Ahnung und Gegenwart“ ist es die Erinnerung solcher Ideen, die selbst wieder als eine Macht des Lebens erscheint. Wie sich diese Macht an der Oberfläche des Lebens zerschlägt, zeigte der „Philisterkrieg“.

Wie die Idee, als flüssige Poesie, in sich befriedigt ist, entwickelte der „Taugenichts"; wie sie in ihrer Erstarrung, ganz unbefriedigt, nach Leben dürstet: das „Marmorbild". „Viel Lärmen um Nichts" nun stellt wieder beide, die Welt der Poesie und die wirkliche, im Gedicht selbst nebeneinander vor. Da nun in der Tat beide zusammen die wahre Wirklichkeit ausmachen, immer aber so, daß eine die andere auflöst; während sie hier in der Dichtung doch koexistierend gefaßt sind, so mußte das Ganze die Form des Märchens annehmen, aber eines Märchens, das in seinen beiden entgegengesetzten Welten beidemal einerseits ganz als Märchen, andererseits ganz als Wirklichkeit erscheint. Jede Sphäre, die ideale und die wirkliche, behauptet sich nur so, wie sie die andere zum Märchen macht; und weil die Märchennovelle dies beisammen erhält, die jedesmal aufgehobene Sphäre also doch zugleich immer als wirkliche angeschaut wird, mußte ihre Form den Charakter des Komischen annehmen. — Herr Publikum und sein Hofstaat sind märchenhafte Leute; aber alles, Zug für Zug, was von ihnen erzählt wird, läßt sich in der Literaturgeschichte und Wirklichkeit nachweisen. Aurora und ihre Verwandten auf dem Waldschlosse erscheinen und handeln als lebendige Personen; aber es ist nur das Reich der Phantasie, in dem sie lebendig sind. — Herr Publikum erscheint als Besitzer der wirklichen Poesie: nicht anders ist sie auch wirklich, als in den Novellen, Taschenbüchern, Zeitblättern, die er hat: allein, zufolge den Aufklärungen im Walde, enthalten eben diese Besitztümer nicht wirklich Poesie, gelten aus Irrtum; und die Aurora, die ihm lächelt, ist nur das Kammermädchen. Sein wirklicher Besitz wird also zur Einbildung, zum Märchen. Aber dieses Märchen bleibt wirklich, wie wir täglich sehen. Die Waldgenossen hinwieder vereiteln in Wahrheit den Plan der Novellisten, sie entführen die wirkliche Aurora; bei ihnen lebt die Poesie; aber in der Wirklichkeit, in Publikums Reich wird das eine nicht gemerkt, das andere geleugnet. Diese wirkliche Poesie ist also nicht in der Wirklichkeit, wird zum Märchen. Aber gerade dies, daß die Poesie Märchen ist, ist ihre Wirklichkeit; und diese bleibt also Einbildung, bleibt Märchen. So ist es das bare Wirkliche, dennoch als bloß Ideales, und die reine Poesie, dennoch als wirkliche, die beide vom heitern Spiele der Dichtung auf jeder Zeile ineinander geführt werden, und in

diesem Zusammenspiel ist jeder Humor Wehmut, jede Wehmut Humor. Wir gehen immer auf fingiertem Boden, wissen aber gar gut, daß alles wahr ist; wir sehen die Schönheit in ihrem Morgenkleide, fühlen aber gar wohl, daß es ein Abendtraum ist. — Um soviel geistreicher eine solche Konzeption ist, als es die Nachahmung bloß wirklicher Zufälle sein kann, um soviel blühender auch und leichter ist Form und Ausführung dieser Novelle. Licht und Schatten, mitten im Schweben der Bilder, sind von ungewöhnlicher Kraft, an einzelnen Stellen wahrhaft bezaubernd. Und es sind Dissonanzen echter Rührung, deren Auflösung den komischen Ton bildet.

Gleichsam als einen fröhlichen Nachzügler des Maskenfestes dieser Novelle ließ ihr der Verfasser noch in demselben Jahre 1833 Die Freier nachfolgen, ein Lustspiel in drei Aufzügen. Nicht phantastisch wie der „Philisterkrieg" und nicht grotesk wie der „Meierbeth", legt dieses Lustspiel seine Komik in die kollidierenden Charaktere, und entwickelt sie in der muntern Verwicklung der Situation, deren Einverständnis zum Mißverständnis und dieses zum verständigen Ende wird. Daß ein vorherbestimmter, aber auf seine Freiheit bedachter Freier seiner künftigen, auf die ihrige bedachten Gebieterin in Verkleidung naht, obwohl unterrichtet und gegenverkleidet, einen Dritten für den Angemeldeten hält; und so beide, täuschend und getäuscht, doch füreinander entbrennen — dies oder ähnliches ist schon ein alter Lustspielplan, und der ebensooft noch künftig wird erneuert werden. Auch die andern in den „Freiern" sich kreuzenden Verwechslungen, falsche Stelldicheins, und daß zwei Entführer statt der Einen, die sie beide meinen, sich gegenseitig entführen — sind keine ungewöhnlichen Motive, die aber, gut behandelt, immer wirken. Das Eigentümliche dagegen an unserem Lustspiele ist der poetische Doppelwitz, der, als idealisierende Selbstparodie des Gemeinen, und heimliches allmähliches Ernstwerden des Poetischen, gleich sehr die Fäden der Handlung, die Züge der Personen und die Spiele der Sprache durchdringt. Der Ton des Ganzen hat etwas vom Erwachen im Sommer; possierliche Träume und das einziehende Vorgefühl eines blühenden Tages; die Träume, immer abenteuerlicher verzogen, schwirren ab, und die Brust, warm aufatmend, erwacht zum schönsten Morgen. Fein und keck durchgespielt, aber nicht im gewöhn-

lichen Stil, wo selbst die besseren Schauspieler sich gebärden wie Sprachmeister, müßte das Stück von der angenehmsten Wirkung sein. Gelesen indes, gewinnen, für solche wenigstens, die den Dichter schon kennen, einzelne Anklänge einen weiteren Reiz; wie eine an sich freundliche Talgegend dem noch mehr sagt, der mit dem ganzen Gebirge vertraut ist. Ein Mythus — oder nennen wir's Romanze — von der Schönheit, von den Verheißungen der jungen, unverkauften Seele liegt in eigener Gestalt allen Dichtungen Eichendorffs zum Grund: Wem er in den größeren durchsichtig geworden ist, der erkennt ihn dann auch in einzelnen Zügen der kleineren wieder, und was dem Neuling bloß angenehme Farbe, vielleicht sogar fremder Ton ist, wird dem Bekannten Erinnerung an eine ideelle Heimat. — Wie der Puls eines jeden, ob der Atmende dran denke oder nicht, das treue Andenken ist, daß dies Leben abgezählt und ausgezahlt sein wolle; und so die Schläge, welche die Summe des Daseins mindern, rastlos einander folgen und ablaufen läßt: so ist in der Poesie unsers Dichters unter ihren Bewegungen immer ein Herzschlag fühlbar, der das Dichten und Verdichten ein Verzichten nennt, und mit seiner fröhlichen Hast oder bangen Unruhe eine heimliche, innigst bekannte Ruhe meint. Die bloß spielenden Dichtungen tragen diesen Puls im Busen verborgen, und auch ihren einzelnen tieferen Atemzügen kann der, dem der Doppelsinn erscheinenden Lebens nicht geläufig ist, die Bedeutung bloß augenblicklicher Freude oder Betroffenheit leihen. Wenn aber solche Dichtung selbst aus ihrem Spiele in sich zurückgeht, und es mit dem eigenen Wesen ernsthaft zu nehmen anfängt, dann ist kein langer Rückhalt möglich, und sie muß sich bekennen zur Religion, die ihre Wahrheit und der Abgrund ihrer Ruhe ist. Sobald daher Eichendorff seine Poesie in der Fülle ihrer Beziehungen faßt und entfaltet, tritt auch die Religiosität derselben in ihr selbst hervor, und sie geht mit steigender Klarheit ihrer ernsten Verwandlung entgegen. So erzählte sie sich schon ihre Lebensgeschichte auf ihrer ersten größeren Jugendreise in Ahnung und Gegenwart; so sprach sie wieder ihr Innerstes aus in der neuesten Entfaltung:

Dichter und ihre Gesellen. Novelle in drei Büchern. 1834. Es ist mehr Roman als Novelle; ein so erklärungsreiches als anmutig geschriebenes Buch. Das Thema ist dasselbe wie in

„Ahnung und Gegenwart“, aber in einer weiteren Umfassung und harmonisch weicheren Ausführung. Wenn dort mehr die Geister geschichtlicher Ideen den Hintergrund bilden und die tatkräftige Begeisterung es ist, deren Widerspruch und Verkehrung in der Wirklichkeit sich in Enthüllung himmlischen Friedens löst: so fehlt auch hier dies praktische Moment zwar nicht, aber es verschmilzt sich mit weiteren Kreisen; die historischen Züge erscheinen bloß als Motive in besondern Sphären, und sind im Verhältnis zum Ganzen bloße Beziehungen, die mit verwandten Gegensätzen und Übergängen der Idee in Wechselbeleuchtung stehen. Wie die Widersprüche der Vaterlandsliebe und des Weltbürgertums, so sind es auch die der individuellen Liebe, als befreiender und bindender, der Poesie als Genialität und Lebensaufgabe der Kunst als Erhebung und Verführung, die hier spielen. Es sind die Gegensätze der Begeisterung in den verschiedensten Gestalten: von Unschuld, Natur, Leichtsinn bis zu Heroismus, Abenteuerung, Phantastik: in den mannigfaltigsten Abstufungen: von kindlicher Hoffnung bis zur Sünde, vom edelsten Glauben und Mut bis zum lächerlichen Wahnwitz, zur traurigen Betörung, zum unentwirrbaren Spiele mit sich selbst —: in allen diesen Gestalten und Abschattungen sind es die Gegensätze der handelnden und schöpfenden, leidenden und sich auflösenden Begeisterung, deren Töne und Widerscheine dies Ganze bilden. Aber dieser Reichtum von Erklärung ist auf die klarsten, einfachsten Gemälde reduziert. Alles zwar hat die wirkliche Wahrheit in sich, alles ist anschauungsvolles Bild, nichts aber ist da von der armsdicken Wirklichkeit, durch deren pastose Trübe die jetzt gewöhnlichen Romane breit und ideenlos werden. Durch einen feinen, echt poetischen Sinn in der Zusammenstellung und Folge der Abwechslung und Wiederkehr von Motiven und Stimmungen ergibt es sich, daß immer wenige Striche schon ausreichen zur Charakteristik der einzelnen Personen, wenige Töne zur Bestimmung der unterscheidenden Situation, und bei dem größten Scheine von Unbefangenheit immer die Beziehungen, die zusammenführende Bedeutung mehrseitig und rein zugleich gefühlt werden. Allerdings fordert der Dichter — und welcher nicht, der diesen Namen verdient? — Geist vom Leser und mitgehende Phantasie. Aber wie leicht geht sich's mit auf diesem stets bildsamen und bewegten Grunde! Und wer mit-

geht, in welche Mannigfaltigkeit, welche leichtgeschlossene und tiefgeöffnete Fülle von Gedanken, Verwandtschaften, Naturspiegelungen blickt er hinein! Um alles das, was hier ausgeführt, entwickelt, angedeutet wird, wie es zusammen sich abtont und beleuchtet, nach Begriff und Verhältnis auszusprechen, würden mehr Blätter erfordert werden, als das kleine Buch, in dem die Dichtung sich ausbreitet, selber zählt. Und eine Darlegung des allseitigen Zusammenhangs, der ihre Bilder und Züge in der Einheit der Idee vereinigt, würde viel weitläufiger und doch viel weniger durchsichtig sein, als wie er sich so schon im Sinne der Anschauungen und Schmelz der Szenen aufklärt. Und doch ist, bei aller Vielbeziehung, so viel Offenheit im Buch, Luft auf den Bildern, die Stimmung bis in die Schatten licht und hell. Es ist ein Stil gleich dem der echten Historienmalerei, wodurch dies erreicht wird. Zuerst ist es die Bereitung tiefer Gründe, die Raumausfüllung ohne Beengung, was der klaren Wirksamkeit dient. Da ist durchs Ganze eine gleichartige erfüllte Naturanschauung, die aber wieder durch offene Übergänge sich in besondere Gründe teilt, die einen engeren Umfang und dauernden Ton für bestimmte Stufen von Gestalten, von Gruppen und Szenen bilden. War es erst ein tiefes, reichüberwipfeltes Tal, das in seinem Schoße traulichbeschränktes Glück, ruhevolle Betrachtung, mit dem Bangen der Einsamkeit und dem Lockruf der Sehnsucht umfing, so ist es dann eine hinstreifende echoreiche Waldkette, die sich öffnet und fortzieht für unbestimmte Wanderung, kurze Einkehr, lustige Vorspiele der Hoffnung. Darauf werden die Höhen des Gebirges um ein fürstliches Lustschloß her eine Zeitlang der Tummelplatz gedrängter, bunter Bewegung; der Park schimmert von feinen, listigen Festen des Hofes, Schwänken des Gesindes, die Waldhänge von einzelnen Schwärmern; die dunkeln Forsten rings, die Felsen darüber mit ihren Gipfeln, woran die Wetter sich brechen, ihren Steigen und Abgründen sind Zeugen begehrlicher Irrung, kühner Abenteuer, schöner und tragischer Wildheit. Nachdem hier die Jagd vertost ist, und die einsamen Gebirge ihre alte Ruhe wiedergefunden haben, sind es nun südliche Täler, die Wunderblicke Italiens und seine zauberischen Trümmer, wo Sterne der Liebe auf- und untergehen, Sehnsucht sich erkennt und verliert, Genuß und selbst die Nüchternheit sich eigen berauschen. Hoch schon steht der Tag, der die Kinder der

Dichtung führt: da gehen die Wege wieder nordwärts, nach den Gegenden des Anfangs zurück. Nun erscheint die Stadt mit ihrem so anderen Leben, wo so vieles verhärtet, sich verdunkelt, verflittert, wo außen Geschäftigkeit, Reichtum, Pracht, innen manche Schuld, Krankheit, Sünde sich rührt. Die Landschaft sehen wir auch jetzt von anderer Seite: sie ist ein Grund der Arbeit, Besitzordnung, Sorge. Die Straßen, die früher mehr zum Lustpilgern gemacht schienen, sind nun Wege der Absicht, des Suchens, der Flucht. Wir suchen mit, wir erfahren was Heimkehr heißt, die den einen erschreckt, dem andern versagt bleibt, mit andern uns rührend zurückführt in jenes stille reichumblühte Tal des Ausgangs. Hinter ihm aber steigt schon der letzte Grund der Dichtung empor, wieder ein freier, ein hocheinsamer Gebirgskamm mit einer Waldklause, nahe den Trümmern eines Felsenklosters. Hier wird Nacht und Morgen gefeiert, und unter dem offenen Himmel von der Zinne des Lebens hinuntergeblickt ins weite Land. — So baut schon in den Räumen und Umgrenzungen ihrer Bilder die Dichtung einen gleichen, zusammenhängenden und doch sinnwechselnden Gedankenschoß, auf dem die Atemzüge der Ruhe, wie die Regungen und die Stürme der Leidenschaft, der Schwung des Strebenden, der Wandel des Spielenden, die Schritte des Müden ihren Boden und ihre Anklänge finden, der, einstimmend und gegenstimmend, wie ein Chor, sie umgibt, und der sich mitgipfelt, wo die Dichtung zu ihrer Höhe sich erhebt. — Ein weiteres Phantasiemittel, nicht minder dem Stil historischer Malerei verwandt, ist das anschauliche Durchwalten der Hauptmotive durch alle Szenen und Situationen. Pilgerung, vermeintlich über die Erde, und doch eigentlich nach einem anderen Ziel, ist das Grundmotiv des Ganzen. So ist es dann auch wieder szenenweise irgendeine Form oder Verkleidung des Pilgerns und Wallens, die als allgemeinere Bewegung die verschiedenen Richtungen der Einzelnen umfaßt oder berührt. Da ist Besuch, heitere Rast und Scheiden, dann Streifzug, Lustfahrt, Jagd, dann Reise, Abenteuer, Verspätung, dann Rückweg, Anlangen am Ziel, immer von Mehreren, immer auf mehrfache Weise. Aber niemals tritt eines der Motive bloß für sich heraus, immer deutet es auch auf ein anderes nahes und fernes, jedes spielt auf die Reise mit an, und alle lassen ein inneres durchscheinen, in welchem auch die

übrigen ihnen verwandten, auch die ihnen entgegengesetzten schweben. Die gleiche Durchstimmung herrscht in den Charakteren. Sie sind nicht für sich ausmodelliert; denn sie sollen keine Porträte sein; auch ist nicht jeder, der zur Gruppe gehört, vom Kopf bis an die Zehen sichtbar; aber für das Ganze ist jeder ganz da, und durch dasselbe ganz verständlich. In ihrer Zeichnung selbst wird es ungezwungen klar, wie einer des andern Ahnung oder Verzauberung, Verwandter oder Widerspiel sei. So werden die Schuldigen durch die Beleuchtung von den Unschuldigen entschuldigt; die Ernsthaften parodiert von den Lächerlichen, und die Toren geben Zeugnis für die Edlen, alle aber für einen Beruf, den keiner umhin kann, wie entfremdet er ihm auch scheine. — Um endlich noch eines zu nennen, worin der Stil unserer Dichtung dem malerisch-großen gleicht, so ist dies die Konzentrierung der Kraft in eine Mitte, eine Hauptgestalt und Erscheinung. Alle die Beziehungen, die sich in den andern einseitiger und leichter abrunden oder zerstreuen, fassen sich in Viktors Geist, Handlung und Schicksal am reinsten und mächtigsten zusammen. Darum ist er in den Vorspielen der Dichtung nur der unerkannt — sich aber bewußt — Mitspielende, in ihrem Scheitelpunkt der Höchste in Tat, Glück und Unglück, tritt dann in ihrer weitern Verbreitung nicht selbst, nur in Erinnerungen und Anspielungen auf, und erscheint erst am Schluß, um wieder in verwandelter Erhebung auf dem Gipfel der Dichtung gesehen zu werden. Wie, in der Landschaft der Novelle, jenes Jagdgebirge der höchste Punkt des ersten Teiles, wie eben dort die Bewegung die schwunghafteste und eben dies die Stelle ist, an welcher wir den Mythus des ganzen Gedichtes: die Geschichte von der wilden Spanierin hören: so ist auf diesem Höhenpunkt Viktor die oberste Gestalt, in dieser Bewegung er der bewußteste und entschlossenste, und seine Tat bringt diesen Mythus zu Ende. Im folgenden dann spielen nur Verschiedene auf verschiedenen Wegen den Inhalt dieses Mythus in ihrer Weise und als ihre Lebenserfahrung durch; und es ist vortrefflich, wie in dieser Zerstreuungssphäre des Gedichtes durch das Scheinbild auf der Reise, durch den schattenhaft vorübergeführten Lord, den stürzenden Torenhelden Albert und durch die Parodie des Heldengedichts in Grundlings Erzählung eben jener Mythus in seiner Vergangenheit gegenwärtig erhalten wird. Endlich als

jene Wege der Einzelnen ihren Extremen sich nähern und die Dichtung zur Verwandlung ihres Anfangs zurückgeht, ist es wieder ein Meistergedanke, daß Viktor dieselbe Mythe, die das wirkliche Bild seines herrlichen Jugendkampfes und dann sein Unglück war, nun als leeres Ideal wiedersehen, als von ihm selbst einst gedichtetes Schauspiel zu eitler Lustbarkeit aufführen sehen, und noch außerhalb der Bühne in lügender Maske wieder erblicken muß. Und indem sofort die goldenen und die dunkeln Fäden der Geschichte rasch sich kreuzen und lösen, wird auf der Spitze, wo sie die Hauptbilder der Erfüllung versammelt, Viktor vollendet als der erkannt, in welchem der untergegangene Mythus Wahrheit und Aufgang geworden ist. — Die poetische Fülle dieses Schlusses ist in ihrer Großartigkeit noch durchsichtiger als das ihr verwandte Ende von „Ahnung und Gegenwart". Die einfach-tiefe Wirkung dieser erhöhten Schlußversammlung, in der sich Tod und Auferstehung, und Lebensverbindung und Auflösung des Lebens sichtbar unterscheiden und vereinigen, läßt sich durch keine andere Bezeichnung, als die Anschauung im Gedichte selbst, genügend andeuten. Auf einem und demselben Gipfel wird der Müde begraben, der Leben und Poesie immer tiefer eins über dem andern verlierend sich verzehrte, werden die Glücklichen vermählt, die, treu dem Glauben, selbst die Irrwege des Lebens in himmlische Bestimmung verwandelt, sich ineinander und so auf Erden die Heimat finden, erscheint als Gast der Spielmann, der, weil er ganz Dichter und nur dieses ist, jenes und dies verstehend, gleichwohl ohne Heimat nur immer zwischen Himmel und Erde wandernd „suchen muß, wo der ewige Frühling sei" — und auf demselben Gipfel in der Mitte aller steht der Vollendete, der Grab und Hochzeit weihend, Leben und Gesang heiligend, sich und alles Irdische dem Himmel opfert. — Sinn und Erscheinung sind hier ganz vereinigt, und dennoch scheiden sie zugleich sich aufs klarste; denn auch für sich wieder, hier, wie durch das ganze Buch, erscheint der Sinn in unvergleichlichen Liedern wie in geöffneten Augen der beseelten Anschauung; und auch für sich sind die Erscheinungen sinnvoll, weil sie persönliche Gestalten, und ihre Schicksale nur die Erklärungen ihrer Seelen sind. Die Sprache der Dichtung nicht minder, welche durchhin so einfach als reich, so verständig als blühend und reizbar ist, atmet in diesem Schlusse von der tiefsten Fülle

und bricht sich mit geisterhafter Leichtigkeit. Hoch und leichthin, wie nun alles geschlichtet ist, und die einen da, die andern dorthin von den Gipfeln hinabziehen, schwebt über allen der letzte Klang:

Wir ziehen treulich auf die Wacht,
Wie bald kommt nicht die ew'ge Nacht
Und löschet aus der Länder Pracht,
Du schöne Welt, nimm dich in acht!

Der versuchte Überblick über v. E i c h e n d o r f f s poetische Leistungen konnte darauf aufmerksam machen, wie die Form seiner Poesie vorzugsweise eine symbolische ist. Ich verstehe darunter dies, daß die Form der Einheit hier nicht bloß eine kausale oder den Kategorien der Wirklichkeit angemessene, sondern das Ganze durch eine allseitige Wechselbeziehung seiner Teile rein ausgedrückt, und eine innere Harmonie in der Bedeutung sowohl als in der Stimmung der einzelnen Bilder bis in die Oberfläche verbreitet ist. Hierin liegt schon, daß in dieser Form alles Besondere und Einzelne in eine und dieselbe Seele, einen Lebensgedanken, nur in verschiedenen Übergängen aufgeht. Diese in der entwickelten Erscheinung nur sich selbst begrenzende Seele ist die Phantasie. Jene Symbolik ist ihre dem Inhalt gleiche Form. Und dieser Stil ist der unterscheidende der wahren Romantik. Ihr war es um die Erscheinung nicht als Gestalt, sondern als Übergang in Seele, um die sich lösende Erscheinung immer zu tun. Wem nun das fehlte, worin die Erscheinung sich löst, der klagte über Unbestimmtheit; und wer nur das Äußerliche an der Romantik sich merkte, der meinte durch Duft und Nebel romantisch zu sein. Wer aber recht sieht, erkennt, daß die vermeintliche Unbestimmtheit vielmehr größere Bestimmtheit, ein durchgängiges Bestimmtsein durch die Idee ist. Nicht anders wird in der Malerei nicht durch die Unbestimmtheit der Zeichnung, sondern durch die starke Bestimmtheit des Lichtes, durch das Helldunkel, die Härte der Konturen aufgehoben. Insofern hatte es seinen Sinn, wenn man die romantische Poesie pittoresk nannte. Daß aber diese poetische Weise ohne Originalität nicht möglich sei, begreift sich leicht. Die Unterhaltungsdichter, eben die, welche an die Kategorien der Wirklichkeit sich halten, brauchen kein Genie, und können durch Studium recht schätzbare

Arbeiten liefern. Denn Länderkenntnis und Menschenkenntnis, Einsicht in die Natur einer Intrigue, in den Charakter einer Epoche sich erwerben, wird dem gesunden Verstande heutzutag nicht schwer; und Ausdrücke haben wir fertig für alles. Ganz etwas anderes aber ist die Durchklärung einer Schöpfung durch identischen Geist, der bis in die Spitzen, bis in die leisen Schatten der Entwicklung dringe. Hier verfeinert sich die Konsequenz ungemein. Daß man im allgemeinen wisse, was man will, genügt lange nicht. Denn nicht auf die Meinung, auf die Vollendung in der Erscheinung kömmt es an, und hier kann der kleinste Zug alles verrücken, weil eine und dieselbe Wahrheit, wenn sie in Erscheinung gefaßt wird, ein Pünktchen, weiter rechts oder links genommen, die ganze Ansicht verändert. Unsere Philosophie, so gern sie jetzt sich die konkrete nennt, ist noch nicht so weit, um für die Durchbildung der Ideen in Erscheinung Konstruktionsformeln zu haben. Und wenn sie auch deren gäbe, wie weit würde der Maler kommen, der jedes Blättchen am Baum, jedes Lichtchen in der Karnation sich nach Linear- und Lichtperspektive konstruieren wollte? Ebensowenig reicht die Deutlichkeit der Züge hin. Man kann mit großer Deutlichkeit sehr häßlich sprechen. Man kann, während man den Sinn betroffen und verwirrt macht, die Empfindung der Schönheit geben; wie denn poetischer Witz und Humor dies tun. — Das Denken der Phantasie muß ein Doppeldenken sein. Während der Verstand durch Auflösung versteht, die Einbildungskraft durch Zusammenziehen vorstellt, muß hier in jedem Zuge das Auflösen ein Bilden, das Vorstellen selbst ein Verstehen sein. Dies Denken lehrt die Logik nicht, weil sie bloß reine Gedanken, die Wirklichkeit nicht, weil sie tausend Gesichter für tausend Gedanken hat. Dies Denken muß des Dichters eigene Seele sein. So ist die reine Symbolik des Dichters ohne angebornes Genie unmöglich; und weil das Angeborne stets das Eigentümlichste ist, muß, wo jene sich findet, Originalität sein. Diese auszusprechen, wäre eigentlich die höchste Aufgabe des Kritikers. Da sie aber eben nichts Einzelnes und nichts Allgemeines, sondern die Seele selbst ist, so kann gerade sie nur als der Lebenshauch in den Schöpfungen, nur als die zarteste Eigenheit in der Anschauung erkannt werden. In einer gewissen Annäherung jedoch kann eine Originalität sichtbar gemacht werden durch unterscheidende Vergleichung

mit Verwandtem. Wenn ich daher oben zu bezeichnen versucht habe, mit welcher allgemeineren Poesie und mit welchen Dichtererscheinungen Eichendorffs Phantasie in Zusammenhang und Verwandtschaft stehe, so wäre nun, was in diesem Kreis ihn unterscheide, zu zeigen übrig.

Von verschiedenen Seiten hat uns die Betrachtung der Eichendorffschen Dichtungen dahin geführt, daß die Grundstimmung in ihnen eine religiöse sei, die auch an den Spitzen derselben als solche heraustrete. Das letztere ist nun vielleicht bei keinem aus der oben bezeichneten Dichterreihe in höherem Grade fühlbar als bei Novalis. Immer findet man seine Poesie auf dem Wege, das Himmlische zum Gegenstande der vertraulichsten Berührung und das Bekannteste zum Mysterium zu machen. Es ist nicht das Wunderbare schlechthin, worauf sie ausgeht, sondern das mitteilsame Wunderbare, welches, die Wirklichkeit umdeutend, selber wirklich werde. Er liebt es daher, für das Höchste die allereinfachsten, natürlichsten Ausdrücke zu finden. In manchen Beziehungen hat Eichendorffs Poesie Ähnlichkeit. Nicht nur daß bei ihm ein kerniger Glaube an einzelnen geeigneten Stellen sich geradehin ausdrückt, und manche seiner Lieder einen geistlichen Sinn in derselben unmittelbaren Gediegenheit tönen; auch jene Beziehung auf eine durch die Welt hinfließende Offenbarung, die das Wirkliche in sich verändert, ist seiner Betrachtung vertraut. Sie deutet sich in seinen Dichtungen schon darin an, daß nicht selten die Personen derselben, indem sie in einem Liede ihre wirkliche augenblickliche Stimmung aussprechen, unbewußt Anklänge und Vorstellungen ihres erst künftigen Schicksals geben; Vorblicke und Verknüpfungen, wie sie Novalis in ganz spezieller Gestalt einflicht. Die verändernde Bewegung, die hier das Momentane im Zusammenhang gewinnt, hebt zuweilen unser Dichter wohl auch selbst ins Licht, wie in den darstellenden Liedern des Fortunato im „Florio"; ganz einfach in dem kleinen Liedchen in „Viel Lärmen um Nichts": „Es geht wohl anders als du meinst", ganz heiter in dem Reiselied, das Dryander in „Dichter und ihre Gesellen" den Schauspielern vorangeigt, in andern mit tiefem Ernst. Umgekehrt führt er auch das Geistig-Leitende bis in die nächste Gegenwart und das einzelne Bild herab. So ist in dem, was von Erwin in „Ahnung und Gegenwart" ange-

deutet wird, ein ganz in Unmittelbarkeit befangenes ursprüngliches Wissen, ähnlich wie in manchem Bilde von Novalis, zu empfinden. So ist in „Dichter und ihre Gesellen" das Kind im Walde neben dem sterbenden Otto sehr verwandt mit Novalis Waise. Und das Wunderbare erhält überhaupt in Eichendorffs Dichtungen nicht selten eine ganz ungezwungene Nähe, so daß es z. B. gar nicht auffällt, wenn er an einer Stelle sagt: „Engel zogen singend durch die Luft", oder „die Mutter Gottes nahm ihn in ihren Sternenmantel". Solche Töne schweben bei ihm so rein in der Stimmung, daß sie dem Wirklichen gleich sind. — Aber größer als die Ähnlichkeiten ist der Unterschied zwischen Novalis Phantasie und der unseres Dichters. Bei ihm überwiegt die bildende, bei jenem die sinnende Phantasie. Keine zwar kann ohne die andere sein; aber es ändert viel, ob die eine oder die andere in der Peripherie der Dichtung vortrete. Novalis ist gedankenvoller, beziehungsreicher, dunkler, Eichendorff einfacher, heiterer und lebendiger. Bei jenem ist es mehr die beschauliche Tätigkeit bis zur Spekulation, die sich am Gedichteten selber sichtbar reflektiert; bei diesem vielmehr die gestaltende, herausbildende Bewegung bis zum Unbewußten, die sich ins Gedichtete eintaucht. Gerade darum tritt zugleich das entgegengesetzte Verhältnis ein, daß Novalis mannigfaltiger ist in Bildern und länger bei der Ausbildung des einzelnen verweilt, Eichendorff minder vielfältig und rascher in der Ausführung. Denn wo die beschauliche Phantasie übergreift, muß die vorstellende, stoffbietende desto mehr Elastizität entwickeln, damit nicht Begriff und Reflexion die Erscheinung verschlinge. Und wo die bildende Phantasie vorgreift, muß sie desto energischer getrieben und im Zusammenhang gehalten werden von der sinnenden, damit die wesentlichen Beziehungen nicht in der Ausmalung des einzelnen untergehen. Eichendorffs Dichtung gibt daher mehr den Eindruck einer gesteigerten, gereinigten Wirklichkeit, Hardenbergs geht mehr auf ein wirkliches Geisterreich los. Für den letzteren will sich die ganze Natur und Menschenleben in ein magisches Buch verwandeln, er will sie in allen Stufen und Wandelungen durchdringen, bis ihre ganze Wirklichkeit zur Fabel und durch die Fabel die Seele des All freie, reine Person, allmächtiges Kind werde. So vielverlangend und sehnsüchtig verteilt ist unseres

Dichters Anschauung nicht. Sie geht vielmehr ganz einfach, durch einen unsichtbaren Willensakt, schon von dem aus, wohin jene enden will; sie schaut in ihrem Anfange die Welt, als diese wirkliche, schon von Gottheit erfüllt: Wälder und Berge jauchzen ihr entgegen in ihrer Vollkommenheit, Quellen und Nachtigallen sind die seligen Stimmen der Weltseele, die Menschen sind die adligen, blühenden Herren der Welt, die sich tragen lassen von ihren Strömen, mit Musik ihre Wälder durchziehen, mit ihrem Laub, ihren Blumen sich kränzen, und im Genusse selbst die Liebesgedanken der Natur aus dem Herzen des Daseins schöpfen. Es ist dieser Goldstrom der Jugendbegeisterung, die alles Wirkliche erfüllt von seinem Inhalte, göttlich schaut, welcher den Grundstoff zu allen Bildungen unseres Dichters ausmacht. Freilich bleibt es nicht bei diesem bloßen Grunde. Damit das Gedicht Bewegung und Erklärung gewinne, und der wahre Charakter der Wirklichkeit nicht vertilgt werde, müssen auch Mangel und Bedürfnis, die Beweger des Lebens, und die Unruhe der Nichterfüllung muß hereinkommen, die der Charakter der Wirklichkeit ist. Allein jener Mangel fließt in der Welt unseres Dichters aus dem erfüllten Grunde hervor (gleichwie wir nur darum andere suchen und lieben, weil wir im tiefen Inneren schon dasselbe sind, wie sie), jenes Bedürfnis fließt in diesem Grunde hin (es ist nur seine sich selbst ausstreuende und im Zerstreuten sich bindende, wiedererkennende Vollkommenheit), jene Unruhe geht hinein und zurück in den Grund, durch Erfüllung aus ihm (wenn die Erscheinung beseelt, die gedichtete Bestimmung erreicht wird), oder durch Lösung in ihm (wenn die Erscheinung, im Untergang durch sich, eine heilige Macht als ihr Inneres offenbart). Daher erscheinen immer bei unserm Dichter die ersten Regungen jenes Mangels als leibliche Naturlaute, Atemzüge und Stimmen des vollen Lebensgrundes: es sind die Quellen, die da sehnsüchtig gehen in der kühlen Tiefe, es ist das Rauschen der Wälder, nur gewiegt in der eigenen Fülle, das Waldhorn, das nur die Lust des Jägers klagt; und in diesen in sich selbst fortgehenden Wellen des Lebens erkennen sich seine Menschen, die nur darum alles begehren, weil im Dunkel ihres eigenen Busens das ganze All träumt und verschwiegen atmet. Deshalb winkt nun auch jenes Bedürfnis in dieser Dichterwelt schon als grüßender Blick

aus der Ferne: es ist das Wetterleuchten der Sommernacht, das jenseitige Gegenden und Freuden verspricht, der Wandervogel, der Gesang des Reisenden, der vom schönen Süden erzählt; und der Mensch versteht diese Blicke und Grüße, weil es seine Heimat ist, an die sie gemahnen. Dann der Gegenstand des Bedürfnisses erscheint hier gleichfalls immer schon als wirklich: es ist die Geliebte, die gesucht wird, und vielleicht schon ganz nahe im Dunkel atmet neben dem Freunde, oder in Verkleidung ihn umgibt, oder fliehend ihm desto schöner begegnen soll: es ist das Land der Poesie, Italien in seinem unsterblichen Schmuck und all der Schönheit, die im Schlaf aus seinen Trümmern lächelt und in der Seele des Wanderers zum beredten Traum erwacht. Auch noch das aus sich herausgelockte Bedürfnis, die Zerstreuung, die F r e m d e hat in dieser Welt die Gestalt der heimlichen Ruhe, des Zurückdeutens, der Erinnerung: da sind verwilderte Gärten, die zur alten Freiheit der Natur zurückkehren, umgestürzte Statuen, die das Moos beschleicht, das den altbefreundeten Stein erkennt, leere Paläste, die wieder allgemeines Eigentum geworden, und von jubelnden Vögeln bewohnt sind; oder in den fremden Mauern lauscht schüchtern und neugierig das anmutige Kind, das im Gaste nicht den Fremden sieht, und ihm eigener werden soll, als was er zu Hause verließ. Überall hält so diese Phantasie in der Verteilung, Entfernung das Bindende, Vereinende, in der Bewegung die Ruhe unter; und dieser bindende, einige, ruhige Grund ändert die Gestalt bloß darum, weil mit dem Wechsel des einzelnen die Ergänzung, die er ihm gibt, wechseln muß. Die U n r u h e ist also nur ein Wechsel der Ruhe; sie ist im Stromkreise dieser Anschauung nur ein Selbstbefühlen des Geistes; eine Saite stimmt die andere, und wird umgestimmt mit ihr, damit die Harmonie lebendig werde. Die N i c h t - e r f ü l l u n g selbst ist hier die wahre Erfüllung: die herrlichste Erscheinung, das Zielbild glühendbegeisterter Liebe entzieht sich, bricht, mit Armen ergriffen, hinab in den Tod, damit nicht das Göttliche vereinzelnd sich losreiße aus der Gemeinschaft, damit es das Innere für alles bleibe: oder die Geliebte wird nach anmutigem Irren und Verfehlen erst auf fremdem Boden erreicht, damit ihr Besitz wieder Wanderung und Zurückleitung sei nach der Heimat, die der Grund ihrer Anmut und Liebe ist; oder die ganze Hoffnung und Schöpfung der Jugendbegeisterung geht

unter, und das Leben blüht doch fort in seiner reichen Geschäftigkeit, damit nun in der Tiefe des Lebens und in der Todeswilligkeit der selbstbewußten Tat der Schatz alles Verschwundenen und die unerschöpfliche Erneuung, die ewige Jugend einer heiligen Gegenwart gefunden werde. — Wir sehen also in dem Bildungskreise dieser Poesie überall eine vollkommene Wirklichkeit, bis in die Unvollkommenheit hinein vollkommen. Dieser Charakter der Produktion stach bei keinem der neueren Dichter mehr als bei Fouqué hervor; weshalb den ersten Schöpfungen seiner Phantasie ein allgemeines Entzücken dankte. Wovon die Literatur abgekommen, entwöhnt war: vollkommene Menschengestalten, herrliche Heldenbilder, ruhmvolle Sitten, glänzende Taten, wunderschöne Frauen, genußreiche Abenteuer, führte Fouqué in der neueren Epoche zuerst und im weitesten Umfange wieder ein. In der Vorführung menschlicher Pracht und Zierlichkeit, der hingehauchten Schönheit landschaftlicher oder menschlicher Physiognomien ist er unübertroffen. Man erstaunte über diese reiche und reine Malerei der Sprache, man ward ganz eingenommen von der seelenvollen Zartheit einzelner Bilder, von der charakteristischen Zutätigkeit anderer, von dem milden Schmelz, der eine große Mannigfaltigkeit leicht und warm verband. Die Erde war in diesem Spiegel ein Garten, das Leben ein Fest; selbst das Böse erschien als düsterschöner und reizender Zauber, das Unglück als innerlich versöhnter Traum, das Wilde als Nährstoff herrlicher Verwandlung. Dennoch ist es wohl erklärlich, wie der große, ja berauschende Eindruck, den diese Poesie in ihrer Morgenhöhe mit seltenem Glück hervorbrachte, nur von so kurzer Dauer sein konnte. Wenn auch nicht die Menge so gemacht wäre, daß das Schöne nur in der Neuheit sie beherrscht; wenn der Dichter sich auch nicht durch zu harmloses Fortproduzieren selbst geschadet hätte: so lag in der Ökonomie seiner Dichtung ein Grund, weshalb sie leicht geläufig, und, einmal durchschaut, nicht mehr genug des Lesers mächtig wurde. Bei aller eigenen Wärme des Dichters, war seine Form mehr eine südliche, spanische, als deutsche, und konnte in der modernen Bildung nicht Wurzel schlagen. Es ist nämlich ein schon bestimmter Geist, eine in ihren Idealen selbst fixierte Phantasie, worin seine Empfindungen sich bewegen und idealisieren. Der Natur und den Massen der Erscheinung liegt ein

gewisses Schema der Nationalität und Menschenarten, den Bestimmungen des Handelns ein Schema mythischer und historischer Religionsformen, den Vorgängen ein System ritterlicher Sitte und Ehre, den Gestalten ein System von Ständen und kostümierten Charakteren zum Grunde. Was nun auch die Dichtung versuche und wie tätig sie sich entfalte: aus diesem Netz einer für sich schon wirklichen Idealwelt kann sie nicht heraus; ihr Resultat kann immer nur eine im wesentlichen schon gegebene, nur im Zufälligen abweichende Verknüpfung dieser herrschenden Begriffe, dieser abstrakten Gesetze der Ehre, des Frauendienstes, der Zauberlist und frommen Züchte sein. Solang das ganze System neu war, erfuhr es der Leser erst an der Bewegung der Dichtungen, die darin schwebten; und die gehaltene Entfaltung, die Zusammenstimmung der entwickelten Teile und Gegensätze, die wie berechnet füreinander und doch immer anschaulich waren, diese Ordnung im reichen Kostüme, im Phantastischen selbst, mußte unendlich angenehm, zumal für einen Leser sein, der in einer von diesem allem so sehr entblößten, so charakterlosen und kostümlosen Wirklichkeit lebte. Ja, es war der Bewunderung würdig, wie ein in dieser Wirklichkeit aufgewachsener Geist doch die Gestalten und Lebensbegriffe einer bestimmten, sinnreichen Vergangenheit in ihren Unterscheidungen und ihrem Zusammenhang so lebendig und warm auffassen, und als eine ganze, in sich gerundete, reizvolle Welt eigentümlich verjüngen konnte. Sobald aber der Leser ganz vertraut war mit diesen Nationalitäten, Ständen, Sitten, den Gründen, woraus, Maximen, wornach, Manieren, worin sie handeln und reden: so wußte er immer schon zu viel zum voraus, und selbst was im Dichtergemüt immer noch beseelte Anschauung war, galt dem Leser nicht mehr dafür, weil der Anzug daran nicht das Gefühl reiner Ursprünglichkeit, sondern befangener Qualifikation gewährte. So gewiß daher unter den Dichtungen von F o u q u é mehrere vor den Augen der Nachwelt wieder schön aufglänzen werden, so wenig ihm der Dichtername streitig gemacht werden darf: so richtig ist doch auch das Gefühl, welches sich in der Poesie gegen die Fixierung von Idealen und Idealformen sträubt. Denn das Ideale ist durch nichts so sehr ideal, als gerade durch das Gegenteil des Habituellen, durch die Zartheit und Energie, womit es im Verschiedenartigsten sich gleich zu bleiben vermag, in allen

Formen des Lebens eingeht, um sie zu lösen, nicht um in ihnen sich zu befangen. Wenn ich nun von einer Seite Eichendorffs Dichtart mit der genannten vergleiche, so ist auch der Unterschied zu bemerken, der zum Teil schon aus dem oben Angeführten erhellt. Das Wesentlichste dieses Unterschiedes ist, daß Eichendorffs Idealformen natürliche und nicht konventionelle sind. Die letzteren, seien es mittelalterliche, seien es moderne, unterscheidet seine Poesie selbst, indem sie die sittliche Gediegenheit in ihnen ehrt, die Formalität ironisiert. Unter dieser Doppelbeleuchtung sprach sie schon in „Ahnung und Gegenwart" die ganze Wahrheit derselben in der trefflichen Romanze von der Zauberin und dem Alten aus. Der „Philisterkrieg" entwickelt ja dasselbe Thema, und die Anwendungen davon gehen durch alle Novellen unseres Dichters. Allerdings ist seine Phantasie darin eine südliche, daß ihr das Ideale nicht nur Bewegung, sondern auch Gestalt ist, und daß sie gewissen symbolischen Mitteln treu bleibt. Aber jene Gestalt ist durchsichtig und beweglich, diese Mittel sind Naturgedanken und offene Motive. Fouqués Dichtung, die viel reicher an Spielfedern, Gestalten und Motiven ist, läßt gerade darum die gleichartige Anknüpfungsweise des Idealen, da es unter so verschiedenen Bedingungen seine speziellen Formeln behält, um so monotoner auffallen. Je größer und bunter die Welt ist, desto mehr wird die abstrakte Natur der sich erhaltenden Begriffe, Grundsätze, Gesinnungsausdrücke fühlbar. Dagegen wo das Wiederkehrende nicht konventioneller Begriff, sondern Anschauung und einfach-klar ist, gleicht es dem Tone, der, an anderer Stelle wiederkehrend, selbst ein anderer, weil anders gemessen ist; und es wird nicht das Ideale abstrakt durch solche Wiederklänge, sondern eher erscheint das Wirkliche beschränkt und verkürzt; welchen Eindruck wohl Eichendorffs Poesie stellenweise macht. Allein indem sie so das Gleichartige ins Bild heraustreibt, und, ähnlich dem Verfahren der bildenden Kunst, die anschaulichen Motive sich durchs Ganze hin verjüngen, besonders den spielenden Schmuck, ähnlich wie die Architektur ihre Ornamente, sich stufenweise auf der Oberfläche wiederholen läßt, gewinnt sie desto größere Freiheit und reinere Mannigfaltigkeit in ihrem Inneren. Denn da solche wiederkehrende Fassung und äußere Naturstimmung schon vertraut und leicht verstanden ist, hebt sich das Unterscheidende

der jedesmaligen Situation und Bewegung um so reiner davon ab. Man findet sich in einer Welt zu Hause, wo man feste Standpunkte für Vorgänge und Veränderungen hat, nicht wie in der stets wechselnden Fremde, deren bestimmte Unterschiede dem Durchwandernden sich nicht sicher erklären, weil seine Ansichten mit den Gegenständen auch den Boden wechseln. Von welcher Art nun des Bestimmteren bei unserem Dichter die wiederkehrenden symbolischen Mittel seien, ist zum Teil schon oben angedeutet. Vor allem ist es die Symbolik der Natur, in welche seine Gedanken als in ihren eigenen Zauberkreis sich hüllen. Denn die wirkliche Natur in der unermüdlichen Tätigkeit ihres Bauens und Regens, in der sie doch immer nur bei sich selbst bleibt, die dann im Menschen freie Vorstellung und in seiner Liebe Verklärung wird — sie ist von selbst identisch mit dem Strome der Phantasie, der, in aller Freiheit sich selber bindend, von innen als Begeisterung schaut, wie eine unfehlbare Liebe alle ihre Bildungen, auch die scheinbar losgerissenen, umschlingt, außen am Rande als Humor schaut, wie der Mensch, er strebe wie er will, doch „nicht herauskann aus seiner Narrenwelt"; nach innen zurück als Wehmut schaut, wie alle Blüte ins Unergründliche zurücksinkt. In diesem Sinne ist dann für unsern Dichter die Naturanschauung nicht bloß Phantasie g r u n d, sondern zugleich schon Quell der menschlichen Leidenschaft, und doch auch Rückleitung derselben und Heilung. All die mächtigen und träumerischen Pulsschläge der Natur im Freien, ihre lieblich irrenden Blicke sind wirkliche Aufforderungen an den Menschen. Er ist es, der den Sinn dieses Lebens erkennen und bei Namen rufen soll, in ihm will all dieses Treiben und Atmen Geist und Schönheit werden. Darum stören die Nachtigallenklagen seinen Schlaf, und der blitzende Morgen entflammt ihn zu unbestimmtem, sehnsüchtigem Mute, und die klingenden Ströme führen seine Begierden hinaus ins Land. So lockt die Natur. Denn der Mensch, solang er selbst in sich ruht, empfindet an ihr das andere, die Unruhe, den Trieb der Entäußerung. Nun folgt er dem Triebe, wandert, strebt, kommt ab von sich. Die Lebenswellen der Natur und ihre Stimmen bleiben dieselben; aber eben weil sie noch dieselben sind, fühlt nun der Mensch desto tiefer seine Veränderung, und hört auch sie darum anders, nicht, wie einst, lockend, sondern zurückrufend. So mahnt die Natur. Und

wenn der Strebende nun zweifelt und sucht, und nicht weiß, wie er seine Wünsche zusammenknüpfen, seine Hoffnungen gestalten soll, und er irrt etwa in einen Garten, wo das Gras in vertrockneten Fontänen wächst, Unkraut die Wege, Laub die Anlagen bewildert, im leeren Lustsaal eine alte Flötenuhr schläfrig zu spielen anhebt: da sieht der Mensch, wie schnell die Spuren seines Willens veröden, wie leicht die Natur ihren Traumschleier drüberhin spinnt; und ihn schauert in der Einsamkeit. So erschreckt die Natur. Wieder aber, wenn die lärmende Stadt in Schlaf sank, und der Mond über Gründen aufgeht, Sterne in den Teich blicken, wo der Schwan seine Kreise zieht, ferne Höhen und Wolken wie Zauberschlösser blinken: da denkt der Betrachtende, wie so ewig harmlos die Erde atme und stille Verheißungen spiegle; und die Natur beruhigt ihn, schmeichelt seiner Sehnsucht. So bleibt sie ohne Veräußerung das beständige Supplement des Menschen; und wohin er auch trachte, was er immer gewinne, ihr stiller Boden ist es doch, der ihn zuletzt empfangen wird. In solcher Weise der Anschauung, in steter Nähe und dichter Umgebung, aber auch stets im Anklang und Widerspiel mit der Bewegung der Seele, bildet die freie Natur in der Welt unseres Dichters den äußern, aber mit dem Innersten identischen Umkreis der Phantasie, an dem sich die Veränderlichkeit der letzteren als unausbleibliches Gleichgewicht, die Reflexion als immer schon vorhandener Zusammenhang darstellt, alles das, was innerhalb diesem Umkreise sich rührt, sein ausgleichendes Geleite, seine begleitende Unschuld hat. Indem nun aber so das Innere der Phantasie, ihre Idealität und identischer Strom, in dieser Welt zum Äußersten, zur Grenze und Wirklichkeit, zum Bande der Anschauung gemacht ist, wird auch notwendig umgekehrt das, was sonst Charakter der Wirklichkeit ist: der Unterschied, Widerspruch, die Trennung, hier zum Idealen, zur Seele, und, durch das Unterscheiden erscheinend, zur anschaulichen, wirklichen Seele. Dies zu leisten, ist ja der Beruf der Poesie. Im gemeinen Leben ist uns unsere Seele das Einfache, Identische, und die Wirklichkeit das Mannigfaltige, das unterschiedvolle Allerlei: hier, in der Phantasie, ist die Wirklichkeit der treu in sich fortströmende Lebenserguß, die bunte Bewegung aber ist die Seele. So ist nun im Kreise unseres Dichters das Ideale das Prinzip der Trennung des Menschen von der Natur, das

Prinzip der Unterschiede unter den Menschen. Und die Bewegung der Seele im Gedicht geht dadurch hervor, daß die Menschen hinausgehen aus der heimischen Natur, emporstreben über diesen identischen Kreislauf, eine höhere Natur suchen. Indem sie damit von dem einfachen Kreise, in dem sie ihren Grund und ihre Verbindung haben, von der gemeinsamen Natur, sich abwenden, werden sie auch ungleich untereinander, mißverstehen, verkennen, bekämpfen einander. Aber gerade durch diese Trennungen und Gegensätze wird nun dieselbe Einheit, derselbe identische Strom des Lebens, der in dem umschlingenden Kreise der Natur unveräußerter Zusammenhang und satte Wirklichkeit ist, zur inneren Erfahrung, wird über der Wirklichkeit in der reinen Anschauung und Erinnerung wirklich als Seele. Denn jene Trennung von der Natur kann immer nur im Einschlagen irgendeiner einseitigen Richtung bestehen; da alles Natur ist. Geht der Mensch fort in dieser Einseitigkeit, so erfährt er eben durch Nichtbefriedigung und Sehnsucht, daß er nur im Zusammenhang etwas ist, und als Mangel selbst wird der Zusammenhang in ihm bestätigt und offenbar. Oder der Mensch findet, was er suchte, wirklich, so ist dies ein Natürliches, für ihn Bestimmtes, durch die gemeinsame Natur ihm Verbundenes, und so wird hier die Befriedigung zur Offenbarung des Zusammenhangs. Oder auf dem einseitigen Wege kreuzt und drängt sich der Mensch mit andern, die einer widersprechenden Richtung folgen, so ist einer dem andern Zeugnis, daß das Einseitige nicht für sich, daß ebensowohl das andere, entgegengesetzte da sei, daß nur der Austausch das Wahre, nur das Ganze das Beständige sei. — So wird nun aber im Innern dieser Anschauung dieselbe Einheit, die sich als unveräußerliche, in der unschuldigen freien Natur symbolisch zusammenfließt, zugleich unterscheidbar wirklich in der Form, wie sie am Streben und im Leben der Menschen, durch die Trennung und an den Unterschieden sich bewährt. Diese zweite Natur in der Natur, die Einheit nicht bloß als erfüllte Anschauung, sondern die Anschauung der Einheit durch und in Brechung, hat in ihrer Wirklichkeit zwei Seiten. Sie ist, vonseiten der Brechung angesehen, eine verschiedenartige, bunte Reihe von Momenten, die den Zusammenhang verleugnen, durch den sie allein möglich und in ihm allein wahr sind. Angesehen aber vonseiten ihrer reinen Einheit,

ist sie eine gleichartige stille Macht, welche die Entgegensetzung jener Momente ausgleicht, ihren bunten Schimmer aufhebt, und alles in den Zusammenhang löst. In ihrer Mitte endlich angesehen, ist sie der Doppelsinn der Erscheinung, wie sie als Moment des Zusammenhangs in diesem wahr, als Verleugnung in ihrer Einzelheit nichtig ist. Diese Mitte ist die Poesie in ihrem Doppelsinn der Begeisterung und der Ironie. Jene Macht in ihrer reinen Anschauung ist die Religion. Jene Reihe von Brechungen das Spiel der Wirklichkeit. — Auch in diesem inneren Kreise der Anschauung geht die symbolische Tätigkeit in der Phantasie unseres Dichters fort, indem sie die entgegengesetzten Seiten dieser Anschauung auseinanderhält, und gern für sich abrundet, so aber, daß sie in ihren Enden zusammengehen. So begegnen sich in „Ahnung und Gegenwart" in der Mitte der Poesie Friedrich und Leontin; jener ist ganz Begeisterung, weshalb er von der Ironie stufenweise aus der Fülle der Wirklichkeit hinübergeführt wird zur reinen Entsagung, zur Religion; Leontin ist ganz Ironie, weshalb er aus der freien Phantastik stufenweise hineingeführt wird in die Begeisterung des Lebens, zur Liebe und zum praktischen Beruf. Ähnliche Gegensätze schließen in den übrigen Gestalten sich ab, und jede löst sich von ihrer Seite in denselben Zusammenhang. In den Dramen konnte dieses Abschließen nach entgegengesetzten Seiten weniger stattfinden, weil hier die notwendige Verknüpfung der Handlung überall offene Übergänge fordert. Indessen zeigt es auch hier sich im Auseinandertreten der ernsthaften und komischen Szenen, die innerlich einander ergänzen. Der Taugenichts hält sich wunderbar rein in der Mitte der Poesie. Alles ist hier Begeisterung und alles Ironie. Es ist das beständige Verlassen, Verwechseln, Verfehlen, Mißverstehen, welches die Ironie der Wirklichkeit ist, und ist doch gerade so alles das glücklichste Zusammentreffen und stets gegenwärtige Gute. Aber die Ironie ist hier nur deswegen so unschädlich für die Wirklichkeit, weil die Begeisterung bloß kindlich schauend, ohne den praktischen Ernst des wirklichen Begehrens und Handelns ist. Im Marmorbilde ist einfache symbolische Trennung. Auf der einen Seite die Poesie als bloßes Spiel der Wirklichkeit; Einbildung, worin die Religion untergegangen ist; auf der andern die fromme Schönheit, welche die Wirklichkeit weiht. In Viel

Lärmen um Nichts schließen sich wieder die Gegensätze in symbolische Kreise ab: hier die Wirklichkeit, für sich selbst begeistert, von der Ironie ihres Inhalts beraubt, dort die Poesie, besitzlos, unstät, aber durch Begeisterung reich. In Dichter und ihre Gesellen sind drei symbolische Kreise ineinander geöffnet. Die Grundbewegung des ersten ist die, daß die Begeisterung, aus ironischem Spiele zum ernsten Verlangen sich steigernd, vom Ernst der Ironie gebrochen wird; im zweiten geht auf verschiedenen Wegen die Begeisterung in die Wirklichkeit (die einen wollen noch immer auf Erden finden, was hienieden nicht mehr weilt; andere verlieren in der Liebe ihre Begeisterung an die Wirklichkeit, Grundling verpufft die seine als bloße Behauptung in die Luft, und hält sich ans Materielle usw.); im dritten wird die Wirklichkeit von der Ironie zur Schönheit entwickelt (eine lösende Macht leitet Fortunats Irrwege zum schönsten Glück, Ottos Entartung zum versöhnenden Tode, Dryanders haltungsloses Abenteuern zur Poesie, Viktors überwundenen Geist zur Religion). — Dieses Bilden, welches einen und denselben Phantasieprozeß in die Mittelpunkte verschiedener Gestalten auseinandertreten läßt, und in den Schicksalslinien derselben, die einander wohl berühren, durchschlingen, sich aber nicht vermischen, ihn abschließt, hat dann den Vorteil, daß auch die Abweichungsgrade dieser besondern Mittelpunkte, und ihre Einheiten, in Gestaltung und anschaulichen Zügen erscheinen. So haben in „Ahnung und Gegenwart" Leontin und Rudolph gleiche Gestalt und Aussehen, weil beider Inneres der freie Witz ist, der nichts Eitles verschont. Aber Rudolphs Ironie, weil trocken und begeisterungslos, verwandelt ihm sein ganzes Leben in Narrheit; für Leontin, dessen Ironie eine Begeisterung ist, wird gerade die Erscheinung Rudolphs, die ihn mit seinem eigenen Bilde erschreckt, Anlaß in sich zu gehen; was ihn zur praktischen Begeisterung führt. Zwischen Friedrich und Leontin steht die Gräfin Romana, die in sich vereinigt, was in diesen beiden entgegengesetzte Richtung ist: Glauben und Witz. Aber ihr Witz geht nicht in sich selbst, sondern soll ihr nur alles unterwerfen; wodurch ihre Begeisterung egoistisch wird, und an der Unerreichbarkeit jener sich selbst verleugnenden, die ihr in Friedrich wirklich erscheint, scheitert und sich verzerrt. Dort wird die Gleichheit selbst als Unter-

schied sichtbar, hier der Unterschied sichtlich zur Einforderung des gleichen Gesetzes. So wird im Marmorbilde, durch die reine Scheidung des Zauberkreises und der guten Natur, auch die Wahrheit, daß das Reich der Erscheinung für beide eines und dasselbe sei, dadurch selbst zur anschaulichen Gestalt, daß die Zauberin an demselben Feste dasselbe Äußere als Maske zeigt, worein die unschuldige Schönheit gekleidet ist. Und die Novelle von Rudolph und Angelina in „Ahnung und Gegenwart" macht auf ähnliche Weise den Gegensatz der Erscheinung, wie sie als dieselbe nichtig in sich und erfüllt mit Inhalt, und durch diesen Widerspruch Übergang in Wahrheit ist, in unmittelbarer Gestaltung anschaulich. Wiederum ist es die Beziehung, der reine Unterschied in der Einheit, was in „Viel Lärmen um Nichts" als Doppelgestalt der täuschenden und der wahren Aurora sich darstellt. Und ein köstlicher symbolischer Zug in dieser Novelle ist die bange Illusion des Prinzen, der, indem er dem Waldschlosse sich nähert, das Wirkliche, was er auf diesem Boden der Poesie erblickt, für Geistererscheinung aus dem Grunde hält, weil es so, wie er es einst als Wirklichkeit zu sehen glaubte, nur täuschender Spuk war. Solche symbolische Motive, in welchen die Beziehungen Vorgang und Bild werden, gehen durch alle Dichtungen Eichendorffs hin. Das Anspielen der Gestalten aufeinander, das wirkliche Verkleiden, Verwechseln, Verfehlen ist hier nie bloß interessantes Spiel; es ist vielmehr der unbefangene Bildschein, der an den Scheidungen und Verknüpfungen der Idee sich abhebt. Dieses dichtende Verfahren, welches natürlichen Motiven eine symbolische Reinheit gibt, beweist seine innere Vollständigkeit durch das freie Heraustreten des komischen Elements. Dies ist es, was dem oben verglichenen Dichter abgeht, dessen Gestalten es meist zu ernsthaft mit ihrer eigenen Erscheinung nehmen. Reine Komik ist immer ein Beweis, daß die Dichtung sich in ihrem Elemente fühlt, der selbstgeschaffenen Gestalten sich mächtig weiß. Bei unserem Dichter findet zwar auch hierin eine der südlichen Poesie verwandte Weise statt, insofern sich seine Gestalten in solche, die vorzugsweise den Ernst und die Begeisterung — und solche, die vorzugsweise den Scherz und die Parodie der Dichtung tragen, klar unterscheiden. Aber nicht etwa, daß jene nur tragierten; vielmehr ist es gerade die ernste Ironie, die den höheren Ge-

stalten Bedeutung, die unmittelbare, die den anmutigen den Hauch ihrer Schönheit gibt; und umgekehrt sind die niederen mit solcher Begeisterung angeschaut, daß ihre Komik nur ein noch getreueres Aussprechen ihrer eigenen Natur, als in der Wirklichkeit vorkömmt, heißen muß. — In der Kraft der Ironie, der ernsten sowohl als der komischen, wird sich schwerlich ein deutscher Dichter mit B r e n t a n o messen können. Sein „Ponce de Leon“ ist so ganz Witz aus Witz, daß die schönen Gestalten, welche die weilenden Gedanken der Dichtung sind, traumartig und elegisch in diesem griechischen Feuer schweben. Seine „Geschichte von dem braven Kasperl und dem schönen Annerl“ ist eine so durchgreifend ernste Ironie menschlicher Ehre, daß sie positiv und Gottesverehrung wird. In anderen seiner geistreichen Schöpfungen, wo die Bewegungen einseitiger sind, bricht die Ironie bisweilen als plötzlicher Mutwille durch. Wie dagegen ein vollkommener Witz wieder ganz eins mit bildender Anschauung und Darstellung sei, können seine „Wehmüller“ zeigen. Hier ist der beständig spielende Scherz und Humor immer schaffend, modellierend, brillant vorstellend, scharf charakterisierend. Der Witz, dessen Bestimmung sonst wohl scheint, dem Wirklichen seinen Ernst zu rauben, es zu mystifizieren und aufzulösen, wird hier zu der umgekehrten Tätigkeit, die das Leben als solches verherrlicht, seine derbsten, barocksten und seine abenteuerlichsten Gestalten rein behaglich und höchst anmutig macht. Es ist doch — diese Empfindung ungefähr hat man — es ist doch nichts so possierlich und borstig und fabelhaft, daß es nicht wirklich wäre auf der Welt; und wie groß ist die Kraft, die Tiefe des Lebens, daß es in all diesen wunderlichen Trachten seinen Verstand und seine Schönheiten behaupten kann! — Nur wenige Werke der virtuosesten Genremaler wüßte ich dieser Novelle zu vergleichen. — So stark in ausprägender Charakteristik ist die Ironie unseres Dichters nicht, sein Witz nicht so reich und satt ausmalend, und darf es in seinem Phantasiekreise nicht sein. Denn da in diesem Kreise die Harmonie des Ganzen als anschaulicher Grund und durchstimmender Strom wirklich ist, und die einzelnen Gestalten nur darum heraustreten, um die Bewegung eines einigen Mittelpunktes allseitig anschaulich zu machen, so darf sich Betrachtung und Witz nicht in die Besonderheit der Bilder vertiefen und verdichten, sondern muß sich vereinfachen

und durchsichtig machen, damit der Akkord des Ganzen vorklinge. Das Charakteristische der Einzelnen, ihr Unterscheidendes ist hier der Anfang des Idealen; s o sind sie gesetzt; die Bewegung muß ein Unterscheiden von da weiter, ein Abgehen vom Unterschiede, ein Zurückgehen und Zusammengehen in innere Einheit sein. Die Charaktere müssen also hier mehr von ihrer allgemeinen Seite, als Momente der Natur des Ganzen, mehr nach ihrer Bestimmung und in ihrem Schicksale, als in der Illusion selbständiger Ausprägung erscheinen. Die Ironie besteht hier immer darin, den Schein ihrer selbständigen Wirklichkeit aufzuheben, und nur die verschiedene Art und Weise, die unterscheidende Stufe dieser Aufhebung ist es, was die besondere Form jeder Gestalt und die Entwicklung ihrer Charakterzüge bildet. Eins mit Bildung und Darstellung ist also die Ironie auch hier, aber da sie es als Aufhebung in eine Harmonie ist, die selbst als Anschauung zugrunde liegt, so ist das Herausbilden immer schon ein Hineinbilden ins Ganze, worin alle Besonderheit nur als bewegter Zug vorschlagen kann, aller Inhalt und Stoff aber der ewigen Natur angehört. Hierin ist die Wiederkehr gleichartiger natürlicher Motive, die sichtbare Verwandtschaft der Charaktere, wie der Interessen und Zustände gegründet. Selbst die Entgegengesetzten müssen sichtbar aus Gleichem hervorgehen oder Gleiches meinen, die Irrtümer nur als die verzogenen Schatten und Widerscheine der Wahrheit erscheinen. Die niedern und die komischen Charaktere spielen daher dieselben Rollen, welche die würdigen und anmutigen ausfüllen, nur mit Schiefheit oder Konfusion. Aus der Musik des Ganzen, deren Hauptsätze sich in den edleren Gestalten, die rein spielenden Übergänge in den lieblichen aussprechen, sind auch die stolpernden und schnurrenden Stücke, welche die komischen Figuren auf ihrem Leierkasten spielen, obwohl sie vielleicht nicht die Musik damit meinen, sondern den Groschen, den sie dafür bekommen, oder ihre Kunst und Mechanik, den Kasten so fein gebaut zu haben oder so empfindsam zu drehorgeln. Auf diese Art müssen sie zugleich als Parodie ihrer selbst und als Parodie der Edleren erscheinen: das Erste reinigt sie, das Zweite setzt die Anschauung des Ganzen fort. Wenn sich so die Charaktere bei unserem Dichter nicht zu idiosynkratischer Besonderheit verfesten können, so haben sie darum doch die Form und Farbe

des Lebens, aus dessen Wahrheit sie reflektiert sind, in desto reinerer Stimmung, und die Seele selbst wird zum Ton ihres Angesichts und zum Rhythmus ihrer Bewegung, der würdigen sowohl, als der exzentrischen und burlesken. Aus demselben Grunde erhalten die bedeutendsten seiner Gestalten eine mythische Hoheit oder eine zauberhafte Schönheit. Sie sind menschgewordene Ideen, die leuchtend ins Leben blicken, und sich und andere zurückfordern in die Tiefe des Lebens. So die zauberhaft leidenschaftliche Romana in „Ahnung und Gegenwart" und die herrlich-wilde Juanna in „Dichter und ihre Gesellen". Rudolph, als Ritter Tod gedacht, ist ähnlich entworfen. Die Heroennatur ist keine andere, und sie bildet bei allen Unterschieden den Familienzug in den tragischen Helden des Dichters. Spielender nur und märchenhafter stammt aus derselben Anschauung und führt in sie zurück die Gestalt der Aurora. Und die kriegerische Romanze von der deutschen Jungfrau in „Ahnung und Gegenwart" für die eine — das reizende Märchen, welches Fortunat in „Dichter und ihre Gesellen" seinem Liebchen erzählt, für die andere Seite, sprechen die Prädestination aus, in welcher die edleren und die anmutigen Charaktere bei unserem Dichter sich entwickeln. So erfüllt er in seiner Sphäre, was Novalis sagte, daß Schicksal und Gemüt Namen eines Begriffes seien. Die in Wirklichkeit entfaltete und entladene Idealität endet mit der Rücknahme der Wirklichkeit in reine Idealität. — Was hier das Letzte ist, das Übergreifen des Idealen, lernt sich in seiner Eigentümlichkeit nirgends besser kennen als bei Achim von Arnim. Es gibt Dichter, welchen im Schaffen die Wirklichkeit über ihre Ideale hinüberwächst, wie z. B. Bürger; es gibt andere, bei welchen Seele und Wirklichkeit ganz gleich wiegen, wie bei Goethe; es kann aber auch gefühlt werden, daß die Welt, die der Mensch in seiner Wirklichkeit über diese baut und webt, stets reicher sei als alle Gegenwart, daß er eine Fülle von Lebensgeistern aus sich erzeuge, die alle Stoffe der Wirklichkeit, indem sie durch ihn gehen, vermehren und vervielfältigen und samt ihm selbst überbieten. Dies unerschöpfliche Übergreifen des Geistes wußte Arnim in einigen seiner Dichtungen ganz unmittelbar zu machen; die Spur davon tragen alle. — Bei keinem Dichter fühle ich so durchaus die stete Erhabenheit über seinen Stoff; wie er alles mit so ruhiger Hand

anfaßt, beiseite legt, Zeit hat hinwegzublicken und andere Bemerkungen zu machen, jenes wieder hervorbringt, vom reichsten Gemälde ab in die engsten Räume des Denkens einbiegt, in die verworrensten Winkel des Gemüts hinabsteigt, und unangegriffen zur muntersten Humoristik übergeht, und unzerstreut wieder dem innigsten Schmerz, der schlichtesten Anmut die klarsten Blicke und wahrsten Namen gibt. Man nennt dies wohl ein Verachten aller Form; aber warum ist doch immer das Einzelne so wahr, so sichtbar, oft so wunderbar fein empfunden, oft bis zum Erschrecken getroffen? Ich habe wohl andere Erfindungen gelesen, die sehr Verschiedenartiges durcheinander mengten: die Folge war, daß ich nichts von allem glaubte. Bei Arnim muß ich sagen, wie Sokrates vom Heraklit: Aus dem, was ich verstehe, schließe ich, daß auch das wahr sei, was ich nicht verstehe. Ich finde einen Scharfblick für die inkommensurabelsten Verhältnisse mit dem offensten Sinn für das einfachste Gute wunderbar gepaart. Daß Arnim so viel Geschichtliches, Älteres aus Literatur und Volksmärchen, Biographisches aus der Zeit mit den eigenen, mannigfaltigsten Gedanken verflechten konnte, ist nicht ohne Aufschluß. Es beweist, daß er auch das Eigene nicht als sein Geschöpf liebte, und ihm das Fremde nicht minder eigen war; und wenn ihn die Leichtigkeit, mit welcher er in die Eigenheit jedes Dinges einging, für den Leser nicht selten aphoristisch und hart erscheinen läßt, so ist es gerade dieses gänzliche Begeben aller Illusion, wodurch er sich am meisten des Glaubens bemächtigt, es ist das reine Verzichten, durch regelmäßige, harmonische Ausmalung die Sache zu heben, wodurch die Bilder, die doch so unwiderleglich gedacht, so sicher gefühlt sind, erst recht durch sich selbst zu leben scheinen. Das Wahre ist, daß diese Phantasie, die in sich die Elemente von allem, was sie will, hat, sich selbst stets neue Unterschiede zu schaffen liebt, um sich zu reicheren Ausgaben zu veranlassen, und den Schein abzutun, als sollte sie irgend dem Mechanismus einer eigenen Aufgabe folgen. Mit klarem Bewußtsein hat dies Arnim selbst im Eingange seiner „Kronenwächter“ ausgesprochen: „Nur das Geistige können wir ganz verstehen, und wo es sich verkörpert, da verdunkelt es sich auch. Wäre dem Geiste die Schule der Erde überflüssig, warum wäre er ihr verkörpert; wäre aber das Geistige je ganz irdisch geworden, wer könnte ohne Verzweiflung

von der Erde scheiden. — Die Erfahrung müßte es wohl endlich jedem gezeigt haben, daß bei dem traurigsten wie beim freudigsten Weltgeschicke ein mächtigeres Gegengewicht von Trauer und Freude uns selbst verliehen ist, daß sich alles in der Kraft des Geistes überleben läßt, und in seiner Schwäche uns nichts zu halten vermag". Dieser alles überlebende Geist ist die Seele der Arnimschen Dichtung. Deswegen hat die Hemmungen, Verwirrungen, die magischen Bestrickungen des menschlichen Geistes in sich selbst und in den stets webenden Netzen seines Lebens — kein Dichter so getreu, so scharfsinnig, so unerbittlich verfolgt, und doch mit so würdiger Ruhe durchgefühlt und überwunden wie Arnim. Aus diesem Prinzip wird auch das Abgebrochene, was er im einzelnen oft hat, das scheinbar willkürliche Einführen neuer Elemente klar. Dies eben ist die Form dieser Dichtung, darzustellen, wie die Wirklichkeit, indem sie die Selbstunterbrechung und Behinderung des Geistes ist, zu einem Messer seiner Tiefen und Breiten, seiner Ausreichbarkeit im Großen und seiner schmiegsamsten, multiplizierenden Geschäftigkeit im Kleinsten werde, wie ihm keine Grenze seine letzte, kein Zusammenhang sein Abschluß sei, wie jede Erfüllung und Entwicklung eines Gesetzten nicht nur inhaltreicher, teilbarer, komplizierter als der Anfang ahnen ließ, sondern auch in jedem Ende Produktion neuer Aufgaben und Verhältnisse sei, so daß der Geist, obwohl die Wahrheit jedes Verhältnisses, und in jedem begreiflich und begreifend, doch wiederum, wegen der Auflösbarkeit, Fortsetzbarkeit, Punktuation eines jeden derselben, immer über jedes Verhältnis und jede Summe von Verhältnissen im Überschuß bleibe. Dieser Überschuß des Geistes mitten im Begreifen und reichsten Erklären, dieses ewige Geheimnis mitten im gegenwärtigen Verständnis ist die wahre Mystik. Ihre jungfräuliche Begleitung ist der ruhig lösende Teil der Arnimschen Dichtung da, wo diese in die motiviertesten Zusammenhänge sich bindet, und ist da, wo sie abbricht, um dann mit freier Jugend wieder anzusetzen, die stille Bindung, welche die Pause ausfüllt. Sie würde aber das letztere freilich nicht sein, wäre sie nicht immer schon vorher in den Zusammenhängen daran gefühlt worden, daß an den verknüpften Gedanken selbst immer auch solche Seiten sich andeuteten, zeigten, aussprachen, nach welchen sie aus der Verknüpfung sich befreiten. Aus gleichem

Grunde ist nur in der Musik die Dissonanz doppelter Wohllaut und die Pause Gegenwart aller Töne; weil da, wo sie an ihrer Stelle eintreten, der Geist der Musik schon durch wirkliche Melodien heraufbeschworen ist aus seinen Tiefen. Sobald aber die Pause so eintritt, sagt sie wirklich, daß für die Musik aller Musik die eben unterbrochene, so notwendig in sich sie erschien, nur zufällig sei; und wie die wirkliche Musik Transszendenz der Töne in Harmonie ist, so ist diese Pause Transszendenz der Harmonie ins Unendliche. — Der Maler nimmt Farben, seine Schönheit muß immer Bild sein, der Dichter Gedanken; alle seine Vorstellungen müssen sich denken, der Bildner den Stein, seine schöne Form ist Masse; aber alles dies ist schön: die Schönheit ist nicht Farbe, nicht Gedanke, nicht Stein: sie ist der Geist, der sich in sich selbst versinken sieht. Freiheit des Geistes ist das Ende der Poesie, und ist die Manier Arnims. Auf dem entgegengesetzten Wege erreicht Eichendorff dasselbe. Indem es ein unveräußerlicher Grund und identischer Mittelpunkt ist, woraus und wohin sich alle seine Gestalten entwickeln, ist bei ihm alles Zusammenhang. Allein aus demselben Grunde ist niemals das, was die Einzelnen füreinander oder gegeneinander handeln, was ein Moment am andern ausrichtet, die wirkliche Ursache; sondern die gemeinsame Bestimmung ist es, die keinen Namen hat, ehe sie nicht in einer solchen Mitte von Momenten erscheint, welche sie schon voraussetzen. Indem aber alle diese Momente Zusammenhang sind, und diese ihre Einheit im Verlauf offenbaren, verschwinden ihre Unterschiede, welche die Namen des Zusammenhangs waren, und das, was von allem das Maß war, bleibt selbst ungemessen. So wird es darum immer wieder Geheimnis, weil es das Allgegenwärtige ist. Es läßt sich nirgends herausziehen, weil es überall schon vorausgesetzt ist, und nach jeder Entwicklung unvermindert übrig bleibt. Daß auf diese Weise auch in der Welt seiner Dichtung derselbe Geist, der der alleinige Inhalt ihrer bunten Entfaltung ist, namenlos übergreife, ist sich Eichendorff nicht minder bewußt, und wie der Geist seiner Poesie durch Bilder hingeht, nicht, um endlich an einem derselben seinen Besitz zu haben, sondern um aus allen über alle Bindung sich frei zu erheben, dies hat er, — sehr abgeneigt sonst, die eigene Poesie zu erklären — einmal geradehin auch ausgesprochen:

Frisch auf, mein Herz! wie heiß auch das Gedränge,
Bewahr' ich doch mir kühl und frei die Brust!
Schickt Wald und Flur doch noch die alten Klänge,
Erschütternd mich mit wunderbarer Lust.
Und ob die Woge feindlich mit mir ränge:
So frömmer nur sing' ich aus treuer Brust;
Da bleicht das Wetter, himmelblau scheint helle,
Das Meer wird still und zum Delphin die Welle.

„Was wollt Ihr doch mit euerm Liederspasse!
Des Würd'gern beut die große Zeit so viel!"
So schallt's hoffärtig jetzt auf jeder Gasse,
Und jeder steckt sich dreist sein glänzend Ziel.
Die Lieder, die ich stammelnd hören lasse,
Ew'ger Gefühle schwaches Widerspiel —
Sie sind es wahrlich auch nicht, die ich meine,
Denn ewig unerreichbar ist das Eine.

Doch lieben oft, der Sehnsucht Glut zu mildern,
Gefang'ne wohl, das ferne Vaterland
An ihres Kerkers Mauern abzuschildern.
Ein Himmelsstrahl fällt schweifend auf die Wand,
Da rührt's lebendig sich in allen Bildern,
Dem Auge scheint's ein lieblich bunter Tand —
Doch wer der lichten Heimat echt zu eigen,
Dem wird der Bilder ernster Geist sich zeigen.

Man könnte fragen: Was nützt es, daß der ernste Geist sich zeige, wenn er doch das ewig unerreichbare Eine ist? Aber, wer so fragt, dem hat sich der Geist noch nicht gezeigt. Eben dies, daß er das Unerreichbare, das unbeflecklich Heilige sei, wird in dir nicht wahr durch Aufgeben oder müßige Anerkennung; es will tätig erfahren sein, und dann ist es Weihe jeder Anschauung, jedes Strebens; weil dann im Wirklichen die Erhabenheit über das Wirkliche dir wirklich wird. Daß dieses Zeitliche nicht fest sei, müssen wir wider Willen erfahren; alles nützt sich ab, und wir selbst sterben. Dieses Schicksal wird in der Dichtung Seele. Mit Willen, indem sie selbst in den Geist sich verwandelt, der durch alles Irdische mit uns hingeht, erfährt sie, daß er mehr sei, mehr als dies Sterbende, er selbst die

Macht des Todes, und daß es so das Leben des Lebens sei, in das wir sterbend uns verlieren. Diese Erfahrung, weit entfernt, das trostlose Geständnis der Ohnmacht zu sein, ist vielmehr der wirkliche Einzug einer unerschöpflichen Macht, einer ewigen Jugend in unser Inneres. — Die Wahrheit dieser Poesie ist also ganz dieselbe, wie die der zuletzt genannten; nur daß in der Arnimschen mehr die Vervielfältigung und Verwicklung der Wirklichkeit es ist, wodurch das Übergreifen des Geistes als stets verjüngtes Geheimnis erfahren wird; während hier dieselbe überwindende Reinheit im Vereinfachen und Lösen des Wirklichen als namenlose Harmonie erscheint. Dort tritt der Geist als das jedesmalige Andere unter dem Vorgestellten hervor und ihm gegenüber; hier dringt er aus dem Mittelpunkt rings über die Oberfläche als das eine Licht. Der wachsende Gegensatz dort ist eine dialektische Aufhebung des Einzelnen, überraschend, erschütternd, stärkend; die durchströmende Einheit hier ist eine musikalische Verschmelzung des Einzelnen, erweckend, rührend, beseligend. Dies führt mich zu meinem Ende. Eine Poesie von so musikalischer Natur kann ohne eine Blüte der Lyrik nicht sein. Ich war daher schon mehrfach veranlaßt, zu bemerken, welch einen wesentlichen und erklärenden Bestandteil in Eichendorffs größeren Dichtungen die Lieder bilden. Aber auch für sich, wie sie, herausgehoben zum Teil, und vermehrt mit neuen, als „Anhang von Liedern und Romanzen" den zwei Novellen „Taugenichts" und „Marmorbild" beigegeben sind, und die anderen, die in den neueren Jahrgängen des Musenalmanachs erschienen, auch für sich betrachtet, bilden diese lyrischen Gaben einen frischen, reichen Kranz, der eine eigene Beleuchtung verdient und lohnt.

Gleichwie es den größeren Dichtungen Eichendorffs zustatten kömmt, daß ihre epischen Züge in einer Einfachheit und Klarheit gefaßt sind, die sich in der Entwicklung von selbst zu einem lyrischen Schwung hebt: so kömmt es umgekehrt seinen Liedern zustatten, daß ein einfaches und gewissermaßen volksmäßiges Epos überall in ihrer Bewegung mitspielt, und den Tönen Grund und Fülle gibt. Wenige, scheint es, wissen, daß der Typus des Liedes die Romanze ist, und alle seine Arten sich nach stufenweisen Auflösungen oder Zusammenziehungen des Organismus der Romanze unterscheiden lassen. So viel mußte

wenigstens leicht erhellen, wie die Romanze immer eine ganz in bestimmte Anschauung gebrochene Empfindung oder, was dasselbe ist, eine rein als Empfindung bewegte Geschichte sei. Wenn nun das echte Lied stets ein Erguß der Begeisterung sein muß, das Wesen aber der Begeisterung Erfüllung des Gemütes durch einen Gegenstand oder eines Gegenstandes mit der ganzen Fülle des Gemütes ist: so folgt von selbst, daß die Extreme der Begeisterung: Gegenstand und Innigkeit, und somit die Elemente des Liedes ihre vollkommenste Durchdringung in der Romanze haben. Jedes gute Lied wird daher nur eine mehr nach dem einen oder andern Extrem gewendete Romanze und in dem Grade kräftiger sein, als in dieser scheinbaren Einseitigkeit doch der entgegengesetzte Bestandteil — im Worte der Empfindung das Bild, im Zug des Bildes die Gemütsbewegung — rein und harmonisch erhalten ist. Sehr wohl begreife ich auch, wie gerade diese Gemütstätigkeit zur musikalischen Form des Verses und Reimes kömmt; denn was ihr inneres Wesen ist, dasselbe ist von Natur das Wesen des Rhythmus und der Harmonie: eine Bewegung nämlich, die am Gegenstande selber bleibt, und an seinem Schwunge ihre Momente, in seinen Momenten ihre eigene Einheit hat. Gar nicht hingegen begreife ich, wie die lang ausgeführten, von keiner befriedigten Empfindung, vielmehr von Effektputz begleiteten Charakterstücke oder Kollisions-Anekdoten, die jetzt beliebt sind, bei ihrer bloß erzählenden und staffierenden Natur zur Melodie des Verses kommen. Dasselbe gilt von den Gesinnungsdeklamationen, welche die Gegenstücke zu den letzteren bilden. Jene würden in Prosa geeigneter wirken, da diese Form ihrem Wesen entspricht. Diese würden relativ in Briefen, Predigten, Parlamentsreden ihre aufrichtige Erscheinung finden. O Sucht des Interessanten, Sucht der Plaidoierie, die das arme Kind, Schönheit, erwürgen, und mit den Hüllen und Flittern des getöteten sich eitel schmücken: — Dreimal begrüße ich in solchen Tagen als den schönsten Trost einen Gesang von so echter Natur, so reiner Unschuld, wie den des Freiherrn von E i c h e n d o r f f. *Hier ist alles Stimmung, Anschauung, und in der anspruchlosesten Bewegung der volle Klang der Seele. Es ist nirgends der künstlich qualifizierte Geist, es ist immer die ganze, aus der Natur sich selbst entgegenkommende Seele, was in seinen Liedern sich befreit. Kaum ein Paar seiner*

Gedichte, wie das obenangeführte, sind mehr direkte Erklärungen einer Richtung und Meinung, kein einziges fällt in die Kategorie jener peinlichen Charakter- oder Situations-Beschreibungen, alle sind ungesuchter Aushauch einer sich unmittelbar gewordenen Gemütlichkeit. Absichtslos hat darum dieser Dichter in seinen Liedern und Romanzen die ewige Geschichte der Seele in ihren wesentlichen Momenten, und zwar in Zügen ausgeprägt, die gleich sehr von der idealsten Wahrheit wie der individuellsten Natürlichkeit sind. Beispiele sagen mehr; so höre man den allgemeinsten Mythus der Seelengeschichte, wie er ganz zum natürlichen, volksmäßigen Bilde in folgender Romanze sich individualisiert:

Von Engeln und Bengeln.

Im Frühling auf grünem Hügel,
Da saßen viel Engelein,
Die putzten sich ihre Flügel
Und spielten im Sonnenschein.
Da kamen Störche gezogen,
Und jeder sich eines nahm,
Und ist damit fortgeflogen,
Bis daß er zu Menschen kam.
Und wo er anklopft' bescheiden
Der kluge Adebar,
Da war das Haus voller Freuden —
So geht es noch alle Jahr.
Die Engel weinten und lachten,
Und wußten nicht, wie ihn'n gescheh'n.
Die einen doch bald sich bedachten,
Und meinten: das wird wohl geh'n!
Die machten bald wichtige Mienen,
Und wurden erstaunlich klug,
Die Flügel gar unnütz ihn' schienen,
Sie schämten sich deren genug.
Und mit dem Flügelkleide
Sie ließen den Flügelschnack,
Das war keine kleine Freude:
Nun stattlich in Hosen und Frack!

So wurden sie immer gescheiter,
Und applizierten sich recht
Das wurden ansehnliche Leute,
Befanden sich gar nicht schlecht.
Den andern war's, wenn die Aue
Noch dämmert im Frühlingsschein,
Als zöge ein Engel durchs Blaue,
Und rief die Gesellen sein.
Die suchten den alten Hügel,
Der lag so hoch und weit
Und dehnten sehnsüchtig die Flügel
Mit jeder Frühlingszeit.
Die Flügeldecken zersprangen,
Weit, morgenschön strahlt' die Welt,
Und übers Grün sie sich schwangen
Bis an das Himmelszelt.
Das fanden sie droben verschlossen,
Versäumten unten die Zeit —
So irrten die kühnen Genossen
Verlassen in Lust und Leid.
Und als es kam zum Sterben,
Gott-Vater zur Erden trat,
Seine Kinder wieder zu werben,
Die der Storch vertragen hat.
Die einen konnten nicht fliegen,
So wohlleibig, träg und schwer,
Die mußt' er da lassen liegen,
Das tat ihm leid so sehr.
Die andern streckten die Schwingen
In den Morgenglanz hinaus,
Und hörten die Engel singen,
Und flogen jauchzend nach Haus!

So leicht und treffend hier das Ganze umfaßt ist, so völlig öffnen sich in andern Gedichten die besondern Momente derselben Geschichte. Wie z. B. die Seele im Schlafe ihrer Vergessenheit von Erinnerung und Ahnung berührt wird, kann nicht zarter und empfundener ausgesprochen werden, als in diesem anspruchslosen Ständchen:

Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden
Nun so still und seltsam wird!
Oben geh'n die gold'nen Herden,
Für uns alle wacht der Hirt.
In der Ferne zieh'n Gewitter;
Einsam auf dem Schifflein schwank,
Greif' ich draußen in die Zither,
Weil mir gar so schwül und bang.
Schlingend sich an Bäum' und Zweigen
In dein stilles Kämmerlein,
Wie auf gold'nen Leitern, steigen
Diese Töne aus und ein.
Und ein wunderschöner Knabe
Schifft hoch über Tal und Kluft,
Rührt mit seinem gold'nen Stabe
Säuselnd in der lauen Luft.
Und in wunderbaren Weisen
Singt er ein uraltes Lied,
Das in linden Zauberkreisen
Hinter seinem Schifflein zieht.
Ach, den süßen Klang verführet
Weit der buhlerische Wind,
Und durch Schloß und Wand ihn spüret
Träumend jedes schöne Kind.

Können Worte melodischer sein? Und kann es im Hauch der Melodie selbst irgend fühlbarer gemacht werden, daß in der unendlich empfänglichen Idealität der Seele ihre ganze Unschuld und ihre ganze gefährliche Reizbarkeit liegt? — Dieser unschuldige Traum, dies schönste Vertrauen wird so leicht Verführung, worin das Glück des Lebens untergeht. — In andern Liedern spricht der Dichter mit ungemeiner Frische und Energie aus, wie alles kühne Treiben der Jugend, Jagdlust, Kriegsmut, im Grunde nichts anderes meine, als eben das Lösen der Seele aus der Befangenheit in sich, das Durchbrechen der Vereinzelung, das Hinopfern, wie es das herrliche Soldatenlied aushallt — „in den Sieg, in den Tod und weiter, bis daß wir im Himmel sind!" Das Gegenstück dazu gibt dann das Lied „Auf dem Schwedenberge". Selbst das Tafellied in seiner reinen Lustigkeit ist ein köstliches Sichselbstüberschlagen: „'s geht alles,

alles unter, wir aber in die Höh'!" Und so ist die wahre Fröhlichkeit entweder, wie in den schalkhaften Liedern des zufriedenen Musikanten und in dem ergötzlichen Liede der Prager Studenten, nur ein leichtes Gleichschweben zwischen Genuß und Entsagen, oder sie atmet das frische Bewußtsein, der Heimat zuzugehen, wie in dem hellen Jubelschlag:

Die treuen Berg' steh'n auf der Wacht:
„Wer streicht bei stiller Morgenzeit
Da aus der Fremde durch die Heid'?"
Ich aber mir die Berg' betracht',
Und lach' in mich vor großer Lust,
Und rufe recht aus frischer Brust
Parol' und Feldgeschrei zugleich:
Vivat Östreich!

Da kennt mich erst die ganze Rund,
Nun grüßen Bach und Vöglein zart
Und Wälder rings nach Landesart,
Die Donau blitzt aus tiefem Grund,
Der Stephansturm auch ganz von fern
Guckt über'n Berg und säh' mich gern,
Und ist er's nicht, so kommt er doch gleich,
Vivat Östreich!

Aber dieselbe Innigkeit, die dem Dichter die tiefsten Züge der Seele und ihre leichtesten Flügelschläge stets in natürliche Anschauung verwandelte, ließ ihn auch die Verwirrungen, welchen ihre Tiefe sie aussetzt, erkennen, ließ die Entstellungen, worin ihre eigenen Gedanken, von Schuld und Entartung zerstreut, in der Irre gehen, ihm ganz objektiv werden, wie im Nachtbilde.

Die Macht des Zaubers, der Blendung hat der Dichter vielfach durch seine Novellen hin und in einzelnen Liedern und Romanzen unmittelbar zu machen gewußt. Man vernimmt in Sprache und Klang dieses Locken, Blitzen, Sinken, mit dem durchrauschenden Strom geheimnisvoller Wehmut. Einen Anstrich von solchem Zauber hat in seinen Gedichten jedes Leid und jede Lust, jeder Mut, Liebe, Erinnerung. Den glühenden Atem der Sehnsucht, die reine Süßigkeit der Klage, das Insichbrechen tiefer Trauer mag schwerlich ein anderer Dichter so zu fühlen geben. Wenn ihm aber hier die Natur unwiderstehlich linden

Wohllaut eingibt, so ist ihm auf der andern Seite nicht minder eine spannende Kraft des tiefsten Ernstes eigen, wie sie in einigen kurzen mächtigen Kriegsliedern und kernhaften geistlichen Gesängen unverkennbar ist. Die Energie der Anschauung steigert sich bei ihm auch auf dieser Seite zur Romanze und zu positiven Bildern. Belege hiefür geben die Lieder im letzten Teile der Novelle „Dichter und ihre Gesellen", außer so manchen älteren. — Die Gewalt des Geistes, welche die Seele in ihrem eigenen edelsten Willen über sich selbst emporträgt, läßt sich nicht hinreißender bezeugen, als im Liede von der deutschen Jungfrau. Dieselbe Macht, wie sie durch Schuld und Buße zur bitterschönen Wiedergeburt der Seele führt, ist in wahrhaft großartigem Stil in der Romanze: Der armen Schönheit Lebenslauf, ausgeprägt. Wiederum die heimfordernde Gerechtigkeit, mit welcher der Geist der beleidigten Wahrheit oft vor die Seele mitten in ihrer Entfremdung plötzlich hintritt, wird wohl in den tiefen, bis zu wirklich geisterhafter Bewegung sich drängenden Tönen der Romanze: Die Hochzeitsnacht, von niemand verkannt werden.

Viel noch wäre zu sagen über das Eigentümliche und doch echt Deutsche, so Heimatliche im Gesang unseres Dichters. Schon am Äußern der Form fühlt sich diese Heimatlichkeit. Wie sind alle seine Lieder so sangbar! Gleich im Lesen glaubt man sie mehrstimmig singen zu hören. Viele sind auch komponiert worden, einige wiederholt von verschiedenen. Auch kann es charakteristisch erscheinen, daß eines der verbreitetsten Lieder von Eichendorff: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad", in verschiedenen Gegenden Deutschlands, wo ich es singen hörte, für ein Lied von Uhland gehalten wurde. Wirklich ist beider Lyrik nahe verwandt; beide sind Romantiker, und unter unsern Romantikern ohne Zweifel die größten Lyriker. Die Durchdringung tiefer Empfindung mit bildender Phantasie ist bei beiden die vollkommenste. Dennoch fehlt das Unterscheidende nicht. In den natürlichen Schwungkreisen der Lyrik, in der Leidenschaft und der Andacht, hat Uhland verhältnismäßig eine größere Ruhe der Erfüllung, Eichendorff verhältnismäßig eine größere Lebhaftigkeit an der Peripherie: denn im Innern freilich kompensiert sich beides. Man kann dies bis in den Vers und Rhythmus hinein beobachten, obgleich auch in

dieser Hinsicht viele Ähnlichkeit zwischen beiden Dichtern stattfindet. Jener Temperatur zufolge wird man bei Uhland — versteht sich, im Durchschnitt genommen — mehr satte Farben, bei Eichendorff öfter im einzelnen besonders helle und gleichsam aufblitzende Töne bemerken, die sich in der Friktion eines rascheren Gefühlstempo entzünden. Eben deswegen hat er im Zauberhaften eine eigene Stärke, im Ausdrucke des Kühnwilden sowohl als des hinnehmend Süßen eine besondere Gewalt, und in seinen melodischen Wellen kann man das Entzücken jubeln, kann die Wehmut schluchzen hören. Bei Uhland mangelt dies auch nicht, aber hervortretender ist ein gewissermaßen plastisches Licht; er hat in der gleichen Ausführung nach allen Seiten, in der reifen Gestalt, eine eigene Stärke. Wiederum findet sich auch dies bei Eichendorff; und der Hirte wie der Jäger, die er in einer seiner Dichtungen im schönen Gesange wechseln läßt, sind beide in seiner eigenen Dichternatur Grundstimmen; doch ist des Jägers Stimme persönlicher die seinige. Aber diese im Innersten jugendliche Reizbarkeit ist nicht einseitig. Es ist ihre Art, im Schwunge des Verlangens eine hohe, kräftige — beim Insichgehen der Empfindung eine aufs lindeste sich lösende Heftigkeit zu entwickeln; gleichwie das Waldhorn neben den muntersten und neben düsterwilden die schmeichelnd-sanftesten, wehmütig-süßesten Töne hat. Und gerade dieselbe erzitternde Innigkeit, die im Kreise des Spieles oder der Anmut mit fließender Raschheit ihre zarten Farben ergießt, wird notwendig da, wo ein schwerer Ernst sie hält, zur um so tieferen Einfachheit und Würde. Denn was dort Tempo war, wird hier ruhiger Nachdruck, was Fülle der Melodie, nun Tiefe des Akkords. So hat der Schmerz keine reineren, treuer ausgehaltenen Laute als in Eichendorffs einfachen Liedern auf den Tod eines Kindes (Musenalmanach 1835). So gehen erhabene Akkorde durch seine geistlichen Lieder, und den Gesang Viktors: „Nächtlich macht der Herr die Runde", könnte man lauteren Posaunentönen vergleichen. — Wozu berichte ich noch lange? Die Gedichte selbst sind da, und wirken in jeder empfänglichen Brust das Zeugnis, daß in der Fülle des Liedes Eichendorff unter keinem deutschen Sänger steht, und nur sehr wenige neben ihm stehen.

Dr. Adolf Schöll.

Erläuterungen.

Alles, was zur nähern Erklärung der in den Roman eingelegten Gedichte gehört, wird in den Anmerkungen zum Gedichtbande erörtert. Bei Parallelstellen in Eichendorffs Schriften, besonders bei stilistischen, sind im allgemeinen nur die bis jetzt erschienenen Bände der Historisch-kritischen Ausgabe X, XI, XII, XIII nebst dem im Druck befindlichen Band IV berücksichtigt, vor allem der Roman selbst. Ein besonderes Register wird die Übersicht über die gesamte Ausgabe ermöglichen.

Erstes Buch.

I. Kapitel.

S. 3, Z. 2. *Die Sonne war eben prächtig aufgegangen.* Vgl. dazu S. 196, Z. 22; S. 217, Z. 1; S. 242, Z. 21; S. 297, Z. 19; S. 301, Z. 29 und den Schluß des Romans S. 336, Z. 27: „Die Sonne ging eben prächtig auf." Das Eintauchen der Erzählung in lyrische Naturstimmung hat Tieck in die romantische Dichtung eingeführt. Eichendorff selbst ist der Dichter des Morgens.

S. 3, Z. 2 ff. *auf der Donau herunter.* Das der Darstellung zu Grunde liegende Erlebnis ist die Reise der Brüder im Sommer 1808 von Regensburg die Donau hinab bis Wien. S. W. I 44. Die Reise wird noch einmal geschildert in „Dichter und ihre Gesellen" 22. Kapitel IV S. 205 ff.

S. 3, Z. 5. *Häufchen Studenten.* Beispiele für ein solches Studentenkomitat bringt das Tagebuch häufig. Vgl. z. B. XI S. 44, Z. 35 ff.; S. 77, Z. 7 ff.

S. 3, Z. 12. *ihre Gewehre zu laden und abzufeuern.* Das Schießen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Helden E.s. Vgl. S. 21, Z. 36 und Anm., ferner „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 23, Z. 12 ff.

S. 3, Z. 20. *altritterliches Ansehen.* Vgl. S. 328, Z. 28 „altritterliche Galanterie".

S. 3, Z. 21. *still in sich.* Vgl. S. 7, Z. 32.

S. 3, Z. 26. *strich.* Lieblingswort E.s. Vgl. S. 13, Z. 14 f. sein und seines Pferdes Schatten . . strichen wie dunkle Riesen; S. 64, Z. 28 f. Sie strichen durchs Dorf; S. 105, Z. 14 ff. Leontin . . . durchstrich alle Morgen . . . Felder und Wälder; S. 110, Z. 1 (Die Faungesichter von Hagestolzen) streichen um die Mauern; S. 128, Z. 19 zwei männliche Gestalten strichen an den Häusern vorbei; S. 146, Z. 38 ihre . . . Augen . . . bestrichen Friedrich wie ein Magnet; S. 178, Z. 26 Die Gräfin Romana strich vorbei; S. 185, Z. 2 er strich abends durch die Gassen; S 207, Z. 33 Friedrich und Leontin strichen im Gebirge umher; S 276, Z. 9 sie durchstrichen den Park. Der Ausdruck auch in Arnims Dolores. Vgl. das Zitat in der Anm. zu S. 212, Z. 3.

S. 3, Z. 26 f. *phantastische Tracht.* Vgl. S. 80, Z. 20 f.

S. 3, Z. 28. *das Schiff der Argonauten.* Vgl. X 400, „Das fröhliche Argonautenschiff der Jugend", ferner „Sängerfahrt" W. I 145 f.:

Viel rüstige Gesellen,
Den Argonauten gleich,
Sie fahren auf den Wellen
Ins duftge Frühlingsreich.

S. 4, Z. 3. *die Jugend ist ewig.* Lieblingsgedanke E.s. Vgl. z. B. „Viel Lärmen um nichts": „aus jungen Philistern werden alte Philister, und wer dagegen einmal wahrhaft jung gewesen, der bleibts zeitlebens". W. IV S. 219, ferner X 441.

S. 4, Z. 5. *der Wirbel.* Die Beschreibung paßt auf den Donauwirbel bei Grein, wie er in einer gleichzeitigen Reisebeschreibung Bertuchs dargestellt wird. (Bemerkungen auf einer Reise von Thüringen nach Wien im Winter 1805 bis 1806. Weimar 1808 I 49.) Der Felsen mit dem Kreuz wäre der heute gesprengte Felsen Hausstein. Vgl. Weichberger S. 32. Da aber Grein immerhin von Regensburg ziemlich weit entfernt ist, und

in dem Falle eher Linz als Ausgangspunkt anzunehmen wäre, so könnte hier auch an den am nördlichsten Donaupunkte in der unmittelbaren Nähe von Regensburg gelegenen Strudel gedacht werden, der bekannt ist durch das Studentenlied:

Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren . . .

S. 4, Z. 6. *Bergschluften.* Lieblingsmotiv der Eichendorffschen Landschaft, vgl. S. 10, Z. 33. — W. zeigt zwar für „Ahnung und Gegenwart" durchgängig die Form Schlucht. Doch stammt das wohl vom Setzer und ist Schluft nach A. festzuhalten, da es in der Regel die Form ist, die E. selbst noch in den Nachlaßpapieren aus später Zeit gebraucht, in den Tagebüchern vgl. z. B. XI S. 229, Z. 6; belegt auch im Reim Felsenschlüften: Klüften IV S. 248. Die andern Bände von W. haben ebenfalls Schlüfte, vgl. W. IV S. 229.

S. 4, Z. 13. *rauschen.* Das immerwiederkehrende Lieblingswort E.s für den Ton, den er aus der Natur heraushört, in „Ahnung und Gegenwart" allein über 36mal gezählt.

S. 4, Z. 14 f. *öffnet sich . . . wie das Auge des Todes.* Das Bild kommt gern wieder, vgl. W. IV. S. 214 „wo sich gleichsam der ganze Himmel wie ein rotes Auge aufzutun scheint".

S. 4, Z. 23. *eine . . . weibliche Gestalt stand ganz vorn.* Die Situation entspricht, wie Weichberger S. 31 f. ausführt, der in Brentanos Märchen vom Müller Radlauf, wo die schöne Ameleya vorn auf dem Schiffe sitzend den Rhein hinunterfährt, dem Schiffe der Königin von Trier begegnet und Radlauf kein Auge von der schönen Prinzessin verwenden kann. Vielleicht hatte E. das Märchen, ebenso wie die Romanzen vom Rosenkranz, während des Berliner Aufenthalts durch Brentano selbst kennen gelernt. Beim Abschied von Brentano (XI S. 255) notiert er „Märchen" ins Tagebuch. Zur Chronologie vgl. H. Cardauns, die Märchen Clemens Brentanos, Köln 1895 S. 47 und S. 59 f. Ist die Übereinstimmung kein Zufall, so würde das für das I. Kapitel frühestens 1809/10 als terminus a quo ergeben.

S. 4, Z. 29. *innerlichst.* Lieblingswendung E.s. Vgl. S. 9, Z. 38; S. 13, Z. 29; S. 115, Z. 7; S. 188, Z. 33; S. 205, Z. 13; S. 331, Z. 4; ähnlich IV S. 129 Z. 26: Fortunat, scharf hinblickend, schauerte innerlichst zusammen.

S. 4, Z. 36. *vorüberflogen.* Im Fluge zieht der leichtbeschwingten Seele des Wanderdichters die Welt vorüber. Vgl. S. 7, Z. 27 Fliegt nur, ihr Wolken; S. 8, Z. 8 die kühle, der Morgenröte vorausfliegende Luft; S. 11, Z. 35 Reuter flogen dem Gebirge zu vorüber; S. 12, Z. 6 seine Blicke und Gedanken flogen wie ein Adler; S. 15, Z. 8 dunkle Wolken flogen schnell über den Himmel; S. 17, Z. 20 die Worte flogen wie Musik über ihn weg; S. 43, Z. 15 manchmal flog ein plötzlicher Wind über die Gegend; S. 47, Z. 13 der Sonnenschein fliegt über Wälder und Wiesen; S. 65, Z. 15 die Paare flogen am Fenster vorüber; S. 66, Z. 18 ein neues Paar kommt angeflogen; S. 67, Z. 13 einer, der gern fliegen möchte und nicht kann; S. 77, Z. 38 alles flog aus dem Schlosse nach allen Seiten aus; S. 85, Z. 25 die jungen Augen flogen der hohen Gestalt zu; S. 89, Z. 1 das Leben wie im Fluge berühren; S. 93, Z. 26 ein kühler Wind flog über den Teich; S. 104, Z. 27 mit malerischen Kindesaugen durchflog Friedrich die Bücher; S. 111, Z. 9 die Wolken flogen; S. 114, Z. 29 der Brief war wie im Fluge abgeworfen; S. 117, Z. 21 Wie im Fluge schrieb Friedrich das Lied; S. 125, Z. 37 sie flogen (im Wagen) an einer Laterne vorüber; S. 141, Z. 14 seine ganze Seele flog wie mit großen Flügeln in die wunderbare Aussicht hinein; S. 165, Z. 8 der Fluß flog lustig vorüber; S. 177, Z. 11 die zierlichen Reden flogen hin und wieder; S. 188, Z. 17 (im Tanze) langt Rosa wie im Fluge unweit der Türe an; S. 189 Z. 29 eine lebhafte Fröhlichkeit flog über sein seelenvolles Gesicht; S. 199, Z. 11 der Wind flog dem Gewitter voraus; S. 202, Z. 12 Weingärten flogen vorüber; S. 207, Z. 21 sie flog auf dem Pferde der Residenz zu; S. 218, Z. 1 sie flog mit klopfendem Herzen die Stiege hinauf; S. 236, Z. 24 kühle Winde kamen als Vorboten des Morgens angeflogen; S. 295, Z. 12 unbekannte Täler und Gegenden flogen wie ein Schattenspiel an seiner Seele vorüber; S. 297, Z. 22 bunte Reiter flogen über den grünen Anger.

S. 5, Z. 4. *aus dem . . . fröhlichen Schwalle.* Lieblingswendung. Vgl. S. 7, Z. 15; S. 47, Z. 15; S. 86, Z. 36; S. 272, Z. 21.

S. 5, Z. 8 *seine Gitarre.* Typisches Motiv. In der Novelle „Viel Lärmen um nichts“ ironisiert später Eichendorff sich selber: „Mein Gott!“ rief er, „Graf Leontin — aus Ahnung und

Gegenwart“! — „Ist gleich an der Guitarre zu erkennen,“ fiel ihm der Dicke ins Wort; „er kann nicht wohl gespeist zu haben sagen, ohne einen Griff in die Saiten dazu.“ W. IV S. 173. Vorbild war hier, wie in so vielem, der „Florentin“ Dorothea von Schlegels. Vgl. z. B. „Florentin nahm . . . eine Guitarre . . . und sang Verse, die er aus dem Stegereif dazu erfand . . .“ Florentin, Ein Roman, herausg. von Fr. Schlegel. 1. B. Lübeck u. Leipzig 1801. S. 29. Das Kapitel geht, wie sooft bei Eichendorff, mit Musik weich und fließend zu Ende.

S. 5, Z. 10. *Die Jäger ziehn in grünen Wald.* Unter dem Titel „Die Studenten“ W. I S. 240.

S. 6, Z. 24. *Verwirrung.* Lieblingswort. Vgl. S. 12, Z. 31 lustige Verwirrung; S. 18, Z. 9, 27, 29; S. 21, Z. 13 verworrenes Getöse; S. 25, Z. 15 alle Freuden verwirrten sich; S. 25, Z. 19 Verwirrung; S. 25, Z. 34 verworrenes Getöse; S. 26, Z. 11 verworrene Töne; S. 27, Z. 9 der Wind weht die Blätter verworren durcheinander; S. 43, Z. 36 der Strom rauscht verworren drein; S. 50, Z. 23 alles verwirrte sich; S. 54, Z. 32 verworrene Striche; S. 69, Z. 1 das Fräulein blieb in Verwirrung stehen; S. 72, Z. 7 fröhliches Singen und Wirren verschiedener Stimmen; S. 76 Z. 24 verworrene Dämmerung; S. 80 Z. 35 f. geheimnisvolle Leidenschaftlichkeit, die alles verwirrte; S. 83 Z. 13 f. suchte die Verwirrung immer größer zu machen; S. 86 Z. 36 verworrener Schwall; S. 90, Z. 1 verworrenes Getöse; S. 97, Z. 7 vermehrte die allgemeine Verwirrung; S. 98 Z. 2 überhörte in der Verwirrung die Frage; S. 102, Z. 19 verworrenes Zaubermeer; S. 122, Z. 19 f. die doppelten Musikchöre klangen verworren ineinander; S. 124, Z. 12 beide hatten sich in dem Gewirre verloren; S. 125, Z. 26 verwirrtes Haar; S. 128, Z. 9 f. mit Verwirrung vorbrachte; S. 134 Z. 7 konnte vor Verwirrung nicht antworten; S. 136, Z. 27 das verwirrende Treiben; S. 140, Z. 8 verworrene Gestalten; S. 147, Z. 3 antwortete kurz und verworren; S. 158, Z. 11 gänzliche Verwirrung; S. 162, Z. 14 Trauerspiel in fünf Verwirrungen; S. 189, Z. 35 verworrene Erinnerungen; S. 195, Z. 27 feenhaft verworren; S. 212, Z. 17 wirrendes Geschrei; S. 212, Z. 24 bunte Wirrung; S. 217, Z. 21 der Brief war auffallend verwirrt; S. 226, Z. 1 seltsam getroffen und verwirrt; S. 226, Z. 29 kühlelockend und

sinnenverwirrend; S. 231 Z. 2 wirrendes Leben; S. 235 Z. 4 Gewirre von Reden; S. 250, Z. 29 die Züge jenes wunderschönen Bildes waren . . . im Leben verworren und verloren für immer; S. 253, Z. 22 Verwirrt durch . . . so viele uralte Erinnerungen; S. 255, Z. 38 die ersten Soldaten wirren und blitzen; S. 263, Z. 3 verworrene Flucht; S. 264, Z. 29 Verwirrung; S. 266, Z. 24 er versank in ein Meer von Erinnerungen und Verwirrung; S. 271 Z. 5 verwirrte Unachtsamkeit; S. 272, Z. 21 verworrener Schwall; S. 281, Z. 33 f. verwirrt und zerstreut; S. 289 Z. 7 f. verworrenes Leben; S. 292, Z. 4 verworrene Haare; S. 309, Z. 21 das Gewirre; S. 334, Z. 31 der unglücklich Verwirrte; S. 335, Z. 33 die Verwirrung.

S. 6, Z. 34 f. *wie einem, der von einem lustigen Maskenballe auf die Straße hinaustritt. . . .* Diese Ernüchterung nach dem Fest ist ein Lieblingsmotiv Eichendorffs, vgl. hierzu und zum folgenden S. 7, Z. 19 das Gedicht „An Philipp. Nach einer Wiener Redouten-Melodie“ mit der Strophe:

So ist unser Fest vergangen,
Und die lustgen Kerzen löschen aus,
Doch die Sterne draußen prangen
Und die führen mich und dich nach Haus.

Die ganze Stimmung, die sich in dem Bilde verdichtet, paßt doch wohl nur in die Wiener Zeit, wo Eichendorff an den Karnevalsfestlichkeiten im großen Stil teilnahm. Ebenso paßt der vorhergehende Satz „da er von dem allem auf immer Abschied nehmen sollte“ viel eher auf die Wiener als eine frühere Zeit; das alles macht wahrscheinlich, daß auch das erste Buch erst in Wien entstanden ist. Das Motiv selbst ist charakteristisch für das Empfindungsleben der Romantik überhaupt. Man kann sagen, daß das Leben mancher Romantiker selbst nichts anders gewesen sei als ein solcher langer grauer Morgen nach dem Fest, man denke nur an Brentano. Vgl. auch S. 92, Z. 33 f.; S. 125, Z. 19; S. 294, Z. 3.

S. 7, Z. 19 f. *Das Licht war bis an den Leuchter ausgebrannt.* Lieblingsmotiv, vgl. S. 45, Z. 13 ff.; S. 69, Z. 16; S. 125, Z. 20; S. 128, Z. 27; S. 181, Z. 30; S. 245, Z. 13 ff.; S. 246, Z. 17 f.; S. 294, Z. 4 f.

S. 7, Z. 26. *in allen seinen Sinnen.* Lieblingswendung, vgl. S. 22, Z. 14; S. 23, Z. 4 f. „in allen Sinnen genesen"; S. 299, Z. 36 „entzückt in allen meinen Sinnen", vgl. auch dazu Florentin S. 295 „die Freuden mit allen Sinnen in sich aufzunehmen"; Arnim „in allen meinen Sinnen bin ich von ihr entzückt". Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. I. B. Berlin in der Realschul-Buchhandlung o. J. S. 47.

S. 7, Z. 28 f. *wenn alles auf Erden schläft.* Lieblingswendung, vgl. dazu S. 30, Z. 12 „wenn alle die andern Menschen schlafen", die ganze Stimmung des Liedes „Die Welt ruht still im Hafen" S. 30.

S. 7, Z. 34. *die ziehenden Wolken schifften.* Vgl. S. 11, Z. 29 „Friedrich sah den Wolken nach, die nach jenen Gegenden hinaussegelten"; S. 54, Z. 25 f. „und [in] die Wolken drüber mit ganzer Seele hineinsegelte"; dazu Schiller, Maria Stuart III. 1 „Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte. . . ." Historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Güntter und Witkowski, Leipzig o. J. VII. S. 73.

S. 7, Z. 37 f. *Und so schlummerte er endlich träumend ein.* Gern zeichnet E. das leise Hinüberschlummern, vgl. z. B. S. 12, Z. 31 f.

II. Kapitel.

S. 8, Z. 4. *und dehnte sich in den frischen Morgen hinaus.* Vgl. S. 24, Z. 23 f.

S. 8, Z. 22 f. *und eine unbeschreibliche Bangigkeit flog durch sein Herz.* Die Stimmung ist typisch für E., vgl. S. 52, Z. 21; S. 52, Z. 27; S. 89, Z. 36; S. 108, Z. 22; S. 111, Z. 12; S. 114, Z. 5; S. 170, Z. 1; S. 216, Z. 16; S. 255, Z. 15; S. 310, Z. 19. Dazu das eigene Erlebnis Tagebuch XI S. 152, Z. 19; S. 158, Z. 33; S. 223, Z. 24; S. 224, Z. 5.

S. 9, Z. 17 ff. *sah er sie noch einmal, wie sie eben, schon fern, mit ihren bunten Federbüschen über einen Bergrücken fortzogen.* Vgl. S. 63, Z. 33 ff.; S. 336, Z. 22 ff.; den Schluß von „Dichter und ihre Gesellen" IV 267, Z. 18 ff. und „Viel Lärmen um nichts", W. IV S. 180: „Da sah er unten die beiden Freunde schon fern zwischen Weinbergen und blühenden Gärten in die glänzende Landschaft hinausziehen, und Schlösser, Türme und Berge erglänzten purpurn".

S. 9, Z. 21. *Ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn.* Das vielleicht vom „Jäger aus Kurpfalz" (Wunderhorn) beeinflußte Gedicht, das Wilhelm von Eichendorff zum Verfasser hat, erschien als „Lebewohl" 1808 im 2. B. (1. H. S. 43) von Asts Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst:

Ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn,
Es wacht Aurora wieder,
Hinab, hinauf durch Busch und Dorn
Ins Felsental hernieder. . . .

Es raucht und taucht das Nebeltal
Ins Grau der Morgenstunde,
Da stehl' ich noch zum letztenmal
Den Kuß vom vollen Munde.

Der Vers „Ins Horn, ins Horn, ins Jägerhorn" findet sich auch in dem Studentenlied „Der Fürst von Thoren", vgl. „Allg. deutsches Kommersbuch" Lahr o. J. 59.—62. Aufl. S. 520. E. selbst hat ihn, ohne die Verdoppelung, aufgenommen in das Lied „Jägerkatechismus" W. I 242 f: „Ich stoß ins Horn, ins Jägerhorn". Das Lied steht in „Ahnung und Gegenwart" S. 87 f.

S. 9, Z. 26. *daß der frische Wind an seinem Hute pfiff.* Vgl. S. 43, Z. 38 f.

S. 9, Z. 36. *blitzenden.* Lieblingswort E.s. Vgl. S. 12, Z. 3 blitzte ihm dieser Gedanke fröhlich über die ganze Erde; S. 14, Z. 24 die Blitze der Funken; S. 25, Z. 2 der Morgen blitzte herrlich über die ganze Gegend; S. 62, Z. 24 blitzender Strom; S. 92, Z. 36 es blitzt am fernen Horizont; S. 112, Z. 4 in einem wunderlichen Chaos von Sinn und Unsinn, das oft die herrlichsten Gedanken durchblitzten; S. 135, Z. 1 der Stein blitzt wunderbar über das Tal herüber; S. 216, Z. 22 das Schwert warf einen weitblitzenden Schein über den Himmel; S. 217, Z. 10 der Morgen blitzte über den kühlen Garten; S. 231, Z. 11 Die Bäume tröpfelten in tausend Farben blitzend; S. 255 Z. 39 die ersten Soldaten wirren und blitzen über die Hügel; S. 262, Z. 39 die Unsrigen in dem Tal bunt und blitzend zerstreut; S. 263 Z. 3 die lustige Bewegung blitzt mutig entgegen; S. 273, Z. 33 ihre blendende Schönheit funkelte und blitzte manches Herz zu

Asche; S. 295, Z. 9 blitzende Reiter; S. 298, Z. 4 blitzender Dampf; S. 319, Z. 25 blitzende Eispaläste.

S. 9, Z. 37. *unzählige Lerchen.* Die Lerche ist mit der Nachtigall der Lieblingsvogel E.s. Vgl. z. B. S. 134, Z. 31; S. 195, Z. 35; die ganze Wendung kehrt wieder S. 212, Z. 2; vgl. ferner S. 197, Z. 24 unzählige Vögel sangen; S. 231, Z. 11 unzählige Vögel begannen zu singen.

S. 9, Z. 37 f. *laue Luft.* Gern gebrauchte Verbindung, vgl. S. 10, Z. 4 der laue Wind; S. 42, Z. 38 die sommerlaue Luft; S. 134, Z. 31 die laue Luft; S. 135, Z. 28 (Liedanfang) Laue Luft kommt blau geflossen; S. 299, Z. 20 die laue Nacht; S. 301, Z. 5 im lauen Winde.

S. 10, Z. 1. *wie ein Schattenspiel.* Der Vergleich kehrt wieder S. 295, Z. 11 und S. 308, Z. 21.

S. 10, Z. 8. *Grüß euch aus Herzensgrund.* Unter dem Titel „Steckbrief“ W. I 230 f.

S. 11, Z. 1. *einen hohen, bepflanzten Berg.* Das 20. Kap. S. 250 ff. führt in dieselbe Situation zurück. Vgl. Anm. zu S. 250, Z. 6.

S. 11, Z. 15. *Kinder spielten auf dem Rasen.* Die Situation erinnert an die ähnliche Darstellung einer Volksbelustigung im „Florentin“: „auf dem Rasen tummelten sich liebliche Kinder“. S. 375.

S. 11, Z. 15. *Ein alter Mann spielte die Harfe und sang.* Vgl. den Harfner im „Wilhelm Meister“; ferner „Viel Lärmen um Nichts“ W. IV 198: „Der Alte kam ihm bekannt vor, er glaubte den alten wahnsinnigen Harfner aus Wilhelm Meister zu erkennen“.

S. 11, Z. 23. *ans Fenster.* Die Situation kehrt bei E. immer wieder. Vgl. S. 15, Z, 5; S. 17, Z. 22; S. 30, Z. 5; S. 34, Z. 31 f.; S. 36, Z. 35; S. 44, Z. 2; S. 59, Z. 4 f.; S. 69, Z. 9; S. 70, Z. 10; S. 71, Z. 1; S. 76, Z. 16; S. 82, Z. 6; S. 89, Z. 33; S. 92, Z. 35; S. 93, Z. 2; S. 110, Z. 21; S. 115, Z. 3; S. 115, Z. 16; S. 116, Z. 24; S. 135, Z. 26; S. 136, Z. 27; S. 159, Z. 13; S. 169, Z. 31; S. 176, Z. 9; S. 186, Z. 18; S. 211, Z. 36; S. 214, Z. 35; S. 217, Z. 9; S. 244, Z. 21; S. 247, Z. 6; S. 251, Z. 1; S. 259, Z. 10; S. 273, Z. 30; S. 282, Z. 33; S. 285, Z. 4; S. 287, Z. 19; S. 303

Z. 3 f. Die höchste lyrische Verdichtung erhält die Situation in dem Liede:

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand. . . . „Dichter und ihre Gesellen" IV 247 f. Für die Art, wie ähnlich ein Lieblingsmotiv einmal zur tragenden Stimmung eines Liedes wird, vgl. Anm. zu S. 7, Z. 28.

S. 11, Z. 23. *Man sah von dort weit in das Gebirge.* Der Blick vom Berge ist charakteristisch für die Naturschilderung E.s. Vgl. S. 38, Z. 28; S. 62, Z. 22; S. 76, Z. 20; S. 77, Z. 19; S. 112, Z. 25; S. 165, Z. 12; S. 181, Z. 4 ff.; S. 202, Z. 35; S. 272, Z. 1; S. 278, Z. 30; S. 297, Z. 18; S. 317, Z. 19 ff.; S. 319, Z. 9; S. 321, Z. 1; S. 322, Z. 21; S. 336, Z. 22 ff.

S. 11, Z. 27. *in schwüler Ruhe.* In der Schilderung der schwülen Mittagsstimmung erscheint E. als Vorgänger Storms. Vgl. z. B. S. 43, Z. 12; S. 54, Z. 2; S. 108, Z. 11.

S. 11, Z. 32. *zog dann seinen Diamant vom Finger und zeichnete.* Vgl. auch S. 115, Z. 21. Ebenso finden in Arnims Dolores der Graf und die Gräfin ein Lied Wallers in eine Glasscheibe eingekratzt, I 329, ein Motiv, das bereits im „Godwi" vorkommt.

S. 12, Z. 2. *Rosa.* Bereits nach Hermann von Eichendorff S. W. I. 56 soll Rosa nach einem lebenden Modell gearbeitet sein. K. Weichberger hat, besonders Euphorion XIII 785 ff. annehmbar gemacht, daß dieses Vorbild die Gräfin Zichy, geborene Gräfin Festetics, gewesen sei, die E.s Freund Philipp Veit damals porträtiert und heimlich geliebt hatte. Die begründete Annahme, daß die Gräfin Julie Zichy Vorbild zur Gräfin Rosa in „Ahnung und Gegenwart" gewesen, ist unabhängig von der Tatsache, daß die in jener Zeit im Tagebuch vielgenannte Julie eine Gräfin Hoverden war. Literarische Vorbilder zur Gräfin Rosa waren Marianne in „Wilhelm Meister" und Arnims Dolores.

S. 12, Z. 27 f. *Er selbst legte sich auf den Rücken und sah dem Wolkenzuge zu.* Es ist die typische Situation des liebenswürdigen faulenzenden Eichendorffschen Taugenichts, vgl. dazu auch „Viel Lärmen um Nichts", W. IV S. 195.

S. 12, Z. 29 f. *Die dunkeln Wipfel, die sich leise rauschend hin und her bewegten.* Charakteristisches Motiv von E.s Natur-

stimmung. Vgl. W. IV S. 195 „Die Wipfel über ihm rauschten einförmig immer fort und fort. . . .“

S. 12, Z. 33. *Mitten im Schlummer kam es ihm manchmal vor, als höre er Hörner aus der Ferne.* Das Motiv ferner gedämpfter Musik kehrt gerne wieder. Vgl. S. 9, Z. 22; S. 51, Z. 24 und Anm. zu S. 51, Z. 24.

S. 13, Z. 12 ff. *Von der einen Seite kam der einförmige Schlag von Eisenhämmern aus der Ferne herüber.* Dasselbe Motiv „Viel Lärmen“ W. IV S. 195: „aus der Ferne hörte man nur den dumpfen Schlag eines Eisenhammers“ und ebendort S. 233: „Da hör ich einen Eisenhammer in weiter Ferne“. Das Erlebnis vielleicht (vgl. auch zu S. 14, Z. 4): Tagebuch XI S. 112 Z. 25 f.

S. 13, Z. 23. *wie damals.* Lieblingswendung für eine charakteristische Gefühlsstimmung E.s. Vgl. S. 104, Z. 21; S. 211, Z. 10; S. 215, Z. 7 f.; S. 250, Z. 15; „wie sonst“ S. 304, Z. 5.

S. 14, Z. 4. *Waldschenke.* Von einer ähnlichen Situation berichtet das Tagebuch auf der Harzreise XI S. 112: „So, abgeschieden von aller Welt, irrten wir, oft nach Lubowitz denkend, hin und her, und lauschten oft vergebens, ob wir nicht etwa durch die stille Nacht den Hammerschlag der Drahtmühle hören möchten, bis wir endlich, nach langem Umherirren, eine Schenke erreichten; da diese aber mitten im Walde lag, und wie wir durch die Fenster sahen, voll wilder, bärtiger Männer war, so fanden wir es nicht für ratsam, hier mit unserem Gelde zu übernachten. . . .“

S. 14, Z. 4. *Er sah durch das kleine Fenster.* Das tun E.s Helden immer wieder, so sieht Friedrich in die Stube der kleinen Leute S. 53, Z. 6 ff., so schauen Friedrich und Leontin durch das Fenster in den Tanzsaal S. 65, Z. 15, so Friedrich in die Stube des Bürgermädchens S. 185, Z. 2 f.; Erwin in Viktors Stube S. 210, Z. 30 f.; vgl. ferner S. 244, Z. 19; Leontin in den Saal des Herrn v. A. S. 257, Z. 37; in Viktors Stube S. 262, Z. 5; Rudolf S. 306, Z. 2; S. 320; Z. 8; charakteristisch der Satz im Tagebuch XI S. 188, Z. 20 ff.: „bei uns war Spiel und Tanz vorbei, unser Postillon stieß ins Horn und durch Sturm und kalten Regen fuhren wir bei den fröhlichen Fenstern vorüber . . .“

S. 14, Z. 14. *Waldmühle.* Im 20. Kap. führt die Handlung an den Ort zurück S. 252, Z. 8 ff.

S. 14, Z. 25. *pickte Feuer.* Vgl. S. 266, Z. 21 Feuer gepickt.

S. 15, Z. 9. *Er reitet nachts auf einem braunen Roß.* In die Sammlung der Gedichte nicht aufgenommen. Deutlich unter dem Einfluß von Goethes „Erlkönig".

S. 16, Z. 10. *Sie hatte selber ein Schwert in der Hand.* In derselben Situation erscheint Marie am Schluß des 18. Kap. S 242, Z. 7 f.

S. 16, Z. 13 f. *sank er von vielen Wunden und Blutverluste ermattet.* Die Szene der Verwundung Friedrichs ist der Wilhelm Meisters nachgebildet.

III. Kapitel.

Wie das ganze Kapitel, so steht besonders der Eingang unter dem Einfluß des „Florentin". Vgl. z. B. „Die Sonne schien hell und warm herein, als Florentin erwachte. Er schickte sich sogleich an, zur Gesellschaft zu gehen, die er im Garten vermutete. . . ." III. Kap. S. 41. Nicht zu verkennen, mit teilweise wörtlichen Anklängen, ist der Einfluß des „Wilhelm Meister", vgl. z. B. (nach dem Überfall und der Verwundung, wie im vorhergehenden Kapitel): „Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das erste, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor seinen Augen lag, entgegenblickte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüberneigte. . . . Mignon kniete mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen und umfaßte sie mit vielen Thränen. . . ." Goethes Werke, herausgeg. von K. Heinemann, Leipzig und Wien o. J. B. IX S. 247.

S. 17, Z. 7. *kniete ein schöner Knabe.* Das bis in Einzelheiten genaue Vorbild Erwins ist Mignon im „Wilhelm Meister". Vgl. die Situation S. 101, Z. 29 ff. und S. 173, Z. 10 ff.

S. 17, Z. 23 f. *ein schöner Garten.* E. ist der deutsche Dichter, der mit Storm am eigenartigsten die Poesie des Gartens erfaßt und immer wieder dargestellt hat. Das seelische Erlebnis ist die glückliche, im Lubowitzer Garten verlebte Jugend. Die Szenerie ist meist die des Gartens in Lubowitz. Vgl. Anm. zu S. 23, Z. 18.

S. 17, Z. 25. *kühlen Gängen.* Vgl. S. 19, Z. 20 die Brunnen sprangen kühle; S. 226, Z. 28 kühlelockend.

S. 17, Z. 27. *aus Herzensgrunde.* Stimmungswort, das unzähligemal, auch in der Lyrik, besonders im Reim, wiederkehrt. Vgl. z. B. S. 61, Z. 10; S. 107, Z. 17; S. 111, Z. 3; S. 126, Z. 6; S. 248, Z. 26; S. 324, Z. 14.

S. 18, Z. 18 f. *ein Wagen die Straße gefahren. Eine Dame erblickte uns.* Das Motiv kehrt gerne wieder. Vgl. S. 63, Z. 3; S. 212, Z. 8. Es gehört zur typischen Romantechnik Jean Pauls. E. selbst macht darauf aufmerksam im Tagebuch XI S. 142, Z. 33 ff.: „Bald darauf begegneten wir 3 Wagen mit einer polnischen Familie, wobei uns die herausguckenden Mädchengesichtchen an Jean Pauls Wina erinnerte(n)“.

S. 18, Z. 32. *Ewig mein Herr.* Die Anredeformel Mignons an Wilhelm.

S. 19, Z. 18 ff. *fremden Blumenarten . . .* Für diese immer wiederkehrende Gartenszenerie vgl. auch S. 47, Z. 5 ff.; S. 169, Z. 15 ff.

S. 19, Z. 26. *Mann.* Als literar. Vorbild Fabers kommt der Dichter Haber im „Godwi“ und Waller in der „Dolores“ in Betracht. Als lebendes Vorbild hat Weichberger (S. 25) auf Castelli hingewiesen. Brentano hat beim Haber der Romantiker Gries vorgeschwebt, den E. in Heidelberg auch persönlich kannte und von dem er vielleicht auch für seinen Faber einzelne Züge entlehnt. Den Charakter Fabers hat E. später ausführlicher wieder aufgenommen in der Gestalt Dryanders in „Dichter und ihre Gesellen“.

S. 19, Z. 28. *und schrieb dann wieder emsig fort.* Der rastlose Schreiber ist ein beliebtes romantisches Motiv, vgl. Anm. zu S. 26, Z. 6 f.

S. 20, Z. 2. *ein lustiges Wäldchen.* Charakteristisch für E.s frische Art sind die Dinge, die ihm den Eindruck der Fröhlichkeit machen. Vgl. S. 3, Z. 4 f. ein lustiges Häufchen Studenten; S. 12, Z. 3 der Gedanke blitzte fröhlich; S. 18, Z. 5 fröhliche Augen; S. 20, Z. 9 muntres Hirschlein; S. 21, Z. 27 lustige Leute; S. 23, Z. 2 die Gegend ist heiter; S. 23, Z. 13 ein lustiges Liedchen; S. 29, Z. 19 heiterer Himmel; S. 29, Z. 28 muntere Augen; S. 34, Z. 2 fröhlicher Feierabend; S. 38, Z. 4 lustiger

Anblick; S. 38, Z. 25 die Morgensonne funkelt fröhlich; S. 39, Z. 9 das Leben sieht fröhlich an; S. 39, Z. 31 das freudige Licht; S. 39, Z. 39 Leontin erwidert lustig; S. 45, Z. 26 die Sonne schien fröhlich; S. 46, Z. 6 fröhliche Gespräche; S. 48, Z. 20 Angelina war ausgelassen lustig; S. 51, Z. 13 kommt lustig zugesprungen; S. 62, Z. 33 die lustigen, bunten Sänger; S. 64, Z. 6 Leontin fuhr lustig über die Saiten; S. 72, Z. 6 die Sonne spielt lustig in den nickenden Ähren; S. 73, Z. 35 fröhlich wimmelnder Hof; S. 76, Z. 23 fröhliche Seele; S. 83, Z. 22 Viktor ist ausgelassen lustig; S. 84, Z. 8 der Kutscher knallt lustig mit der Peitsche; S. 85, Z. 9 die Mädchen saßen lustig im Grünen; S. 85, Z. 27 Lustlager; S. 86, Z. 1 die Lust blickt aus den glänzenden Augen, fröhliches Durcheinandersprechen; S. 86, Z. 38 Leontin fährt lustig fort; S. 89, Z. 5 muntere Augen; S. 90, Z. 29 Wut von Lust; S. 92, Z. 8 Viktor ist ein pudelnärrischer lustiger Mensch; S. 92, Z. 23 das lustige Mädchen; S. 92, Z. 25 die muntern Augen S. 104, Z. 26 muntere Kindesaugen; Viktor ist S. 106, Z. 29 f. lustig bis zur Ausgelassenheit, seine Lustigkeit S. 106, Z. 36 ff. ist durchaus ironisch und fast schauerlich, er ist S. 107, Z. 17 aus Herzensgrunde lustig; S. 108, Z. 6 f. Viktor reißt mit verzweifelter Lustigkeit an den Saiten der alten Laute; S. 111, Z. 1 Lustrevier; S. 121, Z. 21 Maifrost in die Lust; S. 122, Z. 21 lustiger Markt; S. 124, Z. 38 muntere Augen; S. 125, Z. 17 freudiger Händedruck; S. 127, Z. 17 der Himmel ist heiter; S. 133, Z. 29 Lust; S. 235, Z. 16 eine Schar . . . war lustig über die Aue verbreitet; S. 236, Z. 15 freudenreicher Anblick; S. 244, Z. 16 lustige Tanzmusik; S. 244, Z. 23 es geht lustig her; S. 250, Z. 14 lustiger Berg; S. 254, Z. 9 wenn es . . . so lustig auf der Welt; lustige Bewegung S. 263, Z. 2; das Raketenfeuer sieht recht lustig aus S. 272, Z. 9; der Abend . . . spielte . . . lustig in dem lichten Grün S. 277, Z. 13 f.; die Vögel sangen lustig S. 286, Z. 12; eingewurzelt vor Lust S. 297, Z. 24 f.; zogen lustig über das Gebirge S. 308, Z. 14; das Schloß nahm sich lustig aus S. 308, Z. 19; traurig bei aller Lust S. 310, Z. 8; S. 319, Z. 23 lustige Bühne; S. 320, Z. 3 f. eine eigene Lust, allein auf einem Kahne hinauszufahren.

S. 20, Z. 7. *Reh.* Lieblingsmotiv. Vgl. S. 29, Z. 25; S. 42, Z. 7; S. 123, Z. 13; S. 134, Z. 1; S. 221, Z. 7 (im Liede); S. 221,

Z. 30; S. 316, Z. 7. Leitmotivartig wird an die Szene erinnert S. 127, Z. 16.

S. 20, Z. 9. *Wär ich ein muntres Hirschlein schlank.* Unter dem Titel „Jäger und Jägerin" W. I 253 f.

S. 20, Z. 14. *Waldhorn.* Vgl. z. B. S. 21, Z. 12; S. 22, Z. 28; S 25, Z. 35; S. 33, Z. 8; S. 57, Z. 11; S. 133, Z. 15; S. 133, Z. 28; S. 134, Z. 27; S. 308, Z. 24. Das typische romantische Motiv auch in „Viel Lärmen um nichts" W. IV z. B. S. 187, S. 190.

S. 21, Z. 19. *Die große Ähnlichkeit.* Das Motiv ist Voraussetzung des Doppelgängertums S. 34, Z. 4 ff.; S. 283, Z. 35; S. 289, Z. 26 ff.

S. 21, Z. 29 f. *brachte auf einmal der Wind aus dem Garten oben mehrere Blätter Papier.* Vgl. „Viel Lärmen um nichts" W. IV S. 200. Vielleicht hat hier folgende Szene aus der „Gräfin Dolores" direkt vorgeschwebt. Es handelt sich um die Dichtungen Wallers, der auch sonst Vorbild für Faber ist: „Die Tücher hatten sich gelöst, und die Blätter flogen im Winde umher. Der Graf schickte alle seine Leute auf diese Schmetterlingsjagd, sie zu erfassen, aber dieser Ephemeren waren zu viele und eine so innere Flüchtigkeit in allen, daß immer zehne wieder entflogen, während eines dieser Papiere eingefangen wurde. Noch am andern Morgen fanden die Dorfkinder am Rande des Baches einzelne Blätter, in denen der Geistliche die herrlichsten Sapphischen Oden und große Stücke aus einem kleinen epischen Gedichte über das Weltmeer entdeckte" I 317.

S. 21, Z. 35. *Leontin.* Leontin trägt Züge von Brentano und von Philipp Veit.

S. 21, Z. 36 f. *und schoß das unbändige Papier aus der Luft herab.* Ähnlich schießt S. 85, Z. 31 Viktor nach seinem Hut, S. 88, Z. 20 nach leeren Weinfässern. (Hier wörtlich nach dem Tagebuch der unten angeführten Stelle.) Für ähnliche Erlebnisse vgl. Tagebuch XI S. 147, Z. 34 f. „Das leere Weinfaß in die Luft geschleudert, u. von allen im Fluge durchschossen. . . ."

S. 23, Z. 18 f. *ganz im neuesten Geschmacke angelegt.* E. verweilt gern beim Beschreiben der Gartenanlagen. Vgl. S. 17, Z. 23 f.; S. 47, Z. 4 f.; S. 76, Z. 10; S. 77, Z. 16; S. 78, Z. 4; S. 80, Z. 18; S. 101, Z. 27; S. 104, Z. 6; S. 133, Z. 13; S. 215, Z. 5; besonders S. 274, Z. 17 ff. Den Wandel des Geschmackes in

der Gartenanlage berührt er eingehend im „Erlebten", vgl. X S. 390, Z. 10 ff. und in der „Probearbeit" X S. 184.

S. 23, Z. 26. *die hohe Glastür.* Vgl. S. 81, Z. 18.

S. 23, Z. 36. *Frühmorgens durch die Winde kühl.* Unter dem Titel „Der Freiwerber" W. I S. 252.

S. 24, Z. 7. *Da hörte er oben ein Fenster sich öffnen.* Die Situation wiederholt sich S. 270 Z. 10 f. und „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 238, Z. 28 ff.

S. 24, Z. 15. *schneeweißen.* Einer der in „Ahnung und Gegenwart" häufigen Anklänge ans Volkslied. Vgl. z. B. S. 25, Z. 13 roten Mund; S. 28, Z. 32 Herz zerspringen; vgl. auch die Szene S. 73, Z. 39, wo Julie das Volkslied singt. Die Lesarten der Ausgabe A von 1815 zeigen die Anklänge noch häufiger. All das beweist den starken Einfluß, den die Tendenzen der Heidelberger Romantiker auf E. ausgeübt haben.

S. 24, Z. 22 ff. *Rosa im Fenster. Sie war in einem leichten Nachtkleide . . .* Die Situation kehrt gerne wieder. Vgl. S. 71 Z. 10; S. 115, Z. 15; ferner „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 42, Z. 25; S. 238, Z. 28. E. ironisiert das Motiv in „Viel Lärmen um nichts" W. IV S. 175, wo statt der Schönen Herr Publikum am Fenster erscheint, eine schneeweiße Schlafmütze auf dem Kopf, sich breit und behaglich herauslehnt und gähnt, als wollte er den ganzen Morgen verschlingen. Verwiesen sei auf die Erlebnisse im Tagebuch XI S. 80, Z. 17 f.: „Überraschten ich und H. Thilsch zur Wiedervergeltung die Mad. Kosch[atzky] et Compag. im Bette. . . ."; S. 153, Z. 21 f.: „Bald darauf erschien auch Mad. Mik[etta] — aus dem Bette. . . ."

S. 24, Z. 23. *und dehnte sich mit aufgehobenen Armen in den frischen Morgen hinaus.* Vgl. S. 8, Z. 4 „und dehnte sich in den frischen Morgen hinaus"; die Stimmung verdichtet in dem Liede „Stand ein Mädchen" S. 71, Z. 10:

Und sie dehnt sich in den Morgen,
Als ob sie noch schläfrig sei.

Vgl. auch S. 99, Z. 23.

S. 24, Z. 32 ff. *Lange, dunkle Locken fielen zu beiden Seiten bis auf die Schultern und den blendendweißen Busen.* Das typische Schönheitsbild bei E., das unverändert immer

wiederkehrt. Vgl. S. 56, Z. 19 f,; S. 132, Z. 24 f.; S. 173, Z. 31; S. 177, Z. 14 f.; S. 300, Z. 3.

S. 24, Z. 36 f. *Sie atmete noch warm von der Nacht.* Vgl. S. 60, Z. 6.

S. 25, Z. 3. *unzählige Vögel.* Typisch in E.s Landschaft, besonders am Morgen. Vgl. S. 9, Z. 37 und Anmerk.

S. 25, Z. 16. *Augenblick der niemals zum zweiten Male.* Hier hat Krüger wohl recht, wenn er Ereignisse aus den Lubowitzer „Jobelperioden" voraussetzt. Es wäre an den „Genius von 1806, die kleine Morgenröte", oder an die Madame Hahmann zu denken. Es liegt aber kein Grund vor, die Niederschrift schon in eine so frühe Zeit zu setzen. Die Notiz aus der Wiener Zeit (vgl. Tagebuch XI S. 287) lehrt ausdrücklich, daß E. im Rückblick das Tagebuch benutzt hat.

S. 25, Z. 19 f. *gerade in seine ausgebreiteten Arme hinein. Er gab ihr schnell einen Kuß.* Die Situation wiederholt sich in „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 38, Z. 32 ff.

S. 26, Z. 1. *Waldhornecho zu dichten.* Wohl Parodie auf Tieck, der sich im Nachdichten des Echos besonders gefiel.

S. 26, Z. 6 f. *mit der Feder hinterm Ohr so erbärmlich.* Die Verspottung des Schreibers ist allgemein romantisch und geht bis auf Goethes „Egmont" zurück. Novalis ironisiert ihn besonders in „Heinrich von Ofterdingen".

S. 26, Z. 38. *ich sei die Weltseele.* Anspielung auf Schellings 1798 erschienene Schrift „Von der Weltseele".

S. 27, Z. 7. *die alten, wunderbaren Worte der Zeichen.* Vgl. Novalis „Heinrich von Ofterdingen" (Novalis Schriften herausg. von J. Minor, Jena 1907 B. IV S. 182): „Die Dienerinnen brachten einen Tisch und ein Kästchen, worin eine Menge Blätter lagen, auf denen heilige, tiefsinnige Zeichen standen". . .

S. 27, Z. 22. *wie Philine.* Vgl. „Wilhelm Meister" IV. Buch I. Kap.

S. 27, Z. 25. *„An die Deutschen".* In diesen Zügen glaubt Weichberger S. 25 J. F. Castelli zu erkennen. Seine Kriegs- und Wehrmannslieder ließ der Erzherzog Karl in 300 000 Exemplaren an die Armee verteilen.

S. 27, Z. 33 f. *als er Reißaus nahm um nicht gegen die Franzosen.* Durch Napoleon proskribiert, verließ Castelli beim

Heranrücken der Franzosen am 24. April 1809 schleunigst Wien und kam erst nach 8 Monaten, als die Gefahr vorüber war, zurück.

S. 28, Z. 6. *Dem einen ist zu tun, zu schreiben mir gegeben.* In den „Memoiren meines Lebens von Dr. J. F. Castelli", Wien und Prag 1861 I. B. S. 152 heißt es, er habe mit der Feder getan, was in seinen Kräften stand, da er mit dem Schwert für das Vaterland nicht kämpfen konnte.

S. 28, Z. 18. *Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel.* Auf Bl. 2 a des Berliner Nachlasses, das in den Wiener Aufenthalt 1810/12 gehört, notierte sich E.: „Das Spiel der Poesie genügt mir nicht . . . denn die Poesie, die nicht aufs Ganze Bezug hat, ist ein leeres Spiel".

S. 28, Z. 23 f. *Das treue Tun, das schöne Lieben.* Vgl. die Gedichte S. 56, Z. 25 „Von treuem Tun und Lieben"; S. 118, Z. 3 „Vom rechten Tun und Lieben"; ferner S. 115, Z. 5; S. 150, Z. 5 „Rechtes Tun und rechtes Lieben".

S. 28, Z. 29. *Sonetten.* Für die Sonettenmanie, gegen die E. sich wendet, vgl. S. 146, Z. 1 und Anm.

S. 28, Z. 32. *so dumm geht.* Lieblingswendung. Vgl. S. 57, Z. 1; S. 77, Z. 3; S. 115, Z. 35; ferner z. B. Berliner Nachlaß Bl. 2 a: „Da wurde ihm immer so weh (dumm) zu Mut".

S. 28, Z. 35. *Die heiligen Märtyrer.* Vgl. Anm. zu S. 40 , Z. 34.

S. 29, Z. 10 f. *Wie Memnons Bild.* Die sog. Memnonssäulen ließen nach ihrer Beschädigung helle Töne bei Sonnenaufgang hören. Vgl. auch „Frühlingskranz" (Ausg. P. Ernst, Leipzig 1909 B. II S. 180): „Sie stehen zwar stumm, starr und tot wie Memnonssäulen in den Wüsten der Geschichte, aber jede Morgenröte legt ihren Strahl erinnernd an ihre Stirne und läßt sie mahnend tönen".

S. 29, Z. 21. *Marie.* Literarische Vorbilder für Marie sind Philine im „Wilhelm Meister", Flammetta im „Godwi", Ilse in Arnims „Dolores", für ihre Rolle im Wahnsinn auch Einwirkungen der Ophelia.

S. 29, Z. 23 f. *hatte sich als Jägerbursche angezogen.* Vgl. auch S. 38, Z. 21. Männliche Kleidung trägt im Roman auch Rudolfs Tochter als Erwin, Rosa und Romana bei der Rhein-

fahrt, Angelina in Rom, Julie vor der Abreise usw. Vgl. z. B. S. 219, Z. 10; S. 271, Z. 1; S. 302, Z. 6; S. 321, Z. 15. Vorbild ist vor allem „Wilhelm Meister". Dort haben Marianne, Mignon, die Baronin auf dem Grafenschlosse, Therese dieselbe Neigung. Der Hang lag damals in der Zeit, vgl. z. B. Ulrike von Kleist. Für das ganze ausgehende XVIII. Jahrh. sieh Varnhagen, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Mannheim 1837 B. I S. 502 ff.

S. 30, Z. 2. *Seine Seele sei heut so wach.* Vgl. S. 51, Z. 21.

S. 30, Z. 11. *Wache, sinne und bilde.* Die Romantiker lieben es, persönlich in der Dichtung hervorzutreten, E. tut es meist in einem aufmunternden Zuruf. Vgl. S. 4, Z. 1 ff. „so fahre denn frische Jugend".

S. 30, Z. 21. *Die Welt ruht still im Hafen.* Unter dem Titel „Die Einsame" 2. Teil W. I S. 292. Steht unter dem Einfluß von Arnims Lied „Mir ist so licht zum Schlafen" „Dolores" I S. 47.

IV. Kapitel.

Vom ganzen Roman steht dieses und das folgende Kapitel in engster Beziehung zum „Florentin". Wie Friedrich so ist auch Florentin unverhofft, durch Zufall, als Fremder auf das Schloß des Grafen gekommen, nimmt schon am ersten Tage die Einladung, länger zu verweilen, an, wird Eduards Freund, macht mit ihm mehrere kleine Reisen ins Gebirge, auf einer derselben begleitet sie Juliane, als Jäger verkleidet; es ist der Ausflug, der fast in allen Einzelheiten E. bei seiner Darstellung vorgeschwebt hat.

S. 32, Z. 20 f. *und goldene Brücken durch die blaue Luft geschwungen.* Dem ganzen Bilde liegt der Stimmungskreis des Liedes „Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden" zugrunde. Vgl. S. 94, Z. 11 f.:

Rührt mit seinem goldenen Stabe
Säuselnd in der lauen Luft . . .

dazu die später fallen gelassene Strophe Berliner Nachlaß 2 a:

Still mag sich die Seel' erbauen
Goldne Brücken in der Nacht,
Gärten auf des Himmels Auen
Und viel goldne Wunderpracht.

S. 32, Z. 26. *von jeher.* Im vorigen Kapitel, vor sehr kurzer Zeit, haben beide sich erst kennen gelernt.

S. 33, Z. 34 f. *über der Gitarre eingeschlafen.* Vgl. S. 147, Z. 36 f.

S. 33, Z. 35. *eine wunderbare Laute aus alter Zeit.* Vgl. S. 107, Z. 37; S. 108, Z. 7; S. 136, Z. 9. Dazu auch symbolisch die gebrochene Zither S. 267, Z. 5. Vgl. auch E. über Bettina Hist.-pol. Blätter 1847 S. 467: „sie ist wie eine wunderbar gestimmte Äolsharfe, welche . . . wie von unsichtbarer Hand, gespielt wird".

S. 34, Z. 10. *die schöne wüste Gestalt.* Vgl. „Viel Lärmen um nichts" W. IV S. 195 „Der Mond warf seine bleichen Schimmer über die schöne wüste Gestalt, wie über die Trümmer einer zerfallenen verlornen Jugend".

S. 34, Z. 24. *von seiner Veränderung und raschem Entschlusse.* Solche Zusammenfassungen, ohne Rücksicht auf das Genus, und auch sonstiges Aufheben des parallelen Baues finden sich öfters bei Eichendorff, vgl. S. 36, Z. 25 ihre Büchsen und Sattelzeug; S. 188, Z. 10 seine einzige Unterscheidung und Halt; S. 205, Z. 8 ff. da fühlte sie zum ersten Male die entsetzliche Lücke in ihrem Leben, und daß alle Talente Tugenden werden müssen; S. 215, Z. 11 ff. dabei war es mir, als wäre mein vergangenes Leben und daß ich schon einmal groß gewesen, nur ein Traum; S. 239 Z. 37 ff. Er gedachte seines vergangenen ruhigen Lebens, wie er noch mit seiner Poesie zufrieden und glücklich war, an seinen Leontin . . .; S. 263, Z. 20 besetzten wir mein Schloß und Garten. Ähnlich Dorothea Schlegel im Florentin S. 5; „Unter diesen Betrachtungen und Spott über sich selbst". . . .

S. 34, Z. 27. *Hinaus, o Mensch, weit in die Welt.* Als 3. Strophe unter dem Titel „Der Morgen" W. I S. 35.

S. 35, Z. 5 f. *wie Don Quixote im Gebirge auf den Kopf stellen.* Die Anspielungen auf Don Quixote sind häufig. Vgl. S. 72, Z. 22; S. 73, Z. 9; S. 88, Z. 28; S. 161, Z. 15; S. 326, Z. 8. Gemeint ist hier die Stelle aus dem Don Quixote 3. Buch 11. Kapitel, wo der Ritter vor seinem Stallmeister sich ohne Beinkleider im Radschlagen produziert, um den von seiner Verrücktheit vollständig zu überzeugen. Zum zweitenmal spielt E.

auf die Stelle an S. 142, Z. 13 f. Vgl. H. Rausse, Eichendorff-Kalender 3. Jahrg. Regensburg 1912 S. 34.

S. 35, Z. 8. *zotteln.* Zu mhd. zoten, langsam gehen, schlendern.

S. 35, Z. 8. *nach Karlsbad.* Über eine Karlsbader Reise Eichendorffs selbst berichtet das Pro Memoria XI S. 2.

S. 35, Z. 35 f. *sanft über die grünen Hügel wallen.* Verspottung der Schäferpoesie im allgemeinen und der Loebens im besondern. Während E.s Wiener Aufenthalt war Loebens Roman „Arkadien“ erschienen, der wohl die völlige Loslösung E.s von der Dichtung Loebens bewirkte. Der Roman fand besonders an Friedrich und Dorothea Schlegel scharfe Kritiker. Vgl. Tageb. XI S. 308, Z. 16: „Als ich ihm (Fr. Schlegel) Arkadien übergab: Ach, ich bin auch in Arkadien gewesen! Schafpoesie. Ich soll Loeben schreiben: sei doch nicht so talket“. Schlegels Urteil war gewiß nicht ohne Einfluß für die Art, wie damals schon E. den Dichter Loeben aufgefaßt und im Roman dargestellt hat. Vgl. auch Dorothea Schlegel an Varnhagen, Briefwechsel herausg. von Raich, Mainz 1881 B. II S. 76.

S. 35, Z. 39. *auf den Zehen gehen.* Vgl. S. 280, Z. 9.

S. 36, Z. 1. *mit zugespitztem Munde leise lispeln! O teuerste, schöne Seele, o mein Leben, o mein Schaf!* Wahrscheinlich ist im besondern auf Loeben abgezielt. Denn in der Teegesellschaft, in der die afterromantischen Zirkel, in denen Loeben verkehrte, ironisiert werden, kommt die Wendung vom zugespitzten Munde wieder: S. 144, Z. 30 ff. „wie man von dem süßen, zugespitzten Munde beider abnehmen konnte“. Die „schöne Seele“ geht auf „Wilhelm Meister“ zurück.

S. 36, Z. 8 f. *aus unsern spaßhaften Schmerzen ernsthafte Sonette machen.* Formel, wie sie bei Heine begegnet: „Aus meinen großen Schmerzen mach ich die kleinen Lieder“. Lyrisches Intermezzo Nr. 36.

S. 36, Z. 33. *eine alte einfache Melodie.* Bereitet wie ein erster stimmender Akkord vor auf S. 48, Z. 26. Leitmotivartig wird später dann immer wieder an das Lied erinnert S. 102, Z. 30; S. 266, Z. 34; vgl. ähnlich das Lied in Rosas Traum S. 215, Z. 13 ff. und die Melodie des Waldhorns S. 141 f. in

„Franz Sternbalds Wanderungen" von Tieck und Wackenroder, herausg. von J. Minor, Kürschners D. N. L. B. 145 Berlin und Stuttgart o. J.

V. Kapitel.

Vorbild für die Reise ist die Gebirgsreise im Florentin.

S. 39, Z. 11. *vom Buttermarkt zum Käsemarkt.* Vgl. „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 32, Z. 4 ff. „Lieber Schweine hüten", sagte er, „als so zeitlebens auf der Treckschuite gemeiner Glückseligkeit vom Buttermarkt zum Käsemarkt fahren".

S. 39, Z. 12. *Poetischen.* Die Poetischen als Gegensatz zu den Philistern erscheinen wieder in E.s Satire „Krieg den Philistern"; für das *Reisen nach dem Himmelreich* vgl. das Lied „Von Engeln und von Bengeln", W. I. S. 487 ff.

S. 40, Z. 18. *Geschichte.* Mit diesem Märchen schließt E. sich den Dichtungen über die Elementargeister an. Mit Fouqués „Undine" ist zwar ein unmittelbarer Zusammenhang kaum zu erweisen. Höchstens würde der blaue Wassermann an Kühleborn erinnern. Wohl aber könnte man Anregung im allgemeinen annehmen, verwandt sind Stimmung (vgl. z. B. den Schluß), Technik (z. B. der Aufruhr in den Elementen vor dem Erscheinen des Ritters wie bei Kühleborn), Stil (z. B. die organische Bildlichkeit, das „Blau" in diesem Wassermärchen). Nimmt man eine unmittelbare Anregung an, so wäre dadurch ein Anhaltspunkt für die Datierung dieses Teils gewonnen. „Undine" erschien 1811 im Frühlingsheft der „Jahreszeiten". Vielleicht hat auch Brentano in Berlin E. mit seinen Rheinmärchen (sieh Anm. zu S. 4, Z. 23) bekannt gemacht und es wäre dort eine Anregung zu suchen.

S. 40, Z. 33. *seinen alten Büchern.* Stil des Novalis.

S. 40, Z. 34. *den heiligen Märtyrern.* Vgl. S. 28, Z. 35. Dazu Tieck, „Sternbalds Wanderungen", I. Buch 3. Kapitel: „Als es finster geworden war, vermehrte ein eisgrauer Nachbar die Gesellschaft, um den sich besonders die Kinder herumdrängten und verlangten, daß er ihnen wieder eine Geschichte erzählen sollte, die Alten mischten sich auch darunter und baten, daß er ihnen wieder von den heiligen Märtyrern vorsagen möchte, nichts Neues, sondern was er ihnen schon oft erzählt habe, je öfter sie es hörten, je lieber würde es ihnen".

S. 40, Z. 35 f. *für weit klüger.* Besonders im Märchen ironisierten die Romantiker die Aufklärung, als deren Vertreterin hier die altkluge Ida erscheint.

S. 40, Z. 38f. *große Schnurrbärte. — Rosa lachte hierbei laut auf. — Was lachst du? fragte Leontin spitzig. . . .* Vgl. auch S. 101, Z. 6 „Ich bitte, malen Sie uns keinen Schnurrbart an das Heiligenbild". Dazu folgende Stelle aus Arnims „Dolores": „Diese Betrachtungen geben wir als Leichenrede jener artigen Sächelchen, die der Graf zum Geschenke brachte und ein paar Tage darauf die Heiligen mit Schnurrbärten und Schönpflästerchen schrecklich bemalt bei Dolores antraf, die von dieser Arbeit ausruhend, sich vor Lachen nicht zu lassen wußte. Ihre Gleichgültigkeit dagegen hatte ihn gekränkt, aber dieser Mißbrauch war nicht zu ertragen; er zerriß alles mit großer Wut und warf es zum Fenster hinaus, sie lachte immer mehr und schlug scherzend mit dem Rosenkranze auf ihn. Ich glaube, der Teufel lacht aus dir, sagte er zuletzt". . . . I S. 78. Arnim kommt I S. 115 noch einmal auf die Szene zurück. Ein unmittelbarer Einfluß auf E. ist kaum abzuweisen, damit ist die Abfassung dieses Abschnittes vor dem Erscheinen der „Dolores", also jedenfalls vor Mai 1810 ausgeschlossen. Die Szene aus der „Dolores" hat E. wohl auch im 14. Kap. S. 187 vorgeschwebt, wo Friedrich die Holzschnitte zu Rosa trägt und sich allein daran freuen muß.

S. 41, Z. 20 f. *glänzte so hell und durchdringlich, daß sich alle Rosse* usw. Wie die leuchtenden Augen Swanhilds in der Edda, die auch kein Rosseshuf berühren will.

S. 41, Z. 23. *Ring.* Für den Ring mit dem Liebeszauber vgl. auch die Erzählung von der Jugend der Gräfin Juanna in „Dichter und ihre Gesellen".

S. 41, Z. 35 ff. *auf dem alten Schlosse.* Der Gegensatz der beiden Schlösser erinnert an die zwei Schlösser zu Beginn von Arnims „Dolores".

S. 42, Z. 5 ff. *tausenderlei hohe bunte Blumen, Wasserkünste . . .* Die typische Gartenszenerie bei E.s Schlössern. Vgl. S. 19, Z. 17 ff.; S. 47, Z. 4 ff.

S. 42, Z. 11. *reiche und junge Freier angezogen.* Vgl. die wunderliche Prinzessin S. 150, Z. 32.

S. 42, Z. 16. *Gedanke an die Ehe . . .* Hier zum erstenmal

das Amazonenhafte bei E., einer der weiblichen Grundtypen, die bei ihm immer wiederkehren, in „Ahnung und Gegenwart" besonders Romana, vgl. S. 132, Z. 26 ff., zum Teil auch Rosa, in „Dichter und ihre Gesellen" die Gräfin Juanna usw. In Arnims „Dolores" zeigt die Kammerjungfer Ilse einen ähnlichen Charakter (I S. 96). Dazu steht die Ehescheu der Männer, in gewissem Sinne Furcht vor dem Philisterium, in genauer Parallele, in „Ahnung und Gegenwart" vgl. besonders Leontin S. 84, Z. 3 f.; S. 86, Z. 11 f.; S. 109, Z. 23 ff.; S. 111, Z. 12. Für die Art, wie sie sich bei den Romantikern im Leben äußerte, denke man etwa an das Verhältnis zwischen Brentano und Sophie Mereau, auch Arnim und Bettina heirateten heimlich.

S. 42, Z. 19. *eine armselige Hausmutter.* Vgl. den Gegensatz von der Freiheit des Vogels zur Sorglichkeit des Hausmütterchens in Fouqués „Undine", bevor sie die Seele hat und nachher.

S. 42, Z. 25 f. *reizende Fee unter verzauberten Bären und Affen.* Vorgeschwebt hat gewiß Goethes Gedicht „Lilys Park".

S. 42, Z. 37. *Die Ritter schauten kühner.* Vgl. Goethe „Der Sänger", ferner E.s Gedicht „Götterdämmerung", W. I S. 335: Die Frauen stehn sinnend, die Ritter schaun kühn.

S. 43, Z. 22. *wasserblau.* Organische Bildlichkeit. Vgl. S. 44, Z. 28.

S. 43, Z. 38 f. *daß der Wind hinter ihm dreinpfiff.* Märchenstil, bei E. auch sonst beliebt. Vgl. S. 9, Z. 26. Nach Wegener S. 72 kommt die Wendung noch dreimal im „Taugenichts" und einmal im „Marmorbild" vor.

S. 44, Z. 12. *Obschon ist hin der Sonnenschein.* Das Lied bildet die zweite Strophe des Gesanges: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall" im Simplicissimus, I. Buch, 7. Kapitel. Nach der Wendung im Tagebuch Januar 1810, XI S. 255, Z. 21 (vgl. Anm. zu S. 166, Z. 39) darf man annehmen, daß E. den Roman früher noch nicht kannte; doch das Lied stand schon im „Wunderhorn", I. B. (Jubiläumsausgabe, Leipzig o. J.) S. 131. Brentano hat das Lied ebenfalls aufgenommen in sein „Märchen vom Schulmeister Klopfstock".

S. 44, Z. 32. *in freudenreichem Schalle.* Lieblingswort. Vgl. S. 51, Z. 20; S. 52, Z. 37; S. 79, Z. 36; S. 84, Z. 8; S. 169, Z. 37;

S. 186, Z. 13; S. 192, Z. 2; S. 219, Z. 3; S. 225, Z. 27; S. 235, Z. 5; S. 235, Z. 6; S. 243, Z. 13; S. 244, Z. 16; S. 251, Z. 36; S. 267, Z. 28; S. 297, Z. 21; ferner Tagebuch XI S. 159, Z. 32; S. 163, Z. 34.

S. 44, Z. 36ff. *Was sind das für schwarze Vögel?* Die Fragen sind Märchenstil, vgl. z. B. Rotkäppchen.

S. 45, Z. 33. *Sie war sehr schön, aber totenblaß.* Die ganze Situation des letzten Abschnittes erinnert fast wörtlich an die ähnliche im Märchen „Die Zauberei im Herbste“ (Kosch, Aus dem Nachlaß Eichendorffs, Köln 1906 S. 90).

S. 46, Z. 33. *liebenswürdig ermattet.* Charakteristisch für E.s sinnliche Auffassung.

S. 46, Z. 35 f. *Jugendgeschichte.* Friedrichs Jugendgeschichte enthält so viel eigenes Erlebnis, daß sie seit Hermann von Eichendorff als biographische Quelle benutzt wurde.

S. 47, Z. 4. *in einem großen schönen Garten.* Der Lubowitzer Park.

S. 47, Z. 8. *wunderschönes kleines Mädchen.* Ähnlich wächst Florentin mit einem kleinen Mädchen auf, das er Schwester nennt S. 91 f. Ebenso spielt die Erinnerung an ein schönes kleines Mädchen eine Rolle in Sternbalds Jugendgeschichte.

S. 47, Z. 12. *wechselnd.* Lieblingsausdruck, vgl. S. 78, Z. 14; S. 83, Z. 23; S. 122, Z. 22; S. 129, Z. 4; S. 195, Z. 28; S. 202, Z. 13; S. 297, Z. 14.

S. 47, Z. 17. *wenn mich oft nur ein einzelner Ton davon wieder berührt, faßt mich ein unbeschreibliches Heimweh.* Das ist ein Grundmotiv von E.s Lyrik, die Sehnsucht nach dem seligen Jugendparadies, es klingt bis in die zitternden Aufzeichnungen des Greises (vgl. Bilderbuch aus meiner Jugend). Diese Stelle spricht nicht dafür, daß sie 1806 oder 1808/09 in Lubowitz selbst bereits niedergeschrieben worden sei, viel eher in der für E. charakteristischen Erinnerungsstimmung.

S. 47, Z. 19 f. *sondern nach einer viel ferneren und tieferen Heimat.* Das andere Grundelement von E.s Gemütsleben und von seiner Dichtung, die Sehnsucht. Vgl. z. B. „Dichter und ihre Gesellen“ IV, S. 163 f.: „. . . einzelne Wolken flogen darüber nach seiner fernen Heimat zu. — Wunderbar, sagte er

zu sich selbst, schon in meiner Kindheit, wie oft bei stiller Nacht im Traume hört ich der fernen Roma Glocken schallen, und nun da ich hier bin, hör ich sie wie damals aus weiter, weiter Ferne, als gäb' es noch eine andere Roma weit hinter diesen dunklen Hügeln."

S. 47, Z. 31. *Bruders.* Rudolf trägt nur einzelne Züge von Wilhelm von Eichendorff.

S. 48, Z. 4 f. *Das Märchen von dem Kinde.* „Von den Machandel Bohm. Ein Kindermärchen in der Hamburger Volkssprache, nacherzählt von Ph. O. Runge", im 29. und 30. Stück der „Zeitung für Einsiedler" Juli 1808. (Neudruck Pfaff, Freiburg 1883. S. 279, 284.)

S. 48, Z. 26. *folgendes Liedchen.* Vgl. Anmerkung zu S. 36, Z. 33.

S. 48, Z. 29. *Zwischen Bergen, liebe Mutter.* Unter dem Titel „Die Kleine" W. I S. 250.

S. 50, Z. 17. *schlungen.* Zu der Form vgl. S. 223, Z. 9 „klungen".

S. 50, Z. 35. *wie es in der Ferne an den Bergen gewitterte.* Vgl. S. 191, Z. 12.

S. 51, Z. 20. *alles draußen noch schallte.* Vgl. Anm. zu S. 44, Z. 32.

S. 51, Z. 24. *Die Nachtigall schlug tief aus dem Garten.* Die Melodie, die er aus der Ferne hört, ist charakteristisch für E. Vgl. S. 50, Z. 10 Der Strom scheint sich in der Ferne mit Gesang zu verlieren; S. 173, Z. 36 Singen kommt jenseits von den Bergen über die stille Gegend herüber; S. 195, Z. 8 der Freund ruft wie aus weiter Ferne; S. 266, Z. 27 ff. Da erhob sich auf einmal draußen ein Gesang, von einer Zither begleitet, zuerst vom Walde, dann wie aus der Ferne melodisch schallend, das Haus mit wunderschönen Weisen erfüllend, dann wieder weiter verhallend; S. 287, Z. 24 f. da hörten sie auf einmal draußen in einiger Entfernung folgendes Lied singen; S. 317, Z. 30 f. der Gesang der Wallfahrer verhallt in der Ferne; besonders die Stelle S. 329, Z. 4 ff. es ist, als hörte die Seele in der Ferne unaufhörlich eine große himmlische Melodie, wie von einem unbekannten Strome, der durch die Welt zieht, und so werden am

Ende auch die Worte unwillkürlich melodisch, als wollten sie jenen wunderbaren Strom erreichen und mitziehen.

S. 52, Z. 5. *Es kam wohl die Nachricht.* Vgl. S. 297, Z. 27 ff. und 298 Z. 1 ff.

S. 52, Z. 17. *nie wieder besinnen konnte.* Vgl. S. 12, Z. 35; S. 18, Z. 2; S. 53, Z. 2; S. 240, Z. 21; S. 277, Z. 23; S. 301, Z. 24; S. 310, Z. 18.

S. 52, Z. 21 f. *Mir war zum Sterben bange.* Vgl. S. 52, Z. 27 und Anm. zu S. 8, Z. 22 f.

S. 52, Z. 39. *Lichter in den Dörfern erschienen, aus denen die Hunde fern bellten.* Vgl. S. 69, Z. 18 ff. hin und wieder nur bellten Hunde aus entfernten Dörfern über das stille Feld; S. 112, Z. 27 Hunde bellten fern in den einsamen Höfen; ferner das Gedicht „Trennung“ 2 W. I S. 286 Und hin und her in Dörfern bellten Hunde.

S. 53, Z. 5. *Ich guckte furchtsam durch das erleuchtete Fenster.* Vgl. Anm. zu S. 14, Z. 4 ff.

S. 53, Z. 7 ff. *freundliche Stube.* Bürgerliches Milieu ist sonst bei E. ziemlich selten, wo es nicht, wie bei des Prinzen Bürgermädchen (vgl. S. 185), auf literar. Einflüsse (Egmont) zurückgeht. Vielleicht dürfte hier auf das Rohrbacher Idyll in der Heidelberger Zeit hingewiesen werden, Tagebuch XI S. 224, Z. 34 ff.: „Ich den ganzen Nachmittag unten in der Stube“ . . .; S. 225, Z. 3 ff.: „Wieder beim Vater und Wein und Nüsse. — . . . Gespräche über die Bibel. — (Schlaues Lachen der kleineren Schwestern.) Überall protestantische rotkäppchenartige Sonntagsruhe fast mystisch“.

S. 53, Z. 27. *der gehörnte Siegfried.* E. erwähnt das Volksbuch auch im Tagebuch XI S. 213, Z. 34 ff. Der Abschnitt ist ein Zeugnis für das Interesse, das E. den Bestrebungen der Heidelberger Romantiker entgegenbrachte (vgl. auch die Darstellung S. 187). 1807 hatte Görres die Sammlung „Deutsche Volksbücher“ herausgegeben, 1808 gelegentlich ihrer Reise nach Paris, bat er die Brüder Eichendorff, ihm auf der kaiserlichen Bibliothek Abschriften zu machen, besonders über die Haimonskinder. Vgl. XIII 1.

S. 53, Z. 34 ff. *Da saß ich denn einsam im Garten.* Bis S. 54, Z. 4, dann S. 54, Z. 11 bis S. 55, Z. 39 von Hermann v. Eichendorff in der Biographie S. W. I S. 9—11 wörtlich zitiert.

S. 53, Z. 35 f. *Die Magelone, Genoveva, die Haimonskinder.* Vgl. Anm. zu S. 53, Z. 27.

S. 53, Z. 38. *in dem Wipfel eines hohen Birnbaumes.* Das Baumklettern ist typisch für E.s Helden Vgl. S. 65, Z. 4 ff.; S. 108, Z. 24; S. 169, Z. 27 ff.; S. 199, Z. 9 f.; ferner Tagebuch XI S. 178, Z. 5: „Auf die Insel verschlagen — Baumkletterungen daselbst". Vgl. auch Franz Sternbald in seinen Jugenderinnerungen: „Er hatte vor allen einen Lieblingsbaum gehabt, von dem er sich immer kaum hatte trennen können. . . . Es war eine dicke Eiche mit vielen weit ausgebreiteten Zweigen, die Kühlung und Schatten gaben. Er fand den Baum und den Rasen am Fuße desselben noch ebenso weich und frisch, als ehemals. Wie vieler Gefühle aus seiner Kindheit erinnerte er sich an dieser Stelle! wie er gewünscht hatte, oben in dem krausen Wipfel zu sitzen und von da ins weite Land hinauszuschauen". . . . S. 139 f. — Vgl. auch Loebens Kritik XIII S. 61, Z. 16: „Das Bäumebesteigen nimmt z. B. kein Ende", wozu E. „Sehr wahr!" bemerkt.

S. 54, Z. 1. *weit ins Land.* Von der auf die Oder zu gelegenen, mit Nußbäumen umsäumten, steilen Terrasse des hochgelegenen und fast nach allen Seiten steil abfallenden Schloßgartens in Lubowitz genießt man über die Laubkronen der tiefer stehenden Bäume hin eine liebliche Aussicht auf das Odertal, das Dorf Zawada, einen Teil von Ratibor, die waldigen Höhen von Pogrzebin und die fernen blauen Baskiden. (Vgl. A. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter, Groß-Strehlitz 1907 S. 82.) — Vgl. auch „Ahnung und Gegenwart" S. 108, Z. 11 f.

S. 54, Z. 19. *Holzstiche.* Vgl. S. 187, Z. 15 ff.

S. 54, Z. 21. *Ritter Peter.* Eine Szene aus der Magelone.

S. 54, Z. 36. *Hofmeister.* Hofmeister der Brüder Eichendorff war der Priester Bernhard Heinke (1769—1840). Er tritt in der Jugendgeschichte der Brüder mehrfach hervor. Vgl. über ihn das Register des Tagebuchs und die Anm. XI S. 314. Hier wohl nur eine ganz allgemeine Erinnerung.

S. 55, Z. 5. *Campes Kinderbibliothek.* Joachim Heinrich Campe (1746—1818), seit 1786 Schulrat in Braunschweig, der

Schriftsteller des Philanthropismus. Von Campe sagt E. im „Erlebten“ X S. 400, Z. 14 ff.: „Basedow war ein revolutionärer Renommist, sein Nachfolger Campe ein zahmer Philister; jener hat diesen Realismus aufgebracht, Campe hat ihn für die Gebildeten zurechtgemacht.“

S. 55, Z. 7. *Robinson.* Campes „Robinson Crusoe“ (Hamburg 1779—1780), eine im Sinne der Aufklärung vorgenommene Bearbeitung des Robinson-Romanes, ward zur verbreitetsten Jugendschrift in deutscher Sprache, die fast in alle modernen Sprachen übersetzt und bis in die neueste Zeit neu aufgelegt wurde, 1885 erschien die 108. Auflage. Vgl. Goedekes Grundriß VI S. 29. Vgl. auch „Ahnung und Gegenwart“ S. 104, Z. 14. Gelegentlich der Hamburger Reise bemerkt Eichendorff im Tagebuch XI S. 124, Z. 10 ff.: „Robinson, Campe und alle die seligen Stunden der Kindheit, die wir sooft von Hamburg verträumt hatten, gaukelten jetzt vor unserer Seele“. . . .

S. 55, Z. 11. *Matthias Claudius* (1740—1815) leitete von 1771—1775 den „Wandsbecker Boten“. „Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, wenn die Ährenfelder sich leise vor dem Unsichtbaren neigen, weckt er überall ein wunderbares Heimweh“, sagt E. von seinen Liedern in der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ Paderborn 1857 I S. 252.

S. 55, Z. 14 ff. *„Lasset die Kleinen zu mir kommen“.* Vgl. Matthäus XIX. 14.

S. 55, Z. 19—25. *verschiedene Plätze . . . ihn einmal in meinem Leben zu sehen.* Vgl. dazu das Tagebuch XI, Hamburger Reise S. 128, Z. 9 ff.: „Wandsbeck, welches eigentlich nur Ein Garten voll schöner Landhäuser ist. Hier wohnt der Dichter Claudius, mit dem wir uns in einer Entfernung von 120 Meilen so oft, so traulich unterhalten hatten, der uns so manche selige Stunde schuf. — Wir freuten uns, uns in der Nähe dieses alten Freundes zu befinden.“ Hermann von Eichendorff in der Biographie S. W. I S. 20 spricht von einem damaligen wirklichen Besuche E.s bei Claudius selbst, Krüger S. 64 und 69 stellt ihn in Abrede, jedenfalls sind starke Zweifel erlaubt. Denn auch die Wendung im „Bilderbuch aus meiner Jugend“ stimmt fast wörtlich mit „Ahnung und Gegenwart“ überein und auch da sind dem

Zusammenhang gemäß viel eher die Kinderspiele als ein wirklicher Besuch anzunehmen: „Ich und Wilhelm reite von Campe zu Claudius, bringe ihm Grüße von Overbeck. Garten, Bäume erzählen dem jungen Dichter heimlich Geschichten, die er dann muß weiter dichten. Wer wäre nicht auch Robinson gewesen in unserer gedruckten Bücherzeit“. . . .

S. 56, Z. 1. *Rosa fest eingeschlafen war.* Wie Marianne über Wilhelm Meisters Jugendgeschichte I 8. Kap. S. 44; oder wie umgekehrt Florentin bei seiner schönen Unbekannten S. 206. Vgl. auch „Viel Lärmen um nichts“ W. IV S. 228: „Hier endigte Willibald seine Erzählung, und bemerkte erst jetzt, daß alle seine Zuhörer . . . fest eingeschlafen waren. . . . Julie war auf Leontins Schoß gesunken, seine Knie mit ihren herabwallenden Locken verhüllend“.

S. 56, Z. 11. *wie ein Deutscher durch Frankreich.* Jedenfalls erst nach der Pariser Reise Sommer 1808 geschrieben.

S. 56, Z. 18. *schlummerte rückwärts auf ihren Arm gelehnt.* Die Situation des schlafenden Mädchens kehrt wieder. Vgl. S. 97, Z. 16; S. 101, Z. 31.

S. 56, Z. 19. *ihr Busen, in den sich die dunkeln Locken herabringelten.* Vgl. Anm. zu S. 24, Z. 32 ff.

S. 56, Z. 23. *Ich hab manch Lied geschrieben.* Unter dem Titel „Klage“ W. I S. 264. Vgl. Arnims „Dolores“ I S. 73 ff.

S. 57, Z. 18. *Stroh herbeigeschafft.* Daß E. selbst auf seinen Wanderungen oft mit einem ähnlichen Lager fürlieb genommen, zeigt das Tagebuch. Vgl. z. B. XI S. 24, Z. 21 ff.; S. 72, Z. 27 f., S. 112, Z. 38.

S. 57, Z. 22. *ziemlich tumultuarisch.* Vgl. S. 83, Z. 1 ff.

S. 58, Z. 15. *Ach, von dem weichen Pfühle.* Parodie von Goethes, einem italienischen Volkslied nachgebildeten Gedicht „Nachtgesang“.

VI. Kapitel.

S. 60, Z. 6 f. *so blühend und reizend verschlafen aus.* Vgl. S. 24, Z. 36 f.; S. 99, Z. 23.

S. 60, Z. 22 ff. *die Leiter* usw. Sehr wahrscheinlich hat E. hier die Leitergeschichte Wallers in dessen Liebesabenteuer mit der tollen Ilse „Dolores“ I 302 ff. vorgeschwebt, wieder ein An-

haltspunkt zur Datierung des I. Buches. In den „Glücksrittern" wiederholt sich das Motiv, dem Schreckenberger wird die Leiter fortgenommen, die ihn zu Adelgunde geführt hatte. In „Viel Lärmen um nichts" W. IV S. 173 trägt Faber immer die Himmelsleiter bei sich.

S. 61, Z. 8. *Lebe wohl, guter, unruhiger Freund!* Ähnlich verabschiedet E. selbst im Tagebuch sich von seinem Freunde Klein XI S. 177, Z. 25 f.: „Ade, Ade, Ade! vielverkannter Freund."

S. 62, Z. 16. *für sie nicht schicke, so allein mit den Männern.* Vgl. Julie S. 265, Z. 24 ff. „anderseits überfiel sie ein mädchenhafter Schauer bei dem Gedanken, so allein mit den zwei Männern im Walde über Nacht zu bleiben". Vgl. auch S. 99, Z. 20 und S. 254, Z. 3 f. Ähnlich ist die Situation Julianens bei den zwei Männern auf der Fahrt im Gebirge, Florentin S. 208.

S. 62, Z. 29 f. *zog zu Leontins großem Ärgernis ihre Strickerei hervor.* Diese Abneigung gegen weibliche Handarbeit findet sich auch bei andern Romantikern, so hat Stifter einen Haß wider „den ewigen Strickstrumpf, an dem unsere Jungfrauen nagen" und der junge Tieck zieht ebenfalls gegen das Strickzeug der Frauen zu Felde. Vgl. W. Kosch, Stifter und die Romantik, Prag 1905 S. 74.

S. 63, Z. 8. *halb mit Gewalt in den Wagen.* Vgl. S. 113, Z. 1.

S. 63, Z. 21. *eine tollgewordene Genialität, die in die Männlichkeit hineinpfuscht.* Vielleicht schwebte E. hier Bettina vor, die er in ihrem exzentrischen Wesen Tagebuch XI S. 285, Z. 14 als „Gurli Bettina" bezeichnet nach Kotzebues Stück „Die Indianer in England". Vgl. über sie auch Loeben an E. XIII S. 240.

S. 63, Z. 32 ff. *bis er zwischen den blühenden Hügeln und Gärten in den Abendschimmer verschwand.* Charakteristisches Stimmungsbild für den Lyriker E.

S. 64, Z. 22 f. *daß der Pächter des Ortes heute einen Ball gebe.* Von ähnlichen ländlichen Bällen berichtet das Tagebuch XI z. B. S. 48, Z. 2; S. 91, Z. 3; S. 148, Z. 35 f.; S. 150, Z. 21 f.; S. 151, Z. 11; S. 151, Z. 20; S. 153, Z. 5; S. 153, Z. 30; S. 158, Z. 20; S. 167, Z. 31; S. 168, Z. 38; S. 169, Z. 22; S. 182, Z. 18 f.; noch in der Erinnerungsstimmung S. 188, Z. 16. Näher vor-

geschwebt haben mag, dem ganzen Zusammenhang nach, vielleicht der Ball beim Pächter in Slavikau (XI S. 91) mit der „kleinen Morgenröte“.

S. 65, Z. 1. *Ein großer dichtbelaubter Baum.* Vgl. Anm. zu S. 53, Z. 38.

S. 65, Z. 21. *eine hagere Figur.* Vgl. dazu S. 72, Z. 37 f. und Anm.

S. 66, Z. 4 ff. *die eigentümliche Grundmelodie.* Vgl. Anm. zu S. 329, Z. 4 f.

S. 67, Z. 12. *Sentimentale.* Vorgeschwebt hat Eichendorff wahrscheinlich die Szene der beiden Liebenden in Tiecks „Gestiefeltem Kater“ II. Akt (Tiecks Werke, herausg. von Gotthold Ludwig Klee, Leipzig o. J. I 132 f.).

S. 67, Z. 13. *schwebend auf den Zehen.* Vgl. S. 35, Z. 39 und S. 280, Z. 9.

S. 67, Z. 16 f. *Lafontaine,* August Heinrich Julius (1758 bis 1834). E. las 1807 dessen Clara du Plessis in Heidelberg „mit ungemeinem Interesse“ und wurde davon „romantisch“ gestimmt, vgl. Tagebuch XI S. 213, Z. 12 und Z. 23 ff. Das spricht kaum dafür, daß diese scharf satirische Szene kurze Zeit später niedergeschrieben sei und macht eher die Wiener Zeit auch für die Abfassung des 1. Buches wahrscheinlich. E. hat Lafontaine wahrscheinlich in Halle, in dessen Nähe er ein Landhaus besaß, persönlich gesehen (X S. 418), er spricht von ihm im „Erlebten“ (X S. 389), im Zusammenhang mit den hier geschilderten Tendenzen X 392: „Dazu kam noch die in Deutschland unsterbliche Sentimentalität, in beständigem Handgemenge mit dem Terrorismus einer groben Vaterländerei, Lafontaine und Iffland gegen Spieß und Cramer“. . . . Ähnlich wie hier bespricht er in der „Gesch. der poet. Lit. Deutschlands“, Paderborn 1857 (I S. 244) „jene unmoralische innere Lüge, die fast ein Menschenalter lang durch die Teegesellschaften und Leihbibliotheken ging und in den unerschöpflichen Romanen von Lafontaine das Land verwässerte“ . . ., die stehenden Figuren seiner Romane (S. 247) „ein oder zwei überaus zärtliche Liebespaare“. Vgl. auch ebd. I S. 301, II S. 111.

S. 67, Z. 25. *die schöne Seele.* Vgl. „Wilhelm Meister“.

S. 68, Z. 7. *O Jemine.* Vgl. S. 64, Z. 8.

S. 68, Z. 8. *wir prügelten ihn durch.* Vgl. S. 282, Z. 16; Shakespeare „Was ihr wollt" II. Akt 3. Szene. E. zitiert dieselbe Stelle auch in einem Briefe an Schön XII S. 135, Z. 15.

S. 69, Z. 16. *alle Lichter verlöscht.* Vgl. Anm. zu S. 7, Z. 19.

S. 69, Z. 22. *Der Tanz, der ist zerstoben.* Unter dem Titel „Wahl" W. I S. 235 f.

S. 70, Z. 9. *Das schöne Fräulein.* Hier vielleicht Reminiszenz an die „kleine Morgenröte" des Tagebuchs von 1804 und 1805, die zu Besuch beim Slawikauer Pächter Koschatzky war. Der Vers im vorhergehenden Lied „Wann kommt der Morgen rot" vielleicht leise Anspielung. Vgl. auch Anm. zu S. 64, Z. 22. Krüger (S. 81) weist auf das Philippinchen beim Ganjowitzer Pächter Adametz hin, mit der das Tagebuch von 1806 sich beschäftigt.

S. 70, Z. 10 f. *halbentkleidet an dem offenen Fenster.* Vgl. Anm. zu S. 24, Z. 23 f.

S. 70, Z. 24. *wie auf goldenen Leitern.* Vgl. S. 105, Z. 10; dann auch ähnlich Arnim in der „Dolores" I S. 159 „Kindlein mit goldnen Flüglein auf der Leiter herniedersteigen" und E. selbst in dem Gedicht S. 94, Z. 7 f.

VII. Kapitel.

S. 71, Z. 1. *Stand ein Mädchen an dem Fenster.* Unter dem Titel „Das Mädchen" W. I S. 239.

S. 71, Z. 10. *Und sie dehnt sich in den Morgen.* Vgl. Anm. zu S. 24, Z. 22 f.

S. 72, Z. 1. *Schloß des Herrn von A.* Der ganze Aufenthalt auf dem Gut des Herrn von A. beruht auf Lubowitzer Erinnerungen.

S. 72, Z. 19 f. *Ein hagerer Mensch . . . in einem langen weißen Mantel.* Zu Grunde liegt wohl das Tagebucherlebnis XI S. 267: [wo ich] „vor Niedane den Fuglar im weißen Mantel zu Roß begegnete, Tabak rauchend und mit einem fürchterlichen Pfahle (aus einem Zaune gebrochen) immerfort gerade über die Felder schritt".... Wie aus dem weitern ersichtlich, ist des irrenden Ritters Vorbild überhaupt wohl dieser Fuglar, den das Tagebuch immer im Zusammenhange mit dem Gut Niedane erwähnt.

E. spricht über ihn noch XI S. 170 Z. 37 [wo wir] „plötzlich durch Fuglar abgerufen wurden“, S. 265, Z. 1 f. „Zu Hause H. Caplan und Fuglar. Gute Aspekten. Gerücht daß Wilhelm Bräutigam“ . . . S. 271 [vgl. Anm. zu S. 90 Z. 2 dieses Bandes], S. 273, Z. 21 „zu Mittag kam H. v. Fuglar“. S. 273, Z. 33 [vgl. unten Anm. zu Z. 23]. Da diese gewiß nicht zufälligen Übereinstimmungen im Tagebuch sich unter dem Datum Juni und Juli 1810 finden, so steht jedenfalls fest, daß die Niederschrift dieses Kapitels keinesfalls vor diese Zeit zu setzen ist.

S. 72, Z. 22. *Rosinante.* Vgl. Don Quixote.

S. 72, Z. 23. *Befehle an die Bauern.* Vgl. Tagebuch XI S. 273, Z. 33 „Darauf fuhr ich mit Fuglar in seinem Einspänner, auf Heu liegend, Fuglar die Kniee am Kinn, vorn kutschierend, im Carriere fort. Über die Landstraße von den Bergen herab d[urch] Marcowitz, Wiesen und Wälder mit großem Geschrei und Spaß (er oft den Wagen haltend, mit den begegnenden Bauern händelnd etc.)“. Vgl. S. 73, Z. 12.

S. 72, Z. 34. *Fräulein.* Juliens Vorbild ist im allgemeinen Eichendorffs Braut Luise von Larisch.

S. 72, Z. 37. *junger bleicher Mann.* Viktors Vorbild ist der Lubowitzer Kaplan Paul Ciupke, der treue Freund und Jugendgenosse der Brüder Eichendorff. Vgl. über ihn das Tagebuch XI (Register).

S. 72, Z. 39. *getanzt.* Vgl. S. 65, Z. 21; S. 209, Z. 34 und S. 262, Z. 16. Das Tanzen des Herrn Kaplans erwähnt z. B. das Tagebuch XI S. 26, Z. 11 ff.: „gingen wir zum ersten Male mit dem Nachtnetze auf die Lerchenjagd, wo ich dem Cap[lan] bei Mondschein auf dem Stoppel beim Ganj[owitzer] Walde die Tanzstunde gab“. . . . S. 150, Z. 21 ff.: „Darauf eröffnete unser Herr Caplan mit der coffébraunen Fanny mitten auf dem Hofe einen Ball, bloß beleuchtet von einem Lichte vom Zaune herab“. . . . S. 157, Z. 30 f. „Nicht zu vergessen die schöne Polonaise mit der Franzel und H. Caplan um den Brunnen und das Pfüteln des Hegers“. . . .

S. 73, Z. 7 f. *Leitung des Schulwesens.* Wenn H. von Eichendorff in der Biographie S. W. I S. 26 vom Kaplan Ciupke sagt, es sei ihm „die Beaufsichtigung der Schulen auf den Eichendorffschen Gütern übertragen gewesen“, so ist das wohl nach

„Ahnung und Gegenwart“ rekonstruiert. Denn nach Nowack, „Lubowitzer Tagebuchblätter“ S. 102 findet sich kein Anhalt zu der Annahme.

S. 73, Z. 9. *Ritter von der traurigen Gestalt.* Vgl. Don Quixote.

S. 73, Z. 12. *Jeder Bauer.* Vgl. Anm. zu S. 72, Z. 23.

S. 73, Z. 13. *gesegnete.* Vgl S. 262, Z. 31.

S. 73, Z. 24. *armer Edelmann.* Vgl. dazu „Der Adel und die Revolution“ X S. 389, Z. 21 ff.: „Die fruchtbarsten in diesem Genre aber waren die sogenannten ‚Krippenreiter‘, ganz verarmte und verkommene Edelleute, die, wie die alten Schalksnarren, von Schloß zu Schloß ritten, und, als Erholung von dem ewigen Einerlei, überall willkommen waren. Sie waren zugleich Urheber und Zielscheibe der tollsten Schwänke, Maskeraden und Mystifikationen, denn sie hatten, wie Falstaff, die Gabe, nicht nur selbst witzig zu sein, sondern auch bei anderen Witz zu erzeugen“. Dazu auch Anm. X S. 466.

S. 73, Z. 38. *ungemein geschmeichelt.* Vgl. „Der Adel und die Revolution“ X 387, Z. 33 ff. „Denn ein guter Ökonom war das Ideal der Herren, der Ruf einer ‚Kernwirtin‘ der Stolz der Dame“.

S. 74, Z. 7. *Tafelzimmer.* Vgl. die Rolle, die das Tafelzimmer in Lubowitz in E.s Tagebüchern spielt, z. B. X S. 263, Z. 3; S. 263, Z. 8 usw. Später noch erscheint es den Brüdern, neben dem Garten, als Symbol ihrer glücklichen Kindheit. Vgl. z. B. Wilh. von Eichendorff, Briefe XIII S. 78, Z. 10 ff.: „Ich sitze im Tafelzimmer am Gartenfenster und schreibe; der Papa schlummert recht sanft am Mittelfenster; die Uhr guckert, und es ist ganz still und heimlich“. . . . Im „Bilderbuch aus meiner Jugend“ notiert E. selbst ebenfalls sich die Stimmung: „Tafelzimmer mit Spieluhr“.

S. 74, Z. 16. *Herr v. A.* Die Charakteristik entspricht im allgemeinen der von E.s Vater.

S. 74, Z. 27. *denen seltenen größeren Frauen.* Die volle Form des Artikels begegnet sonst nicht bei E.

S. 74, Z. 30. *lieben und geliebt werden.* Reminiszenz an das Lied in Arnims „Dolores“ I 60 „Liebend um geliebt zu werden“.

S. 74, Z. 33. *Erziehung der Kinder.* Vgl. auch S. 75, Z. 22 ff. Die Berührung der Frage entspricht den starken pädagogischen Neigungen des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts, die ihren bedeutendsten literarischen Niederschlag in Goethes „Wilhelm Meister" fanden. Daß auch die Brüder Eichendorff im besonderen sich dafür interessierten, lehrt der Abschnitt im „Erlebten" X S. 399, Z. 35 ff. und der Brief Wilhelm von Eichendorffs XIII S. 253.

S. 75, Z. 18. *Geschicklichkeit auf dem Klaviere.* Vgl. Erlebtes X S. 393, Z. 22: „im Innern des Schlosses schillerte ein blendender Dilettantismus in allen Künsten und Farben, die Fräuleins musizierten, malten oder spielten". . . .

S. 75, Z. 39 ff. *Volkslied.* Die Tante erscheint hier als Vertreterin der Aufklärung, die im Volkslied nur Kehricht sah. Nicolai besonders spottete über das Volkslied und ließ 1776 einen kleinen Almanach erscheinen, um die Leute vom Volkslied abzuschrecken. E. selbst spricht sich über das Volkslied aus X S. 403, Z. 34; S. 422, Z. 32; am rührendsten der Greis noch 1857 XII S. 243, Z. 23: „Neues weiß ich nun nichts mehr zu schreiben, als daß gestern abends hier im Schlosse Tiroler Sänger in vollem Kostüm sangen. Sie sangen ziemlich schlecht, und doch mußte ich mich in die Lippen beißen, um nicht zu weinen". . . .

S. 76, Z. 10. *Garten.* Vgl. Anm. zu S. 23, Z. 18.

S. 77, Z. 1. *Ich könnte so fromm sein.* Hier trägt Leontin bereits unverkennbar Spuren von Brentano.

S. 77, Z. 8. *mit feurigen Armen.* Vgl. die Endzeilen von Goethes Ballade „Der Gott und die Bajadere":

Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

S. 77, Z. 11. *du seltsamer Mensch.* Vgl. auch S. 107, Z. 30. „Wilder, seltsamer Mensch" nennt auch Eduard den Florentin (S. 230).

S. 77, Z. 21. *französische noch englische durchgreifende Regel.* Vgl. Anm. zu S. 23, Z. 18.

S. 77, Z. 25 f. *wie wir später sehen werden.* Verzahnung. Vgl. S. 108, S. 31 ff.

S. 77, Z. 37. *Wenn die Sonne.* Vgl. dazu „Erlebtes" X S. 388, Z. 2 ff.: „Gleich mit Tagesanbruch entstand ein gewal-

tiges Rumoren in Haus und Hof, vor dem der erschrockene Fremde, um nicht etwa umgerannt zu werden, eilig in den Garten zu flüchten suchte. Da flogen überall die Türen krachend auf und zu, da wurde unter vielem Gezänk und vergeblichem Rufen gefegt, gemolken, und gebuttert, und die Schwalben, als ob sie bei der Wirtschaft mitbeteiligt wären, kreuzten jubelnd über dem Gewirr". . . .

S. 78, Z. 3. *wohnten eigentlich.* Vgl. z. B. Tageb. XI S. 270, Z. 12 ff.: „bei den schönen Tagen draußen geschrieben auf kleinen Holztischchen (Wilhelms Anlagen), wovon das eine unten in der Hasengartenlaube, das andere oben an dem einsamen Pfeiler errichtet war".

S. 78, Z. 15. *Alles Durchlebte und Vergangene.* Die Stimmung des Lyrikers, wie Dilthey (Das Erlebnis und die Dichtung, Leipzig 1906 S. 373) sie analysiert.

S. 78, Z. 18. *Ahnung und Erinnerung.* Vgl. den Titel „Ahnung und Gegenwart".

S. 78, Z. 22. *so dichtete hier Friedrich unzählige Lieder und wunderbare Geschichten.* Die ganze Darstellung hier wohl aus der Erinnerung an die Lubowitzer Zeit 1808/09 erwachsen. Vgl. auch S. 104, Z. 6; S. 117, Z. 20.

S. 78, Z. 30. *insbesondere von der Dichtkunst gar nichts hielt.* Vgl. Hermann von Eichendorff in der Biographie S. 6 über den Vater des Dichters: „Empfänglich für alles Hohe und Schöne, wo er es auch traf, und nicht selten überraschend genial in seinem Urteil, blieb er einer begeisterten Auffassung doch in gewisser Befangenheit durchaus fremd, alles Außergewöhnliche im Leben, insbesondere auch die Dichtkunst, mehr achtend als begreifend".

S. 79, Z. 11. *Friedrich liebte ihn unaussprechlich.* Der Ausdruck aufwallenden unmittelbaren Gefühls, wohl eher ein verhaltener Gruß an den eigenen Vater, das Vorbild des Herrn v. A., als objektive Darstellung im Rahmen der Erzählung. Vgl. S. 107, Z. 30.

S. 79, Z. 30 f. *Witze und Wortspiele.* Brentano schwebt vor.

S. 79, Z. 37. *den reichen Frühling ausbrütet.* Vgl. Bettina in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" I S. 69 „frühlingsbrütende Lüfte". Ausgabe J. Fränkel, Jena 1906.

S. 80, Z. 4. *fabelhafte Reisebeschreibungen und alte Romane.* Als eine Kontamination dieser Stelle und Friedrichs Jugendgeschichte S. 53—55 erscheint die Darstellung Hermann von Eichendorffs in der Biographie S. W. I S. 8: „Allerlei die Phantasie nährende Reisebeschreibungen und Übersetzungen englischer und französischer Romane, welche die nicht immer gehörig gehütete Bibliothek seines Vaters in großer Auswahl bot, die alten schlichten Volksbücher mit ihren einfach derben Holzschnitten, vor allem aber ein Exemplar des neuen Testamentes, sowie endlich der treue Wandsbecker Bote bildeten die heißgeliebte Lektüre des Knaben, mit der er sich gern im Wipfel hoher Bäume wiegte, oder infolge deren er verschiedene liebgewordene Plätze im Garten zu Ehren des bewunderten Claudius mit dem Namen Hamburg und Wandsbeck bezeichnete". So kann vielfach auch dort, wo sie sich nicht als unmittelbares Zitat kennzeichnet, die Biographie Hermanns nicht als neue Quelle gelten, sondern nur als Darstellung, die aus ausgesprochen autobiographischen oder für solche gehaltenen Schriften des Dichters abgeleitet ist.

S. 80, Z. 19. *nicht dahin zu bringen.* Vgl. Mignon im „Wilhelm Meister" II. B. 6. Kap. S. 125 „und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen".

S. 80, Z. 20 f. *phantastische Tracht.* Vgl. Mignons Tracht, „Wilhelm Meister", II. B. 9. Kap. S. 132.

S. 80, Z. 27. *wie eine Blume.* Vgl. S. 269, Z. 34 f.

S. 81, Z. 4 f. *Alle Morgen, wenn die Natur in ihrer Pracht vor ihnen ausgebreitet lag.* Vielleicht Anlehnung an Rousseaus Emile IV. Buch, die landschaftliche Stimmung vor der Profession de foi du Vicaire Savoyard.

S. 81, Z. 28. *Porträt.* Verzahnung. Vgl. S. 110, Z. 9.

VIII. Kapitel.

S. 82, Z. 2. *Jagdgut der Herrn v. A.* Zu Grunde liegt die Szenerie des Rittergutes Summin, nördlich von Lubowitz gelegen, an der von Ratibor nach Rybnik führenden, sogenannten alten Straße. Es gehörte zur Herrschaft Slawikau und war 1795 vom Vater des Dichters erworben worden. Vgl Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 84. Das Jagdschloß war, wie das

Tagebuch zeigt, das Ziel häufiger Jagdausflüge im großen Stil. Im folgenden berührt die Darstellung sich mehrfach, wie die Anm. zeigen, fast wörtlich z. B. mit den Tagebuchaufzeichnungen vom 8.—11. und vom 27.—29. Oktober 1806. Das beweist aber nicht — vgl. die Anm. unten, die dagegen sprechen — daß das Kapitel damals bereits niedergeschrieben worden sei. E. dichtet (vgl. Vorwort) im Rückblick, in der Erinnerungsstimmung, das Tagebuch benützend.

S. 83, Z. 2. *Rumpelmorgen.* Vgl. Anm. zu S. 77, Z. 37.

S. 83, Z. 5. *Getöse.* Vgl. S. 90, Z. 1 f.

S. 83, Z. 14. *der gesamten Frauenzimmer.* Hier gesamten im Plural, in A steht noch der Singular „des gesamten Frauenzimmers"; vgl. ebenso S. 85, Z. 32 „der sämtlichen Frauenzimmer".

S. 83, Z. 28. *Er rief ihm.* Der Herr Kaplan und Fuglar werden zusammen erwähnt Tagebuch XI, S. 265 Z. 1 f.

S. 83, Z. 37 f. *Das kleine Schloß mit seinem netten Hofe.* Ist nach Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 84 die genaue Szenerie des Eichendorffschen Jagdschlößchens Summin.

S. 84, Z. 2 f. *hier mit einem geliebten Weibe.* Es scheint wirklich das Projekt bestanden zu haben, daß Eichendorff mit seiner Braut Luise von Larisch das Vorwerk Summin beziehen sollte. Vgl. Tagebuch vom 18. Juli 1810 XI S. 274, Z. 38; die Stelle kann zur Datierung des I. Buches dienen.

S. 84, Z. 4. *nicht verlieben.* Vgl. Anm. zu S. 42, Z. 16.

S. 84, Z. 13 f. *zur Jagd aufbrach.* Immer wieder im Tagebuch beschrieben. Vgl. z. B. XI S. 147, 149, besonders 163.

S. 84, Z. 28. *die er sogleich sang, ohne jemals ein einziges aufzuzeichnen.* Solche Improvisationen von Brentano werden vielfach bezeugt.

S. 84, Z. 32. *er beherrschte nicht . . .* Vgl. zu dieser Stelle die ganz ähnliche Wendung, die Marianne von Willemer Böhmer gegenüber gebrauchte, um Brentano zu charakterisieren: „Sie werden einen Mann kennen lernen, der nicht von sich sagen kann, ich besitze Phantasie, sondern die Phantasie besitzt mich". J. Janssen, Joh. Fr. Böhmers Leben und Anschauungen. Freiburg i. B. 1869 I. 102.

S. 85, Z. 27. *Lustlager.* Vgl. Tagebuch XI S. 150, Z. 6 „Nach Tische kleines Lustlager mit den Damen im Garten"; XI S. 151, Z. 30 f. „Lustlager auf dem Zachariaeberge"; vgl. auch S. 111, Z. 1.

S. 85, Z. 31. *schoß ihn so im Fluge.* Vgl. Anm. S. 21, Z. 36.

S. 86, Z. 3. *eine Braut.* Vgl. S. 211, Z. 17.

S. 86, Z. 12. *engelrechten Bräutigam.* Vgl. Anm. zu S. 42, Z. 16.

S. 86, Z. 14. *abgeschabten Cupido. . . .* Gern gebrauchte Wendung. Vgl. „Erlebtes" X S. 388, Z. 17 ff.: „ließ man sich dann gewöhnlich in der desolaten Gartenlaube nieder, auf deren Schindeldache der buntübermalte hölzerne Cupido bereits Pfeil und Bogen eingebüßt hatte".

S. 86, Z. 27. *Heldentaten.* Vgl. „Erlebtes" S. 386, Z. 3 die „abenteuerlichen Jägerlügen".

S. 87, Z. 10. *Was wollt ihr in dem Walde haben.* Unter dem Titel „Jäger-Katechismus" W. I S. 242 f.

S. 88, Z. 6. *ins Horn, ins Jägerhorn.* Vgl. Anm. zu S. 9, Z. 21.

S. 88, Z. 9. *aus des Knaben Wunderhorn.* Gemeint ist (vgl. Walzel, Euphorion 7, S. 811) „die schwarzbraune Hexe" (Hundertjahr-Jubelausgabe, herausgeg. von E. Grisebach, Leipzig 1906 S. 21), die beginnt mit den Versen:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Wohl in sein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlorn.

Bezeugt ist die Beschäftigung E.s mit dem Wunderhorn Juli 1807. Vgl. Tagebuch XI S. 360 Anm. zu S. 201, Z. 31.

S. 88, Z. 20. *die leeren Weinfäßchen.* Wörtlich nach dem Tagebuch XI S. 147, Z. 35. Vgl. Anm. zu S. 21, Z. 36.

S. 89, Z. 4 ff. *die jungen Landfräulein* usw. Diese Schilderung in den gleichen Wendungen hat Eichendorff benutzt im „Erlebten" X S. 386, Z. 30 ff.: „Desto strahlender aber leuchteten die frischen Augen der vergnügten Landfräulein, die beständig untereinander etwas zu flüstern, zu kichern und zu necken hatten. Ihre unschuldige Koketterie wußte noch nichts von jener fatalen Prüderie, die immer nur ein Symptom von sittlicher Befangenheit ist. Man konnte sie füglich mit jungen Kätzchen

vergleichen, die sorglos in wilden und doch graziös-anmutigen Sprüngen und Windungen im Frühlingssonnenscheine spielen".

S. 90, Z. 2. *die Tür gähnte und spie.* Von ähnlichen Maskeraden, bei denen der Herr Kaplan eine Hauptrolle spielte, berichtet das Tagebuch immer wieder, vgl. z. B. XI S. 157, Z. 25; S. 158, Z. 22; S. 269, Z. 21; S. 272, Z. 11 ff. usw. Hier ist wohl besonders auf S. 271, Z. 26 ff. hinzuweisen: „Große Spukkerey der Fuglars. Wilhelm im Hemde, die große Hirschhaut umgeworfen. H. Caplan auf dem Chore hausend. Schöpp heulend und die Flucht ergreifend, Fuglar im Hemde immer hinter ihm drein 6mal Trepp auf und ab. Endlich spuckt die Haustür zum großen Gelächter aller Hofbewohner, die wie im Singspiel auf dem Dach zu allen Kopffenstern etc. herausgucken, nicht wissend, was es gäbe, das Gespenst, Schöpps und Fuglar auf den Hof aus etc.". E. benutzt die Szene noch einmal in „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 26.

S. 90, Z. 18 f. *denn eines jeden verborgenste innerste Narrheit.* Vgl. „Erlebtes" X S. 423, Z. 3 über Brentano: „der jede verborgene Narrheit der Welt instinktartig aufspürte". . . .

S. 90, Z. 21 f. *unbeschreiblich albern lächelnden Gesichte.* Vgl. bei der Maskerade Tagebuch XI S. 269, Z. 35 f.: „Die Physiognomie war unnachahmlich dumm". . . .

S. 90, Z. 29 f. *Wut von Lust.* Lieblingswort. Vgl. S. 167, Z. 37; S 262, Z. 26; S. 304, Z. 9; S. 313, Z. 26 f.

S. 91, Z. 11. *im Hofe um den Brunnen herum.* Vgl. Tagebuch XI S. 157, Z. 30 f. Sieh Anm. zu S. 72, Z. 39 dieses Bandes.

S. 91, Z. 16. *einer allgemeinen Menuett.* Als weibliches Geschlecht.

S. 91, Z. 17 ff. *Ein einziges Licht* usw. Die Darstellung hier in enger Anlehnung an das Tagebuch XI S. 150, Z. 20 ff. Sieh Anm. zu S. 72, Z. 39 dieses Bandes.

S. 92, Z. 11. *jener Prinz in Sizilien.* Wahrscheinlich Anspielung auf Arnims „Dolores" II S. 275. Goethes ital. Reise, erst 1816 erschienen, kommt, wie bereits Walzel, Euphorion VII 812 bemerkt, für „Ahnung und Gegenwart" nicht in Betracht. Wenn Walzel meint, der Hinweis bleibe ihm problematisch, so ist dazu zu bemerken, daß E. auch, abgesehen von der „Dolores", auf Reisebeschreibungen der Zeit zurückgehen konnte. R. Weber

in seinem Kommentar zur „Italienischen Reise“ (Goethes Werke, herausg. von Heinemann, Leipzig o. J. XIV 429) zitiert Brydone (1777), Borch (1777), Houel (1797—1809), Swinburne (1785 bis 1787), Bartels (1787—1792), Münster (1790), Stolberg (1794), Seume (1803). Für E., wenn er nicht auf Arnim sich bezieht, kämen wohl vor allem Stolberg und Seume in Betracht. So läßt die Stelle sich kaum einfachhin zur Datierung verwenden, wie Weichberger S. 42 es tut.

S. 92, Z. 34. *leer und still.* Vgl. Anm. zu S. 6, Z. 34 f.

S. 92, Z. 36. *am fernen Horizont blitzen.* Vgl. S. 50, Z. 35 wie es in der Ferne an den Bergen gewitterte; S. 310, Z. 6 von fern gewitterte es.

S. 93, Z. 18. *auf dem Teiche herumfahren.* In der Waldeinsamkeit von Summin lag der heute etwa 15 Morgen große Teich. Vgl. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 84. Von Kahnfahrten darauf mit dem Caplan berichtet z. B. das Tagebuch XI S. 157, Z. 11 ff.

S. 93, Z. 34. *Schlafe, Liebchen, weil's auf Erden.* Unter dem Titel „Abendständchen“ W. I S. 233. Der Entwurf dieses Liedes im Berliner Nachlaß Bl. 2 ist, entgegen frühern Feststellungen, unzweifelhaft in die Wiener Zeit zu setzen. Denn die eine Seite zeigt neben juristischen Notizen (Examenvorbereitung) den Vermerk: „Ein Gedicht an die Doppler“. Diese Bekanntschaft fällt aber nach Tagebuch XI S. 287 erst in den September 1811.

S. 94, Z. 23. *Es waren zwei junge Grafen.* Unter dem Titel „Wehmut“ 3. Teil W. I S. 81 f. Wenn Krüger S. 112 meint: „Bei Herausgabe seiner Gedichte hat E. diese zwei Strophen, die er in ‚Ahnung und Gegenwart‘ ohne innern Zusammenhang vor ein anders geartetes Stimmungsbild gestellt hat, einfach gestrichen und den zweiten Teil für sich allein als ‚Dichterfahrt‘ aufgenommen“, so ist das falsch, und der Irrtum rührt daher, weil Krüger seiner Arbeit die 3. Aufl. der S. W. Leipzig 1883 zugrunde gelegt hat. In der ersten Ausgabe von 1837 S. 83 und in der letzter Hand W. I S. 81 f. steht das Gedicht noch wie in „Ahnung und Gegenwart“. Für seine Annahme, daß die beiden ersten Strophen sich auf die Mad. Hahmann beziehen, kann Krüger keine Stütze bringen.

S. 95, Z. 26. *Das Echo versuchte.* Vgl. S. 3, Z. 10 und Tagebuch XI S. 150, Z. 16.

S. 95, Z. 32. *Schlag mit den flamm'gen Flügeln.* Unter dem Titel „Der Pilger" 3. Teil W. I S. 370.

S. 96, Z. 26. *Feuer im Schloß.* Nach Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 84 sank am 29. März 1811 die alte Colonnaburg Tost, die früher den Eichendorff gehörte und an die sich dem Dichter viele liebe Jugenderinnerungen knüpften, in Asche. Es wäre nicht unmöglich, daß das Ereignis auf den Roman eingewirkt hätte, damit wäre auch ein neuer Anhalt zur Datierung gegeben, beweisen läßt es sich nicht, da das Tagebuch in dieser Zeit fehlt. Das Tagebuch berichtet von einem Brande z. B. S. 7, Z. 12. Vgl. auch Hermann v. Eichendorff S. W. I. 44. Wenn Krüger von den Parforcetouren spricht, die im 8. Kap. an einem Tage ausgeführt werden, so ist ähnliches im Leben der Brüder selbst durchaus nichts Ungewöhnliches, vgl. z. B. die Aufzeichnung vom 29. Okt. 1806 XI S. 157 f., die auch mit einem Feuer endet.

S. 97, Z. 16. *Den Kopf auf den vollen, weißen Arm gesenkt.* Vgl. Anm. zu S. 56, Z. 18.

S. 97, Z. 39. *weiße Frau.* Die weiße Frau ist neben dem Doppelgänger Rudolfs die wunderbare Gestalt des Romans, die von Zeit zu Zeit schemenhaft im Hintergrunde auftaucht. Technisch dient sie der Bindung von Friedrichs und Rudolfs Jugendgeschichte mit dem Roman. Vgl. S. 100, Z. 17; S. 105, Z. 20; S. 112, Z. 13; S. 240, Z. 30; S. 314, Z. 20. Minor behauptet, die weiße Frau stelle die schöne Seele in „Wilhelm Meister" vor, ihre Charakteristik aber, die Beschreibung ihres Gartens, die hineinspielenden geheimnisvollen Wahlverwandtschaften zeugen von ihrer Verwandtschaft mit der Klementine im „Florentin" mehr als von dem gemeinsamen Vorbild im „Wilhelm Meister". Vgl. Donner, S. 172 f.

S. 98, Z. 16 f. *Julie saß neben ihm.* Vgl. S. 253, Z. 36 ff.

S. 98, Z. 33. *was lange im stillen geglommen.* Symbolisch, organische Bildlichkeit.

S. 99, Z. 18. *Aurora stand schon hoch über den Wäldern.* Lieblingswendung. Vgl. z. B. S. 29, Z. 12; S. 109, Z. 34; S. 141,

Z. 13. Eichendorff, der Dichter des Morgens, nennt symbolisch die Heldin in „Viel Lärmen um nichts“ „Gräfin Aurora“.

S. 99, Z. 23. *hob das schöne verschlafene Kind hoch vor sich in den frischen Morgen hinein.* Vgl. S. 24, Z. 23 und S. 60, Z. 6f.

IX. Kapitel.

S. 101, Z. 6. *keinen Schnurrbart.* Vgl. Anm. zu S. 40, Z. 38.f.

S. 101, Z. 30. *Tamburin.* Lieblingsmotiv. Vgl. S. 123, Z. 16; S. 142, Z. 27.

S. 101, Z. 31. *eingeschlummert.* Vgl. Anm. zu S. 56, Z. 18.

S. 101, Z. 33. *Flötenuhr.* Vgl. S. 106, Z. 6.

S. 102, Z. 2. *ihre eigene Idee.* Vgl. „Erlebtes“ X S. 392, Z. 35ff.: „Jeder wahre Garten aber, sagt Tieck irgendwo ganz richtig, ist von seiner eigentümlichen Lage und Umgebung bedingt, er muß ein schönes Individuum sein, und kann also nur einmal existieren“.

S. 102, Z. 30. *dasselbe sonderbare Lied.* Verzahnung. Vgl. Anm. zu S. 36, Z. 33 und S. 48, Z. 26.

S. 102, Z. 36. *Ritterbild.* Verzahnung. Vgl. S. 112, Z. 12 und S. 284, Z. 28 f.

X. Kapitel.

S. 104, Z. 6. *fleißig im Garten.* Vgl. Anm. zu S. 78, Z. 22.

S. 104, Z. 14. *den ersten Robinson oder Ritterroman.* Vgl. Anm. zu S. 55, Z. 7.

S. 104, Z. 25. *wie ein schlechter Holzstich.* Vgl. S. 113, Z. 18; S. 187, Z. 15.

S. 105, Z. 10. *die goldenen losen Sprossen.* Vgl. Anm. zu S. 70, Z. 24.

S. 105, Z. 16. *schwamm einige Male.* E. selbst war ein kühner Schwimmer. Vgl. z. B. Tagebuch XI S. 73, Z. 9; S. 73, Z. 15; S. 74, Z. 5 ff.; S. 107, Z. 29; S. 138, Z. 32; vgl. auch „Ahnung und Gegenwart“ S. 196, Z. 24. — 1858 schreibt Luise von E., die Schwester des Dichters, an ihren Neffen Hermann: „An manchen schwülen Nachmittagen lag mein Bruder mit mir im schattigen Obstgarten im kühlen, hohen Gras, welches mir damals wie ein Urwald vorkam. Dann erinnere ich mich noch meiner Todesangst, wenn er mit mir, ich ihm auf der Brust sitzend, über die Oder schwamm, während der Papa ängstlich vom Ufer zusah

und meine Mutter, die immer muthig war, uns auslachte". Vgl. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 114.

S. 105, Z. 19 f. *unbekannte Dame.* Verzahnung. Vgl. Anm. zu S. 97, Z. 39.

S. 105, Z. 34. *dessen kleines Wohnhaus.* Vgl. auch S. 262 Z. 4. Des Herrn Kaplans Häuschen in Lubowitz stand zwischen der Lehrerwohnung und dem Pfarrhause (vgl. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 101). Von vielen Besuchen der Brüder beim Herrn Kaplan berichtet das Tagebuch (vgl. z. B. XI S. 50, Z. 31 „sich in der Caplaney durch Inschriften verewigt"), das selber zum großen Teil in der Kaplanei geschrieben wurde. Bewegten Abschied nehmen die Brüder vor der Abreise nach Heidelberg Tagebuch XI S. 185, Z. 17: „Datum in der Caplaney. Adieu liebes Plätzchen, wo ich so viele schöne, ewig unvergeßliche Stunden genoß. Adieu, lieber theuerer H. Caplan! auf ein Jahr!" Sie können auch in Heidelberg die Kaplanei nicht vergessen: Tagebuch XI S. 211, Z. 10 ff.: „Erinnerten wir uns sehnlichst nach Lubowitz, so daß wir ein ordentliches Heimweh hatten.... Auch dachten wir oft an den H. Caplan und an sein klein fein Häuselein".

S. 105, Z. 38 ff. *Werkstatt von Meißeln, Bohrern . . .* Vgl. auch S. 210, Z. 9. Noch in Autischkau, wo Ciupke später Pfarrer wurde, begnügte er sich mit einem ärmlich ausgestatteten Wohnzimmer. Die zweite Stube war als Werkstatt eingerichtet, in der er fast alle landwirtschaftlichen Geräte für seinen Bedarf selbst anfertigte. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 103. Von den Versuchen des Herrn Kaplan berichtet z. B. das Tagebuch XI S. 49, Z. 33 ff.: „Wurde uns ein neues Forte-Piano, welches das Lubowitzer Künstler-Genie, unser H. Caplan, allein, und ohne alle Anweisung selbst zur Unterhaltung verfertigt hatte, ins Schloß getragen".

S. 106, Z. 10. *ein Luftschiff zu erfinden.* Über die Luftschiffahrt in der Dichtung der Romantiker vgl. W. Kosch, Stifter und die Romantik. Prag 1905 S. 105.

S. 106, Z. 16. *Abraham von St. Clara.* Vgl. S. 209, Z. 8 f. (sieh auch Loebens Brief Anm. zu S. 107, Z. 33). E. erwähnt ihn im Tagebuch in einer Unterhaltung bei Adam Müller, vgl. Tagebuch XI S. 305, Z. 13; in dem Fragment „Trösteinsamkeit"

X 376, Z. 3 ff. notiert er sich: „religiös, dithyrambisch, auch humoristisch à la Abraham a St. Clara“; in der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ I S. 203 ff. lobt er ihn als großen, urwüchsigen, sprachgewaltigen Dichter.

S. 106, Z. 22. *Gemisch-Gemasch.* 1704 erschien in Würzburg die Schrift von Abraham a St. Clara „Heilsames Gemisch Gemasch, das ist: Allerley seltsame und verwunderliche Geschichten“.

S. 106, Z. 28. *zum Tode betrübt.* Vgl. Goethe, Egmont III (Klärchens Wohnung). (VII S. 178).

S. 107, Z. 14. *bis zu seinem Tode.* E. eilt hier der Zeit voran. Der Herr Kaplan starb nicht lange vor dem Dichter selbst, am 10. April 1855, im Alter von 84 Jahren.

S. 107, Z. 24. *am Zaune des Schloßgartens.* Verzahnung. Vgl. S. 210, Z. 18 und S. 211, Z. 1.

S. 107, Z. 30. *Und du seltsamer, guter, geprüfter Freund.* Im aufwallenden Gefühl kommt E. zu einer persönlichen Apostrophe seines lieben Herrn Kaplans. Vgl. S. 77, Z. 11.

S. 107, Z. 33 ff. *Dein Leben ist mir immer vorgekommen.* Die Darstellung stimmt hier fast wörtlich überein mit einem Briefe Loebens an die Brüder XIII S. 237 f.: „Du willst mich, mein sehr geliebter Freund, wie ein seltsames Gemach bedünken, auf eine lange Reichsstraße mit Häusern aus vorigen gemütlichen Jahrhunderten hinausgehend, und mir ist, als faßte dieses Gemach unter vielen wunderlichen mit einander reimenden Dingen auch in sich: eine Mandoline (vgl. Z. 37) über einem Buche von Abraham a Santa Clara liegend (vgl. S. 106, Z. 16), auf einem Teppich von vielen bunten und sich im ganzen doch düster ausnehmenden Flecken, das Gemach ein wenig dumpf und im ersten Augenblicke nüchtern, dann aber sehr gemütlich“.... „Dunkler seltsamer Mensch,“ (vgl. Z. 30) nennt Loeben dann weiter den Freund. Der Zusammenhang ist wohl kaum abzulehnen. Der Brief ist datiert vom 27. Dez. 1810. Das X. Kap. dürfte also kaum vor dieser Zeit, in der die Brüder schon in Wien sind, anzusetzen sein. Doch kann der Roman damals schon begonnen sein, da es zu Schluß des Briefes XIII S. 240 heißt: „Eure Romane zu lesen und zu lieben bin ich sehr ungeduldig. Kann mein Wunsch nicht erfüllt werden“?

S. 107, Z. 37. *Eine alte verstimmte Laute.* Vgl. S. 33, Z. 35.

S. 108, Z. 11 ff. *An einem schwülen Nachmittage.* Vgl. zu dem ganzen Abschnitt den Brief Wilhelm von Eichendorffs vom 9. Juli 1814 (XIII S. 49): „Die Beschreibung der Lubowitzer Nachmittagsschwüle in Deinem Briefe ist so wahr, daß sie mich im Innersten erschreckt. Die Insel, auf der man nichts sieht als die hohen Weiden, die stille Wiese und den Himmel; den Himmel, der einen mit Gewalt erinnert, daß die Sonne noch über einer ganz anderen Welt aufgeht! Das ist wahrlich eine Freude, die mich in meinem jetzigen Zustande wahnwitzig machen könnte".

S. 108, Z. 11 f. *im Garten an dem Abhange.* Vgl. Anm. zu S. 54, Z. 1.

S. 108, Z. 22. *eine solche Bangigkeit.* Vgl. S. 8, Z. 22 und Anm.

S. 108, Z. 25. *Baum.* Vgl. Anm. zu S. 53, Z. 38.

S. 108, Z. 31. *lauten und lebhaften Gespräche.* Vgl. S. 77, Z. 25 f.

S. 109, Z. 23. *Noch bin ich frei.* Vgl. Anm. zu S. 42, Z. 16. Dem Tagebuch XI S. 179, Z. 29 nach scheint E. einmal selbst ähnliches erlebt zu haben, es handelte sich um ein Frl. von Gilgenheimb: „Der Gräfin zukunftberechnende leise Bemerkung über uns".

S. 109, Z. 33. *Schlafmütze auf dem Kopfe.* Vgl. das Bild des deutschen Michels in der Einsiedlerzeitung.

S. 110, Z. 1. *um die Mauern streichen, ein bißchen Rammelei und Diebsgelüst . . .* Vgl. Faust I v. 3655 ff.:

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht;
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei.

S. 110, Z. 9 ff. *ein Bild aufgerichtet.* Verzahnung. Vgl. S. 81, Z. 28.

S. 111, Z. 8. *Schlößchen.* Verzahnung. Vgl. im ganzen Zusammenhang auch die Parallele S. 89, Z. 31 ff.

S. 111, Z. 12. *Schauder von Bangigkeit.* Vgl. S. 8, Z. 22 und besonders S. 89, Z. 36. Für Leontins Ehescheu Anm. zu S. 42, Z. 16.

S. 111, Z. 25. *Pharisäer und Schriftgelehrten.* Biblisch.

S. 112, Z. 12. *Ritterbilde.* Verzahnung. Vgl. S. 102, Z. 36.

S. 112, Z. 13. *der weißen Frau.* Verzahnung. Vgl. S. 97, Z. 39.

S. 112, Z. 32. *Brief.* Vgl. S. 176, Z. 24. Über Briefe als technisches Mittel scheint E. selbst sich lustig zu machen in „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 41, Z. 28.

S. 113, Z. 1. *von Euch entführt wurde.* Verzahnung. Vgl. S. 63, Z. 8.

S. 113, Z. 10. *Marquis von P.* Nur Statist im Roman. Vgl. S. 176, Z. 24.

S. 113, Z. 18. *wie ein Holzstich.* Vgl. S. 104, Z. 25.

S. 113, Z. 19. *gedruckt in diesem Jahr.* Die Wendung ist bei E. wohl erst wahrscheinlich nach der Heidelberger Zeit.

S. 114, Z. 6. *die junge schöne Gräfin Romana.* Die Beiwörter, die eher für eine erste Einführung oder eine objektive Darstellung passen würden, scheinen etwas sonderbar in diesem Zusammenhang und lassen vielleicht auf eine spätere Umarbeitung einzelner Teile des Romans schließen, in der die Gräfin Romana erst neu eingeschoben wurde.

S. 114, Z. 13. *laß mich nicht so allein.* Hier klingt die Stimmung bereits an, die sich später S. 221, Z. 7 verdichtet in den Versen: „Hast ein Reh du lieb vor andern".

S. 114, Z. 21. *Diesen Winter wird es hier besonders brillant werden.* Kaum geschrieben vor dem Wiener Winter 1811.

S. 114, Z. 25. *der Gassenhauer.* Vgl. S. 276, Z. 20.

S. 114, Z. 25 f. *Freut euch des Lebens.* Von Usteri, 1793 entstanden.

S. 114, Z. 31. *oben auf der Höhe.* Verzahnung. Vgl. S. 63, Z. 36.

S. 114, Z. 32. *die Schönheit.* Die Stimmung des Liedes „Der armen Schönheit Lebenslauf" S. 129 klingt bereits an.

S. 115, Z. 21. *Schrift auf der Scheibe.* Vgl. S. 11, Z. 32.

S. 116, Z. 7. *Wohl sah ich dort eine Zaubrin gehn.* Eine ähnliche Situation in dem Märchen „Die Zauberei im Herbste".

S. 117, Z. 18. *einen Streifzug durch den Garten.* Erlebnis liegt zu Grunde, die Lubowitzer Szenerie; E.s Lieblingsaufenthalt war der „Hasengarten“, ein waldartiges, bis an die alte Brauerei sich hinabziehendes Anhängsel des Schloßparks mit grünen Wiesenflecken, einem kleinen Teich und zwei Hügeln, von deren einem eine Linde ins Tal hinabgrüßte. Vgl. Nowack, Lubowitzer Tagebuchblätter S. 83.

S. 117, Z. 20. *wo er so oft gedichtet.* Vgl. Anm. zu S. 78, Z. 22.

S. 117, Z. 21. *wie im Fluge.* Vgl. S. 114, Z. 29.

S. 117, Z. 23. *O Täler weit, o Höhen.* Unter dem Titel „Abschied“ W I S. 32.

Zweites Buch.

XI. Kapitel.

S. 121, Z. 24. *kleine Marie.* Die stehenden Beiwörter sind „kleine“ z. B. S. 124, Z. 39; S. 188, Z. 31; S. 216, Z. 1, S. 324, Z. 21 oder „verlorene“ Marie S. 188, Z. 35; S. 235, Z. 23; S. 282, Z. 21.

S. 121, Z. 29. *den Affen.* Auch beim jungen Goethe eine Zeitlang gern gebrauchter Ausdruck für junge Mädchen. Vgl. z. B. Faust I. v. 3521.

S. 122, Z. 1. *Redoutensälen.* Als Örtlichkeit weist Weichberger S. 34 überzeugend die Redoutensäle der Wiener Hofburg nach. Er stützt sich dabei auf J. V. Degen, „Skizze von Wien unter der Regierung Josephs des Zweiten“. Wien. 4. Aufl. 1803 II S. 21 f.: „In einem Flügel der kaiserlichen Burg sind zwei ungeheure Säle, dem Comus und Bacchus geweiht. Sie stehen vom 7. Januar bis zum lichten Aschermittwoch offen. . . . Wenn man . . . einige Stufen hinangestiegen ist, öffnet sich plötzlich der große Zaubersaal. Viele tausend Wachskerzen auf großen pyramidenförmigen Leuchtgestellen symmetrisch gereiht, blenden das Aug und Pauken- und Trompetenschall, mit den sanfteren Tönen von hundert musikalischen Werkzeugen vermengt, rühren das entzückte Ohr. . . . Die Lustbarkeit dauert von 10 Uhr Abend bis um 6 des kommenden Morgens. . . . Er-

frischungen und Tafel sind in Nebenzimmern für bestimmte Preise zu haben". Ferner auf Friedrich von Coelln in „Vienne et Berlin mis en parallèle" (anonym 1807 S. 111 f.): „La salle de redoute se trouve au château impérial, dans l'aile qui donne sur la place Joseph. Il y a deux salles de redoute, l'une est immensément grande, l'autre l'est beaucoup moins. Elles sont toutes deux parfaitement éclairées par des bougies. Chacune a un orchestre, qui joue tour à tour des menuets pendant une heure et l'autre d'autres danses. On danse peu. On mange et boit d'autant plus dans les cabinets contigus aux salles". — Im Tagebuch Wien 1811/12 berichtet E. über seine Teilnahme an der Redoute: XI S. 299, Z. 16 (für die Örtlichkeit Z. 23: „Gen 11 Uhr wurde unterhalb der Credentz ein Deklamatorium gehalten, wovon niemand etwas verstand, da im anderen Saale Musik". . . .); XI S. 302, Z. 10 ff.; XI S. 305, Z. 15 ff. — Vgl. auch E.s Gedicht „An Philipp. Nach einer Wiener Redouten-Melodie" W. I S. 192.

S. 122, Z. 4. *Springbrunnen.* Gern gebrauchtes Motiv. Vgl. z. B. S. 280, Z. 3; S. 299, Z. 37.

S. 122, Z. 27. *unter diesen Larven.* Vgl. Schiller, Taucher: „Unter Larven die einzig fühlende Brust".

S. 122, Z. 37. *Ritter in schwarzer, altdeutscher Tracht.* „Als schwarzer Ritter mit goldner Kette und Stickerei" ließ E. selbst sich im November 1809 in Breslau malen. Vgl. Tagebuch XI S. 233, Z. 7 f.

S. 123, Z. 9. *Knochenhände eines Totengerippes.* Vgl. auch S. 124, Z. 18. M. Spahn in seiner Monographie über Philipp Veit, Bielefeld und Leipzig 1901 stellt die Ansicht auf, daß der ganze Leontin des Romans ein Porträt Philipp Veits sei. Die Behauptung geht wohl zu weit, in einem Entwurf (vgl. Lesartenband) weist E. selbst auf Brentano als Vorbild hin. Doch legt Weichberger Euphorion XIII S. 787 dar, daß Leontins Erscheinen auf dem Maskenball als Tod von Basel auf einen Spaß Veits zurückgeht, zu dem er aus Jean Pauls Hesperus die Anregung hatte und den er im Jänner oder Februar 1811 im Redoutensaale der Hofburg in Szene gesetzt zu haben scheint, so wie es im Roman dargestellt ist.

S. 123, Z. 11. *Janhagel.* Hamburger Wort, im 17. Jahrhundert für „Pöbel" in Niederdeutschland auftretend. Vgl.

Kluge, Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache, 7. Aufl. Straßburg 1910 S. 220.

S. 123, Z. 13. *Reh.* Marie gern mit der Vorstellung vom Reh verknüpft, entweder in der Wirklichkeit vgl. S. 20, Z. 7, oder im Bilde vgl. S. 29, Z. 25.

S. 123, Z. 14 f. *Das schöne schwarze Haar.* In diesen Teilen trägt Marie vielleicht Züge der Choristin im Wiener Tagebuch. Vgl. z. B. XI S. 295, Z. 30; S. 299, Z. 29 f. auf der Redoute während eben die schwarze Choristin bei der alten Eger sitzt und mich anlacht; S. 300, Z. 21; S. 303, Z. 4; S. 303, Z. 10 f. Als am Nicolai-Abend wieder um 5 bei Ch[oristin]. Sehr lieb. Am kleinen eisernen Ofen. Schwarze lange Haare aufgelöst. S. 303, Z. 34 f. Alle Wochen 2mal um 5 Abends zu Ch[oristin] auf dem Mehlmarkte. S. 308, Z. 2 ff. Ich streiche mit Philipp Veit im Sale und den Stuben, wo ich vorigen Winter so glücklich, herum. Vergebnes Suchen der Choristin, die nicht gekommen.

S. 124, Z. 18. *Tod von Basel.* Vgl. Anm. zu S. 122, Z. 37. Anspielung an den Totentanz Hans Holbeins d. J.

S. 125, Z. 7 f. *und blinzelte ihm dazwischen oft neugierig in die Augen.* Vgl. auch S. 141, Z. 30. Vgl. Tagebuch XI S. 179 Z. 20 ff. „Der Gilg. italienisch glühendes Augenspiel unter den dunklen Locken (kokettisches Ansehn mit blinzelnden Augen)“.

S. 125, Z. 19. *alles leer.* Vgl. S. 6, Z. 34.

S. 125, Z. 20. *verlöscht.* Vgl. S. 7, Z. 19.

S. 126, Z. 3 ff. *Ein Mädchen.* Vielleicht hat bei dieser ganzen Szene auch der Besuch Wilhelms bei Marianne im „Wilhelm Meister“ vorgeschwebt.

S. 126, Z. 17 f. *Reihe schöner geschmackvoller Zimmer.* Vgl. Tagebuch XI S. 295, Z. 32.

S. 127, Z. 14 f. *das erste Mal.* Verzahnung. Vgl. S. 20 f.

S. 127, Z. 31 f. *Blut über ihre Hand.* Vgl. die ähnliche Szene im „Wilhelm Meister“ IV. Buch, 20. Kap. S. 308.

S. 128, Z. 27. *die Lampe.* Vgl. S. 7, Z. 19.

S. 128, Z. 34. *sich in der großen Stadt fürchte.* Vgl. Mignon in „Wilhelm Meister“.

S. 129, Z. 7. *Der armen Schönheit Lebenslauf.* W. I S. 481 bis 484. Vorbild ist Arnims Gedicht: „Die arme Schönheit“, „Dolores“ II S. 40.

XII. Kapitel.

S. 132, Z. 8 f. *Die junge Gräfin Romana, eine Verwandte von ihr.* Vgl. Anm. zu S. 114, Z. 6 f.

S. 132, Z. 26. *Herzweh haben nach den Männern.* Vgl. Anm. zu S. 42, Z. 16 f. Weichberger S. 20 f. erinnert für Romanas Ehescheu an die Gräfin Amalia in der „Agnes von Lilien", an Jean Pauls Linda de Romeira, an Bettina Brentano, die alle Männer, Arnim ausgenommen, lächerlich fand. E. selbst läßt in einem Entwurf zum „Ezzelin" (Berliner Nachlaß Blatt 118) Zilie fast dieselben Worte sagen wie hier Romana: „Die Männer sind ein langweiliges Volk, den Tag über nichts als Laufen, Trinken und Rauchen, und die lange, schöne Nacht schnarchen sie dann, als gäb es weder Mond noch Sterne, noch Nachtigallen draußen".

S. 133, Z. 12. *unser Schloß.* Immer wieder die Lubowitzer Szenerie.

S. 133, Z. 26 f. *alte, seltsame Geschichten, die mir die Amme oft erzählte.* Vgl. Goethe, Iphigenie IV. 5 S. 79:

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied — . . .
In unsrer Jugend sang's die Amme mir.

S. 134, Z. 2. *wilder Knabe.* Anklang ans Volkslied.

S. 134, Z. 30. *jenen wundervollen Vorfrühlingstagen.* Vgl. S. 186, Z. 7. Der Vorfrühling ist ein Lieblingsmotiv Eichendorffs.

S. 134, Z. 31. *ersten Lerchen.* Vgl. S. 186, Z. 9; S. 195, Z. 35. Dazu das Erlebnis Tagebuch XI z. B. S. 9, Z. 6: „Die erste Lerche gesungen".

S. 135, Z. 16. *Rosen, Lilien und Rosmarin.* Anklang ans Volkslied.

S. 135, Z. 17. *lichtglänzende Kinder.* Vgl. Friedrichs Traum S. 181, Z. 1 ff.

S. 135, Z. 19. *mehr Gnade.* Aus dem Stimmungsbereich der „Romanzen vom Rosenkranz".

S. 135, Z. 28. *Laue Luft kommt blau geflossen.* Unter dem Titel „Frische Fahrt" W. I S. 3.

S. 136, Z. 9. *wie eine Flöte, in der viel himmlischer Klang ist.* Vgl. Anm. zu S. 33, Z. 35.

S. 136, Z. 24. *die rüstige, freie Morgenpracht.* E. selbst war ein Frühaufsteher, so ward er zum Dichter des Morgens.

S. 136, Z. 29. *als könnte er hier nicht beten.* Die Sehnsucht des „Landbürtigen in der Fremde“ hat E. auch ausgedrückt im „Erlebten“ X S. 388, Z. 34 ff.

S. 137, Z. 3 ff. *Die ersten Stunden und Tage . . .* Fast wörtlich aufgenommen in „Dichter und ihre Gesellen“ IV S. 133, Z. 24 ff.: „Die ersten Stunden in einer großen, unbekannten Stadt gehören zu den einsamsten im Leben“. . . .

S. 137, Z. 18. *Minister P.* Hoeber wollte in Gentz das Vorbild des Ministers erkennen. Weichberger S. 29 verweist mit besserer Begründung auf Metternich, Wegener S. 61 auch auf den Fürsten von Hardenberg. Erwähnt wird von E. im Tageb. XI S. 309, Z. 15 der „ewig widersprechende, spitzköpfigte heidnische Minister Humboldt“. Die politischen und gesellschaftlichen Anspielungen von diesem Teile an mochten wohl Ursache sein der ablehnenden Haltung der Verleger, über die E. an Fouqué berichtet XII S. 8, Z. 31 ff.

S. 138, Z. 19. *der Erbprinz.* Als Vorbild verweist Minor S. 224 auf den Prinzen Louis Ferdinand, Weichberger auf den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und auf Tiecks Lovell, E. selbst auf Egmont. Vgl. XIII S. 60 Anm. 1.

S. 138, Z. 25. *aus Jean Pauls Romanen.* Von früh auf hat E. eifrig Jean Pauls Romane gelesen. Vgl. Tagebuch XI S. 142, Z. 36; S. 174, Z. 16; S. 178, Z. 30 f.; S. 182, Z. 27; S. 317.

S. 138, Z. 35. *verlegen Sie sich doch einige Zeit. . . .* Ironischer Seufzer E.s aus der diesen Wissenschaften geweihten Wiener Zeit. Vgl, z. B. Tagebuch XI S. 306, Z. 26 „Diese Woche entsetzlich R[ömisches] R[echt] studiert“.

S. 139, Z. 11. *Haus der Dame.* E. hat im „Erlebten“ X S. 426 ff. einen großen Teil der folgenden Darstellung wieder aufgenommen. Da er dort von dem Heidelberger Kreis um Loeben ausgeht, hat Krüger S. 143 angenommen, das Vorbild der ganzen Teegesellschaft sei in Heidelberg zu suchen. Nun gehört mindestens der Dithyrambist (sieh Anm. S. 144, Z. 7), wie sich aus den Parallelen des Tagebuches ergibt, fast gewiß in den Heidelberger Kreis. Das Ganze, besonders die Dame vom Haus aber, nach Heidelberg zu versetzen, dafür gibt es keinen zwingenden Grund. Die einzige Tagebuchstelle, die man damit in Beziehung bringen könnte, wäre vielleicht XI S. 292, Z. 28 ff.: „Die alte

Gräfin schlägt über die Briefe aus Heidelberg die Hände über dem Kopf zusammen. — Berufen sein wie der Heiland — etc.". (Wien 27. Sept. 1811, bei Loebens Bruder.) E. selbst will die Darstellung gar nicht im besondern auf Heidelberg bezogen haben, da er meint: „aber die Gemeinde dieser Gleichgesinnten war damals sehr zahlreich durch ganz Deutschland verbreitet" (X S. 426 Z. 5 ff.). Er bezeichnet zwar die Darstellung als erfunden, es hat aber wohl Erlebtes mit vorgeschwebt. Weichberger S. 35 ff. verweist auf den Salon der Gräfin Lory Fuchs in Wien, er stützt sich dabei besonders auf die Stelle über den Tanz des Kindes (vgl. Anm. zu S. 142, Z. 22). Doch hat Loeben, der nach E.s eigenem Geständnis (XIII S. 63 Anm. 2) in der Darstellung porträtiert ist, gar keine Beziehung zu diesem Kreise gehabt. Wenn Rosa, die Hauptgestalt des Tableaus (vgl. Anm. zu S. 139, Z. 36) mit der Gräfin Julie Zichy zu identifizieren ist, so weist das freilich wieder nach Wien, aber das Wiener Tagebuch gibt andrerseits gar keinen Anhaltspunkt, diese Szene nach Wien zu versetzen. Man darf wohl annehmen, daß verschiedene Erinnerungen zusammengeschossen sind, und so darf E. das Ganze wohl als „erfunden" bezeichnen, während er selbst die Wirklichkeit verschiedener Einzelheiten zugibt. Reinhard S. 52 führt bereits das Haus der Sander in Berlin als Mittelpunkt eines schöngeistigen Kränzchens an. Es spricht sehr viel dafür, daß Sophie Sander, die Frau des literaturkundigen Berliner Buchhändlers Johann Daniel Sander, bei der Darstellung der Dame vom Hause vorgeschwebt habe. Im Tagebuch aus der Berliner Zeit spielt ihr Haus eine gewisse Rolle. Wilhelm von Eichendorff, auch Joseph (wenn auch gerade in dieser Zeit seine Krankheit ihm den gesellschaftlichen Verkehr lange unmöglich machte), vor allem aber Loeben verkehrten in dem Hause des Buchhändlers. Im Hause Adam Müllers (XI S. 251, Z. 19 ff.) trifft E. dessen „langhalsigte Cousine, die gelehrte Consumsel: Mad. Sander mit passablen Augen". Wilhelm und Loeben verbringen viele Abende im Hause der Sander XI S. 255, Z. 8 ff.; S. 256, Z. 31. E. hält sich auf über die Zustände im Sanderschen Hause XI S. 258, Z. 5 ff. Etwas Wahrheit wird in dem Urteil des klatschliebenden Böttigers sein, der meint, solang die Sander Jugend und Reiz besessen, sei sie eine feile Kokette gewesen, die gern mit den

schönen Geistern liebelte. Über die Beziehungen Loebens zu Sander vgl. Raimund Pissin, Otto Heinrich Graf von Loeben, Berlin 1905 S. 188 f.: „Um den Sanderschen Teetisch, dem die ‚reizende Hausfrau‘ vorstand, sammelte sich vorzüglich die neue Schule und deren Anhang. Diesen geistreich-schwärmenden Teeabenden hielt der Gatte sich fern, doch weniger wohl aus Abneigung gegen die dort verkehrenden Persönlichkeiten als um seines bis aufs äußerste gespannten Verhältnisses zu Sophie und um der großen Arbeitslast willen, die er bewältigen mußte, um bei der damaligen Darniederlage des deutschen Buchhandels sich über Wasser zu halten. Loeben jedoch, der leicht Entzündliche, war bald vertraut im Sanderschen Hause und ganz begeistert von der liebevoll sich hingebenden, treuen, feinen Seele seiner Herrin. Tagebuch-Bemerkungen von der Haltung der folgenden sind öfter zu finden: ‚Ich las viel vor aus meinen Poesien, sprach viel aus dem Herzen. Die Sander verstand mich tief. Bei Tee und später Wein, Musik usw. blieben wir bis 12 Uhr beisammen, ich mußte immer mehr lesen, und die Sander sagte mir, daß sie lange keinen reicheren Abend verlebt hätte. Auch ich war in meiner rechten, natürlichen Stimmung‘“. Vgl. auch den Brief Brentanos an die Grimm bei Steig, „Achim von Arnim und die ihm nahe standen“ III Stuttgart 1905 S. 56.

S. 139, Z. 31. *Man sah nämlich.* Weichberger S. 36 f. weist auf die Abschiedsvorstellung Biondettens in Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz“ als literarisches Vorbild des Tableaus hin (Cl. Brentanos S. Werke herausg. von C. Schüddekopf, München 1910. IV. B. S. 95 ff.). E.s Kenntnis der Romanzen konnte Weichberger erst als Möglichkeit annehmen, sie ist nach Veröffentlichung des Tagebuchs zur Gewißheit geworden XI S. 258, Z. 13 ff. Ein Gesamtbild mag vorgeschwebt haben, doch sind die Zusammenhänge im einzelnen nur lose.

S. 139, Z. 32. *Bühne der Nacht.* Vgl. dazu Brentano IV S. 100:

An dem Himmelsdome brennet
Still des Mondes ew'ge Lampe;

S. 139, Z. 35. *Auf dessen Rücken.* Vgl. Brentano IV S. 97:

Und nun stieg des Tempels Schwelle
Mit Biondetten. Einsam ragend,
Stand ein Fels in ödem Meere. . . .

S. 139, Z. 36. *Gestalt* . . . Weichberger Euphorion XIII S. 786 f. macht sehr wahrscheinlich, daß E. hier im besonderen die Gräfin Julie Zichy vorgeschwebt habe. Denn 1817 entwarf in Rom E.s Wiener Jugendfreund Philipp Veit für die Fresken im Vatikan sein Gemälde „Der Triumph der Religion", das bis in Einzelheiten der Darstellung E.s in „Ahnung und Gegenwart" entspricht, und bei dem die Hauptfigur, die Religion selbst, die Züge der Gräfin Zichy trägt, zu der Philipp Veit während seines Zusammenseins mit E. in Wien eine schwärmerische Zuneigung gefaßt hatte.

S. 140, Z. 1 ff. *von Licht durchdrungen*... Vgl. Brentano IV S. 97:

Rings die tausend Lichter blendend
An dem dunklen Firmamente. . . .

S. 140, Z. 12. *Lilien und Rosen* . . . Seit Tieck die Blumen der Romantik. Vgl. auch Brentano IV S. 95:

Liliensäulen sich erheben,
Eine Rosenkuppel tragend.

S. 141, Z. 14. *seine ganze Seele flog wie mit großen Flügeln.* Charakteristisch für den lyrischen Stimmungsgehalt des Romans.

S. 141, Z. 16. *Mitten in* . . . Von hier bis S. 158, Z. 25 mit Unterbrechungen und leisen Änderungen ins „Erlebte" X S. 426, Z. 26 ff. aufgenommen.

S. 141, Z. 30. *blinzelnden, fast zugedrückten Augen.* Vgl. Anm. zu S. 125, Z. 7 f.

S. 142, Z. 4. *Endlich.* Bis 142, Z. 21 fehlt im „Erlebten".

S. 142, Z. 13. *wie Don Quixote.* Vgl. Anm. zu S. 35, Z. 5 f.

S. 142, Z. 22. *etwa zehnjähriges Mädchen.* Weichberger S. 36 weist hin auf die Tochter der Gräfin Lory Fuchs und zitiert dazu folgende Stelle bei Joh. Friedr. Reichardt, „Vertraute Briefe", Amsterdam 1810 II S. 69: „Ein kleines, allerliebstes, zweijähriges Kind der Gräfin, der zierlichen Mutter an Gestalt, Bildung und Grazie gleich, wurde durch den angenehmen, lustigen Gesang so belebt und beseelt, daß es gar wunderhübsch in zierlichen Sprüngen und graziösen Attitüden stundenlang sich bewegte, und mich von der Gesellschaft, der es gar nicht an Unterhaltung fehlte, fast abzog und ganz zu sich hinzog. Es geht doch fast

kein Anblick über den eines schönen, frohen Kindes". Daß das Kind zweijährig sein soll, mag wohl, der stundenlangen Produktion in zierlichen Sprüngen nach zu urteilen, ein Irrtum Reichardts sein; das war im Jahre 1808. Zu der gesellschaftlichen Rolle, die frühreife Kinder bei den Romantikern spielten, vgl. z. B. die Tochter Karoline Schlegels.

S. 142, Z. 29. *tanzte.* Vgl. Mignons Tanz in „Wilhelm Meister" II. Buch 8. Kap. S. 131 f. Die Szene wiederholt sich in der Romantik bis zu der im Mondschein tanzenden Fiametta in Immermanns Epigonen.

S. 142, Z. 39. *der schönen kleinen Bajadere.* Vgl. Goethe „Der Gott und die Bajadere".

S. 143, Z. 25. *Kotzebue.* Im Tagebuch erwähnt E. sehr häufig dessen Stücke (vgl. Register), im „Erlebten" X S. 401, Z. 26; S. 419, Z. 7, äußert er sich sehr geringschätzig über ihn, desgl. Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands I S. 226, 279—281, 296; II S. 3, 111.

S. 144, Z. 7. *Thyrsusschwinger.* Weichberger S. 37 hatte auf Loeben geschlossen. Er hatte sich dabei besonders (vgl. auch Anm. zu S. 144, Z. 15 f.) auf ein „Dithyrambe" betiteltes Gedicht Loebens im „Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers" 1808 S. 204 gestützt, das beginnt mit den Versen:

Fasse mich, Sturm der Liebe,
Daß ich entgegen, entgegen
Stürze dem Zug
Trunkener Thyrsusschwinger.
Sei mir gegrüßt,
Lieblich grünender Stab,
Neues Zeichen der Gnade,
Thyrsus des Kreuzes
Sei mir gegrüßt.
Wasche mich, Blut des Lammes,
Daß ich rein,
Daß ich wert sei, zu wandeln
Mit im orgischen Zug,
Daß ich schwinge den Thyrsus.

In „Krieg mit den Philistern" spielt E. auf dieses Gedicht an mit den Worten:

Den Stab hier brech ich aus Holunderhecken
Als Thyrsus unverblüht der schlanke Stecken.
Und wie ich trunken hoch den Thyrsus schwinge,
Wird er zum Kreuz und zieht geweihte Ringe.

E. hatte wohl im ganzen Loebens Kreis im Auge. Denn die Behauptung Hermann v. E.s in der Biographie W. I, daß Loeben sich und einen seiner Freunde in „Ahnung und Gegenwart" persifliert glaubte, wird durch den Briefwechsel bestätigt, wenn auch nicht ausschließlich im Sinn von Weichbergers Hypothese. Nach dem Briefe Loebens XIII S. 63 und dem Kommentar Eichendorffs daselbst ist unter dem Dithyrambisten einer der gemeinsamen Freunde persifliert, unter dem „Schmachtenden" Loeben selbst. Wegener S. 38 zieht mit Recht die Tagebuchstelle vom 6. Dez. 1807 heran (vgl. Anm. zu S. 144, Z. 15) und das Wortspiel S. 157, Z. 31 und S. 167, Z. 9. Dadurch wird der Thyrsusschwinger identifiziert mit E.s, dem Kreise Loebens angehörigem Heidelberger Jugendfreund Gerhard Friedrich Abraham Strauß. Vgl. Register zu XI. Zu dieser Annahme paßt auch das Gedicht „Abschied", das Loeben seinem Freunde Strauß gewidmet hat, in dem es heißt:

Halte das Kreuz du empor, und den Thyrsus,
Ich rett aus den Fluten das Schwert.

Gedichte von O. H. Graf von Loeben, herausg. von R. Pissin, Deutsche Literaturdenkmale Nr. 135, Berlin 1905 S. 36.

S. 144, Z. 15 f. *Dithyrambe von Gott, . . . und dem Karfunkelstein . . .* Weichberger S. 38 weist hier hin auf Loebens Gedicht „Der Gang im Walde", Wegener S. 38 auf die Tagebuchnotiz XI S. 220, Z. 24 „Strauß dithyrambische Deklamation vom Karfunkelstein".

S. 144, Z. 21 f. *schmachtendem Ansehn.* Nach dem Briefe Loebens vom 20. Oktober 1814 und E.s Kommentar dazu besteht kein Zweifel, daß mit dem Schmachtenden Loeben gemeint sei. Loeben schreibt (XIII S. 63, Z. 5 ff.): „Ich lasse mir es nicht nehmen, daß Du so im Schmachtenden eine kranke Lebensperiode eines Menschen darstellen wolltest, der mir allerdings näher steht als der nächste Herzensfreund — gestehe mir nur, daß ich recht habe". Und E. fügt als Randglosse hinzu: „Ja, Du hast

recht, Du guter, lieber Freund". Vgl. dazu auch Anm. zu S. 146, Z. 2 ff. und S. 166, Z. 39 ff.

S. 144, Z. 30. *eine Seele.* Vgl. Anm. zu S. 139, Z. 11: „Die Sander verstand mich tief".

S. 144, Z. 33. *einzelne Laute.* Ähnliche Wendungen ließen sich in Loebens Briefen eine ganze Reihe zusammenstellen.

S. 144, Z. 35. *Priesterleben.* Vgl. z. B. XIII S. 20, Z. 9 Loebens Absicht, in ein Kloster zu treten.

S. 145, Z. 13. *Mir will ew'ger Durst nur frommen.* Vgl. Goethe, Noten zum „Westöstlichen Divan" (Zweifel): „Auch ihre Mystik sollte uns ansprechen, sie verdiente wenigstens eines tiefen und gründlichen Ernstes wegen mit der unsrigen verglichen zu werden, die in der neuesten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentlose Sehnsucht ausdrückt; wie sie sich denn schon selbst parodiert, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durst nur frommen
Nach dem Durste." IV S. 386.

S. 145, Z. 20. *Ein Wunderland ist oben aufgeschlagen.* Unter dem Titel „Sonette 3. Teil" W. I S. 77 f. Weichberger S. 38 weist hin auf folgende Verse aus Loebens „Reisebüchlein" (S. 131):

Hoch über mir durch Höhen
Hör ich die Ströme gehn,
Es reißt sich Flut an Flut.
Oft schauervolles Dunkel,
Dann plötzliches Gefunkel,
Aus Lichtung neuer Mut.

S. 146, Z. 1. *Haufen Sonette.* Für die Sonettenmanie in der Romantik vgl. z. B. in der Einsiedlerzeitung die Satire von Görres „Die Sonettenschlacht bei Eichstädt" und Arnims „Geschichte des Herrn Sonet und des Fräuleins Sonete, des Herrn Ottav und des Fräuleins Terzine" (vgl. Neudruck Pfaff S. 253 und S. 349).

S. 146, Z. 2. *priesterliche Feierlichkeit.* Wörtlich aufgenommen und auf Loeben bezogen „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" II S. 205.

S. 146, Z. 6—10. *auf den Beruf . . . Anstalten dazu.* Wörtlich aufgenommen und auf Loeben bezogen „Geschichte der

poetischen Literatur Deutschlands" II S. 205. *Das ursprüngliche freie tüchtige Leben, das uns ergreift.* Vgl. Fragment des Briefes an Brentano XII S. 249, Z. 20 f. „das frische, freie, reine, herrliche Wesen, das uns oft seltsam vorkommt". . . .

S. 146, Z. 15. *Er erinnerte . . .* Von hier ab bis S. 157, Z. 35 fehlt die Stelle im „Erlebten".

S. 146, Z. 31. *Gräfin Romana.* Nach Hermann von Eichendorff S. W. I 56 soll ein lebendes Vorbild aus der Wiener Zeit zu Grunde liegen. Weichberger S. 20 weist auf die Herzogin Wilhelmine von Sagan-Biron hin, die Freundin Metternichs, die der Mittelpunkt des damaligen galanten Lebens in Wien war. E. selbst bestreitet ein lebendes Vorbild, und beteuert, die Idee dazu ganz in sich selbst gefunden zu haben (XIII S. 62, Z. 2 ff. und Anm.). Romana steht in der Tradition des genialischen, dämonischen Weibes, wie es zur Zeit des Sturms und Dranges und der Romantik in der Literatur geherrscht hat; Fäden führen hinüber zur Lucinde, zur Komtesse Blainville in Tiecks „Lovell", zur Gräfin Amalia („Agnes von Lilien"), zur Gräfin Violetta („Godwi"), zu Philine („Meister"), auch auf Tassos Armida hat schon W. Menzel und neuerdings ausführlich Weichberger S. 21 f. hingewiesen. Die Gestalt kehrt bei E. wieder mit Rominta („Der letzte Held von Marienburg"), Juanna („Dichter und ihre Gesellen"), Diana („Entführung"), Zilie („Ezelin von Romano"), Fausta („Julian") und Julia („Lucius").

S. 147, Z. 14. *Weit in einem Walde droben.* Unter dem Titel „Die wunderliche Prinzessin" W. I S. 465 ff. Zum Gedicht und dem folgenden Abschnitt vgl. den Entwurf im Lesartenband.

S. 151, Z. 39 ff. *mit der Kron' geschmücket.* Vgl. den Entwurf: „Unter andern auch Loeben in Krone und Ornat mit Vortragung eines Werkes"; „Krieg den Philistern" W. III S. 434: „Delitio (mit Krone und langem Purpurmantel)"; ferner in diesem Bande S. 280, Z. 5 ff.

S. 152, Z. 30. *Die Jungfrau Maria.* Die „himmlische Jungfrau", wie es bei Loeben immer wieder heißt, war das Zentrum für die katholisierenden Neigungen der Romantiker. Vgl. dazu z. B. Arnim, „Dolores" II S. 33: „Er sagte, daß er die Mutter Gottes sehe, die sie an ihn drücke und einen Kranz von Rosen mit den Worten über sie halte: Folge mir nach. Dolores . . .

rief: Ich fühle sie, ich fühle ihren Atem, er ist heiß, wie der Orient und wie die Liebe einer Mutter".

S. 152, Z. 36. *Vernünftelns in der Religion.* Gemeint ist der Rationalismus und die Aufklärung.

S. 153, Z. 5. *beliebigen Dichtungsstoff.* Gemeint ist hier im besonderen wohl A. W. Schlegel, der vor allem in seinen Berliner Vorlesungen (I. Kursus, Mythologie) den Katholizismus vom rein ästhetischen Standpunkt, sozusagen als bloße Mythologie auffaßt.

S. 153, Z. 16. *Gräfin Dolores.* Arnims Roman, erschienen zur Ostermesse 1810 (28. Mai verschickt A. die ersten Exempl.), machte einen großen Eindruck auf die beiden Brüder Eichendorff. In dem Entwurf (vgl. Lesartenband) heißt es: „Dolores. Ganz durchdrungen ins Leben". 1810 schreibt Loeben an die Brüder: „Es freut mich, daß Du an der Gräfin Dolores endlich eine fremde Dichtung gefunden, der Du wahre, unausgesetzte Aufmerksamkeit geschenkt". . . XIII S. 238. — 1814 erwähnt Wilhelm v. E. den Roman in einem Briefe an Joseph XIII S. 39. In die Titelüberschriften der Geschichte Marienburgs, in die Einleitung der Schrift über die Romantik und in die Schrift über den Roman 1851 S. 259 klingt er hinein. — In der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" (II S. 57) verherrlicht E. den tiefen, sittlichen Ernst, der tragisch durch die Dichtung geht.

S. 154, Z. 28. *bedeutender.* Das Wort noch in dem stärkern Sinne, in dem Goethe es gebraucht.

S. 156, Z. 2. *halbbezogene Gitarren.* Vgl. die Beschreibung von Brentanos Zimmer in Berlin Tagebuch XI S. 257, Z. 8: „Chaos von Guitarren, Büchern etc.".

S. 157, Z. 4. *Der dithyrambische Thyrsusschwinger.* Vgl. Anm. zu S. 144, Z. 7.

S. 157, Z. 14. *Friedrichs großmütige Meinung.* Die Stelle spiegelt vielleicht E.s Verhältnis zu Loeben um diese Zeit: den Dichter kann er nicht mehr schätzen, dem Menschen ist er gut und er bedauert ihn.

S. 157, Z. 31. *Strauß.* Vgl. Anm. zu S. 144, Z. 7.

S. 157, Z. 35. *Es ist nichts künstlicher.* Von hier bis S. 158, Z. 24 nimmt das „Erlebte" X S. 430, Z. 23 ff. den Text wieder auf.

S. 158, Z. 3 f. *von ewiger Freundschaft und heiligem Bunde.* Ob hier ebenfalls das sich leise vollziehende Auflösen der Freundschaft mit Loeben und seinem Kreis anklingt?

S. 158, Z. 10. *Wortgepräng. Vgl.* S. 167, Z. 1 „Sprachgepränge".

XIII. Kapitel.

S. 160, Z. 2. *von der Residenz ins Land* . . . Ähnliche Ausflüge der Brüder von Wien aus auf Güter der Verwandten und Freunde verzeichnet das Tagebuch. Vgl. z. B. September 1811 die Reise nach Seebarn und Grußbach XI S. 288 ff.

S. 160, Z. 12. *der Weg.* Vgl. zu diesem ganzen Abschnitt den Entwurf im Lesartenbande. Er zeigt, daß als Szenerie hier Heidelberg dem Dichter vorgeschwebt, was man bei einem Ausflug aus der „Residenz" gewiß nicht vermuten würde. Das lehrt Vorsicht vor zu gewagten Hypothesen, die man auf den inhaltlichen Zusammenhang des Romans hat aufbauen wollen. Der hiehergehörige Satz lautet: „Wie der Graf zur Gräfin reitet am schönen Morgen, hört er in den gewundenen Heidelberger grünen Bergschluchten [hier ausnahmsweise diese Form in der hs.] immerfort eine ihm bekannt scheinende Stimme romantisch begleiten, die die Echo immerfort wiederholt. Echoprobieren Leontins. Er findet die beiden im Wirtshause im Grünen am Tische". . . .

S. 161, Z. 11. *mit der Luft zu fechten* . . . Vgl. Don Quixote.

S. 161, Z. 15 f. *Don Quixote, Lamm Gottes* . . . Über diese litaneiartigen Anrufungen bei den Romantikern vgl. A. Sauer, Kleists Todeslitanei, Prag 1907 und neuerdings die Abhandlung „Liebeslitaneien" in der Festschrift zur 17. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Reichenberg 1912 S. 83 ff.

S. 161, Z. 22 f. *jedesmal neu an seinen schwarzen Augen.* Hier gewiß (vgl. Anm. zu S. 168, Z. 29) spontaner Ausdruck der Wirkung, die Brentano auf E. gemacht hat.

S. 162, Z. 1. *wie Abällino.* Abällino, der große Bandit, Trauerspiel in 5 Akten von Zschokke. E. erwähnt es Tagebuch XI S. 93, Z. 17; S. 121, Z. 28.

S. 162, Z. 8. *eine Bande Schauspieler.* Anlehnung an „Wilhelm Meister“ I. Buch.

S. 162, Z. 11 f. *Bürgerlicher Seelenadel.* Anspielung auf Ifflands rührselige Stücke.

S. 162, Z. 17. *schillerndes Stück.* Die Romantiker im allgemeinen lehnten Schiller ab. Für E. vergleiche auch S. 177, Z. 25, ferner „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ I S. 296, wo er von der „bis auf den heutigen Tag noch nicht abgebrochenen Heeressäule“ von Schillers Nachahmern spricht, „die wie auf Tugendstelzen über die Weltgeschichte dahinschreiten, und unsere Bühne neuerdings mit einer rein conventionellen Poesie überflutet haben“. Auch in seiner Schrift „Zur Geschichte des Dramas“ Leipzig 1854 S. 163 wendet er sich gegen die „Schillerschen Redeblumen“.

S. 162, Z. 31. *einen jungen Menschen.* Die Geschichte des Studenten und seines Mädchens wiederholt sich in „Dichter und ihre Gesellen“ mit Otto und seiner Geliebten.

S. 163, Z. 5 f. *bei seinem Abzuge von der Universität.* Vgl. das erste Kapitel.

S. 164, Z. 23. *Verwildertes.* Der Ausdruck ist charakteristisch für die Romantik. Vgl. Brentanos „verwilderten Roman“ Godwi, ferner E. in „Ahnung und Gegenwart“ S. 206, Z. 8; S. 217, Z. 23; S. 247, Z. 29; S. 248, Z. 4; S. 254, Z. 20; S. 270, Z. 17; S. 290, Z. 13; S. 319, Z. 31.

S. 164, Z. 37 f. *ziemlich vertraulich.* Vielleicht schwebte das Entgegenkommen Philinens im „Wilhelm Meister“ vor.

S. 165, Z. 20. *Wie die Stimme in der Wüste.* Biblisch, vgl. Matth. III, 3.

S. 165, Z. 32. *ihm ins Gesicht lachten.* Vgl. den Entwurf, Lesartenband: „Die Leute behandeln den Faber mit Scheu, weil ihn Leontin heimlich für verrückt ausgegeben“.

S. 166, Z. 9 f. *ästhetische Teegesellschaft.* Vgl. das vorhergehende Kapitel.

S. 166, Z. 12. *durch die Lüneburger Ebne mit Aussicht auf Heidekraut.* Vgl. Tagebuch Hamburger Reise, XI S. 133, Z. 8 ff. „Wir witterten gar bald, daß wir uns in Zerbinos Lande der Aufklärung befänden — Sandebene und Aussicht auf Heidekraut“.

S. 166, Z. 22. *Ich kann dir.* Von hier ab bis S. 168, Z. 3 wörtlich zitiert im „Erlebten“ X S. 431 f.

S. 166, Z. 32. *Dampf von Kuhmist.* Vgl. „Erlebtes“ X S. 390, Z. 7 ff. „Der Wirtschaftshof, dessen gemeine Atmosphäre besonders den Damen ganz unerträglich schien, war in möglichste Ferne zurückgeschoben“. . . .

S. 166, Z. 39. *des simplizianisch-teutschen* bis S. 167, Z. 3 *Redensarten.* Wörtlich aufgenommen und auf Loeben bezogen in der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ II S. 205. Den Simplicissimus hat E. sehr hochgehalten, vgl. „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands“ I S. 131—134. Die erste Bekanntschaft mit dem Roman verdankt er wohl Brentano. Vgl. Tagebuch XI S. 255, Z. 21 f.: „Er schickte mir . . . 2 Teile des herrlichen Simplicissimi“. In Breslau kauft er sich auf der Heimreise dann selbst ein Exemplar XI S. 261, Z. 13. Die Ankündigung der Einsiedlerzeitung enthielt ein Bild des deutschen Michels.

S. 167, Z. 9. *Strauß.* Vgl. Anm. zu S. 144, Z. 7.

S. 167, Z. 14. *Shakespeare.* Seiner Verehrung für Shakespeare gibt E. immer wieder Ausdruck. Vgl. Briefe XII S. 60, Z. 32 f. (an Schön): „Shakespeare ist und bleibt doch der Meister, erfrischend für alle Zeiten“, an Schön, Zitat aus Shakespeare XII S. 106, Z. 9; an Schön, ebenfalls Zitat von Junker Tobias in „Was ihr wollt“ XII S. 135, Z. 14 ff.; Shakespeare wird auch erwähnt im „Politischen Brief“ X S. 346, Z. 14 f.; S. 347, Z. 17; wiederum Junker Tobias im Erlebten X S. 389, Z. 6 f.

S. 167, Z. 16. *Und besäße ich eine Legion selbst. . . .* Vgl. „Was ihr wollt“ III. Akt, 4. Szene.

S. 167, Z. 30. *O Jemine . . .* Die Antwort Marias an Malvolio „Was ihr wollt“ III. Akt, 4. Szene. Vgl. auch Anm. zu S. 68, Z. 7.

S. 168, Z. 15 ff. *hat schöne Talente und sich . . . erwiesen.* Die Durchbrechung des parallelen Baues häufig bei E. Vgl. Anm. zu S. 34, Z. 24.

S. 168, Z. 21. *Lustig auf den Kopf, mein Liebchen.* Unter dem Titel „Die Geniale“ W. I S. 256. Zum Motiv vgl. R. M. Meyer „Geschichte eines komischen Motivs“ Euphorion III

S. 109 f. Walzel im Euphorion VII S. 813 f. weist auf die auf dem Rücken liegende und mit den Beinchen in die Höhe gestikulierende Wilhelmine der „Lucinde“ hin. Von Landshut 1809 schreibt Brentano an Arnim (Steig I S. 273) über Fr. Schlegel: „Er sprach vom Krieg, wie Wilhelminchen mit den Beinchen in der Höh“. . . . Da Brentano (vgl. folg. Anm.) an dieser Stelle zweifellos Vorbild für Leontin war, so dürfte angenommen werden, das E. unmittelbar eine Redensart Brentanos benutzt hat, und die Stelle würde ergeben, daß E. doch bis in kleine Züge mit der Persönlichkeit Brentanos vertraut war.

S. 168, Z. 29 f. *wild und unzüchtig . . . zügellosen Gruß.* Vgl. Entwurf im Lesartenband: „Leontin spricht zügellos und unzüchtig von ihr wie Brentano“.

S. 168, Z. 36. *Renommisterei am Ende sich selber aufreiben werde. . . .* Spricht, bei aller Bewunderung, die er Brentano zollt, für des jungen E.s klares, richtiges und reifes Auffassen.

S. 169, Z. 1. *Es stand wie eine Zauberei.* Es schwebte E. hier keine wirkliche Szenerie vor. Vgl. Entwurf: „dann freie, phantastisch schöne Beschreibung ihres Zauberschlosses“. . . . Weichbergers Hinweis (S. 40) auf Tassos „Befreites Jerusalem“ (15. Gesang) dürfte also kaum gegründet sein.

S. 169, Z. 18 ff. *schimmernde Wasserstrahlen . . .* Für die Szenerie vgl. Anm. S. 19, Z. 18 ff.

S. 169, Z. 21. *Ein wunderschöner Knabe . . .* Vielleicht schwebte der bildschöne Jockei Lisettens in der „Lucinde“ vor (Lehrjahre der Männlichkeit). Für das Motiv vgl. auch in diesem Bande S. 101, Z. 29 ff.

S. 169, Z. 27. *Tanne.* Vgl. Anm. zu S. 53, Z. 38 f.

S. 170, Z. 35. *Die Züge des Erbprinzen . . .* Verzahnung. Vgl. S. 214, Z. 21.

S. 171, Z. 6 ff. *nahm die Gitarre . . .* Die ganze Szene erinnert an den Nachtbesuch Florentins in Venedig, vgl. z. B.: „Sie legte die Guitarre hin, und zog eine Schelle, ein Lakay in reicher Livree trat herein und brachte Erfrischungen, sie setzte sich nun auf den Sopha dicht am offenen Balkon und verzehrte einige Orangen, die sie erst mit großer Zierlichkeit schälte. Die un-

bedeutendste Bewegung gefiel mir an ihr". . . . („Florentin" S. 201 ff.)

S. 171, Z. 30. *Magen* . . . Das Bild vom Magen auch sonst bei E. Vgl. S. 314, Z. 11 ff.

S. 172, Z. 14. *Wenn die Sonne lieblich schiene* . . . Unter dem Titel „Der wandernde Musikant" 2. Teil. W. I S. 8.

S. 172, Z. 15. *wie in Welschland.* Vgl. Arnim, „Dolores" II S. 240:

Nach Wälschland schweift mein feiner Sinn,
Ich bin von Luft getragen,
Die Wolken ziehn den Wagen,
Es rollet laut mein Sinn darin. . . .

S. 173, Z. 28. *Romana unangekleidet* . . . Die Nachtszene geht zurück auf „Wilhelm Meister" V. Buch, 12. und 13. Kap. S. 359. Brentano hat den Besuch aufgenommen im „Godwi", Dor. Schlegel im „Florentin" S. 201 ff.

S. 173, Z. 31 ff. *Die langen schwarzen Haare* . . . Vgl. Anm. zu S. 24, Z. 32 ff.

S. 174, Z. 1. *Vergangen ist der lichte Tag* . . . Unter dem Titel „Nachtlied" W. I S. 384 f. Die letzte Strophe besonders zeigt starken Einfluß des Liedes „Komm Trost der Nacht" aus dem Simplicissimus. Vgl. Anm. zu S. 44, Z. 12.

XIV. Kapitel.

S. 176, Z. 3. *In der Residenz.* Vielleicht zu Beginn des Wiener Winters 1811 niedergeschrieben.

S. 176, Z. 17 f. *die Straße ziehn.* Anklang ans Volkslied.

S. 176, Z. 24. *den wir schon aus Rosas Briefe kennen.* Verzahnung. Vgl. S. 112, Z. 32 ff.

S. 177, Z. 20. *Jene Frau vom Hause. Verzahnung.* Vgl. S. 141, Z. 24.

S. 177, Z. 25. *O, ich möchte Millionen glücklich machen*... Parodie auf Schillers Lied „An die Freude": „Seid umschlungen, Millionen". Vgl. für das Verhältnis zu Schiller auch S. 162, Z. 17.

S. 179, Z. 2. *Das oberste Dach.* Die ganze Darstellung hier mit der winterlichen Szenerie Gegensatz zu S. 171, Z. 15.

S. 179, Z. 10. *Goethes Faust.* Vgl. auch S. 262, Z. 13 und Anmerkung.

S. 179, Z. 23. *altes Lied aus dem dreißigjährigen Kriege.* Nachklang aus dem Wunderhorn.

S. 179, Z. 29. *Wir aber wenden uns.* Das persönliche Eingreifen des Dichters ist echt romantisch. Hier liegt vielleicht ein neuer Ansatz in der Niederschrift des Romans.

S. 179, Z. 32. *nächtelang voller Gedanken unter Büchern ...* Das ist die Lebensweise der Brüder während der Vorbereitung auf die Staatsexamen. Vgl. das Tagebuch durchgehends in der Wiener Zeit, besonders in den Übersichten am Schluß der einzelnen Monate.

S. 179, Z. 34. *Schule des Ernstes für bessere, beschauliche Gemüter.* Hier zeigt sich, trotz des buntbewegten Außenlebens, das Reifen des innern Lebensernstes beim jungen Eichendorff während der Wiener Zeit.

S. 180, Z. 22 f. *himmelschreiende Mahnung der Zeit.* Hier deutet E. die Ursache an, die auch ihn zur innern Reife gebracht. Trotz aller tollen Jugendlust, die das Tagebuch gerade in den Jahren von Deutschlands Erniedrigung widerspiegelt, zeigen sich doch auch schon dort Spuren eines ernsteren Sinnes. Vgl. z. B. Tagebuch XI S. 163, Z. 24 ff. (10. Dezember 1806): „Hier vereinigte sich zwar alles die Sache so romantisch als möglich zu machen: der schöne reine Morgenhimmel — Waldhornsklang hier und dort aus fernem Hintergrunde unaufhörlicher Kanonendonner (wahrscheinlich aus Breslau.) — Demohngeachtet kam mir unter dieser männlich starken Donnerwolke unsere Jagd heute bis zur Bangigkeit klein, unthätig und dumm vor“. — Die Wiener Zeit ließ dann, freilich erst nach und nach, das ernste Empfinden die Überhand gewinnen. Mit dieser ganzen Stelle im Roman von Z. 6 ab steht in zum Teil wörtlichem Zusammenhang eine Notiz im Berliner Nachlaß Bl. 2 a, die sich (sieh Anmerk. zu S. 93, Z. 34) in die Wiener Zeit datieren läßt. Es heißt dort: „Morgengesang. Große Gedanken gehn in mir. Das Spiel der Poesie genügt mir nicht. Gott laß mich was Rechtes vollbringen . . . Denn die Poesie, die nicht aufs Ganze Bezug hat, ist ein leeres Spiel“.

S. 180, Z. 25. *Venusberge.* Das Motiv des „Marmorbildes“, die Tannhäusersage, tritt uns bereits frühzeitig in E.s Schaffen entgegen.

S. 180, Z. 33 f. *Studium der Staaten.* Erlebnis E.s aus der Wiener Zeit.

S. 180, Z. 39. *alte Bücher.* Das hier nicht einmal sachlich motivierte Beiwort ist charakteristisch für die Romantik, es ist Gefühlskreis von Wackenroder, Tieck, Novalis. Vgl. S. 180, Z. 2 uralte Schönheit, S. 187, Z. 15 alte Bilder, S. 187, Z. 18 alte Geschichten. Das Beiwort „alt" wurde auf 150 Seiten des Romans 48mal gezählt.

S. 181, Z. 1. *glänzendes Kind.* Charakteristisches Motiv für die Romantik. Vgl. z. B. Tieck in „Sternbalds Wanderungen".

S. 181, Z. 11. *sah ungewöhnlich ernsthaft.* „Sehen" für „aussehen" öfter bei E. Vgl. z. B. S. 73, Z. 4.

S. 181, Z. 27 ff. *so gehe mit mir unter, als Sonne.* Der Stil und das Motiv erinnern an Novalis.

S. 181, Z. 34 ff. *rüstige Freunde . . . aus verschiedenen Zonen . . .* Vielleicht denkt E. hier an seinen eigenen Wiener Kreis, zu dem der Hannoveraner Fr. Schlegel, die Berliner Dorothea Schlegel, Philipp Veit und Adam Müller, der Lausitzer Loeben, der Sachse Körner, der Mährer Hoffbauer gehörten.

S. 182, Z. 7 f. *freudenlose Ehe.* Die Stelle ist ein Hauptargument für Weichberger (S. 29), den Minister mit Metternich zu identifizieren. Metternich hatte, nach seinem lockern Dresdener Leben, die häßliche Gräfin Eleonore Kaunitz geheiratet. Wie der Minister (Z. 5) „brave aber schwächere Männer" unterdrückt, so hatte Metternich den Grafen Stadion verdrängt.

S. 182, Z. 15. *Leontin in einem abgelegenen Quartiere.* Da Leontin auch sonst Züge von Philipp Veit trägt, dürfte man hier vielleicht an die Wohnung Fr. Schlegels denken, bei dem Veit damals wohnte. Dorothea Schlegel schreibt darüber am 23. Okt. 1811 an ihren Sohn Johannes Veit in Rom: „Wir bewohnen jetzt ein ganz kleines Häuschen auf der Bastei mit der schönsten Aussicht und der besten Luft, die man in Wien haben kann". Raich, „Dorothea Schlegel und deren Söhne". Mainz 1881. B. II S. 53 f.

S. 182, Z. 17 f. *mit Faber zusammenwohnend.* Vielleicht dürfte man hier an Fr. Schlegel denken.

S. 182, Z. 22. *Ihn jammerte seine Zeit.* Vgl. S. 180, Z. 14 f.

S. 183, Z. 7 f. *einem großen Schwerte seiner Ahnherrn.* Vgl. das Schwert Dryanders in „Dichter und ihre Gesellen", ferner E.s Gedicht „Klage" W. I S. 154:

Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt.

S. 184, Z. 28 f. *Der Nachsommer der Begeisterung* . . . Im Stile Jean Pauls.

S. 185, Z. 11 f. *Er saß in einem schlechten Überrocke.* Da E. selber in den Randglossen zu Loebens Brief XIII S. 60 auf Goethes „Egmont" hinweist, so erübrigt es sich auf alle Hypothesen über des Erbprinzen Verhältnis einzugehen. Höchstens könnte, in ganz allgemeinen Umrissen, am meisten noch für das Milieu, auf E.s Beziehungen zu dem Bürgermädchen in Rohrbach bei Heidelberg, hingewiesen werden. Vgl. Tagebuch XI S. 222 ff. Für die Szene im besonderen vgl. z. B. Egmont III Klärchens Wohnung. Eine begeisterte Schilderung einer Egmontvorstellung in Lauchstädt gibt E. Tagebuch XI S. 141, Z. 15 ff.

S. 185, Z. 13 f. *auf einem Schemel, beide Arme auf seine Knie gestützt und sah zu ihm hinauf.* Wörtlich aus der Bühnenanweisung Egmont III letzte Szene herübergenommen: „Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schoß und sieht ihn an". VII S. 182. Die Szene gehört zu den seltenen in E.s Dichtung, wo das Milieu des Mittelstandes gewählt ist.

S. 186, Z. 6. *sein hohes Mädchen.* Vielleicht Anlehnung an den „hohen Herrn" im „Käthchen von Heilbronn". Vgl. auch S. 207, Z. 18, S. 213, Z. 6 und E. selbst meint XIII S. 60 Anm. 1 „Der Prinz soll ja eben ein bloßer Nachahmer des Erdichteten, Gelesenen sein".

S. 186, Z. 19. *Wann der kalte Schnee zergangen.* Unter dem Titel „Der Schnee" W. I S. 434.

S. 187, Z. 15. *alter Bilder.* Die Szene erinnert an Arnims „Dolores" I S. 77 ff., wo der Graf Dolores die Heiligenbilder der Nonnen bringen will und kein Verständnis findet. Vgl. auch Anm. zu S. 104, Z. 25 und S. 180, Z. 39.

S. 187, Z. 28. *Genoveva.* Vgl. Anm. zu S. 53, Z. 27.

S. 188, Z. 9. *Gott steh dem Adel bei.* Charakteristisch für die gesunde Auffassung E.s, der trotzdem sein Leben lang Aristokrat durch und durch geblieben war.

S. 188, Z. 10 f. *seine einzige Unterscheidung und Halt.* Für die syntaktische Fügung vgl. S. 34, Z. 24.

S. 188, Z. 19. *Busen, dessen Weiße die schwarz herabgeringelten Locken . . .* Das typische Motiv. Vgl. Anm. zu S. 24, Z. 32; vgl. auch Tageb. XI S. 303, Z. 10 (Choristin) „Schwarze, lange Haare aufgelöst".

S. 188, Z. 29. *Maskenballe.* Verzahnung. Vgl. S. 123, Z. 38.

S. 188, Z. 31. *von der kleinen Marie herauskam.* Vgl. S 128, Z. 22.

S. 188, Z. 39. *Schreibzeug lag umher.* Auch Mignon im „Wilhelm Meister" beschäftigt sich gerne mit Schreiben. Vgl. II. B. 12. Kap. IX S. 152. Der Rest das Kapitels lehnt sich im ganzen an die Mignonszenen im „Meister" an.

S. 189, Z. 9. *Die Wolken ziehn immerfort . . .* Vgl. S. 267, Z. 18 ff.

S. 189, Z. 34. *Verstorbener wohne.* Verzahnung. Vgl. S. 277 ff.

S. 190, Z. 8. *Es weiß und rät es doch keiner.* Unter dem Titel „Die Stille" W. I S. 237. Krüger S. 151 weist hin auf Mignons Lied im „Meister" V. B. 16. Kap. IX S. 390.

S. 190, Z. 20. *Ich wünscht', ich wäre ein Vöglein.* Vgl. Wunderhorn „Wenn ich ein Vöglein wär". Jubiläumsausgabe S. 153.

XV. Kapitel.

S. 191, Z. 2. *Schwül und erwartungsvoll.* Das Bild scheint sonderbar in der Vorfrühlingsstimmung.

S. 191, Z. 9. *Der Glaube ist tot.* Stil des Novalis.

S. 191, Z. 12. *gewitternder Druck.* Vgl. S. 50, Z. 35.

S. 191, Z. 15. *wieder auf seine Studien.* Vgl. E.s eigene Studien in der Wiener Zeit.

S. 191, Z. 23. *Wir aber stürzen uns . . .* Vgl. Anm. zu S. 179, Z. 29.

S. 192, Z. 2. *Schaukeln und Ringelspiele.* Der Wurstlprater in Wien.

S. 192, Z. 5. *Die Allee.* Die Allee am Wurstlprater.

S. 193, Z. 5. *Freundschaft zwischen ihm und der Natur.* Vgl. das romantische Naturempfinden überhaupt. Im Entwurf (vgl. Lesartenband) erscheint die Gräfin auf ähnliche Weise an die Natur gebunden. Sie spricht: „Ich warf geblendet einen glänzenden Ring auf die Erde und bin ihr als Braut vermählt; sie strebt in Bäumen und Blumen nach mir. Ich kann von der Erde nicht lassen. . . . Ach! in Morgenrot und Lust alles das recht ans Herz zu drücken!" Ebenso spricht auch Rudolf S. 316, Z. 10 f. mit Bäumen und Felsen.

S. 193, Z. 17. *abschweifend von der Sinnes- und Ausdrucksart* . . . Wie Mignon im „Wilhelm Meister". Vgl. z. B. III. B. 1. Kap. „Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen; die kindliche Unschuld des Ausdrucks verschwand, indem die gebrochene Sprache übereinstimmend und das Unzusammenhängende verbunden ward". . . . IX S. 163.

S. 193, Z. 33. *Das Geheimnis seiner Kindheit hütete* . . . Wie Mignon im „Wilhelm Meister".

S. 194, Z. 6. *Ich kann wohl manchmal singen.* Unter dem Titel „Wehmut" I. Teil. W. I S. 80.

S. 194, Z. 26. *nußbraunen Locken.* Anklang ans Volkslied.

S. 195, Z. 3. *wie damals.* Vgl. S. 189, Z. 38 f.

S. 195, Z. 8. *mitten in der Nacht, als riefe ihn ein Freund.* Dieselbe Situation wie S. 173, Z. 24 ff.

S. 195, Z. 11. *Herzbruder.* Der aus dem Simplicissimus übernommene Ausdruck war stehende Anrede zwischen Arnim und Brentano in der Heidelberger Zeit.

S. 195, Z. 16. *blies der Postillon.* Der ganze Abschnitt von S. 195, Z. 5 bis S. 196, Z. 8 enthält bereits alle Motive, die sich später verdichten in dem Lied „Es schienen so golden die Sterne", der Verkörperung romantischer Sehnsucht. Vgl. Dichter und ihre Gesellen IV S. 247.

S. 195, Z. 24. *dunkel dichten.* Die Verbindung von Adverb und Adjektiv liebt E. sehr, in späterer Zeit, vgl. „Dichter und ihre Gesellen", wird der Gebrauch noch häufiger. Vgl. z. B. auch S. 197, Z. 21 „wildbunte"; S. 335, Z. 8 „dumpf stiller".

S. 195, Z. 28. *Leontin erzählte ein Märchen.* Im ganzen Kapitel ist Brentano Vorbild für Leontin. In Berlin (vgl. Tagebuch XI S. 258, Z. 22 „Märchen") hat wahrscheinlich Brentano selbst E. von seinen Rheinmärchen erzählt, an denen er eben arbeitete.

S. 196, Z. 4 ff. *In dem Städtchen . . . Nur einzelne Nachtigallen . . .* Vgl. Tagebuch XI S. 188, Z. 4 ff.: „In einem Dorfe wechselten wir schon sehr spät die Pferde und kamen um 1 Uhr nachts in Brünn an, und zwar recht romantisch, indem von allen Fenstern Nachtigallen schlugen, und zwei junge Menschen auf der Straße schön zur Guitarre sangen". . . .

S. 196, Z. 19. *den königlichen Rhein.* Der plötzliche Wechsel des Schauplatzes stimmt nicht mit dem Zusammenhange. Wenn unter der Residenz Wien verstanden ist, was zweifellos der Fall ist, so können Friedrich und Leontin nicht von Mitternacht (S. 195, Z. 7) bis Sonnenaufgang (S. 196, Z. 22) an den Rhein gelangt sein. Weichbergers Vermutung (S. 33), daß die Darstellung auf die Rheinreise Arnims und Brentanos zurückgeht, hat also viel Wahrscheinlichkeit für sich. Eichendorff mag davon durch mündliche Mitteilungen gehört haben, bezeugt ist jedenfalls, daß E. die Darstellung im „Wintergarten" kennen konnte, er las ihn im Dezember 1811 Tageb. XI (S. 303, Z. 39; S. 304, Z. 6). Der Umstand kommt für die Datierung des II. Buches in Betracht. Vgl. auch Anm. zu S. 200, Z. 21. — E. stellt sich mit dem Schluß des Kapitels in die Rheinpoesie der Zeit. Dies hat O. Walzel in seinem Aufsatz „Rheinromantik" („Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts", Leipzig 1911 S. 256 ff.) übersehen.

S. 196, Z. 22 f. *die Sonne ging eben prächtig auf.* Vgl. Anm. zu S. 3, Z. 2.

S. 196, Z. 25. *rüstige Schwimmer.* Vgl. Anm. zu S. 105, Z. 16.

S. 196, Z. 29. *die Weihe der Kraft.* Wohl in Anlehnung an das gleichnamige Drama von Zacharias Werner. Vgl. Tagebuch XI S. 256, Z. 14, wo E. ausführlich über eine Vorstellung desselben berichtet.

S. 197, Z. 5. *zwei Jägerburschen.* Weichberger S. 33 spricht die Vermutung aus, daß der Spaziergang Bettinas und der Gün-

derode von Frankfurt auf die grüne Burg (1801), von dem E. vielleicht durch Arnim erfahren, vorgeschwebt habe.

S. 197, Z. 28 f. *Wo ein Begeisterter steht* . . . Von Loeben als Motto gewählt für seinen Brief vom 20. Oktober 1814. Vgl. XIII S. 58.

S. 197, Z. 32. *ein fremder junger Mann.* Eine ähnliche Situation kehrt wieder zu Anfang des „Politischen Briefes" X S. 345, Z. 15 ff.

S. 198, Z. 5. *magnetischer Zug.* Vgl. die Naturphilosophie der Romantik.

S. 198, Z. 6. *der ewige Bund.* Vgl. S. 158, Z. 3.

S. 198, Z. 10. *Schillers Don Carlos.* Vgl. S. 162, Z. 17 und S. 177, Z. 25.

S. 198, Z. 22 f. *Der Schmachtenden in der Residenz.* Verzahnung. Vgl. S. 141, Z. 24 ff.

S. 198, Z. 26. *treu und tugendhaft.* Vgl. für die Herzenswirren der Sander Tagebuch XI S. 258, Z. 9.

S. 198, Z. 29. *diese neuen Heloisen.* Vgl. Rousseaus Roman „La nouvelle Héloïse".

S. 199, Z. 9 f. *bestieg schnell eine hohe Tanne.* Vgl. Anm. zu S. 53, Z. 38.

S. 200, Z. 7 ff. *zwei Jägern* . . . Bei dem Spaziergang, den Arnim mit Bettina Brentano und Fräulein von Günderode 1801 von Frankfurt aus auf die „grüne Burg" machte (vgl. Anm. zu S. 197, Z. 5), warteten die drei unter einem Kastanienbaum den Regen ab, und Arnim schlug seinen grünen Mantel um die Mädchen. Das Erlebnis mag E. aus Erzählungen bekannt gewesen sein (vgl. Weichberger S. 33).

S. 200, Z. 21. *in das Städtchen hinunterkamen.* Weichberger S. 33 f. weist auch hier für die ganze Darstellung hin auf Arnims und Brentanos Rheinreise (vgl. Anm. zu S. 196, Z. 19). Weichberger gibt folgende Parallele: „Ich sehe Dich nicht dabei, mein Clemens, wie ich Dich sonst gesehen, . . . klingend und singend zu den schwebenden Schäflein auf Himmelblau wie in die schwarze Tiefe bei Osteins Felsenburg, glänzend Deine Augen zum prasselnden Donner, zum brausenden Regen, der uns in alten Ritterburgen belagert hielt, spielend Deine Worte am warmen, stillen Abende vor den Türen in Weinlauben am rau-

schenden Ufer, wenn Du den schönen Töchtern des Städtleins neue Melodien lehrtest für ihre alten Lieder von dem goldnen Hause auf Bergen".

S. 200, Z. 26. *Nachtigallen schlugen wieder.* Vgl. S. 196, Z. 4 ff.

S. 201, Z. 6. *Es ist schon spät, es wird schon kalt.* Unter dem Titel „Waldgespräch" W. I S. 431. Wegener S. 68 weist für die Eingangszeilen hin auf Goethes „Erlkönig". Das Loreleimotiv stammt aus dem „Godwi".

S. 201, Z. 28. *Da zersprang.* Stil der Volksballade.

S. 202, Z. 28 f. *wäre auf einmal alles still.* Vgl. S. 253, Z. 4.

S. 203, Z. 12. *Fahrende Blitze erhellten inzwischen.* Die Situation wie S. 93 ff.

S. 203, Z. 22. *Wir sind so tief betrübt, wenn wir auch scherzen.* Unter dem Titel: „Sonette. An A. . . . 1. Teil". W. I S. 151.

XVI. Kapitel.

S. 205, Z. 8 f. *fühlte sie . . . die entsetzliche Lücke . . . und daß alle Tugenden . . .* Zur syntaktischen Fügung vgl. S. 34, Z. 24.

S. 205, Z. 17 f. *ein ganz neues Leben . . .* Der Gedanke von „Schuld und Buße" hat besonders die jüngere Romantik ganz durchdrungen. Zu Beginn des Kapitels, in ihrer Reue, trägt Romana Züge von Arnims Dolores.

S. 205, Z. 20. *den wir dort kennen gelernt.* Verzahnung. Vgl. S. 169, Z. 21.

S. 205, Z. 24. *häuslichen Frauen der Nachbarschaft.* Auch Arnims Dolores lernt auf ähnliche Weise erst später den Wert der Landedelfrauen in ihrer Nachbarschaft kennen. (Vgl. I S. 339 f.), mit denen sie früher (I S. 122) keinen Umgang gewollt.

S. 205, Z. 27. *die sonst Tag und Nacht offen standen.* Verzahnung. Vgl. S. 170, Z. 24 und S. 239, Z. 29 f.

S. 206, Z. 16. *Rakete.* Das Bild kehrt wieder bei E. Vgl. „Erlebtes" X S. 395, Z. 10 ff.: „So ein Lebenslauf verpuffte rasch wie ein prächtiges Feuerwerk mit Geprassel, leuchtenden Raketen und sprühenden Feuerrädern" . . .; ferner die Schrift über die Romantik, Leipzig 1847 S. 1.

S. 207, Z. 9. *Die Schmachtende in der Residenz.* Verzahnung. Vgl. S. 141, Z. 24.

S. 207, Z. 18. *hohen Feind und Freund.* Vielleicht Anklang an den „hohen Herrn" in Kleists „Käthchen von Heilbronn". Vgl. S. 186, Z. 6.

S. 207, Z. 28 ff. *Die ... Rosse, das schwarze und das weiße, gingen bei dem Anblick von neuem durch mit ihr ...* Das Bild wohl in Anlehnung an „Egmont" II (VII S. 167): „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch; uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken". Goethe hat die Stelle wieder aufgenommen als Schlußworte von „Dichtung und Wahrheit" IV. Teil 20. Kap. (XIII S. 364.)

S. 208, Z. 5 f. *Der eine hatte eine schöne, reiche Braut.* Die Stelle klingt an die Entschuldigungen beim Gastmahl des reichen Mannes in der Bibel an. Vgl. Luk. XIV 18—20, besonders 20.

S. 208, Z. 35. *Brief von dem Gute des Herrn v. A.* Der Brief weckt die Vermutung, daß ein wirkliches Schreiben des Kaplans zu Grunde gelegen habe. Während der Arbeit am Roman verzeichnet das Tagebuch am 16. Nov. 1811 „Einen Brief vom Caplan". XI S. 300, Z. 12. Der Brief dient technisch der Verbindung mit dem ersten Buch.

S. 209, Z. 2. *Sie und der Herr Graf Leontin.* Hier wohl die beiden Brüder Eichendorff, der Brief führt wieder in Lubowitzer Verhältnisse hinein.

S. 209, Z. 8 f. *Abraham a St. Clara.* Vgl. Anm. zu S. 106, Z. 16.

S. 209, Z. 22. *alle meine Wanduhren.* Vgl. auch S. 106, Z. 6; S. 210, Z. 9; S. 262, Z. 10. Über des H. Kaplans „mechanische Künste" vgl. Anm. zu S. 105, Z. 38. Da das Motiv viermal wiederkehrt, so ist, besonders nach S. 262, Z. 10 wohl anzunehmen, daß der Kaplan sich wirklich unter seinen mechanischen Künsten besonders mit Uhrenverfertigen beschäftigt hat, wenn es auch sonst nicht bezeugt ist. Das Uhrenschlagen selbst wird ein ganz eigenes stimmunggebendes Motiv von E.s Dichtung, vgl. z. B. S. 267, Z. 27; ferner „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 231, 238; besonders charakteristisch ist es für E.s Lyrik. Vgl. z. B. S. 260, Z. 6, auch Arnims „Dolores" I S. 56: „Überall schlugen die Uhren erinnernd" . . .

S. 209, Z. 27. *rauche Tabak.* Der H. Kaplan war ein großer Raucher. Am 14. März 1801 notiert der 13jährige E.: „Eine Pfeife vom Caplan bekommen“ Tagebuch I S. 9, Z. 14. Von gemeinsamem Rauchen berichtet das Tagebuch XI S. 152, Z. 20.

S. 209, Z. 34. *tanzte.* Vgl. Anm. zu S. 72, Z. 39.

S. 210, Z. 18. *geschwind über den Gartenzaun.* Vgl. S. 107, Z. 24 und S. 210, Z. 39 f. Erinnerungen an Eichendorffs Braut liegen zugrunde. Vgl. Tagebuch XI S. 273, Z. 21 ff.: „Nachmittags ich mit L[uise] über der Rasenbank auf dem Zaune gesessen. L: sehr munter und außerordentlich liebenswürdig. Über den Zaun gestiegen. (nicht hinsehn)“.

S. 211, Z. 17. *Die niedliche Braut.* Verzahnung. Vgl. S. 86, Z. 3.

S. 212, Z. 3 f. *Die neugeschmückte Frühlingsbühne.* Vgl. S. 139, Z. 32 die Bühne der Nacht; S. 319, Z. 23 „der Winter ... stellte die lustigen Kulissen der Bühne auseinander“; Arnim „Dolores“ I S. 138: „Einsam durchstrich er (Hollin) zum erstenmal die schnell aufgrünende Frühlingsbühne“; ferner „Dolores“ II S. 314:

Und die ganze Frühlingsbühne
Sagt von dir, du schöne Frau.

Vgl. auch E.s Gedicht „Trennung“ W. I S. 287: „Wenn draußen neu geschmückt die Frühlingsbühne“. . . .

S. 212, Z. 6. *Ihm war so wohl zum Weinen.* Charakteristisch für das romantische Empfinden.

S. 212, Z. 8. *schöne Reisekutsche.* Vgl. Anm. zu S. 18, Z.18.

S. 212, Z. 11. *es war Marie.* Verzahnung. Vgl. S. 216, Z. 3.

S. 212, Z. 13. *Die Straße ging nach Italien hinunter.* Dasselbe Motiv beim Studenten in „Dichter und ihre Gesellen“. Friedrich begegnet Marie wirklich das nächste Mal in den Alpen S. 235, Z. 23.

S. 212, Z. 30 f. *die vor einem Seitenaltare . . .* Wie die Gräfin Dolores II S. 136 f. Das Motiv kehrt wieder S. 323, Z. 3 f.

S. 214, Z. 19. *Ich bin durch und durch schlecht.* Der Ausdruck der Reue in seiner ganzen Haltlosigkeit und das Bedürfnis des Geständnisses ist charakteristisch für die Stimmung vieler Romantiker. Für die Gestalt des Erbprinzen mag hier auch

Roquairol in Jean Pauls Titan vorgeschwebt haben. Vgl. z. B. K. D. N. L. B 132 S. 263.

S. 214, Z. 21. *Romana hat mich zuerst verdorben.* Vgl. S. 170, Z. 35.

S. 214, Z. 23. *damals in der Nacht.* Vgl. S. 128, Z. 19.

XVII. Kapitel.

S. 215, Z. 2. *saß frühmorgens am Putztisch.* Die ganze Einleitung entspricht dem Beginn des XII. Kapitels, S. 132 f., wo Romana aus ihrer Jugend erzählt.

S. 215, Z. 3. *Traum.* Vgl. Friedrichs Kindheitsträume S. 49, Z. 27; Friedrichs Traum S. 180, Z. 38. Das Traummotiv überhaupt wird gern berührt, vgl. S. 169, Z. 19; S. 173, Z. 20; S. 263, Z. 36; S. 267, Z. 12.

S. 215, Z. 8. *Kind.* Der Mittelpunkt der Träume in den romantischen Dichtungen ist gern ein Kind. Vgl. den Traum Friedrichs S. 181, Z. 1.

S. 215, Z. 11 ff. *als wäre mein vergangenes Leben und daß ich schon einmal groß gewesen . . .* Zur syntaktischen Fügung vgl. S. 34, Z. 24.

S. 215, Z. 13 ff. *altes Lied, das ich . . . seitdem wieder vergessen habe.* Vgl. die Jugenderinnerungen Friedrichs S. 36, Z. 33 ff.

S. 216, Z. 1. *die kleine Marie, die eine Zimbel . . .* Das Bild wohl in Anlehnung an die Szene auf dem Maskenball S. 123, Z. 14 ff.

S. 216, Z. 20 ff. *langes, blankes Schwert.* Vgl. dasselbe Motiv S. 49, Z. 31 ff.

S. 216, Z. 28. *auf unsern eigenen Schatten . . .* Das Motiv stammt wohl aus Goethes „Märchen", wo die Irrlichter auf des Riesen Schatten über den Fluß setzen sollen. X S. 312.

S. 216, Z. 31 ff. *die zerstreuten Steine . . . wie eingeschlafene Männer.* Vielleicht biblische Reminiszenz an das Gesicht Ezechiels.

S. 216, Z. 37. *altes Ritterbild.* Ein Bild ist ein beliebtes technisches Mittel bei E. Vgl. das Porträt Leontins S. 81, Z. 28 f. und Anm. Das Medaillon Erwins S. 269, Z. 6 und Anm.; das Bild der hl. Anna S. 240, Z. 7; das Ritterbild auf dem Schloß der weißen Frau S. 102, Z. 36; S. 112, Z. 13.

S. 217, Z. 24. *als du auf dem Balle beim Minister.* Verzahnung. Vgl. S. 188, Z. 15.

S. 218, Z. 39. *zur Jagd geladen . . .* Zu denken wäre vielleicht auch hier an die Ausflüge, die E. während der Wiener Zeit zu den Gütern der Verwandten nach Seebarn und Grusbach machte. Vgl. Anm. zu S. 160, Z. 2.

S. 219, Z. 25. *Jagdgesindel, das ein einziger Auerochs.* Zu E.s Urteil über den Adel vgl. Anm. zu S. 188, Z. 9. Diese Jagd bildet das Gegenstück zu der auf dem Jagdgute des Herrn von A. im 8. Kap. Weichberger S. 39 meint dazu: „Eichendorff beabsichtigt hier wohl besonders eine charakteristische Gruppe von Zeitgenossen zu geißeln, die ‚falschen Steyrer', blasierte Gecken und Wüstlinge, reiche Bankierssöhne aus der Residenz, die der unter dem Kaiser Franz herrschenden Scheinvolkstümlichkeit zu Liebe im Sommer in Aussee und Umgegend in graugrünen Wämsern, Schnallenschuhen und Kniehosen den Hof umschwärmten; einige trieben die Maskerade bis zur kleinen steyrischen Fuhrmannspfeife und dem silberbeschlagenen Besteck, ohne beides zu brauchen; ‚dafür rochen sie nach Bisam und Moschus, glätteten fleißig mit dem Kämmchen die Bärte, beguckten sich im Handspiegel und hatten gar keine Waderl nit' (Vehse, Geschichte des öster. Hofs und Adels und der öster. Diplomatie. Hamburg 1852. X. Teil S. 125)". Auch der Erzherzog Johann, — der Darstellung im folgenden Buche liegt die Bewegung unter ihm zugrunde —, galt später als der Typus des Steyrers und Tirolers.

S. 221, Z. 3. *Dämmrung will die Flügel spreiten.* Unter dem Titel „Zwielicht" W. I S. 6 f.

S. 222, Z. 14. *In goldner Morgenstunde.* Unter dem Titel „Der Gefangene" W. I S. 439 ff. Weichberger S. 22 weist, auch des Zusammenhangs wegen, in dem die Romanze steht (vgl. S. 225, Z. 14 f.), auf Rinaldos Betörung durch Armida in Tassos Befreitem Jerusalem hin, vgl. auch S. 225, Z. 15. Übrigens ist es das in der Romantik und bei E. im besonderen immer wiederkehrende Motiv der zauberischen Verlockung.

S. 223, Z. 1. *jener Stimme auf dem Berge.* Vgl. S. 221, Z. 2.

S. 225, Z. 12. *Drachen im Liebeszauber.* Vgl. Tiecks No-

velle „Der Liebeszauber", erschienen im 1. Band des Phantasus, Michaelis 1812.

S. 225, Z. 27. *schallte ihr.* Diese Art von dat. com. bei Verben, wo sie nicht allgemein üblich ist, findet sich auch sonst bei E.

S. 226, Z. 9 f. *fiel atemlos in seine ausgebreiteten Arme.* Das Motiv kehrt wieder. „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 38, Z. 33 f.

S. 226, Z. 19. *neben ihr.* Der Dativ des Pronomen nach Verben der Bewegung, wo man den Akkusativ erwarten würde, auch sonst. Vgl. z. B. S. 293, Z. 10.

S. 227, Z. 35. *mit Entsetzen Romana zu erkennen.* Vgl. S. 245, Z. 33.

Drittes Buch.

XVIII. Kapitel.

Den Hintergrund des Kapitels gibt jedenfalls die Tiroler Erhebung seit 1809. Ebenso eifrig wie E. interessierte sich auch Bettina für die Ereignisse. Vgl. „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", herausg. von Jonas Fränkel. Jena 1906. II. B. S. 19 ff., 23 f., 95, 101, 107. Sie ruft aus: „Ach hätt ich ein Wämslein, Hosen und Hut, ich lief hinüber zu den gradnasigen, gradherzigen Tyrolern und ließ ihre schöne grüne Standarte im Winde klatschen". S. 20. Sie stellt den Tod fürs Vaterland und das Ruhen in der „kühlen gesunden Erde" dem Tun von Goethes Gestalten im „Wilhelm Meister" gegenüber. S. 23 f. Über das Verhältnis der übrigen Romantiker zur Tiroler Bewegung vgl. Walzel, Euphorion III S. 811 f. — 1813 zogen auch Adam Müller und Wilhelm von E. nach Tirol. Diese Erlebnisse konnte E. aber nicht mehr für den Roman benutzen, da er bereits vor seinem Bruder Wien verlassen hatte, unter die preußischen Waffen getreten war und jedenfalls damals den Roman bereits vollendet hat. Wegener (S. 43) führt, nach früheren Feststellungen, weiter aus, daß Friedrich wahrscheinlich in diesem Kap. Züge des Erzherzogs Johann trägt: einzelne Charaktereigenschaften, die leidenschaftliche Liebe zu Tirol, dem er sich mit ganzer Seele hingab und von dem er schweren Herzens Abschied

nahm, als er daraus verwiesen wurde, Vereinsamung in dem gewitterschwülen Wien, Jammer um die Not der Zeit.

S. 232, Z. 15. *sein Pistol.* Im alten Gebrauch als Neutrum. Auch Dorothea Schlegel wendet es so im „Florentin" S. 9 an: „feuerte sein Pistol auf das Tier". Vgl. hingegen S. 16, Z. 2 eine Pistol.

S. 233, Z. 15. *Zeitung.* In der alten Bedeutung von Nachricht, Kunde.

S. 234, Z. 19. *Studenten wiedererkannte.* Verzahnung. Vgl. S. 162, Z. 31.

S. 235, Z. 37. *Schillers Reiterlied.* Vgl. „Wallensteins Lager": „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" Für E.s Verhältnis zu Schiller vgl. Anm. zu S. 162, Z. 17.

S. 236, Z. 29. *In stiller Bucht, bei finstrer Nacht.* Unter dem Titel „Der Tyroler Nachtwache. 1810" W. I S. 165 f.

S. 237, Z. 16. *Seine Komödiantin.* Vgl. S. 163, Z. 20.

S. 237, Z. 21. *Aber seid nur nicht gar so talket.* „talket", töricht, österreichisches Dialektwort. E. sollte, nach Friedrich Schlegels Vorschlag, an Loeben, nach dem Erscheinen des Romans „Arkadien" schreiben (Tagebuch XI S. 308, Z. 18 f.): „Sei doch nicht so talket".

S. 237, Z. 24. *Mein Schatz, das ist ein kluges Kind.* Unter dem Titel „Die Schärpe" W. I S. 289.

S. 239, Z. 23 ff. *das erste Mal, daß es ihm genügte.* Vielleicht persönliches Bekenntnis E.s.

S. 239, Z. 38 f. *gedachte seines . . . Lebens, wie er . . ., an seinen . . .* Zur syntaktischen Fügung vgl. Anm. S. 34, Z. 24.

S. 240, Z. 7. *stellte die heilige Mutter Anna vor.* Ganz ähnlich kehrt im „Florentin" ein Porträt der hl. Anna, wie sie das Kind Maria unterrichtet, leitmotivartig wieder; Florentin findet es im Kabinett des Grafen, Maria trägt die Züge Julianens. (Vgl. ferner S. 49, S. 369 ff.) Der Einfluß des „Florentin" in diesem Kap. macht es fraglich, ob die zweifellos auch vom „Florentin" stark beeinflußte Jugendgeschichte Rudolfs S. 294 ff. einen so stark ausgeprägten eigentümlichen Charakter trage, daß man sie als ein früher verfaßtes gesondertes Fragment ansehen müßte, das erst später in den Roman verwoben worden sei. Die Annahme, daß E. den „Florentin" erst oder wiederum las, da er

in Wien der Verfasserin persönlich nahe trat, hat mindestens sehr viel für sich.

S. 240, Z. 21. *konnte sich durchaus nicht genau besinnen.* Vgl. Anm. zu S. 52, Z. 17.

S. 240, Z. 30. *die weiße Frau.* Verzahnung. Vgl. S. 97, Z. 39.

S. 242, Z. 15. *große Gnade.* Charakteristisch für die Auffassung der Romantik.

S. 242, Z. 21. *soeben die Sonne aufging.* Vgl. Anm. zu S. 3, Z. 2.

XIX. Kapitel.

S. 243, Z. 28. *einen Mann.* Die stark realistisch gezeichnete Figur mit ihrem Milieu berührt eigentümlich in Eichendorffs übrigem Schaffen.

S. 244, Z. 19. *Inwendig sah man.* Vgl. Anm. zu S. 14, Z. 4.

S. 245, Z. 33. *zum letzten Male.* Vgl. S. 227, Z. 35.

S. 247, Z. 9 f. *ihr Busen war unanständig fast ganz entblößt.* Vgl. S. 123, Z. 14.

S. 248, Z. 24. *Der müde Leib ruhte schön und fromm, da ihn die heidnische Seele nicht mehr regierte.* Der Gegensatz erinnert an den von Moles in Besitz genommenen reinen Leib Biondettens in den Romanzen vom Rosenkranz.

XX. Kapitel.

S. 250, Z. 6. *beim Antritt seiner Reise.* Vgl. S. 11, Z. 1. In diesem, die einzelnen Bücher technisch bindenden Kapitel führt E., nach Goethes Art, die Handlung wieder nach frühern Örtlichkeiten zurück. Indem er die ganze Entwicklung seit dem Ausgangspunkt gegenwärtig hält, bringt er sie auf diese Weise, durch den Gegensatz von früher und jetzt, doppelt zum Bewußtsein und schließt so auch äußerlich den Ring.

S. 250, Z. 19. *der alte Harfenist.* Vgl. S. 11, Z. 15.

S. 250, Z. 24. *mit seinem Ringe.* Vgl. S. 11, Z. 32.

S. 251, Z. 7 f. *Damals segelten seine Gedanken . . . mit den Wolken . . .* Vgl. S. 7, Z. 27.

S. 251, Z. 23. *seinen Bruder.* Neben „Herzbruder“ die Anrede zwischen Arnim und Brentano.

S. 251, Z. 33 f. *Abenteuer in der Mühle.* Vgl. S. 14, Z. 14 ff.

S. 251, Z. 35. *Der Schlag der Eisenhämmer.* Vgl. S. 13, Z. 12.

S. 252, Z. 8. *die berüchtigte Waldmühle.* Vgl. S. 14, Z. 14.

S. 252, Z. 22. *In einem kühlen Grunde.* Unter dem Titel „Das zerbrochene Ringlein" W. I S. 438. Vgl. „Müllers Abschied" Wunderhorn S. 67; „Schäfers Klagelied" von Goethe I S. 53 und das Lied „Da steh ich an meinem Fenster" Dolores I S. 73.

S. 253, Z. 12. *Das ihm damals in der Mühle hinaufgeleuchtet.* Verzahnung. Vgl. S. 14, Z. 28.

S. 253, Z. 14. *jenes wunderschöne Kind.* Verzahnung. Vgl. S. 47, Z. 8.

S. 253, Z. 19 f. *Auf dem Bilde der heiligen Anna.* Verzahnung. Vgl. S. 240, Z. 6 ff. und Anm.

S. 253, Z. 36 ff. *auf dem Boden sitzend . . .* Vgl. S. 98, Z. 16 ff., dieselbe Situation.

S. 254, Z. 3 f. *Das Unschickliche ihrer einsamen Lage.* Vgl. S. 62, Z. 16 und Anm.

S. 255, Z. 7. *mit beiden Armen auf seine Knie gestützt.* Vgl. S. 185, Z. 14 und Anm.

S. 255, Z. 14 f. *von dir Abschied nahm.* Vgl. S. 220, Z. 31.

S. 255, Z. 32. *die Donau sah ich wie eine silberne Schlange.* Vgl. S. 199, Z. 21 f. „Den Rhein seh ich kommen" . . .

S. 256, Z. 15 ff. *vor Juliens Gegend . . .* Die Szenerie führt hier zurück zum dritten und den folgenden Kapiteln des ersten Buches.

S. 256, Z. 22 f. *den blauen Strom.* Die Landschaft von Lubowitz.

S. 257, Z. 21. *einen flüchtigen Streifzug durch den alten schuldlosen Garten.* Am Garten hing als ihrem Kindheitsparadies der Brüder Herz. Ganz ähnlich wie hier Leontin durch den schuldlosen Garten, so streift nach langen Jahren, als sie die Heimat verloren, 1838, Wilhelm v. E. auf der Durchreise durch den Lubowitzer Park, ins Haus wagt er sich nicht, und berichtet an Joseph. Vgl. Briefe XIII S. 147 f.

S. 257, Z. 23 f. *stieg übern Zaun in den Garten.* Diese Manier der Einführung Leontins (vgl. S. 274, Z. 24), ironisiert E. in „Viel Lärmen um nichts" W. IV. S. 172 f.: „Ein junger Mann nämlich in leichter Reisekleidung und einer Guitarre im Arm, hatte sich soeben über den Zaun in den Garten geschwungen;

ein Jäger saß noch auf dem Zaune, beide waren bemüht, einem kurzen wohlbeleibten Manne gleichfalls herüber zu helfen. ‚Sind eurer nicht noch mehr dahinter?‘ — fragte der Jäger mit pfiffiger Miene. ‚Dummes Zeug!‘ erwiderte der Dicke, mühsam kletternd und halb zu dem andern gewendet; ‚ihr habt immer solche absonderliche Streiche im Kopf, und meint, es sei poetisch, weil's kurios ist. Da brauch ich keinen solchen nichtswürdigen Zaun dazu, ich trage die rechte Himmelsleiter allezeit bei mir‘."

S. 258, Z. 6. *Hoch über den stillen Höhen.* Unter dem Titel „Der Reitersmann" W. I S. 445—448. Vgl. die „Loreley" im „Godwi". Der Entwurf auf Blatt 1 im Berliner Nachlaß läßt sich durch eine Notiz auf der Rückseite in die Wiener Zeit datieren.

S. 261, Z. 20. *jenen gehässigen Reiter.* Vgl. S. 256, Z. 29.

S. 261, Z. 25. *oder überhaupt zu einem Manne.* Vgl. S. 214, Z. 36.

S. 261, Z. 30. *Goethes Fischerin.* Die Verse bilden die zweite Strophe des Schlußgesanges. XIX S. 94.

S. 262, Z. 1. *über den Gartenzaun.* Vgl. S. 257, Z. 23 u. Anm.

S. 262, Z. 4 f. *an dem kleinen Häuschen Viktors.* Vgl. Anm. zu S. 105, Z. 34.

S. 262, Z. 13 f. *Ich guckte der Eule in ihr Nest.* Vgl. „Faust" I (Walpurgisnacht) V. 3969 f.:

> Da guckt ich der Eule ins Nest hinein.
> Die macht ein paar Augen. V S. 173;

vgl. ferner S. 179, Z. 10.

S. 262, Z. 24. *einen ungeheuren Krug voll Wein.* Vgl. Tagebuch XI S. 65, Z. 37 f. „Nachmittag den H. Caplan durch die plötzliche Überraschung zu Boden geschmettert und bis Abends Wein gesoffen".

S. 263, Z. 9. *das Herz im Leibe zerspringen möge.* Vgl. „Es schienen so golden die Sterne" IV S. 247, Z. 35: „Das Herz mir im Leibe entbrennte".

S. 263, Z. 20. *mein Schloß und Garten.* Zur syntaktischen Fügung vgl. S. 34, Z. 24.

S. 264, Z. 1 f. *damals in der Nacht.* Vgl. S. 261, Z. 20.

S. 264, Z. 6. *voreilig geschwätzigen Andeutungen.* Vgl. S. 108, Z. 31 ff.

S. 264, Z. 12. *er war zum Dichter berufen.* Vgl. Entwurf, Lesartenband: „Die Freier singen, wir sind nur Dichter". . . .

S. 265, Z. 3. *machte ein Sonett darauf.* Vgl. den Erbprinzen S. 213, Z. 26.

S. 266, Z. 5. *Das Stübchen, das sie in Beschlag nahmen...* Die Situation ist ähnlich wie die der Reisegesellschaft (Florentin, Graf, Juliane) im „Florentin".

S. 266, Z. 20. *damals in dieser Stube.* Vgl. S. 14, Z. 23.

S. 266, Z. 21. *rätselhafte Gestalt.* Vgl. S. 252, Z. 18.

S. 266, Z. 34. *jenes alte Lied.* Vgl. S. 36, Z. 33 ff. und Anm.

S. 266, Z. 38 f. *schlief der Bediente quer über der Schwelle.* Vgl. „Viel Lärmen um nichts" W. IV S. 196: „ein Diener lag auf der Schwelle ausgestreckt wie ein Toter".

S. 267, Z. 4. *durchdringenden Schrei.* Das Ende Erwins entspricht dem Tod Mignons im „Wilhelm Meister". Vgl. VIII. B. 5. Kap. (X S. 133) „Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für tot nieder".

S. 267, Z. 5. *Zither gebrochen.* Symbolisch; Erwin erscheint wie eine Verkörperung vom Genius der Musik.

S. 267, Z. 18. *Es war ein tiefes, weites, rosenrotes Meer....* Vgl. Erwins Phantasien S. 189, Z. 9 ff.

S. 268, Z. 5. *phantastische Kleidung.* Vgl. S. 80, Z. 20.

S. 269, Z. 6. *Medaillon.* Das Motiv findet sich ebenfalls im „Florentin", wo Juliane an der Brust ein Miniaturbild Clementinens trägt, die auch auf dem entsprechenden Gemälde die hl. Anna vorstellt.

S. 269, Z. 12. *Züge der kleinen Angelina.* Vgl. S. 47, Z. 8.

S. 269, Z. 15. *auf dem Heiligenbilde.* Vgl. S. 240, Z. 7 ff.

XXI. Kapitel.

S. 270, Z. 10 f. *auf den Garten hinausgeht.* Vgl. S. 24, Z. 7.

S. 270, Z. 20. *in jener Nacht auf dem Rheine.* Vgl. S. 204, Z. 5.

S. 270, Z. 23. *die beiden Jäger.* Vgl. S. 200, Z. 7.

S. 271, Z. 29. *ihrer alten Knabentracht.* Vgl. S. 80, Z. 20.

S. 271, Z. 34 f. *daß Erwin wirklich dasselbe Mädchen sein müsse.* Vgl. S. 14, Z. 25 ff. Es ist schwer einzusehen, wie Krüger S. 146 und S. 149 Erwin und das Müllermädchen für zwei verschiedene Personen halten und dieses mit der „längst entschwundenen Jugendgespielin", also Angelina, identifizieren kann, da sie doch (vgl. S. 307, Z. 28) Rudolfs und Angelinens Tochter ist.

S. 272, Z. 27. *einen Handwerksmann.* Ansatz realistischer Darstellung. Vgl. auch Anm. zu S. 243, Z. 28.

S. 272, Z. 36. *Milch und Honig.* Biblisch.

S. 273, Z. 34 f. *Pracht und Herrlichkeit.* Biblisch.

S. 274, Z. 20. *in dem großen Walde.* Vgl. S. 267, Z. 35.

S. 274, Z. 30. *diese schmalen Pfade.* Vgl. „Erlebtes" X S. 392: „und ein wüstes Gehölz mit wenigen Blumen und vielen ärgerlichen Schlangenpfaden, auf denen man nicht vom Fleck und zum Ziele gelangen konnte, mußte den neuen Park bedeuten".

S. 275, Z. 36. *ein wahrer Surrogat-Tempel für allen Geschmack.* Vgl. zum Vorhergehenden „Erlebtes" X S. 392, Z. 26 ff.: „Und sofort finden wir denn dieselbe Anarchie auch in dem neuen Garten wieder: idyllische Hütten und Tränenurnen für imaginäre Tote neben schauerlichen Burgruinen, Heiligenkapellen neben japanischen Tempeln und chinesischen Kiosks". . . .

S. 276, Z. 12. *Aushängetafeln mit Inschriften.* Vgl. „Erlebtes" X S. 392, Z. 31 ff.: „und damit in der totalen Konfusion doch jeder wisse, wie und was er eigentlich zu empfinden habe, wurden an den Bäumen als gefühlvolle Wegweiser Tafeln mit Sprüchen und sogenannten schönen Stellen aus Dichtern und Philosophen ausgehängt" . . .; ferner in der Probearbeit X S. 184, Z. 17 ff.: „Ein solches memento mori mit seiner, wenn auch oft plumpen, Andeutung des Unendlichen war immer besser, als die mit schlechten Versen besudelten, geschwätzigen Zeugen, die uns jetzt an jedem schönen Platz die Bäume entgegenstrecken, und die mit ihrer sentimentalen Zudringlichkeit nur die Geistersprache der Natur verstören".

S. 276, Z. 19 f. *Freut euch des Lebens!* Vgl. S. 114, Z. 25.

S. 276, Z. 20. *Zotten.* Das Wort ist in dieser Form im 16./17. Jahrhundert geläufig, besonders im „Simplicissimus".

S. 277, Z. 25. *überschwengliche Aussicht.* Der Blick vom Berge ist ein Lieblingsmotiv auch von E.s Lyrik.

S. 277, Z. 28 f. *Da erinnerte sich Friedrich auf einmal; das ist ja meine Heimat! rief er.* In der gleichen Situation ist Fortunat in „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 3, Z. 7 ff.

S. 277, Z. 39. *Grabmal.* Verzahnung. Vgl. S. 189, Z. 34.

S. 278, Z. 19. *Porträt.* Vgl. S. 269, Z. 8.

S. 279, Z. 14 f. *Wem dient Ihr?* Diese Art der kurzen Fragen ist Stil des Novalis. Vgl. z. B. „Ofterdingen" IV S. 193: „Was suchst du? sagte die Sphinx; mein Eigentum, erwiderte Fabel. — Wo kommst du her? — Aus alten Zeiten. Wer wird dir beistehen?"

S. 280, Z. 5 ff. *langen, breiten Talare . . . einer Art von Krone . . . einem langen Hirtenstabe . . . Schwebetritte.* Vgl. Anm. zu S. 151, Z. 39 ff. Für Loebens Beziehungen zur Hirtendichtung vgl. Anm. zu S. 35, Z. 35 f. Weichberger S. 26 deutet den Karfunkelsteinsucher als eine Parodie von Zacharias Werner, oder vielmehr von dessen Famulus Theobald im „Martin Luther". Eher ist aber Loeben und sein Kreis gemeint. Vgl. Tagebuch XI S. 220, Z. 24. Zum *Schwebetritte* vgl. die Schrift über die Romantik, Leipzig 1847 S. 286: „Sie [Bettina] nennt diese neue Religion Schwebe-Religion".

S. 280, Z. 11. *eines kalkuttischen Hahnes.* Vgl. „Viel Lärmen um nichts" W. IV S. 205 „rot und blau im Gesicht wie ein kalekuttischer Hahn".

S. 280, Z. 17. *Karfunkelstein.* Wie kurz vorher (1810) Jens Baggesen in seinem Almanach, so verspottet auch E. die Karfunkelpoeten. Vgl. Tagebuch XI S. 220, Z. 24: „Strauß dithyrambische Deklamation vom Karfunkelstein"; den Dichter Linde in „Wider Willen", wie er der Gräfin einen Zyklus von Sonetten überbringt:

Wie der göttliche Karfunkel
Brünstge Flammen schickt durchs Dunkel;

Delitio in „Krieg den Philistern": „Sieh, den Karfunkel schau ich in der Kluft". . . . Vgl. Castelle S. 55 ff.

S. 282, Z. 16. *hundemäßig durchprügeln.* Vgl. Anm. zu S. 68, Z. 8.

S. 283, Z. 1. *ein Liebchen hinter dem Walde.* Vgl. S. 34, Z. 4; ferner S. 289, Z. 25.

S. 284, Z. 8 f. *jener Abend vor unserer Gebirgsreise.* Vgl. S. 34, Z. 4 ff.

S. 284, Z. 13. *Schnapphahn.* Schon im 15. Jahrh. ist das Wort nachweisbar in der Bedeutung von „berittener Wegelagerer"; in dieser Bedeutung häufig im Simplicissimus.

S. 284, Z. 16 f. *wie er Erwine einmal von der Mauer.* Vgl. S. 37, Z. 1 ff.

S. 284, Z. 27. *unseres Besuches.* Vgl. das IX. Kapitel.

S. 284, Z. 28. *Frau v. A.* Es ist das einzige Mal, daß die weiße Frau diesen Namen trägt. Wohl ein Versehen des Dichters in Anlehnung an Herrn v. A.

S. 284, Z. 28 f. *ein altes Ritterbild.* Vgl. S. 102, Z. 36.

XXII. Kapitel.

S. 286, Z. 14 f. *Dessen Wände sie mit Kohle bemalt fanden.* Vgl. „Dolores" I S. 16: „Ihr Zeichenbuch waren aber die großen weißen Wände im obersten Stockwerke des Schlosses, die sie sehr wunderlich mit allen ihren bekannten Historien in Kohle und Ruß bemalte".

S. 286, Z. 28. *Feuersbrunst.* Vgl. S. 294, Z. 11.

S. 287, Z. 26. *Ein Stern still nach dem andern fällt . . .* Unter dem Titel „Morgenlied" W. I S. 93 f.

S. 289, Z. 1. *Wie dem Schweizer in der Fremde . . .* Walzel, Euph. VII S. 811 weist hin auf das Alphornlied im „Wunderhorn". Vgl. dasselbe Bild im „Erlebten" X S. 388, Z. 34 f.

S. 289, Z. 9 f. *seinen wilden Bruder Rudolf.* Vgl. S. 51, Z. 39.

S. 289, Z. 25. *geht kein Weg zum Liebchen.* Vgl. S. 34, Z. 4 ff. und S. 283, Z. 35.

S. 290, Z. 29. *jene Bilderstube.* Vgl. S. 286, Z. 14.

S. 291, Z. 19. *Das sie damals auf dem Rehe.* Verzahnung. Vgl. S. 20, Z. 7.

S. 291, Z. 20. *Dieselbe.* Die Ausgabe von 1815 hat „sie". Bei dem eigentümlichen Ausgabenverhältnis schien es gewagt, die jedenfalls bessere erste Lesart einzusetzen.

S. 291, Z. 30. *Wahnsinn.* Geistesgestörtheit ist ein Problem und eines der am häufigsten gebrauchten Motive besonders der

jüngern Romantik. Vgl. aber auch schon den Geistesgestörten in „Werthers Leiden".

S. 292, Z. 32 f. *Medaillon von Erwin.* Vgl. S. 269, Z. 6; S. 278, Z. 19.

S. 293, Z. 10. *neben ihnen.* Zum Gebrauch des Kasus vgl. Anm. zu S. 226, Z. 19.

XXIII. Kapitel.

S. 294, Z. 11. *eine große Feuersbrunst.* Vgl. S. 286, Z. 28. Eine Feuersbrunst im heimatlichen Schloß gehört auch zu den frühesten Kindheitserinnerungen von E. selbst. Vgl. Tageb. XI S. 7, Z. 12.

S. 295, Z. 8. *erinnere . . . auf nichts.* E. konstruiert das Verb mit „auf" und „an".

S. 295, Z. 11. *wie ein Schattenspiel.* Vgl. Anm. zu S. 10, Z. 1.

S. 205, Z. 15. *fremden, schönen Schloß und Garten.* Zum folgenden vgl. die Jugendgeschichte Friedrichs S. 47, Z. 4 ff.

S. 295, Z. 18. *am Rheine.* Wie die Rheinreise im 15. Kapitel ist die Stelle wohl Einfluß der Rheinpoesie Arnims und Brentanos. Denn es liegt kein persönliches Erlebnis zugrunde.

S. 296, Z. 9 f. *italienischen Marchese.* Ein solcher spielt auch eine Rolle im „Florentin".

S. 296, Z. 26 f. *alte Zigeunerin.* Gehört zum typischen romantischen Apparat.

S. 296, Z. 38. *unbekannten Knaben.* Vgl. S. 294, Z. 25.

S. 298, Z. 27. *Porträt.* Vgl. S. 278, Z. 19.

S. 298, Z. 31. *Malerei.* Seit Tieck und Wackenroder ist der Maler eine Lieblingsgestalt der Romantik.

S. 299, Z. 1. *Meine Skizzen waren immer besser als die Gemälde.* Charakteristisch für das innerste Wesen der Romantik, die selber ein großes Fragment geblieben ist.

S. 299, Z. 15. *An einem schönen Sommerabende.* Die folgende Darstellung lehnt sich bis in Einzelheiten an Florentins Aufenthalt in Italien an. Vgl. z. B. „Als ich in Venedig war, ließ ich mich in einer der schönen Nächte mit einigen jungen Leuten auf dem Golfo herumfahren . . . ich ging am Ufer des Golfo entlang, freute mich über die entzückende Aussicht, die in glänzendem Mondlicht vor mir lag, und hörte dem Gesang der

Gondeliere zu, und der verschiedenen Musik auf den Gondeln, die hin und her schwammen. So fortwandelnd, sah ich mich auf einmal vor einem Gitter, das ein anmutiges Blumen-Parterr umschloß, von dem die Gerüche die Luft um mich her durchwürzten. Am andern Ende des Parterrs, dem Gitter gegenüber, war ein Haus sichtbar mit einem Balkon, der nur wenig von der Erde erhöht war, auf demselben standen die Türen offen, die nach einem Zimmer zu führen schienen, aus dem ein helles Licht schimmerte, und der Gesang einer weiblichen Stimme, von einer Guitarre begleitet, erscholl". . . . S. 198 ff.

S. 300, Z. 2. *auf den Balkon heraus.* Neben dem „Florentin" schwebt wohl auch die Balkonszene aus „Romeo und Julia" vor.

S. 300, Z. 24. *das feierliche Gelübde.* Ähnlich soll Florentins Schwester nach dem Willen ihrer Mutter Nonne werden. Eine ähnliche Entführungsgeschichte, nur mit anderm Ausgang, findet sich auch bereits dort.

S. 302, Z. 1 f. *In Rom nisteten wir uns . . .* Ähnlich wie Rudolf und Angelina lebt Florentin (S. 171 ff.) als Maler mit der kleinen schönen Römerin und Otto mit seiner Frau in „Dichter und ihre Gesellen".

S. 302, Z. 10. *wie Corregios Bogenschütz.* Gemeint ist wohl der früher Corregio zugeschriebene, bogenschnitzende Eros von Parmeggiannino, ein Gemälde der Wiener Galerie, das noch in Josef Rosas Katalog (1796) als Werk Corregios aufgeführt wird. Vgl. Weichberger S. 42, der die Stelle zur Datierung benutzen will: auf der Rückreise von Paris 1808 habe E. in der Galerie zu Wien das Bild gesehen und habe noch unter seinem frischen Eindruck gestanden, als er nach der Ankunft in Lubowitz die Geschichte Rudolfs niederschrieb.

S. 302, Z. 21. *daß sie sich berauschte. . . .* Ähnlich schildert Arnim („Dolores" I S. 326) den leichten Rausch der Gräfin: „Es ist ungemein reizend, eine schöne Frau sich selber unbewußt von fremder irdischer Kraft höher belebt zu sehen; nur die reine Begeisterung von oben kann noch lieblichere Bewegung und Deutung in ein Gesicht bringen. Der Graf konnte sich nicht satt sehen an der Geliebten; kein Schauspiel hatte ihn je so angezogen

als diese schöne Beweglichkeit, der Glanz der Augen, das Hingeben des ganzen Wesens".

S. 302, Z. 28. *auf einem Landhause bei Rom.* Die Szenerie wie in der Liebesepisode in Tiecks Lovell.

S. 302, Z. 32 f. *finde ich alles leer.* So wird auch Florentin von seiner römischen Geliebten verlassen, desgleichen Otto in „Dichter und ihre Gesellen".

S. 303, Z. 8. *Ich hab gesehn ein Hirschlein schlank.* Unter dem Titel „Der verirrte Jäger" W. I S. 457 f.

S. 304, Z. 14 f. *Dieselbe Zigeunerin.* Vgl. S. 296, Z. 27.

S. 304, Z. 25 f. *auf den letzten Gipfeln der Schweiz.* Vgl. S. 231, Z. 7 „auf die letzte Ringmauer von Deutschland"; S. 297, Z. 18 „die letzte Höhe erreicht".

S. 304, Z. 29. *königlichen Rhein.* Vgl. S. 196, Z. 19.

S. 304, Z. 29 f. *Ich hatte keine Sehnsucht mehr . . . Mit meiner Kunst war es aus.* Charakteristisch für die Auffassung der Romantik.

S. 304, Z. 32. *die Philosophie.* In der Charakterentwicklung Rudolfs schwebt in diesem Teile wohl Faust vor.

S. 305, Z. 5 f. *Des großen Albrecht Dürer und Michel Angelo.* Wohl Erinnerungen an den „Sternbald" und die „Herzensergießungen".

S. 305, Z. 15. *aller sinnlichen Ausschweifungen.* Rudolf trägt Züge Fausts.

S. 306, Z. 25. *Zigeunerhaufen.* Gehört zum typischen Apparat der Romantik.

S. 306, Z. 29. *Mir war recht kannibalisch wohl.* Vgl. „Faust", Auerbachs Keller Vers 2293 „Uns ist ganz kannibalisch wohl" . . . V S. 104.

S. 306, Z. 36. *dieselbe Zigeunerin.* Vgl. S. 296, Z. 26.

S. 307, Z. 25. *in einer Waldmühle.* Verzahnung. Vgl. S. 14, Z. 14 und Anm.

S. 307, Z. 28. *Erwine deine Tochter.* Vgl. Anm. zu S. 271, Z. 34 f.

S. 307, Z. 30. *dieses kleine Bild.* Verzahnung. Vgl. S. 269, Z. 6.

S. 307, Z. 33. *von der Mauer.* Verzahnung. Vgl. S. 37, Z. 7.

S. 309, Z. 18 f. *schwarze Rittertracht.* Vgl. S. 122, Z. 37 und Anm.

S. 309, Z. 25. *Zigeunerhauptmann auf dem Jahrmarkt zu Plundersweilern.* Figur aus Goethes „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern". Vielleicht schweben E. die Verse vor:

Lumpen und Quark
Der ganze Mark . . .
Sind nicht den Teufel wert . . .
Möcht all das Zeug nicht,
Wenn ich's geschenkt kriegt. XVIII 22 f.

S. 310, Z. 22. *Nachts durch die stille Runde.* Unter dem Titel „Die Hochzeitsnacht" W. I S. 484—487.

S. 312, Z. 29. *wie das Haupt der Medusa.* Vgl. S. 305, Z. 33.

S. 314, Z. 20. *der weißen Frau.* Vgl. S. 97, Z. 39 und Anm.

S. 314, Z. 31. *Nächtlich dehnen sich die Stunden.* Unter dem Titel „Der Geist" W. I S. 153.

XXIV. Kapitel.

S. 317, Z. 3. *die Bibel, wie er schon einmal.* Vgl. S. 55, Z. 31 f.

S. 317, Z. 7. *Pilgermantel.* Der Pilger wurde die Verkörperung der mystischen Richtung unter den Romantikern (vgl. Werner, Brentano in seiner Spätzeit), aber auch der Afterromantik. In Loebens Dichtung vor allem kehrt er immer wieder. Sein Loslösen aus diesen Kreisen, die auch ihn eine Zeitlang festgehalten, und seine eigene lebendig frische Stellung in der Romantik hat E. hier wohl auf die glücklichste Formel gebracht durch den Gegensatz des phantastischen tausendfarbigen Pilgermantels und der blanken Rüstung eines Kämpfers Gottes.

S. 317, Z. 21. *Waldeseinsamkeit.* Das durch Tieck für den Stimmungsgehalt der Romantik klassisch gewordene Wort. Vgl. das Lied in „Dichter und ihre Gesellen" IV S. 229, Z. 3:

Waldeinsamkeit,
Du grünes Revier, . . .

S. 317, Z. 26. *Wallfahrer.* Typisches Motiv für die jüngere Romantik.

S. 317, Z. 34. *Laß, mein Herz, das bange Trauern.* Unter dem Titel „Laß das Trauern" W. I S. 83.

S. 318, Z. 23. *die abgefallenen Blätter.* Symbolisch für den Stimmungsgehalt.

S. 319, Z. 35 f. *die Konjunkturen der Gestirne.* Vgl. Kapitel von meiner Geburt X S. 373, Z. 17 ff.

S. 320, Z. 28. *Prior des Klosters.* Soll hier nicht der Pater Hoffbauer vorschweben, den E. im Schlegelschen Kreise öfters getroffen hatte?

S. 321, Z. 17. *Die Jungfrau Europa.* Vgl. Arnim in der „Dolores" II S. 160: „auch er gehörte zu dieser Zahl, die sich Europa in ihrem Kopfe zu einem schönen humanen Ganzen zusammengefabelt hatten, wie die Geographen sonst eine spinnende Jungfrau darin erblickten, die kein anderer unbefangener Mensch wahrnehmen kann".

S. 321, Z. 25. *in einen andern Weltteil.* Auch Florentin will nach Amerika. (S. 17.)

S. 321, Z. 37 f. *der allgemeinen Misere.* Es ist der Druck der „Gegenwart", der damals alle frischen Kräfte lähmte.

S. 323, Z. 3 f. *lag seitwärts vor einem einsamen Altare.* Vgl. S. 212, Z. 30 und Anm.

S. 324, Z. 3 f. *Bei dem Leichenzuge ihres Vaters.* Vgl. S. 320, Z. 13.

S. 324, Z. 22. *aus alter Bekanntschaft.* Anspielung auf die Leitergeschichte (S. 60). Der ganze Abschnitt (vgl. Z. 16 der „langentbehrte Herr Faber") ist vielleicht Selbstironie der Technik.

S. 324, Z. 25. *wie der Metallfürst.* Weichberger S. 43 verwertet diese Anspielung aus Tiecks „Elfen" (vgl. Tiecks Werke, herausg. von G. L. Klee, Leipzig o. J. B. II S. 87) zur Datierung. Denn die „Elfen" erschienen im I. B. des Phantasus Michaelis 1812. Vgl. auch dieselbe Figur in gleichem Auftreten in „Krieg den Philistern", V. Abenteuer W. III S. 434: „Metallfürst bin ich, leuchtend auserkoren".

S. 324, Z. 34. *sie haben sich zu Toren gemacht vor der Welt.* Biblisch. Vgl. I Cor. 4, 10.

S. 325, Z. 8. *wie der steinerne Gast.* In der spanischen Sage von Don Juan wird erzählt, daß er die Tochter eines Komturs entführen wollte, den er im Zweikampf erstach. Die dem Gefallenen errichtete Bildsäule ladet er höhnend zum Abendessen und jener steinerne Gast findet sich wirklich ein und überliefert den Sünder der Hölle. Schiller verwendet das Motiv „Piccolo-

mini“ IV. Akt Schluß des 6. Auftritts: Isolani (auf Max zeigend):

Gebt acht! Es fehlt an diesem steinernen Gast,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

Sieh auch Mozart im „Don Juan“. Vgl. Büchmann, Geflügelte Worte. Berlin 1898 S. 116.

S. 326, Z. 2. *Das Erz von Dodona.* Im IV. Jahrhundert wurde in Dodona aus dem Erklingen von Kupferbecken geweissagt.

S. 326, Z. 14. *alte große Racheschwert.* Vgl. S. 216, Z. 20. Der ganze Abschnitt dient dem Vorbereiten der Stimmung, aus der dann das Lied erwächst.

S. 326, Z. 25. *O könnt ich mich niederlegen.* Unter dem Titel „Klage“ W. I S. 154.

S. 327, Z. 20 f. *wie Shakespeare sagt.* Die Worte waren auch in Tiecks „Phantasus“ (1812 I S. 319) zitiert worden.

S. 327, Z. 29. *Von der deutschen Jungfrau.* Unter dem Titel „Die deutsche Jungfrau“ W. I S. 463. Die Niederschrift der Romanze befindet sich auf dem Entwurf des Dramenfragmentes „Hermann und Thusnelda“, und sollte wohl ursprünglich in Beziehung dazu treten. Der Entwurf zum Drama schließt sich in der Handschrift unmittelbar an die Auszüge aus „Mascous Geschichte der Teutschen“ an, wovon E. im Tagebuch XI S. 303, Z. 26 ff. spricht. Am 20. Dezember 1811 notiert er ins Tagebuch: „Ich fing seit einigen Tagen an am Hermann zu schreiben, ließ es aber und setzte meinen Roman fort“. Jedenfalls fügte E. erst die Romanze in den Roman, nachdem er den Dramenplan vorläufig fallen gelassen, also wohl erst einige Zeit nach dem Dezember 1811.

S. 329, Z. 4 f. *als hörte die Seele in der Ferne.* Die Stelle ist charakteristisch für den Lyriker E.

S. 329, Z. 12. *In Wind verfliegen sah ich, was wir klagen.* Unter dem Titel „Mahnung I. Teil“. W. I S. 164.

S. 330, Z. 2. *babylonische Sprachverwirrung.* Biblisch. Vgl. auch S. 167, Z. 1.

S. 330, Z. 25. *fernste Ferne.* Charakteristisch für den romantischen Sprachgebrauch.

S. 331, Z. 7. *Wo treues Wollen, redlich Streben.* Unter dem Titel „An die Dichter“ W. I S. 134 ff.

S. 333, Z. 8. *Kühle auf dem schönen Rheine.* Unter dem Titel „Auf dem Rhein“ W. I S. 171.

S. 334, Z. 26 f. *Ägypten, dem Lande der alten Wunder.* Das Motiv vielleicht durch Arnims „Isabella von Ägypten“ (Berlin 1812) nahegelegt.

S. 335, Z. 27. *wie Prinz Hamlet.* Vgl. Hamlet I. 5; dazu E.s Gedicht „Mahnung“ 2. Teil. W. I S. 164:

> Wohl mancher, dem die wirbligen Geschichten
> Der Zeit das ehrlich deutsche Herz zerschlagen,
> Mag, wie Prinz Hamlet, zu sich selber sagen:
> Weh! daß zur Welt ich kam, sie einzurichten. —

Ferner Walter in „Wider Willen“ 2. Szene:

> Weh, daß wir auf diese Welt,
> Um sie einzurenken kamen.

S. 335, Z. 63. *um der Gerechten willen.* Biblisch.

S. 336, Z. 7 ff. *landeinwärts* usw. Über das Schicksal Fabers zum Schluß müssen E. und Dorothea Schlegel verschiedener Meinung gewesen sein. Auf Dorotheas Rat scheint E. die Stelle zuerst gestrichen, dann später auf Fouqués Anregung sie wieder eingefügt zu haben. Vgl. Briefe XIII S. 68, Z. 2 ff. und S. 68, Z. 34 f., ferner XII S. 11, Z. 16 ff.

S. 336, Z. 27. *Die Sonne ging eben prächtig auf.* Vgl. S. 3, Z. 2. Minor S. 223 macht darauf aufmerksam, daß der Schluß von „Dichter und ihre Gesellen“ sich eng mit dem von „Ahnung und Gegenwart“ berührt. Das trifft bis auf Einzelmotive und bis auf den Wortlaut zu: „Und als Viktor sich noch einmal auf der Höhe zurückwandte, waren schon alle im Morgenrot verschwunden. Durch eine Waldschlucht nur sah er unten einen schwerbepackten Rüstwagen. . . . So stand er noch lange in Gedanken oben. — Da ging die Sonne prächtig auf“. . . . IV S. 267, Z. 16 ff. Zum dritten Male bringt E. den ganzen Abschnitt in „Viel Lärmen um nichts“ W. IV S. 180.

Inhaltsübersicht.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Register zum Text.

1. Personen.

Der Name des Haupthelden Friedrich ist nicht aufgenommen.

2. Örtlichkeiten.

3. Eingelegte Lieder.

4. Dichter und Dichtungen.

Register zu den Anmerkungen.

Das im Register zum Text bereits Aufgenommene ist nicht noch einmal erwähnt und ist nach den entsprechenden Seitenzahlen in den Anmerkungen nachzuschlagen.

---

1. Motive.

2. Dichter und Dichtungen.

3. Sprache.

Die Zahlen beziehen sich auf die Hauptstelle, wo die Wendung besprochen ist.



Druckfehlerberichtigungen.

S. 112, Z. 7 lies **üppige** statt üppipe.

S. 152, Z. 25 lies sagte **die** Gräfin statt sagte Gräfin.

S. 195, Z. 32 f. lies **Postillon** statt Postillion.

S. 236, Z. 5 und S. 276, Z. 20 lies **Zotte** und **Zotten** statt Zote und Zoten.

S. 263, Z. 20 lies **besetzten** statt besetzen.

S. 266, Z. 27 lies erhob sich **auf** einmal statt sich ein=mal.

